

136.



ARCHIWUM
LEGIONÓW
i N. K. N.

Nr 1699

IE

REUSSISCHE WELT

HISTORISCH-POLITISCHE STUDIEN

VERGANGENHEIT UND GEGENWART

VON

PROF. DR. STANISLAUS v. SMOLKA

MITGLIED DES HERRENHAUSES



WIEN 1916

ZENTRAL-VERLAGSBÜRO DES OBERSTEN POLNISCHEN
NATIONALKOMITEES.

KOMMISSIONS-VERLAG VON GEROLD & CO.

WIEN, I., STEFANSPLATZ 3.

REUSSISCHE WELT

HISTORISCH-POLITISCHE STUDIEN

VERFASST VON DR. STANISLAUS V. SMOLKA

DIE REUSSISCHE WELT.

DR. STANISLAUS V. SMOLKA

VERLAGER DR. F. V. V. V. V. V.



1699

bg. 1631

DIE

REUSSISCHE WELT

HISTORISCH-POLITISCHE STUDIEN

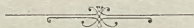
VERGANGENHEIT UND GEGENWART

FRANZ SMOLKA

VON

PROF. DR. STANISLAUS v. SMOLKA

MITGLIED DES HERRENHAUSES



WIEN 1916

ZENTRAL-VERLAGSBÜRO DES OBERSTEN POLNISCHEN
NATIONALKOMITEES.

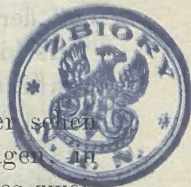
DEM ANDENKEN MEINES VATERS

FRANZ SMOLKA

(1810—1899)

GEWIDMET.

Vorwort.



Wir vermeiden mit Vorbedacht, wie dies der Leser schon wird, jede Anspielung auf die Lösung der mannigfaltigen dieser Schrift berührten Fragen, wie sie sich infolge des zweijährigen Weltkrieges ausgestalten dürfte. Dennoch hoffen wir, daß der Inhalt unserer Erörterungen gerade während dieses Kataklysmus einen Anspruch auf Interesse erheben darf, da hier informatives Material über die Reußische Welt geboten wird — die Reußische Welt, deren unaufhörliche Verwechslung mit Rußland, mit der russischen Nation und mit dem Zarenreich auf Schritt und Tritt zu argen, auch auf rein praktischem Boden bedauerlichen Mißverständnissen Anlaß gibt.

Es kommt dem Verfasser, einem Polen, der sein ganzes Leben lang sich mit der Geschichte Osteuropas beschäftigt hat, in der Tat sonderbar vor, daß die Bezeichnung „die reußische Welt“ — mehr als Bezeichnung der ihr innewohnende Begriff — im vorhinein einer näheren Erläuterung bedarf, und zwar sogar in dem Maße, daß möglicherweise schon der Titel dieses Buches manchen Leser befremden und Nichtleser von seiner Lektüre abwenden wird. Auf die Gefahr hin, das letztere, dem vielleicht durch eine andere Zurechtmachung des Titels vorgebeugt werden könnte, hiedurch selbst zu verschulden, stehe ich doch nicht an, diese Schrift unter dem ihr einzig entsprechenden Titel erscheinen zu lassen, nicht ohne Hoffnung, daß auf diese Weise jenem Begriffe dazu verholfen wird, nach allzulanger Außerachtlassung sich zu der ihm gebührenden Würdigung durchzuringen.

Neu ist keineswegs weder der Begriff noch der ihm vollkommen entsprechende Ausdruck. Um für den einen wie den anderen die ihnen zukommende Stellung in der historisch-ethnologischen Terminologie wiederzugewinnen, braucht man

sogar nicht darauf hinzuweisen, daß Reußen seit undenklicher Zeit in der deutschen Sprache durch eine lange Reihe von Jahrhunderten eben dasjenige bedeutet, was der Verfasser darunter versteht. Ist doch dieser Terminus nur infolge der auf reußischem Boden seit geraumer Zeit vorgekommenen politischen Verschiebungen außer Gebrauch gekommen, ohne daß der Bestand der reußischen Welt als solcher infolge dieser Verschiebungen wesentlichen Abbruch erlitten hätte. Die reußische Welt umfaßt nämlich alle die drei Zweige des alten Reußens — Groß-Reußen, Weiß-Reußen und das sogenannte „Klein-Reußen“ (d. i. den ruthenischen Volksstamm). Von einem kleinen Bruchteil des letzteren abgesehen, unterstehen sie insgesamt seit Ende des XVIII. Jahrhunderts der Herrschaft des Kaisers „aller Reußen“, sind jedoch keineswegs bis nun im Russentum aufgegangen. Es ist sozusagen als Frucht einer gewissen seitens der russischen Ideologie sowie der in ihren Diensten stehenden Geschichtsschreibung und Literatur ausgeübten Hypnose zu betrachten, daß die verschiedenen, sogar in dem offiziellen Titel der Zaren auseinandergehaltenen „Reußen“ von der Mitwelt völlig ignoriert oder als einfache Bestandteile des Russentums anerkannt werden.

Wäre man übrigens geneigt, sich der Täuschung hinzugeben, daß die nationale Einigung des Russentums eine bereits vollbrachte Tatsache sei, und könnte es somit müßig erscheinen, zu dem (vermeintlich) tatsächlichen und sprachlichen Archaismus zurückkehrend, Reußen in sein (vermeintlich) verwirktes Bürgerrecht in der Auffassung der Verhältnisse Osteuropas wieder einsetzen zu wollen: so ist es geradezu unmöglich, auf den Gebrauch dieses Terminus zu verzichten, wenn man von der Vergangenheit spricht. Allerdings sucht man nur zu oft sich ohne dessen Gebrauch in der Behandlung der osteuropäischen Geschichte zu behelfen, wenn nicht auf Kosten der historischen Wahrheit, so doch mit Verzicht auf eine klare, präzise, den tatsächlichen Verhältnissen der betreffenden Epoche Rechnung tragende Auffassung der Begebenheiten und Zustände, ohne auf Schritt und Tritt krassen Anachronismen ausweichen zu können, durch die auch das auf emsigster Quellenforschung begründete geschichtliche Gesamtbild verwischt wird. Nennt man die Weiß-Reußen oder die Ruthenen vergangener Jahrhunderte

kurzweg Russen, so hört dies entschieden auf, eine Frage der terminologischen Spitzfindigkeit zu sein, weil dadurch nicht nur der Leser, sondern auch bedauerlicherweise der Forscher selbst irregeführt wird. Es kommt doch ziemlich auf dasselbe hinaus, wie wenn man die Bewohner des burgundischen Königreichs im XI. Jahrhundert (Provençalen) als Franzosen bezeichnen würde, wobei noch der Unterschied obwaltet, daß die Provençalen in der Folgezeit wirklich Franzosen geworden sind, während es in bezug auf die West- und Süd-Reußen zumindest fraglich erscheint, ob man sie als Russen betrachten darf. So haben auch die deutschen Historiker, die sich mit der Geschichte Osteuropas beschäftigten, noch in den letzten Jahrzehnten — solange die Beeinflussung dieser Kreise durch die russische Geschichtsschreibung noch nicht so weit gediehen war — sich unentwegt des Terminus Reußen bedient, und es ist keineswegs eine Neuerung, wenn der Eine oder der Andere in richtiger Erkenntnis des Tatsächlichen dies auch heutzutage tut — im Gegenteil, eine völlig unwissenschaftliche Neuerung besteht in willkürlicher oder unwillkürlicher Verdrängung dieser Benennung.

Möglicherweise wird man es dieser Schrift als einen konstruktiven Fehler vorwerfen, daß die Reihenfolge der darin behandelten Materien gewissermaßen umgekehrt wurde, indem die historischen Erörterungen mit Voranschickung von zwei Abschnitten statistischen und sprachwissenschaftlichen Inhalts ihren Platz im Zweiten Teile gefunden haben, während der Erste Teil rein Aktuelles oder auf die jüngste Vergangenheit Bezügliches enthält, mit Einschaltung gedrängtester Notizen historischen Inhalts, die zur Beurteilung des Aktuellen unumgänglich notwendig erschienen und im Zweiten Teile weiter ausgeführt wurden. Es sei mir gestattet, zu gestehen, daß ich in dem ersten Entwurfe dieser Arbeit die sozusagen natürliche Reihenfolge der behandelten Stoffe bereits durchgeführt habe, mich dann jedoch veranlaßt sah, das Ganze in der Weise umzuarbeiten, wie es jetzt vorliegt. Sollte es mir gelingen, auf mannigfaltige, die reußische Welt betreffende Probleme die Aufmerksamkeit zu lenken, so schien mir zweckentsprechend, das Aktuelle, das inmitten der seit zwei Jahren sich abspielenden Weltereignisse allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen

dürfte, in den Vordergrund zu schieben. Ein den Fachkreisen fernstehender Leser, der im Augenblicke des in der Geschichte einzig dastehenden Anpralles des Zarenreichs auf Mitteleuropa dem reußischen Problem sein Interesse nicht versagen würde, könnte leicht finden, es sei doch in der gegenwärtigen Zeit zu viel verlangt, sich durch volle 140 Druckseiten mühsam durchzuarbeiten, um zum Aktuellen zu gelangen. In der Form aber, in welcher diese Arbeit dem Leser geboten wird, dürfte vielleicht seine Geduld weniger auf die Probe gestellt werden. Für manchen wird die bündige, im II. Kapitel (S. 21—34) enthaltene Zusammenstellung des wesentlichsten Tatsachenmaterials hinreichen, um bei der Lektüre der Kapitel III—IX (S. 34—174) sich über die geschichtlichen Voraussetzungen des darin behandelten Stoffes im allgemeinen Rechenschaft zu geben. Die Eigenschaft dieses Stoffes — nämlich des Aktuellen — bringt es aber mit sich, daß ein tieferes Eindringen in das Wesen der mit ihm zusammenhängenden Probleme notwendig deren Betrachtung unter historischem Sehwinkel erheischt, wozu der im Zweiten Teile enthaltene Überblick über den Entwicklungsgang aller drei Zweige der reußischen Welt die erforderlichen Anhaltspunkte bieten soll. Dies erschien um so notwendiger, als es dem Leser, dessen Interesse für die aktuellen, in dem Ersten Teile erörterten Probleme geweckt werden dürfte, es ziemlich schwer fallen würde, die für deren Bewertung in Betracht kommenden geschichtlichen Anhaltspunkte — welche doch einem der deutschen Leserwelt recht fernliegenden Gebiete angehören — in den Kreis seiner Erwägungen zu ziehen. Ohne auf verstreute Spezialuntersuchungen zurückzugreifen, die ihm schon wegen ihrer Sprache schwerlich zugänglich wären, müßte er zu Hilfsmitteln Zuflucht nehmen, die, wissenschaftlich oder unwissenschaftlich von der spezifisch russischen Geschichtsauffassung beeinflusst, ihn kaum in die Lage zu versetzen vermöchten, über die behandelten Probleme zu einer eigenen, vorurteilsfreien Ansicht zu gelangen. Der wesentliche Zweck dieser Schrift ist aber, allen, die sich hiefür interessieren, diese Aufgabe zu erleichtern.

Es dürfte wohl niemanden befremden, daß ich als Pole sowohl in den auf das Aktuelle bezüglichen als auch in den historischen Erörterungen dem Entwicklungsgange der ruthenischen

Frage und der Vergangenheit des ruthenischen Volksstammes eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Ich bin aber fest überzeugt, daß die Behandlung dieses Gegenstandes, von wem sie auch in Angriff genommen werden sollte, aus rein sachlichen Gründen dasselbe erforderlich erscheinen ließe. Es gereicht mir zu großer Genugtuung, an meinem Lebensabend, nach mehr als dreißigjährigen, diesem Gegenstande gewidmeten wissenschaftlichen Forschungen, nach noch längerer, inniger, der Entwicklung des Aktuellen, fern von allem politischen Getriebe gewidmeten Teilnahme, in einem so ernsten Augenblicke die Gedankenarbeit der vielen verflossenen Jahre in diesem Bande zusammenfassend vorlegen zu können; ich hoffe auch, daß diese in deutscher Sprache abgefaßte Schrift zu manchen meiner Nation fernstehenden Kreisen Zutritt finden wird. Ich habe sie dem Andenken meines Vaters, des unverbrüchlichen Verfechters eines auf festen Grundlagen zu errichtenden polnisch-ruthenischen Ausgleiches, gewidmet: mitten in der Arbeit hat dem Sohne immer der Gedanke vorgeleuchtet, hie-mit einen Akt der Pietät zu erfüllen. Franz Smolka hatte nie aufgehört, nicht nur als polnischer Patriot im Interesse des nationalen Friedens in seiner engeren Heimat sowie im Hinblick auf die allgemeinen nationalen Interessen seines Volkes, den polnisch-ruthenischen Ausgleich sehnlichst herbeizuwünschen. Er hing an diesem Gedanken mit seiner ganzen Seele, in seiner bis auf den letzten Atemzug des neunzigjährigen Greises immer lebendigen Begeisterung für das politische Ideal, dem er in seinen jungen Jahren sein Leben zum Opfer zu bringen bereit war. Es war bei ihm dieser Gedanke mit seinen Anschauungen über die der Welt drohende „russische Gefahr“ eng verflochten, vor der er in seinen wenig beachteten politischen Schriften zu warnen bestrebt war.¹⁾

Bin ich auch dieser geerbten Tradition unentwegt treu geblieben, so würde ich mich wohl von einem für meine Jahre

¹⁾ Politische Briefe über Rußland und Polen oder die orientalische Frage von einem Polen. Neue Ausgabe. Lemberg 1876. (Die erste Ausgabe war 1868 bis 1869 in zwei Teilen erschienenen.) — *Autriche et Russie par F. Smolka avec une préface de M. Henri Martin*. Paris 1869. Vgl. meinen Aufsatz „Franz Smolkas Anschauungen über die russische Gefahr“ in der Wochenschrift „Polen“, I. Jahrgang (1915), Nr. 8 und 9.

unangebrachten Optimismus hinreißen lassen, wenn ich mich der Hoffnung hingeben sollte, daß meine Ausführungen — es sei dies unverblümt gesagt — unter den heutigen „Ukrainern“ gute Aufnahme finden werden, so aufrichtig auch meine Anhänglichkeit an ihren Volksstamm ist, so sehr ich ihm seine kräftige weitere Entwicklung auf einem gesunden Boden wünsche (S. 128, 150). Allerdings kann ich dies nicht verantworten, ob die Ansichten, die ich hier ausgesprochen habe, auf ungeteilten Zuspruch seitens meiner eigenen Landsleute rechnen dürfen. Sollten jedoch meine Erörterungen nur eine gewisse Anregung zu deren ruhigem Durchdenken geben, könnten sie, wenn nur allmählich, zur Befreiung von dem Bann vielfacher tief eingewurzelter vorgefaßter Meinungen verhelfen, die dem nationalen Frieden entgegenwirken, so würde ich mich glücklich fühlen, die Arbeit, deren Frucht hier vorliegt, nicht gescheut zu haben.

Ich kann mir vorstellen, wie leicht der Zweck einer solchen Arbeit wie die hier vorliegende verfehlt werden kann, wenn durch unwesentliche Einzelheiten die Geduld eines dem Gegenstande fernstehenden Lesers in Anspruch genommen und seine Aufmerksamkeit von den Grundlinien der Darstellung abgelenkt wird. Deshalb habe ich dies, soviel ich es vermochte, zu vermeiden gesucht, indem ich zugleich beabsichtigte, die in meiner Darstellung gebotenen allgemeinen Umrisse eines dem Leser wohl zumeist fremden Gegenstandes durch eine auf Einzelheiten eingehende Erörterung der wesentlichsten Momente in einzelnen Exkursen zu vervollständigen. Die vier im Anhang VII vorliegenden Exkurse (S. 342—409) mögen eine Probe davon geben, wie ich mir dies gedacht habe. Zu meinem großen Bedauern sehe ich mich jedoch genötigt, davon Abstand zu nehmen und die Ausführung dieses Vorsatzes auf die vier erwähnten Exkurse zu beschränken, worin allerdings die meines Erachtens allerwichtigsten Punkte des behandelten Stoffes (zu S. 50 ff. — Exk. I, S. 342 ff.; zu S. 106 ff. — Exk. II, S. 378 ff.; zu S. 183 — Exk. III, S. 388 ff.; zu S. 246 — Exk. IV, S. 404 ff.) ausführlich begründet und beleuchtet werden. Die auf so manchen Seiten dieses Buches verstreuten Hinweise auf Anhang VII zeigen, daß ich auch während der Drucklegung dieses

Buches auf die Ausführung dieser Absicht nicht verzichtete, wiewohl sein anwachsender Umfang meine Berechnungen weit überstieg. Meinen endgültigen Entschluß bestimmte auch der Umstand, daß sich mir die Aussicht eröffnete, baldmöglichst eine Neue Folge dieser Studien erscheinen zu lassen, worin mehrere Aufsätze Platz finden werden, die sich auf die wesentlichsten Momente der in diesem Buche behandelten Probleme beziehen und in einer ganz ähnlichen Weise, wie dies namentlich im Exkurs I geschehen ist, ausgearbeitet werden sollen.¹⁾ Einstweilen mögen die so bündig als möglich gehaltenen Bemerkungen diesen Dienst verrichten, die im Anschlusse an die Exkurse I—IV mit Hinweis auf die einzelnen Seiten des Buches (S. 4, S. 7, S. 23 usw.) auf S. 409 ff. folgen. Es sei mir gestattet, den Leser ausdrücklich zu bitten, er möge, soweit diese Arbeit ihm ein gewisses Interesse für den darin behandelten Stoff eingeößt hat, den erwähnten Exkursen und Nachträgen seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden wollen, weil darin zumeist die für den Zweck dieser Arbeit ausschlaggebenden Einzelheiten geboten werden, die

¹⁾ Die beabsichtigte Neue Folge dieser Studien, deren Plan bereits in allen seinen Einzelheiten festgestellt ist und deren einzelne Teile sogar halb fertig ausgearbeitet sind, ist folgendermaßen gedacht. Es sollen dort Probleme behandelt werden, die in diesem Bande entweder gar nicht berührt wurden oder auf welche hier nur mit wenigen Worten hingewiesen wird (z. B. Polen und Rußland nach dem Wiener Kongreß, Rußland und Österreich der Metternich-Ära usw.). Die Erörterung dieser Probleme wird es an und für sich erheischen, auf eine eingehende Beleuchtung mancher Fragen, die sonst bereits in diesem Bande (in einer ähnlichen Weise, wie dies in den Exkursen I—IV geschehen ist) hätten behandelt werden können, zurückzugreifen. Im übrigen wird es dort genügen, in bezug auf vielfache Fragen verwandten Inhalts auf die vorliegende Arbeit zu verweisen, deren Kenntnisnahme bei dem Leser der Neuen Folge vorausgesetzt werden mußte. Ich hoffe in der Lage zu sein, der Neuen Folge einige Karten beizulegen, deren zwei bereits fertig sind; es mußte nur von ihrer technischen Ausführung, die augenblicklich auf vielfältige Schwierigkeiten stößt, aus den oben berührten Rücksichten Abstand genommen werden. In ihrer Ermangelung möge der Leser unter dem in der letzten Zeit so reichlich veröffentlichten kartographischen Material auf den heftweise erscheinenden „Atlas von Polen“ von Prof. Dr. E. Romer (Warschau und Krakau, Gebethner & Wolff, 1916), auf die in dem Buche St. Rudnitzkyjs „Ukraina, Land und Volk“ (Wien 1916) befindlichen Karten, auch auf die dem neu erschienenen Werke von G. D'Acandia „La quistione polacca“ (Catania 1916) beigelegte übersichtliche ethnographische Karte des hier in Betracht kommenden Gebietes aufmerksam gemacht werden.

ich nur deshalb aus meiner Darstellung ausgeschaltet habe, um die Verfolgung ihrer Grundlinien zu erleichtern.

Diese Schrift hat bereits während ihres Fortschreitens sowie schon während ihrer Drucklegung manchen meiner Freunde, deren Urteil ich sehr hochschätze, vorgelegen. Sie haben es alle an Ermahnungen nicht fehlen lassen, daß ich viel eher von der Ausführung von Einzelheiten, möchten sie auch von nicht geringer Bedeutung sein, abkomme als daß ich das Erscheinen dieses Buches noch länger aufschiebe. Dem habe ich mich auch gefügt.

Ich schreibe diese Zeilen am zweiten Jahrestage des welt-historischen Moments, in dem der Krieg ausgebrochen ist, und man wagt noch heute nicht, sich auf Vermutungen einzulassen, wann er zu Ende geht. Ein Pole und österreichischer Staatsbürger — gleichviel, ob er persönlich durch den Hergang dieses Weltbrandes verschont gewesen oder darin durch harte Schicksalsschläge getroffen wurde — wäre eines kläglichsten Kleinmuts zu zeihen, wenn er zu dem schweren Tag nicht mit erhobenen Herzen zurückblicken würde, an dem unserer Monarchie dieser furchtbare Krieg aufgedrungen wurde. Eröffnen sich doch Aussichten, an die vor zwei Jahren nüchtern zu denken unerlaubt war, und die tagtäglich, allen Greueln des Augenblicks zum Trotz, immer sicherere, festere Gestalt annehmen.

Das Reich, das einem Polen so teuer geworden ist, das durch sein Herrscherhaus, seine Vergangenheit und Zusammensetzung wie durch die geographische Lage zu einer weltgeschichtlichen Sendung berufen ist, auf deren Bahnen ihm nach dem Kriege möglich sein wird, ruhmumstrahlt mit voller Kraftentfaltung fortzuschreiten, hat während der wechselvollen Ereignisse dieser zwei Jahre die ihm innewohnende, von manchen Seiten so verkannte Kraftfülle in einer Weise betätigt, wie dies auch der größte Optimist, der vor zwei Jahren eine so lange Dauer des Krieges hätte voraussetzen können, zu erhoffen kaum gewagt hätte.

Wie und wann denn auch der Krieg endet, keiner der daran beteiligten Staaten wird vor so gewaltigen Aufgaben stehen, vor Aufgaben von einer für die Zukunft so welthistorischen Bedeutung, wie die Habsburger Monarchie: eine unmittelbare Folge des in diesem Kriege gehobenen Selbstbewußt-

seins und errungenen moralischen Erfolgs. Unter den Bedingungen, diesen Aufgaben gerecht zu werden, wird gewiß einer möglichst genauen, zuverlässigen Kenntnis und richtigen Erkenntnis der Verhältnisse Osteuropas, der reußischen Welt insbesondere, eine der vornehmsten Stellen eingeräumt werden müssen. Und dies ist gerade ein Gebiet, wo man mehr als irgendwo sonst im Dunkeln tastet, denn Schritt auf Schritt stoßt man hier auf grundverschiedene Angaben über das rein Tatsächliche, welches sich am Ende einer gewissenhaften, vorurteilsfreien Erforschung nicht entzieht — umsomehr auf dessen völlig widerstrebende Beleuchtungen und Auffassungen. Wie leicht dies auf Irrwege führen kann, aus denen es dann oft herauszukommen schwer fällt, darüber braucht man kein Wort zu verlieren.

Aber auch keine Zeit ist zu verlieren.

Sollte mir dies auch als ungerechtfertigte Überhebung angerechnet werden, ich glaube es aussprechen zu dürfen, daß in meiner Arbeit neue, wenn auch bescheidene Beiträge zur Beleuchtung der betreffenden Probleme geliefert werden. Obwohl es mich daher eine Selbstüberwindung kostet, auf derartige Ausgestaltung dieser Beiträge vorderhand verzichten zu müssen, von der wohl mein Buch mehr Wirkung erhoffen dürfte, so erfülle ich damit eine Pflicht, wenn ich nicht länger säume, es der Öffentlichkeit zu übergeben.

Wien, den 1. August 1916.

Stanislaus von Smolka.

Inhaltsübersicht.

	Seite
Vorwort	VII
Erster Teil	1—175
Erstes Kapitel: Das Wesen des ruthenischen Problems . .	3—16
1. Die Streitfrage	3
2. Zukunftsprobleme	7
3. „Ruthenisch“ oder „Ukrainisch“?	13
Zweites Kapitel: Die reußische Welt	16—34
1. Nationale Einheit	16
2. Die Grundlagen	21
3. Die Verzweigung	26
4. Polnische Einwirkungen	30
Drittes Kapitel: Das Erwachen des nationalen Gefühls . .	34—54
1. Analogien und Abweichungen	34
2. Die Hebel der nationalen Bewegung	38
3. In der Ukraina	43
4. In Galizien	50
Viertes Kapitel: Die erste Entwicklungsstufe	54—68
1. Inter arma	54
2. Am Scheidewege	58
3. Russische Anwerbungen	64
Fünftes Kapitel: Um den Piemont herum	68—89
1. Österreich-Ungarn	68
2. Der doppelte „Piemont“	73
3. Vergleichsversuche	79
4. Hindernisse	86
Sechstes Kapitel: „Unter demselben Dache“	89—103
1. Die russische Gefahr	89
2. Die friedlichen Ukrainophilen	94
3. Die Ära Badeni	99

	Seite
Siebentes Kapitel: Die ukrainische Eroberung	103—120
1. Der streitende Ukrainismus	103
2. Die jugendlichen Sieger	106
3. Terrorismus	110
4. Der Ukrainismus unter russischer Herrschaft	115
Achtes Kapitel: Die Bilanz des Ukrainismus	121—152
1. Verluste	121
2. Selbsttäuschungen	127
3. Tatsächliche und zweifelhafte Erfolge	133
4. Zukunftsaussichten	140
5. Kulturelle Probleme	145
Neuntes Kapitel: Die religiöse Frage	152—175
1. Schismatiker und Sektierer	152
2. Die unierte Kirche	157
3. Religion und Irreligion	163
4. Religion und Kultur	170
Zweiter Teil	177—460
Anhang I. Gebiet — Bevölkerung	179—192
1. Die östliche Gruppe	179
2. Westliche Gruppe	182
3. Ethnische Aufsaugungen	188
Anhang II. Sprache	193—201
1. Sprache und Dialekte	193
2. Groß-Reußisch — Ruthenisch — Weiß-Reußisch	197
Anhang III. Weiß-Reußen	202—212
1. Entstehung	202
2. Die religiöse Frage in Weiß-Reußen	207
Anhang IV. Groß-Rußland	213—227
1. Das Finnisch-Slavische	213
2. Moskowien	219
3. Das Zarat	224
Anhang V. Der ruthenische Volksstamm	228—315
1. Die „Unterlassungssünde“	228
2. Rot-Reußen	232
3. Litauische Eroberungen und das polnische Regime	236
4. Die Union von 1569 — Die Ukraina	245
5. Die Kirchenunion	252
6. Die Kosaken	265
7. Union und „Disunion“	273
8. Auf vulkanischem Boden	282

	Seite
9. Der „Ruin“	293
10. Spaltung und Lähmung	301
Anhang VI. Kulturelles	316—341
1. Das Byzantinische	316
2. Die Schriftsprache	321
3. Die nationalen Literaturen	328
4. Merkmale der Volkskultur	335
Anhang VII. Exkurse und Nachträge	342—460
Exkurs I. Zu S. 50—54: Die galizischen Ruthenen vor 1848	342
Exkurs II. Zu S. 106 ff.: Der Zusammenbruch des Ausgleichs von 1890 .	378
Exkurs III. Zu S. 183: Das Chełmer Land	388
Exkurs IV. Zu S. 246: Zur Union von Lublin	404
Nachträge	409
Schlußbemerkungen	447

ERSTER THEIL

ERSTER THEIL.

ERSTES KAPITEL.

Das Wesen des ruthenischen Problems.

1. Die Streitfrage.

Das ruthenische Problem, schon an und für sich äußerst verwickelt, erscheint heutzutage noch in besonderem Maße durch ganz entgegengesetzte, mehr als gewagte Behauptungen verschleiert, denen, da sie von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen, weder eine gewisse Aufrichtigkeit der Anschauungen noch der Schein einer gewissen Autorität nicht abgesprochen werden kann. Vor allem aber in einem Augenblick von so großer historischer Tragweite wie der jetzige, den wir erleben, sucht man die öffentliche Meinung Europas für den einen oder den anderen dieser entgegengesetzten Standpunkte zu gewinnen. Einerseits stellt man die Ruthenen als eine sehr beachtenswerte Nation hin, schon mit Rücksicht auf ihre numerische Kraft selbst, die man mit $34\frac{1}{2}$ Millionen Individuen bewertet, somit als eine der zahlreichsten Nationen in Europa, voll unverwüstlicher Lebenskraft, von der man eine für die Zukunft der ganzen zivilisierten Welt höchst wichtige Entwicklung erwarten darf — andererseits ist man bestrebt, die Existenz dieser Nation schlechthin zu leugnen.

Das ist einfach — wird man sagen — Schwarz und Weiß, und man braucht bloß die Augen zu öffnen, um zu sehen, wer recht hat. Gewiß, aber dies genügt nicht, so lange man sich — wenn auch nicht in der Dunkelkeit, so doch in der Dämmerung befindet, wo es nicht leicht ist, die Farben zu erkennen. Wir glauben uns aber nicht einer Übertreibung schuldig zu machen, wenn wir behaupten, daß in der jetzigen Stunde diese Frage die ganze Welt, und zwar recht nahe angeht. Es handelt sich nicht lediglich um die Zukunft von mehr als dreißig Millionen

Menschen, deren Vertreter glauben, daß sie eine Nation sind, die mit Rücksicht auf ihre Vergangenheit und ihre Hilfsquellen berufen ist, als solche zu leben. Es handelt sich auch um die Weltstellung einer Macht, deren Herrschaft sich über ein Gebiet von 15^o/o des Festlandes der Erdkugel ausdehnt. Es ist daher durchaus nicht verwunderlich, daß man in dieser Frage ganz entgegengesetzte Behauptungen hinwirft, indem man darauf rechnet, daß diejenigen, an die man sich wendet, sich damit begnügen werden, die glatten Behauptungen als festgesetzte Tatsachen hinzunehmen, ohne ihren Inhalt und Einzelheiten zu prüfen. Die Erfahrung lehrt, daß eine solche Berechnung volle Aussicht auf Erfolg hat, da durchaus nicht das wissenschaftliche Interesse „diejenigen, an die man sich wendet“, sie dieser oder jener Behauptung beipflichten läßt, es ist ausschließlich das politische Interesse des Augenblicks, das ihre Stellungnahme bestimmt.

Anatole Leroy-Beaulieu gilt in der ganzen Welt als erstklassige Autorität auf dem Gebiete aller jener Fragen, die Rußland betreffen. Sein großes Werk über das Zaren- und Russenreich verdient in vielen Beziehungen den ganz außergewöhnlichen Ruf, den es genießt; der Verfasser, einer der geschätztesten französischen Schriftsteller unserer Zeiten, hat ihm in sehr ernsten Studien einen guten Teil seines Lebens gewidmet; und er hatte dabei das Glück, sich auf wertvolle Belehrungen zu stützen, mit denen ihn seine höchst maßgebenden russischen Freunde bei seinen Untersuchungen und Betrachtungen unterstützten. Deshalb zögerte nicht Graf Walujeff, ein Staatsmann, der sein Vaterland gut kennt, zu behaupten: „Wenn wir uns über eine Einzelheit unserer Organisation unterrichten wollen, müssen wir oft mit vollem Vertrauen auf das Buch Leroy-Beaulieus zurückgreifen.“ Und Melchior de Vogüé fügt bei Anführung dieser Worte hinzu: „Zwanzig Andere haben mir seither dieselbe Antwort gegeben.“

Es wird daher nicht überflüssig sein, zu hören, was die beiden Schriftsteller über diesen wesentlichen Punkt der uns hier interessierenden Frage denken. Melchior de Vogüé sagt über das Werk Anatole Leroy-Beaulieus folgendes¹⁾:

¹⁾ Regards historiques et littéraires, S. 76.

„Man liest diesen ersten Band zu Ende und schon wird der Leser von Vorurteilen frei, die wie welke Blätter fallen, wenn ein freier Windstoß dahinzieht. Ich greife aufs Geratewohl eins heraus, den noch stark verbreiteten Irrtum, der Rußland als eine Mosaik heterogener Nationalitäten hinstellt. Leroy-Beaulieu setzt die Wahrheit fest: Das slavische Reich ist von Ukrainen¹⁾ umgeben, die von unterjochten, nicht assimilierten Volksstämmen bewohnt werden; aber selbst wenn man ihm diese Umgebung wegnehmen wollte, würde vom Eismeer bis zum Schwarzen Meer ein Staat zurückbleiben, der mehr einheitlich und unteilbar als alle seine europäischen Nachbarn ist.²⁾ Der Verfasser sagt mit Recht, daß durch seine nationale Einheit das Zarenreich viel mehr Frankreich und durchaus nicht etwa der Türkei oder Österreich ähnlich sieht.“

Was das Eismeer anbelangt, so wird niemand das enorme Gebiet, das daran grenzt, Rußland streitig machen wollen; umfaßt doch das Gouvernement Archangelsk eine Fläche (858.930 Quadratkilometer), die mehr als um die Hälfte diejenige Frankreichs (536.464 Quadratkilometer) übersteigt. Doch weiß man, daß dieses Gouvernement nur 0·5 Einwohner auf einen Quadratkilometer zählt, und welchen Wert sein Hafen Archangelsk besitzt, hat man sich nur zu gut während des jetzigen Krieges überzeugt, als Frankreich und England feststellen konnten, daß das Eismeer durch eine Hälfte des Jahres nichts anderes als eine ungeheure Eisfläche ist. Ganz etwas anderes ist das Schwarze Meer, aber gerade sein Gestade von der Mündung der Donau bis zur Mündung des Kuban beanspruchen die Ruthenen als einen Teil ihres Besitztums. Selbst wenn man annehmen sollte, daß diese Ansprüche unbegründet und unausführbar sind, „Ansprüche“ bleiben sie immerhin. Sie sollten deshalb den berühmten französischen Schriftstellern zu denken geben, ob es nicht zu gewagt sei, Rußland den Charakter eines

¹⁾ Dieser Ausdruck wird unten im Anhang V erklärt; es ist dies ein mehreren slavischen Sprachen gemeinsames Wort und bedeutet: ein Territorium, das vom Zentrum (eines Reiches) entfernt ist; es ist fast dasselbe, was im Deutschen Reiche des Mittelalters die Mark bedeutete.

²⁾ Die offizielle Statistik führt in bezug auf die Gesamtheit der Bevölkerung des russischen Reiches 44% Großrussen („Russen“ schlechtweg), 17·8% Ruthenen („Kleinrussen“) und 4·7% Weißrussen gegen 33·2% russischer Untertanen anderer Nationalitäten an.

festeren und unteilbareren Staates zuzuschreiben, als es alle seine europäischen Nachbarn sind, eines Staates, der sogar mit ihrem eigenen Vaterlande zu vergleichen wäre. Betrachtet man die ruthenische Frage von dieser Seite, ohne an die Politik zu denken, so stellt sich das Problem in scharfen Umrissen dar. Gibt es keine ruthenische Nation, so hat man nicht zu widersprechen. Anatole Leroy-Beaulieu hat recht, oder vielmehr muß man denjenigen, die ihn in dieser Hinsicht belehrt haben, recht geben. Doch im entgegengesetzten Falle, d. h. wenn es in der Tat eine ruthenische Nation gibt und sie nicht nur in einigen exaltierten Köpfen existiert, stellt sich die Wirklichkeit folgendermaßen dar: Was in Rußland „einheitlich und unteilbar“ ist, würde nur das Gebiet vom Eismeer bis zu den südlichen Grenzen des Wolgabeetes umfassen und die geographische Ukraine, ein ruthenisches Gebiet *par excellence*, würde unter jene Ukrainen einzureihen sein, die der französische Gelehrte so leicht „hinwegschneiden“ zu können glaubt, selbst ohne dadurch Rußland ein Unrecht zuzufügen.

Man könnte allerdings die Frage aufwerfen, ob Anatole Leroy-Beaulieu es gewagt hätte, über Südrußland in der Weise zu sprechen, wenn der erste Band seines bedeutsamen Werkes nicht 1881, sondern etwa 1911 erschienen wäre. Es ist in der Tat recht bezeichnend, daß sich eine solche Frage aufdrängt. Da die apodiktische Behauptung des berühmten Schriftstellers etwas so hervorragend Wesentliches für die Beurteilung Rußlands zum Gegenstande hat und im Laufe der letzten 30 Jahre ein von ihm ganz übersehenes Problem aufgetaucht ist, dessen Natur ihn vielleicht veranlaßt hätte, seine diesbezüglichen Ansichten zu ändern, so darf wohl darin ein schätzenswerter Beitrag zur Auffassung des Problems, welches uns beschäftigt, erblickt werden. An dem Wesen desselben muß doch ungemein viel — sozusagen — Fließendes, Unfertiges haften; es ist wohl erst im Werden begriffen. So meint auch Hoetzsch, der als Kenner Rußlands gewiß Anatole Leroy-Beaulieu an die Seite gestellt werden darf, in seinem vor drei Jahren erschienenen Werke: „Unter den Problemen, die das neue Rußland bewegen, mag dieses (das ruthenische oder ukrainische Problem) heute nicht mit in erster Linie stehen, aber zu seinen recht ernstesten Fragen gehört die Tatsache des Klein-

russentums und ihre politische Bewegung, weil hier der Boden, wenn einmal eine neue Erschütterung des Staates kommen sollte, ganz besonders günstig bereitet ist.“¹⁾

Seit 1914 ist man unter dem Eindruck der Kriegsergebnisse in der Bewertung dieses Problems weit über die von Hoetzsch gezogenen Grenzen gegangen; darauf kommen wir am Schlusse unserer Erörterungen zurück.

2. Zukunftsprobleme.

Das ist das Wesen der Frage. Um es zu erfassen, wird man gut tun, sich dessen zu erinnern, was vor einigen Monaten in Galizien, das damals mit Ausnahme mehrerer westlicher Bezirke von den Russen besetzt war, vor sich ging. An der Spitze der russischen Verwaltung des besetzten Landes befand sich Graf Bobrinskij, ein durch seine parlamentarischen Reden wohl bekannter Staatsmann. Nachdem er seine Residenz in dem Statthalterei-Palais in Lemberg aufgeschlagen hatte, war er nicht minder redselig und zeigte sich den Journalisten gegenüber sehr liebenswürdig, die dann über diese interessanten Interviews in ihren Blättern berichteten. Bobrinskij war nun — wenn auch weit davon entfernt, den Polen jene Freiheiten zu gewähren, deren sie sich in Galizien seit einem halben Jahrhundert erfreuten, — verhältnismäßig freigebig in seinen Versprechungen — nicht so sehr in den Handlungen — zugunsten der Polen, zeigte sich aber in gleicher Zeit unerbittlich gegen das nationale ruthenische Element, was er oft durch Taten bezeugte, um von Anfang an jede Illusion in dieser Beziehung zu zerstören. Das ist ganz einfach. Nach der Auffassung des offiziellen Rußland ist die ruthenische Nation nur ein „Hirngespinnst“, und es galt daher konsequenterweise alles zu vernichten, was diesem „Hirngespinnst“ den Schein der Wirklichkeit zu verleihen geeignet wäre: ruthenische Schulen, das ruthenische Museum in Lemberg, verschiedenartige ruthenische Gesellschaften, literarische und wissenschaftliche ruthenische Veröffentlichungen, Gebrauch der ruthenischen Sprache im Gericht und in der Landesverwaltung. Überall wich das ruthenische „Hirngespinnst“, unerbittlich verdrängt, der russischen

¹⁾ Hoetzsch, Rußland. Eine Einführung auf Grund seiner Geschichte von 1904 bis 1912. Berlin 1913, S. 468.

„Wirklichkeit“ in diesem unverhofft zeitweise eroberten Lande, das man seit langem in Rußland *istinno russkij kraj*, „ein urreussisches Land“, zu bezeichnen pflegte.

Fast mit gleicher Aufrichtigkeit sprach der Gouverneur von der religiösen Frage.

Die Zahl aller „griechisch-unierten“ Katholiken, die nach der Volkszählung vom Jahre 1910 3,889.410 betrug, überragt nur um 17% (681.386) die Gesamtzahl der Ruthenen in Ost-Galizien. Zu diesem Teil einer österreichischen Provinz, zu diesem kleinen Winkel des alten Polen ist das Gebiet zusammengeschumpft, wo die Überreste der Union von Brześć-Litewski vom Jahre 1595 erhalten worden sind. Nur so viel ist von diesem großartigen, unter dem Patronat der polnischen Könige und unter ständiger Mitwirkung der hervorragendsten Persönlichkeiten des polnischen Klerus zustandegekommenen Werke zurückgeblieben, von dem Klemens VIII. die Bekehrung des ganzen schismatischen Orients erhoffen zu können glaubte. Dies ist der Stand der Dinge seit 77 Jahren; bis zum Jahre 1839 — dem traurigen Datum der Aufhebung der Union in Rußland — erstreckte sie sich in den Grenzen des alten Polen über ein fast achtmal so großes Gebiet als das ihrer heutigen Verbreitung, bis an die Ufern des Dniepr und der Dwina. Seit ihrem Anfang mit einem wesentlich nationalen Gepräge versehen, bewahrte die „griechisch-unierte“ oder vielmehr ruthenisch-unierte Kirche diesen Charakter bis an den heutigen Tag, obwohl nur etwa ein Siebentel der Ruthenen sich zum katholischen Glauben nach orientalischem Ritus bekennt; fast 84% ihrer Landsleute sind Schismatiker oder (zu großem Teile) Häretiker (Stundisten). Außerhalb der ruthenischen Bevölkerung gibt es fast keine „Griechisch-Unierten“. Nach der Volkszählung von 1910 zählt man nicht mehr als 237.441 Polen dieses Ritus, während die Zahl der österreichischen Ruthenen, die nicht zur „griechisch-unierten“ Kirche gehören, in Galizien sich auf 946 und in der Bukowina auf 276.338 Schismatiker beschränkt — neben 23.615 Juden, die sich als zur ruthenischen Nation gehörend bekennen.

Die Ankündigungen des Grafen Bobrinskij ließen — obwohl man offiziell die Toleranz ankündigte — keinen Zweifel darüber walten, daß die unierte Kirche in Galizien „ver-

schwinden sollte“, weil sie im Russenreich, dessen Bestandteil dieses eroberte Land jetzt werden sollte, nicht anerkannt war. Man trachtete nur den Glauben aufleben zu lassen, daß die Verwaltung nicht mit Übereilung die Sache behandeln wolle. Man begnügte sich zunächst damit, den Metropoliten von Lemberg, das Oberhaupt der unierten Kirche, wegzuführen, eine Triumphreise des berüchtigten Bischofs Eulogius, des fanatischen Vorkämpfers der schismatischen Propaganda, zu veranstalten und schließlich Maßregeln zu treffen, die den Glauben erwecken konnten, daß diese Propaganda auf durchaus friedlichem Wege große Fortschritte mache. In der Tat fand die russische Okkupation Galiziens nur eine einzige schismatische Pfarre, jene von Lemberg, und 946 Orthodoxe (Schismatiker), die im ganzen Land verstreut waren, vor. Im April 1915 zählte man schon mehr als 200 schismatische Pfarren und diese Zahl vergrößerte sich von Tag zu Tag. Es gab in Galizien eine Reihe uniierter Gemeinden, die von ihren Pfarrern im Augenblicke der unerwarteten russischen Invasion verlassen worden sind: diese wurden ohne weiters schismatischen Popen ausgeliefert, die man aus dem Innern Rußlands bezogen hatte, und bildeten dann — das war vor kaum einem Jahre — den Kern der orthodoxen Kirche in Galizien. In anderen Dorfgemeinden begann man eine Art von Plebiszit zu veranstalten: ein russischer Beamter erschien in diesem oder jenem Dorfe, um die Bauern zur Erklärung aufzufordern, ob sie Unierte zu verbleiben gedenken oder vielmehr es vorzögen, zum Schoße der „wahren christlichen Religion“ (offizielle Ausdrucksweise) „zurückzukehren“. Nach erfolgreicher Aufnahme des Protokolls kehrte der Beamte zu seinen Vorgesetzten zurück. Dem erfinderischen Verfahren machte erst im Juni der Rückzug der russischen Truppen jenseits der Strypa ein rasches Ende.

Während der wenigen Monate, als man Galizien oder zumindest seinen östlichen Teil für Österreich verloren glaubte, fragte man sich natürlich, welche Folgen dieses „*fait accompli*“ in bezug auf religiöse Fragen haben würde. Es gab Optimisten von katholischer Gesinnung, die — so sehr bedauerlich sie die „Bekehrung“ so vieler Unierten zur russischen Kirche empfanden — trotzdem glaubten, daß die Annexion des Landes an das Zarenreich zu Folgen führen

würde, die, von der russischen Regierung durchaus nicht erwünscht, für die katholische Sache sich günstig erweisen könnten. „Es ist unmöglich — sagten die Einen — daß die russische Regierung die Union in Galizien aufheben könnte; nach dem Kriege wird sie es einfach mit Rücksicht auf ihre Verbündeten nicht tun können, denn, wenn diese auch nur wenig geneigt wären, die Interessen des Katholizismus zu wahren, so würden sie sich doch durch einen solchen Akt von Intoleranz, die zu den heutigen Ideen so wenig paßt, beschämt fühlen. Um nun das annektierte Land auf denselben Fuß zu stellen, wie die anderen Provinzen des Zarenreichs, würde Rußland sich verpflichtet fühlen — glaubte man — die unierte Kirche auf seinem ganzen Gebiete zuzulassen, was insbesondere in bezug auf die einst von der unierten Bevölkerung bewohnten Gouvernements weite Perspektiven für die katholische Propaganda eröffnen würde.“ Dem gegenüber antworteten die Anderen, ebenfalls Optimisten, daß die russische Regierung sich nie dazu herbeilassen würde, die Wiederherstellung der Union in ganz Rußland zuzulassen, indem sie darin einen Todesstoß für die offizielle Kirche befürchten würde, der es, wie man weiß, an festem Boden gebricht, insofern sie selbst nicht in den strengen Gesetzen des Zarenreichs eine Stütze findet. Aber — so folgerte man weiter in demselben Gedankengang — man könnte, vorausgesetzt, daß das Toleranzedikt vom Jahre 1905 ernster angewandt werden würde, als seit dem Friedensschluß von Portsmouth, auf einem ganz anderen Wege günstige Konsequenzen für die katholische Sache aus der russischen Annexion Galiziens erhoffen. Sicher wäre nur, daß die russische Regierung durchaus nicht den ruthenischen nationalen Geist in dem annektierten Lande dulden würde; die Ruthenen wären einfach Russen geworden, was man nicht als zu schwer ausführbar dachte. Nachdem die Union einmal endgültig abgeschafft worden wäre — glaubte man — wäre es zu pessimistisch, annehmen zu wollen, daß alle Unierten zum Schisma übergehen würden, umsomehr, als sie zwischen der russischen Kirche und der katholischen Religion nach lateinischem Ritus zu wählen hätten. Es gab manche, die unerwartete Aussichten für den Katholizismus in den Grenzen des Zarenreichs zu sehen glaubten, wo man jetzt nur eine ganz winzige Zahl von Katholiken russischer Nationalität

findet; man hoffte, daß auf diese Weise der rein russische Katholizismus eine bedeutende Stärkung erfahren würde, wenn sein bisher so schwacher Kern durch die von Galizien kommenden Ex-Ruthenen unterstützt werden wird.

Es genügt, diese verschiedenen Ansichten zu verzeichnen, die glücklicherweise nicht mehr aktuell sind. Ohne ihnen irgend welche Bedeutung beizumessen, schien es uns angezeigt, ihnen Aufmerksamkeit zu schenken, um zu zeigen, welche die katholische Sache betreffenden Probleme doch im Schoße der ruthenischen Frage versteckt ruhen. Der Kataklysmus, der sich in unseren Tagen abspielt, bringt völlig unerwartete Überraschungen und manche Probleme, die für den Augenblick ihre Aktualität eingebüßt haben, könnten unter anderer Gestalt wieder hervortreten, wenn gegebenenfalls die an Ostgalizien grenzenden Gebiete sich eines Tags endgültig außerhalb der Grenzen des russischen Reichs finden würden.

Was die politischen Probleme anbelangt, die mit der ruthenischen Frage im Zusammenhang stehen, so würde es schwer fallen, sie auch nur flüchtig zu berühren, ohne in die Prüfung verschiedener Materien, die wir in dieser Arbeit beleuchten wollen, einzudringen. Es genügt festzustellen, daß die Führer der „ukrainischen“ Bewegung, die während des Weltkriegs eine lebhaft Propaganda für ihre Ideen entfalten, nichts weniger als die Bildung einer unabhängigen „Ukraina“ beanspruchen, eines gewaltigen Staates, der sich zwischen dem Schwarzen Meer und der Pripet, zwischen den Karpathen und dem Don erstrecken sollte. Niemand wird leugnen können, daß die Realisierung eines ähnlichen Programms ein „Stich ins Herz Rußlands“ wäre. Sollte es sogar an mächtigen Faktoren nicht fehlen, die geneigt wären, diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen, so ist man von den Vorbedingungen, an die dessen Realisierung geknüpft wäre, jedenfalls so weit entfernt, daß jede Diskussion über dieses Thema müßig erscheinen würde. Und doch verdienen die nationalen Aspirationen des „Ukrainismus“, die heutzutage sich zu derart unerreichbaren Höhen erheben, sicher eine ernste eingehende Prüfung, und zwar als ein Symptom, das viel Licht auf höchst wichtige Zukunftsfragen wirft. Man muß versuchen, sich darüber Rechenschaft zu verschaffen, welche die „realen“, geschichtlichen, ethnologischen,

kulturellen Elemente sind, die der „ukrainischen“ Bewegung und den derselben entsprungenen Bestrebungen zugrunde liegen.

Der eingangs berührte krasse Widerspruch ist wahrlich eine merkwürdige Erscheinung, die einzig in ihrer Art dasteht: einerseits die nackte Tatsache einer geräuschvollen Betätigung weitreichender „ukrainischer“ Ansprüche und der günstige Widerhall, dem sie begegnet; — andererseits die vorher zitierten Behauptungen zweier großer Schriftsteller, die einen so verdienten Ruf wegen ihrer genauen Kenntnis des russischen Reichs und der russischen Welt genießen. Es ist undenkbar, einen solchen Widerspruch lediglich durch psychische Elemente, wie Suggestion oder Autosuggestion, Voreingenommenheit, Übertreibung, Oberflächlichkeit oder Verschweigung erklären zu wollen. All dies kommt hiebei gewiß mehr oder weniger in Betracht, aber außerdem muß hier entschieden etwas anderes ins Gewicht fallen, was dieses Problem in so sonderbarer Weise kompliziert. Man sieht Schwarz, man sieht Weiß — sagten wir. Sollte es den Erörterungen, die auf diesen Seiten geboten werden, gelingen, dem Leser dazu zu verhelfen, daß er sich objektiv eine eigene, von beiderseitigen Suggestionen unabhängige Meinung zu bilden in der Lage wäre, so wird der Verfasser für seine Studien, die er in dieser Arbeit zusammenzufassen¹⁾ sucht und auf die er eine gute Hälfte seines Lebens verwendet hat, sich reichlich belohnt fühlen. Diese

¹⁾ So knapp man auch eine solche Zusammenfassung gestalten wollte, der Gegenstand selbst zwingt notwendig auf manche Einzelheiten einzugehen, was den Umfang dieser Arbeit über jene Grenzen hinaus ausdehnt, die der Verfasser gerne nicht überschritten haben möchte. Es müssen da derartige Materien behandelt werden, wie: die Statistik des ruthenischen Gebiets und seiner Bevölkerung (Anhang I); das ruthenische Idiom, ist es eine besondere Sprache oder ist es nur ein russischer Dialekt? (Anhang II); die geschichtliche Vergangenheit des ruthenischen (und weißrussischen) Elements der „russischen“ Evolution gegenüber (Anhang III—V); die ruthenische und die russische Kultur (Anhang VI). Wir haben es vorgezogen, alle diese Gegenstände im zweiten Teil, der die Anhänge enthält, zu untersuchen, um den ersten Teil womöglich auf rein Aktuelles zu beschränken. Es wird im Laufe des ersten Teiles oft auf die in den Anhängen enthaltenen Ausführungen verwiesen. Unserem Wunsche, dem Leser den Stoff zur Bildung einer objektiven eigenen Ansicht zu bieten, würde es in hohem Grade zu statten kommen, falls er es der Mühe wert finden sollte, parallel mit der Lektüre des ersten Teiles davon Kenntnis zu nehmen, was zur näheren Erörterung des darin Enthaltenen in den Anhängen ausgeführt wird.

Ansicht würde wahrscheinlich weder Schwarz noch Weiß, sondern vielmehr eine Farbenabschattung darstellen, die hoffentlich der Wirklichkeit entsprechen dürfte.

3. „Ruthenisch“ oder „Ukrainisch“?

Um in die Prüfung des ruthenischen Problems eindringen zu können, muß man zunächst eine sonderbare Schwierigkeit, auf die man gleich zu Anfang stößt, erledigen, und zwar: Wie soll man, wie darf man diese rätselhafte Nation bezeichnen? Wollte man hierin den heutigen Führern derselben folgen, so müßte ihrem Geschmacke jene Bezeichnung geopfert werden, deren wir uns hier bedienen (ruthenisch) und die sie seit kurzem als „völlig unangebracht“ betrachten, um an ihre Stelle eine andere zu setzen, die seit kurzem Mode geworden ist: die „ukrainische“ Nation. Es sei mir aber gestattet, konservativ zu bleiben: Die Mode wechselt, während die alte Bezeichnung „Ruthene“, in Westeuropa lange vor den Kreuzzügen bekannt und seither jedem ruthenischen Herzen bis in die letzten Jahre teuer, doch ein Ding ist, dessen man sich nicht so leicht entledigen sollte.

Nicht ohne Bedauern sehen wir uns gezwungen, der „Mode“ in diesem Punkte nicht nachzugeben, der anscheinlich von geringer Bedeutung, doch durchaus nicht so harmlos ist, wie man ohne Prüfung seiner Tragweite glauben könnte. Um nicht die Ruthenen zu kränken, würde uns unendlich bequem sein, uns dieser modernen Bezeichnung anzupassen, an der ihre Vorkämpfer so hartnäckig festhalten. Doch ist dies einfach unmöglich für einen Verfasser, der durch diese Konzession sich vor einer vollkommen verfehlten¹⁾ geschichtlichen Auffassung beugen würde, die durchaus nicht für die Gesamtheit der daraus entspringenden Ideen gleichgültig ist. Jedenfalls ist eine solche Änderung des Namens einer Nation ein einzig dastehender Fall. Es wäre doch unmöglich, sich z. B. vorzustellen, daß die Schweden eines schönen Tags erklären wollten, sich nunmehr Goten nennen zu wollen, mit Rücksicht auf einen vornehmeren Teil ihres Gebiets und alte geschichtliche Erinnerungen, die ihnen teuer sind. So undenkbar

¹⁾ S. unten II. Teil, Anhang V, §§ 4, 8, 11.

ein solcher Fall wäre, wenn er doch eintreten sollte, würde niemand sich darum weiter kümmern, weiß doch die ganze Welt, was Schweden ist. Aber die Ruthenen — zählen sie wirklich $34\frac{1}{2}$ Millionen Menschen (was 5·4mal soviel ausmachen würde, als die Zahl der Schweden beträgt) oder zählen sie vielleicht weniger — sind jedenfalls ein zahlreiches Volk, das im jetzigen Augenblick nur seine Rechte in Anspruch nimmt, als Nation anerkannt zu werden; es sollte dies also nicht unter einem bisher unbekannten *nom de bataille* tun, der geeignet ist, Gedanken zu suggerieren, die bisher durchaus nicht gesichert erscheinen.

Der Anhang V enthält die auf diese Frage bezugnehmenden Erörterungen. Vorderhand soll die Bemerkung genügen, daß der Gebrauch des Wortes „Ukrainisch“ an Stelle des „Ruthenisch“ nicht älter ist als etwa 15 Jahre. Anfangs schien es sogar unerlässlich, die beiden Benennungen zu vereinigen, „Ukraina-Ruthenien“ als Substantiv, „ukrainisch-ruthenisch“ als Adjektiv, was klar die künstliche Prägung dieser neuen Terminologie hervortreten läßt. Erst nach einer solchen kurzen Übergangsperiode fand man es möglich, den alten traditionellen Namen völlig abzuschütteln, ohne sich der Gefahr auszusetzen, daß das Publikum — selbst das ruthenische — nicht wüßte, wovon die Rede ist. Ist dies nicht dem Vorgang mancher Individuen ähnlich, die nach Änderung ihres Familiennamens oft eine längere Zeit denjenigen ihrer Vorfahren neben dem neuen, den sie selbst ausgedacht haben, beibehalten, um langsam den Kreis ihrer Bekannten an die vollzogene Änderung zu gewöhnen? Doch was liegt daran, ob ein Herr X so wie sein Vater heißt oder seinen Familiennamen in Y ändert, da es ihn doch nur persönlich angeht; gleichgültig ist dies aber nicht, wenn es sich um ein Volk, um eine Nation handelt. Weit davon entfernt, eine *vana vox* zu sein, ist „ukrainisch“ ein Schild, und zwar eines von sehr grellen Farben. Mit dem Begriff „ukrainisch“ sind kosakische Überlieferungen vom XVII. Jahrhundert und *haidamakische*¹⁾ vom XVIII. Jahr-

¹⁾ Man bezeichnet mit diesem Namen die schreckliche Bauernmeuterei, die im Jahre 1768 in der Ukraina durch den Ihumen (Prior) des schismatischen Klosters von Motrenin, Melchisedeck Jaworski und andere russische Emissäre angezettelt wurde.

hundert aufs engste verknüpft — beklagenswerte, vom äußersten Radikalismus und einer unversöhnlichen Feindschaft nicht nur gegen alles Polnische, sondern gegen den Katholizismus und mehr oder weniger gegen die westliche Kultur durchdrungene Traditionen. „Ukrainisch“ ist die treue Bezeichnung einer Ideologie, die sich in der national-ruthenischen Bewegung, in dem letzten Stadium ihrer Entwicklung wiedergefunden hat, dieselbe, die wir als „ukrainische Eroberung“ zu bezeichnen uns erlauben (Kap. VII).

Wer daher von dem Wunsche beseelt ist, daß die wesentlichen Tendenzen des „Ukrainismus“ gemesseneren Gedanken Platz machen, wer nicht zu sehr Pessimist ist, um darauf zu verzichten, der wird sich nicht leicht der neuen und so bezeichnenden Terminologie fügen.

Neu ist sie gewiß. Man würde sie vergeblich in der ruthenischen Presse vor einigen Jahren, in den parlamentarischen Reden der Führer der ruthenischen Bewegung suchen, die vor sechs oder noch weniger Jahren in dem Lemberger Landtag oder im Wiener Abgeordnetenhaus gehalten wurden. Und wenn diese Führer in den wichtigsten Augenblicken das Wort ergriffen, um Forderungen aufzustellen, die sie als die heiligen Rechte ihrer Nation auffaßten, so trugen sie kein Bedenken, noch in den Jahren 1900, 1907, 1909 feierlich zu erklären, daß sie im „Namen der ruthenischen Nation“ sprechen. Ich bitte den Leser, in den stenographischen Protokollen über die Verhandlungen dieser gesetzgeberischen Körper blättern zu wollen, um sich zu überzeugen, daß darin bis auf die allerletzten Jahre weder das Wort „Ukraina“ noch „ukrainisch“ zu finden ist.

Was die Benennung „ruthenisch“ anbelangt, so hätte man ihr tausendjähriges Jubiläum vor vier Jahren feiern können. Das älteste Dokument, wo man sie (*Russ, Russyn* — Ruthenien, Ruthene) findet — ein so wertvolles Dokument für die nationale Geschichte dieses Volkes —, ist der berühmte Vertrag, der am 2. September 912 zwischen dem Großfürsten von Kiew, Oleg, und dem byzantinischen Kaiser Leon VI. geschlossen wurde. Dieser Name findet durch viele Jahrhunderte einen Widerhall als Titel nationalen Ruhms, in einer langen Reihe offizieller Dokumente und Chroniken bis zum Vorabend

des geschichtlichen Kataklysmus, der im XVII. Jahrhundert die ruthenische Nation in den Abgrund stürzte. Als ein den eifrigsten Vorkämpfern der nationalen Sache teurer Name glänzt diese Bezeichnung überall in ihren Erklärungen, die sie an polnische Behörden wie auch an die Vertreter ausländischer Mächte richteten. Er fehlt auch nicht im Akt von 1654, in dem Bohdan Chmielnicki, der nationale Held der „ukrainischen“ Ideologie, im Namen „des ruthenischen Volkes“ die Ukraina dem Zarenreich unterwirft. Keine Erwähnung der Ukraina findet sich in diesem Akte; man kannte verschiedene Ukrainen (*ukraïny*), man sprach von weißrussischen Ukrainen, von solchen von Polozk, von Witebsk, von Smolensk; jene an den Ufern des Dniepr war sicher die Ukraina *par excellence*, doch bedeutete dies nichts anderes als eine Zubehör Polens — eine Mark polnischen Reichs.

Es dürfte also dem nationalen Gefühl der Ruthenen nicht im geringsten nahe treten, wenn wir nicht aufhören, sie so zu nennen, wie sie ihre Vorfahren durch zehn Jahrhunderte hindurch und wie sie sich selbst bis in die letzten Jahre nannten.

ZWEITES KAPITEL.

Die reußische Welt.

1. Nationale Einheit.

Wenn der Haß eine genügend starke Triebkraft sein könnte, um ein Volk zu einer „Nation“ zu erheben, so wäre eine Diskussion über die Frage, ob es eine ruthenische („ukrainische“) Nation gibt, wie die Ruthenen selbst sagen, oder ob es eine solche nicht gibt, wie die Russen hartnäckig behaupten, vollkommen überflüssig. Der Ruthene, sehr stark in dem Haß gegen seine Nachbarn — was die Polen leider zu sehr auf jedem Schritt zu fühlen haben — nährt vielleicht einen noch stärkeren Haß gegen den *Moskal*, den „*Kazap*“ (Moskowite, Russe), als gegen seinen westlichen Nachbar, der gleichzeitig sein Mitbewohner auf einem großen Teil seines Gebietes ist. Wohl erwidert ihm der Russe diesen Haß reichlich genug, aber bei ihm ist es vielmehr die Mißachtung gegen den *Chachol* (eine Art Wildente, ein Spitzname, den man den Ruthenen,

den „Kleinrussen“ anhängt), es ist vielmehr das Gefühl des Spottes als das des scharfen Hasses, mit dem er seinen südlichen „Landsmann“ bedenkt. Diese unbestreitbare Tatsache kann nicht verkannt werden, selbst nicht von einem russischen Chauvinisten (*istynnyj russkij tschelowièk*) und einem hartnäckigen Vorkämpfer der nationalistischen Verschmelzung des ganzen Rußlands, mag er vom Hause aus Großrusse oder Ruthene sein, denn unter beiden gibt es deren einen Überfluß.

Dieser politische Gesichtspunkt sollte durchaus nicht verwundern. Mancher Nationalist wäre gewiß bereit, ihn auf gelehrte Weise zu begründen, durch Anführung von Analogien aus der Geschichte anderer großer Nationen, welche in unserer Zeit vereint erscheinen, oder sogar durch Hinweis darauf, was noch heutzutage in ihrem Schoß vorgeht. Man spricht genug von ähnlichen Gegensätzen zwischen den Bayern und den Preußen, von der Abgeneigtheit, die der Südfranzose gegen den vom Norden hat, von den wenig freundschaftlichen Gefühlen, die der Sizilianer oder Kalabrese gegen den Toskaner oder Lombarde hegt. Das ist allen Nationen gemeinsam — sagen die Russen, und nicht nur diejenigen, die sich von nationalistischem Chauvinismus hinreißen lassen, — es ist nur ein Überbleibsel der Scheidungen, die durch Jahrhunderte hindurch, verschiedene Teile derselben und unteilbaren Nation voneinander trennten, doch müsse dies allmählich unter dem wohltätigen Hauch des augenscheinlich wachsenden nationalen Geistes, der immer mehr in alle Schichten der Gesellschaft eindringt und glorreich das Vaterland auf dem Wege seiner großen Zukunft führt, verschwinden. Nur — fügen sie hinzu, und dies ist eine Schlußfolgerung ihrer Argumentierung — müsse man entschieden „die exaltierten Köpfe“ nicht walten lassen, die hartnäckig eine separatistische Propaganda in Bewegung setzen; nun denn: eine unerbittliche Unterdrückung jedes Separatismus, absolute Intoleranz gegen solche „masepischen“¹⁾ Gelüste, mögen die anzuwendenden Maßregeln noch so hart erscheinen.

Politischen Auffassungen dieser oder ähnlicher Art gegenüber ist es meistens müßig, sich auf Erörterungen einzulassen,

¹⁾ Das ist der moderne Spitzname, mit dem man in Rußland die nationale „ukrainische“ Bewegung bezeichnet. Masepa (1640—1710), ein Kosaken-„hetman“ (oberster Feldherr), verbündete sich mit Karl XII. gegen Peter den Großen.

Smolka, Die Ruthenen.

ob sie begründet sind oder bis zu welchem Punkte sie es sind. Das ist keine Geometrie, auch keine reine soziale Biologie, und sobald sich nur das nationale Element hineinmischt, so wäre es Sisyphusarbeit, den Streitenden objektive Überlegung einflößen zu wollen. Da wir uns aber gar nicht an sie wenden, glauben wir diesen Gegenstand in einer von jeder Voreingenommenheit freien Weise behandeln zu müssen und nur auf historischem Terrain hoffen wir die zur Lösung des Problems geeigneten Elemente zu finden. So wird man schwerlich sich davon enthoben fühlen können — mögen die Abschwenkungen von dem Wesentlichen dieser Arbeit noch so unliebsam für ihren Fortgang sein — hier bereits einen flüchtigen Überblick der historischen Elemente einzuschalten, die im Schoße der reußischen Welt ihre drei vollständig abgesonderten Abzweigungen gebildet haben.

Doch bevor wir diese Frage in Angriff nehmen, wollen wir zu jenen Analogien zurückkehren, die wir oben gestreift haben und die man häufig zur Beleuchtung dieser Frage anzuführen pflegt, d. i. jenen Analogien Frankreichs, Deutschlands, Italiens usw. Es ist fast überflüssig, sich über Frankreich aufzuhalten, dessen nationale Einigung, so vollständig in dem französischen Geist eingewurzelt, sein wesentliches inneres Merkmal bildet. Als Werk des französischen Königtums, das von Anfang an darauf hinarbeitete, als Erbschaft der Revolution, welche die letzte Hand daran anlegte, erschließt das einheitliche und unteilbare Frankreich jeder französischen Seele verschiedenartige unversiegbare Quellen der Lebenskraft: Wohlhabenheit, intellektuelles Leben, Literatur, Kunst, nationalen Ruhm, so daß alle psychischen Faktoren, von den niedrigsten bis zu den höchsten, sich unlösbar daran klammern, was französisch ist. Wohl fehlt es nicht in Frankreich an heterogenen ethnischen Elementen, die eigene Traditionen, mitunter von viel höherem Wert und stärkerer Lebenskraft besitzen als jene, die die „ukrainische“ Bewegung beseelen. Auf anderem Boden wären sie vielleicht geeignet, verschiedene für die Einigkeit gefährliche Erscheinungen hervorzurufen. Aber in Frankreich sind diese heterogenen Elemente so stark vom Wesen des nationalen Geistes durchdrungen, daß, wenn sie auch manchmal die Linie der reinen Neigung für ihre

lokale oder provinzielle Eigenart überschreiten und wenn sie sich auch nach außen aussprechen, so wird dadurch nur der gemeinsame Schatz an Kultur und nationalem Ruhm bereichert, indem ihm neue, mit dem Gepräge provençalischer, bretonischer usw. Eigenart ausgestattete Elemente zufließen.

Nicht so liegen die Dinge in Deutschland oder Italien. Die politische Einigung ist hier zu neu, als daß im Laufe der nach ihrer Durchführung verflossenen Jahrzehnte das separatistische Gefühl sich, oft selbst in alarmierender Weise, nicht geäußert haben sollte. Doch dies scheint schon der Geschichte anzugehören. Umso klarer ist es aber, daß die Idee der nationalen Einigkeit, heutzutage auf politischem Boden verwirklicht, das nationale Gefühl sowohl das deutsche als auch das italienische Volk durch mehrere Jahrhunderte hindurch aufrecht erhielt und nährte, wodurch sie seine Kräfte und Lebensfähigkeit derart erhöhte, daß die Schaffung des Deutschen Reiches und des Königreichs Italien sich nur als Frucht einer langen Evolution darstellt, die durch günstige äußere Umstände reif geworden ist.

Neben manchem anderen wirkte hier durch eine ununterbrochene Reihe von Jahrhunderten die gewaltige Triebkraft einer tiefen und wohlberechtigten Neigung zu all dem, was zum nationalen Ruhm, dem gemeinsamen Reichtum aller Teile des Gesamt Vaterlandes beitrug. Während der traurigen Periode der politischen Zergliederung blieb dieses Gefühl stets lebendig und faßte immer festeren Boden von Jahrhundert zu Jahrhundert, ununterbrochen genährt durch die Meisterwerke der nationalen Kultur, sowohl jene aus der fernen Vergangenheit, als auch jene, die die kulturelle Entwicklung jeden Tag erstehen ließ, so daß es einfach nicht möglich war, darauf nicht stolz zu sein, wenn die ganze zivilisierte Welt sich vor den einen und den anderen mit Begeisterung oder zumindest mit Achtung verneigte. Dieses so natürliche und tief in jeder deutschen oder italienischen Seele aus jedem Zeitalter eingewurzelte Gefühl ergriff auch den verbissensten Separatisten, selbst wenn er die Idee einer nationalen Einigung auf politischem Boden in seiner Eigenschaft als Bürger dieses oder jenes Staates, als treuer Untertan dieser oder jener Dynastie verabscheute.

Außerhalb dieser unerschütterlichen Grundlage hatte die nationale Einigkeit noch eine nicht minder solide Basis, aus der das Ideal politischer Einigkeit herauswuchs, ein so mächtiges Ideal, daß es nicht verfehlen konnte, den endgültigen Erfolg auf diese oder jene Weise zu erreichen, auch den scheinbar unüberwindlichen Hindernissen zum Trotz. Das war die nationale Geschichte, eine wahre und authentische, nicht den Erfordernissen irgend eines politischen Programms angepaßte Geschichte. Durchdrungen von der lebendigen nationalen Tradition, die dem Italiener oder dem Deutschen zu eigen war, mochte er noch so wenig „Patriot“ nach außen scheinen, bestätigte die nationale Geschichte, daß sein Vaterland immer ein Ganzes für sich war. Wenn auch aus verschiedenen politischen Gebilden zusammengesetzt, deren Souveräne, häufig Ausländer, oft in Fehde miteinander lagen, war es doch ein völlig von allen Nachbarländern, in denen man andere Sprachen sprach, abgesondertes Ganzes.

Neben all dem, was zur Bildung dieses nationalen Gesamtwesens beigetragen hatte, fehlte es nicht, sowohl in Deutschland als auch in Italien — wie es auch heute nicht fehlt — an verschiedenartigen Elementen, an die sich separatistische Strömungen leicht anschließen konnten: in der Sprache, in den Gebräuchen und, mehr noch als das, in allen psychischen Eigentümlichkeiten der verschiedenen Länder, aus denen Deutschland und Italien zusammengesetzt sind. Ist doch bis auf unsere Tage viel leichter die sprachliche Verständigung zwischen Ruthenen und Russen, trotz der gewaltigen Unterschiede, die die beiden Sprachen voneinander scheiden, als zwischen einem Hannoveraner Kinde, das die Schule noch nicht besucht hat, oder einem Alten, der bereits Zeit gehabt hat, sein Schriftdeutsch zu verlernen, und einem Badenser oder Bayern; dasselbe kann auch über toskanische oder neapolitanische Analphabeten gesagt werden. Mögen aber ihre Mundarten für einander noch so unverständlich sein, so bedeuten diese Unterschiede doch wenig im Vergleich mit dem Abgrund, der die Psyche eines Sizilianers — ein Gemisch, dessen Ursprung in griechischem, mit arabischem und normannischem vermengten Blut liegt — von jener des Lombarden, eines Abkömmlings der Kelten und Germanen, scheidet. Daraus erwachsen für

die nationale Einigung gewaltige Schwierigkeiten, bedeutsamere vielleicht, als die politische Teilung. Und doch hat sie der nationale Geist, von zwei unerschöpflichen Quellen, der nationalen Kultur und der historischen Tradition, fortwährend genährt, bewältigt.

Ohne diesen nationalen Geist, der die Volksmassen unbewußt beseelte und der stets mächtig wirkte, auch wenn er nach außen kaum hervortrat, könnte ein Cavour oder ein Bismarck nie sein Werk vollziehen. Beide stellen sich in der Geschichte nur als Werkzeuge einer langen Entwicklung in dem Augenblick ihres Enderfolges dar.

Stehen oder standen die Dinge ebenso in Rußland? Hat es, obwohl es ein Riesenkolos ist, einen Cavour oder einen Bismarck gehabt? An Stelle solcher Männer, an Stelle jener Elemente, denen diese Männer den Erfolg ihres Werkes verdankten, hatte Rußland im XVIII. Jahrhundert die zahlreichste Armee in Europa und die Zarin Katharina II. Diese — eine deutsche Prinzessin — war es, die nach Ermordung ihres Gatten und Entreißung des Thrones ihrem Sohne, es vermocht hatte, das Programm zu verwirklichen, das in dem offiziellen Titel der Zaren ausgedrückt ist: (beinahe) „alle Reußenländer“ unter ihrem Szepter zu vereinigen.

2. Die Grundlagen.

Die vorletzte Volkszählung in Rußland (1897) bezifferte mit 83,933.000 (d. h. 66·8%) die Zahl der „Russen“, auf die Gesamtzahl aller Einwohner des europäischen Rußlands, die 125,640.000 Seelen beträgt, und zwar 55,667.000 *Wielikorussy* („Groß-Russen“, 66·3% der „russischen“ Bevölkerung), 22,380.000 *Malorussy* („Klein-Russen“, 26·2% der „russischen“ Bevölkerung) und 5,886.000 *Bielorussy* („Weiß-Russen“, 7% der „russischen“ Bevölkerung). Die statistischen Daten, die diese drei Gruppen betreffen, aus der letzten Volkszählung vom Jahre 1911 sind nicht bekannt.

Die offizielle Statistik stellt also fest, daß die „russische“ Bevölkerung sich aus drei Gruppen zusammensetzt: es ist überflüssig, zu sagen, daß die Bezeichnung *Malorussy* („Klein-Russen“) auf die Ruthenen (oder wie sie ihre heutigen Führer nennen, die „Ukrainer“) bezogen wird.

Wie man auch darüber denken mag, inwieweit es nach dem Vorbild der offiziellen russischen Statistik berechtigt sei, die Groß-, Klein- und Weißrussen unter dem gemeinsamen Begriff „Russen“ zusammenzufassen, so stehen diese Volksstämme doch unleugbar in einem ganz anderen Verhältnis zu einander als etwa Spanier und Portugiesen, von anderen romanischen Nationen nicht zu sprechen. So scharf mitunter die Unterscheidung der genannten drei Volksstämme heutzutage künstlich zugespitzt wird, ist dies eine nicht zu erschütternde Tatsache, daß sie insgesamt, trotz recht ausgeprägter Differenzierung auf sprachlichem, ethnologischem und namentlich auf völkerpsychologischem Gebiete, als eine einzig dastehende, von anderen Slaven absteckende Gruppierung erscheinen. Wir tragen somit kein Bedenken, auf die Gesamtheit dieser Volksstämme die Bezeichnung „die reußische Welt“ anzuwenden — froh, daß in dem deutschen Wortschatze ein altbewährter Ausdruck zu finden ist, der diesem Begriffe aufs genaueste entspricht und vielfachen unliebsamen, sinnverwirrenden Mißverständnissen in wirksamster Weise den Riegel vorschiebt. Von Reußen wurde doch in Deutschland jahrhundertlang gesprochen, um sowohl die Groß- als die Klein- und die Weißrussen zu bezeichnen, während „Rußland“ und „russisch“ noch nicht die spezifische, auf das alte Moskowien und dessen expansive Auswüchse bezügliche Bedeutung erlangt hatte.

Wir ziehen es vor, von „Volksstämmen“ zu sprechen und den Ausdruck „Nation“ zu vermeiden, um dem Urteil nicht vorzugreifen, ob es sich hier um besondere Nationen oder nur — wie mancherseits hartnäckig behauptet wird — um drei Bestandteile derselben, unteilbaren Nation handelt. Es wird hoffentlich auch nicht als unangebracht erscheinen, wenn wir mit Überlegung uns des Ausdrucks „die reußische Welt“ bedienen. Denn so scharf auch die Gegensätze zwischen den drei genannten Volksstämmen in die Augen springen, insgesamt bilden sie doch vorderhand eine Welt für sich, die zahlengemäß an 6% der Bevölkerung des Erdballs erreicht.

Die Verzweigung des Urstammes der reußischen Welt in drei Äste ist eine Tatsache von sehr hohem Alter. Jener Urstamm hatte kaum Zeit, sich reußisch zu fühlen, als die Teilung sich zu vollziehen begann. Reußisch war doch das

betreffende Gebiet und dessen Bevölkerung erst seit der normännischen Invasion der Warego-Reußen, die ihm diesen Namen verlieh, nachdem sie sich der weitausgedehnten Niederung Osteuropas vom finnischen Meerbusen bis zum Schwarzen Meer bemächtigte. Eroberung oder keine Eroberung in wahren Sinne dieses Wortes, jedenfalls war es eine Invasion, die von tapferen Königen winziger skandinavischer Staatsgebilde in Begleitung ihrer Kriegsgefolgschaften unternommen wurde. Diese normännischen Abenteurer haben, um die Mitte des IX. Jahrhunderts der Einladung slavischer und finnischer Stämme gefolgt, die an ihrer Spitze kriegerische Führer sehen wollten, genug starke, um von ihnen gegen die Nachbarn verteidigt zu werden. Nachher, in der Ausbreitung ihrer Herrschaft während mehrerer Jahrzehnte, waren es wirklich Eroberungen skandinavischer Häuptlinge geworden, die ihrer Macht die benachbarten slavischen und finnischen Stämme unterwarfen und die Herrschaft der Warego-Reußen unter dem Zepter der Nachkommen des Rurik gegen Süden und Südwest, längs des Dniepr ausbreiteten bis zu den großen Katarakten dieses Stromes, über die hinaus sich nur unbewohnte Steppen erstreckten.

Die normännische Invasion zog noch eine Zeitlang aus Skandinavien immer neue Kriegsscharen heran, die die Herrschaft der Dynastie des Rurik befestigten, doch nicht genügend zahlreich waren, um den ethnischen Charakter der beherrschten Stämme zu beeinflussen. Es gab aber in der skandinavischen Invasion zwei Elemente, die einen mächtigen, entscheidenden Einfluß auf die ganze spätere Entwicklung der durch die normännische Eroberung gebildeten reußischen Welt ausübten. Eines davon war das politische: die Vereinigung der verschiedenen Stämme, welche bis zu jener Zeit verstreut in einem Zustande fast prähistorischer Umnachtung ihr Dasein fristeten. Das andere Element bezeichnete die Wege, die die Kultur dieser durch die normännische Invasion vereinten Stämme in der Morgendämmerung ihrer Geschichte nehmen sollte, um sie nie wieder zu verlassen. Wie einst die Goten von nichts anderem als der Pracht der Hauptstadt der antiken Welt träumten, hörte in derselben Weise die Einbildungskraft ihrer skandinavischen Blutbrüder im IX. Jahrhundert nicht auf, darüber, was sie über den Reichtum und die Reize des neuen Roms am

Bosporus zu Ohren bekam, erregt zu sein. Sie wußten davon manches aus den Erzählungen abenteuerlicher Landsleute, die sich manchmal durch den Ozean und das Mittelmeer hinübertrauten. Nachdem sie nun gewahr wurden, daß der Gegenstand ihrer Träume viel leichter durch den Kontinent zu erreichen war, fanden sie, daß es wohl der Mühe wert sei, ihre neue Herrschaft über das Tal des Dniepr festzusetzen und deshalb wurde Kiew, der südliche Punkt der Herrschaft der Rurik-dynastie, rasch zu ihrem Mittelpunkt erhoben, auf Kosten der nördlichen, wenig gastfreundlichen Gegenden, von denen die warego-reußischen Eroberungen ausgegangen waren. Der Drang nach einer weiteren Expansion gegen Konstantinopel ließ sie sogar vorübergehend die am Schwarzen Meer gelegenen Steppen und die Mündung der Donau überschreiten, um sich Bulgariens zu bemächtigen und auf diese Weise bis zum Goldenen Horn zu gelangen. Da aber dieses zu gewagte Unternehmen fehl-schlug, so begnügte man sich mit Handelsbeziehungen zu Kon-stantinopel über die Krim und das Schwarze Meer, was die Warego-Reußen in eine so enge Berührung mit dem byzanti-nischen Reich brachte, daß schon kaum nach einem Jahrhun-dert seit dem Anfang ihrer Invasion der Urenkel Ruriks, Wla-dimir-Waldemar der Große, sich von einem byzantinischen Bischof taufen ließ und eine nationale orthodoxe Kirche grün-dete, die vom Patriarchat in Konstantinopel abhängig war (988). National war sie vom Anfang an, da sie sich der slavi-schen Liturgie bediente, die das Patriarchat den balkanischen Slaven gegenüber duldete.

Und gerade die Liturgie des orientalischen Ritus und in nationaler Sprache, die slavische Liturgie, überlebte durch so viele Jahrhunderte die Teilung der reußischen Welt, indem sie lange das einzige Band bildete, das die drei abgesonderten Gruppen gewissermaßen vereinigte. Unstreitig war die ge-wisse Zusammengehörigkeit, die unter ihnen bestehen blieb, eine Wirkung der nationalen Liturgie wie auch mehrerer kenn-zeichnender Merkmale der orientalischen Kirche, unter denen die Priesterehe im Vordergrunde steht. Denn die nationale Kirche oder vielmehr die abgesonderten Kirchen der reußischen Welt haben seit der Bekehrung Wladimirs des Großen so viele Änderungen über sich ergehen lassen müssen, daß man nicht

von einer nationalen Kirche durch neun Jahrhunderte sprechen und sie als jenes ständige Band auffassen kann, welches die lange Teilung der reußischen Welt bewältigt hatte.

Erinnern wir in flüchtigem Überblick an die verschiedenen Phasen in der Vergangenheit dieser nationalen Kirche. Anfangs war sie nur ein Teil der katholischen Kirche, weil das orientalische Schisma nicht früher endgiltig zum Ausbruch gekommen ist, als nachdem bereits das Christentum durch fünfundsiebzig Jahre hindurch sich auf dem ganzen Gebiete des warego-reußischen Reichs festgesetzt hatte. Seine ersten zwei christlichen Generationen waren also katholische und ihre kirchlichen Behörden, wenn auch dem Patriarchat in Konstantinopel untergeordnet, anerkannten die Oberhoheit des Heiligen Stuhls. Später, beinahe durch fünf Jahrhunderte herrschte das Schisma in allen drei Gruppen der reußischen Welt; nur während einiger Jahrzehnte im XV. Jahrhundert, nach der Union von Florenz (1439) befand sich der westliche Teil dieser Welt, der mit Polen und Litauen vereint war, in „offizieller“ Union mit der katholischen Kirche. Man kann wahrlich sagen „offizielle Union“, weil sie sich zwar eine kurze Zeit auf ruthenische und weißrussische Diözesen ausdehnte, wo sie vom Metropoliten Isidor eingeführt worden war, ohne jedoch dort während jener 4—6 Jahrzehnte Wurzel gefaßt zu haben. Erst am Ausgang des XVI. Jahrhunderts, nach der Union von Brześć-Litewski (1595) wurde die unierte Kirche orientalischen Ritus in Weiß-Rußland und den ruthenischen Ländern eingeführt, anfangs durch das Schisma, dessen Verteidiger sie ununterbrochen bedroht, erst später (etwa seit 1700) festgesetzt und — wie es schien — für immer gegen die Angriffe ihrer schismatischen Gegner gesichert. Aber im Jahre 1795 vollzog sich die dritte Teilung Polens und in weniger als einem halben Jahrhundert wurde die Union in Weiß-Rußland und den ruthenischen Ländern, die Rußland zufielen, von einem Todesstoß getroffen; sie blieb nur unter der österreichischen Herrschaft bestehen.

Man begegnet oft einer Meinung, die ungerecht die Tragweite der Union bewertet — dieser Union, der durch ein bis zwei Jahrhunderte der ganze westliche Teil der reußischen Welt den katholischen Glauben verdankte. Wie dem auch sei, sicher ist, daß in der Zeit, als die Union in jenen Ländern herrschte,

die Liturgie und der Ritus in den Augen der Volksmassen viel mehr bedeuteten, als die schwachen Elemente ihres katholischen Bewußtseins; waren doch damals fast ausschließlich nur die Volksmassen in Weiß- und Klein-Rußland uniert. Mangels einer ernststen religiösen Belehrung war man sich nicht des tiefen Abgrundes bewußt, der das Schisma von der unierten Kirche scheidet, und die gemeinsame Liturgie, die Priesterehe usw. boten nur zu viel der äußerlichen Ähnlichkeiten. Und deshalb vollzog sich die Abschaffung der Union in Rußland, von Nikolaus I. im Jahre 1839 angeordnet, in einer verhältnismäßig so leichten Weise, weil das arme unierte Volk, als es dieselben Geistlichen — zum Unglück Abtrünnige — auf ihren Posten zurückbleiben und die religiösen Zeremonien auf die alte Weise verrichten sah, sich von der Änderung, deren Opfer es war, keine Rechenschaft gab.¹⁾

So wenig es also Gemeinsames zwischen der Bevölkerung der beiden westlichen Zweige der reußischen Welt und jener des östlichen gab, fühlten sie sich trotzdem auf dem religiösen Gebiete nahe, gerade darin, wo die Volksphantasie so mächtig auf die menschliche Seele einwirkt.

3. Die Verzweigung.

Die reußische Welt hatte, wie gesagt, kaum Zeit, sich reußisch zu fühlen, als sich ihre Scheidung in drei abgesonderte Zweige zu vollziehen begann.²⁾

Es war noch bei Lebzeiten des ersten christlichen warego-reußischen Herrschers (Wladimir des Großen, 980—1015), als ein Zweig sich plötzlich von seinem Stamme loslöste: der Kern des künftigen Weißrußlands, das Gebiet der alten Kriwitschen mit der Stadt Polozk an der Dwina (Düna) als Hauptort. Die Kriwitschen haben den Rurikiden heftigen Widerstand geleistet und ihr Land trat endgültig in deren Herrschaftskreis zu Anfang der Regierung Wladimir des Großen ein, nachdem alle männlichen Mitglieder seiner angestammten Dynastie getötet worden waren. Ein Sohn Wladimirs und der einzigen Erbin dieses Geschlechts erhielt als Apanage das Erbgut seiner

¹⁾ S. unten II. Teil, Anhang I, § 2.

²⁾ S. II. Teil, Anhang III—V.

mütterlichen Vorfahren und hier ist der Ausgangspunkt der Jahrhunderte währenden Abtrennung dieses Gebiets, das immer eher feindlich gesinnt den anderen Rurikiden blieb, mit denen (Nachkommen einer byzantinischen Prinzessin) seine Nachfolger beinahe keinen Verkehr aufrecht erhielten. Trotzdem erhielt die nationale reußische Kirche dort bald ihren Eingang und unter ihren Auspizien dehnte sich das Fürstentum Polozk, dieser von dem Rest der reußischen Welt losgelöste Kern, allmählich nach dem Osten und Südosten in das Tal des Niemen, auf Kosten benachbarter litauischer Stämme aus.

Das ist der Ursprung Weiß-Rußlands. Was die anderen beiden Zweige der reußischen Welt betrifft, so ist ihre Entstehung viel komplizierter als Ergebnis einer langen ethnologischen und geschichtlichen Evolution, deren Einzelheiten im II. Teile (Anhang III—V) behandelt werden. Die wesentlichsten Punkte dieser Evolution müssen jedoch bereits an dieser Stelle hervorgehoben werden. Ohne von denselben Kenntnis zu nehmen, würde ein Leser, der sich nicht speziell mit der Geschichte Osteuropas befaßt, kaum in der Lage sein, die in den folgenden Kapiteln (III—IX) behandelten Materien objektiv zu beurteilen.

Alle drei Zweige der reußischen Welt absorbierten — als sie sich von ihrem Zentrum lösten und auf dessen Peripherie neue Gebilde ausgestalteten — die verschiedenartigsten ethnischen Elemente, doch tritt dieser gemeinsame Zug am wenigsten im ruthenischen Zweig hervor, der sich nur recht wenig vom alten warego-reußischen Stamm entfernte. Da das ruthenische Element bis auf unsere Tage das Gebiet bewohnt, wo sich 8—10 Jahrhunderte zuvor das Zentrum der Macht der Rurikiden befand, so kann es als verhältnismäßig der reinste Vertreter des Ursprungsstammes betrachtet werden, nicht nur wegen seiner geographischen Lage, sondern auch wegen seiner ethnischen Struktur. Im Laufe der Jahrhunderte hat es nichtsdestoweniger in seinem westlichen Teile (Rot-Reußen, Wolhynien, Podolien) viel von der polnischen eingewanderten Bevölkerung in sich aufgenommen, während in dem ethnischen Bau seiner östlichen und südlichen Teile die Aufsaugung von Nomaden der türkischen Rasse nicht zu verkennen ist. Da jedoch diese heterogenen Elemente nicht zahlreich waren und

unter ihnen das polnische sich befand, so wurde der slavische Grundcharakter der ruthenischen Bevölkerung dadurch nur wenig berührt.¹⁾

Unter diesen beiden Gesichtspunkten — sowohl jenem der geographischen Lage, als auch dem der ethnischen Struktur — wäre das moskowitische Rußland als der zu „Klein-Rußland“ entgegengesetzte Pol zu bezeichnen. Gebildet an der nördlichen Peripherie des warego-reußischen Reiches und außerhalb jener Grenzen, in denen dasselbe in seiner Glanzperiode eingeschlossen war, entwickelte sich Groß-Rußland vielmehr aus der finnischen Wurzel, in die der slavische Pfropfen reichlich eingepflegt wurde.

Diese finnisch-slavische Verschmelzung hatte dann eine starke mongolische Einsickerung zu überstehen, so daß das groß-russische Amalgam seit dem XVI. Jahrhundert das Produkt einer Kreuzung darstellt, in dem das slavische Element in auffallender Weise gegen das finnisch-mongolische zurücktritt.²⁾ Was die groß-russische Sprache anbelangt, so ist ihr grammatikalischer Bau slavisch geblieben und nur auf phonetischem und semasiologischem Gebiet machte sich ein mächtiger Einfluß der heterogenen Elemente geltend.³⁾ Mehr noch als die Sprache charakterisiert dieser Einfluß die groß-russische Geistesrichtung im Vergleich mit der ruthenischen Seele.⁴⁾

Es besteht somit ein auffallender ethnologischer Gegensatz zwischen den beiden Polen der reußischen Welt. Der Weiß-Russe liegt dazwischen. Wohl ist auch da viel fremden assimilierten Elements eingedrungen, doch da dieses nicht einer heterogenen Rasse angehört, so ist dieser Zweig nicht so sehr von dem gemeinsamen Stamm entfernt wie sein östlicher Nachbar. Weiß-Russisch verdankt nämlich sein Erstehen der Absorption eines indoeuropäischen ethnischen Elements, d. i. des lithauischen, vielleicht auch des polnischen oder vielmehr des „lechitischen“, aus dem sich das polnische geschichtlich herausgestaltet hatte.⁵⁾

¹⁾ S. unten II. Teil, Anhang I, § 3, Anhang V, § 1.

²⁾ S. unten II. Teil, Anhang IV, §§ 1, 2.

³⁾ S. unten II. Teil, Anhang II, § 2.

⁴⁾ S. unten II. Teil, Anhang VI, § 4.

⁵⁾ S. unten II. Teil, Anhang III, § 1.

Das gewaltige Übergewicht des Finno-Mongolischen als charakteristisches Merkmal des Groß-Russischen darf wohl heutzutage als eine wissenschaftlich festgestellte Tatsache bezeichnet werden; für manche Einzelheiten, die diese Frage betreffen, sei der Leser auf die Ausführungen, die er unten im zweiten Teile finden wird, verwiesen. Diese unleugbare Tatsache erklärt viele wesentliche Punkte in der Entwicklung, die die reußische Welt seit ihrer Verzweigung durchgemacht hat. In ihr wäre auch die Haupttriebkraft der politischen Macht zu erkennen, die der östliche Zweig der reußischen Welt in so lebenskräftiger Weise sich zu verschaffen und zu entwickeln wußte.¹⁾ Zweifellos wird niemand, der sich für ethnologische Probleme interessiert, leugnen können, daß in der Regel gerade die Rassenkreuzung eine Nation stark macht, und daß Völker von relativ reiner Rasse viel mehr jener Kräfte entbehren, um

¹⁾ Im Jahre 1900 während des durch den Aufstand der Boxer hervorgerufenen Krieges hat ein angesehener russischer Publizist, der Fürst Uchtomskij, ein persönlicher Freund des Kaisers Nikolaus II., eine interessante Abhandlung über diese Frage publiziert. Sie hat lebhaftes Interesse hervorgerufen, das sie zweifellos verdiente, doch wurde sie bald unterdrückt und nur wenige Exemplare vermochten die russische Grenze zu überschreiten. Die These des Fürsten Uchtomskij, mit Eifer und viel Talent von ihm verteidigt, lautet folgendermaßen: „Es ist absurd — sagt er —, hartnäckig die unleugbare Tatsache, daß die Russen im Grunde genommen Asiaten (Mongolen) sind, und daß das Slavische nur ein wenig bedeutender Anstrich im Bau der Nation darstellt, verkennen zu wollen. Man sollte sich daher von den veralteten Vorurteilen gegen das Mongolische freimachen, jenes konstitutive Element, dem Rußland seine Größe verdankt und aus dem seine historische Mission entspringt.“ Solche Ideen begannen, obwohl sie sich in scharfem Gegensatz zu der traditionellen panslavistischen Strömung befanden, zu Anfang dieses Jahrhunderts Boden zu gewinnen, doch hat der japanische Krieg und seine politischen Folgen viel dazu beigetragen, ihre Entwicklung zu unterbinden. Der wesentliche Sinn der These Uchtomskijs war aber: „Brechen wir endlich mit der slavophilen und panslavistischen Ideologie, die nichts anderes tut, als das Zarentum in seinem glorreichen, natürlichen und von der Vorsehung vorgezeichneten Vormarsch gegen den Stillen Ozean, wo sich immer mehr seine wahren Interessen konsolidieren, aufhalten.“ In der Folge des japanischen Krieges mußte Rußland, schroff von diesem Ozean zurückgeschlagen, notwendigerweise den alten Weg des „Testaments Peters des Großen“ wieder aufnehmen, mit einer mehr oder weniger panslavistischen Färbung, mit byzantinischen Traditionen und mit Konstantinopel als Zielpunkt der äußeren Politik. Slavophil-panslavistisch und asiatisch-mongolisch auf einmal zu sein, das ist im jetzigen Augenblick unmöglich. Man muß notwendig sich für das Eine oder das Andere entscheiden.

den Kampf ums Dasein erfolgreich durchhalten zu können. Und vor allem in bezug auf den mehr oder weniger reinen Slaven beweist die Geschichte auf jedem Schritt, wie wenig fähig er ist, eine politische Macht ohne Mitwirkung heterogener Elemente, wenn nicht unter tatsächlicher Leitung solcher Elemente, zu bilden. Selbst die Anfänge der warego-reußischen Welt, von denen wir soeben gesprochen haben, beleuchten in klarer Weise dies historische Gesetz.

4. Polnische Einwirkungen.

Die Geschichte der beiden westlichen Zweige der reußischen Welt könnte nur weitere „Beweisstücke“ zur Unterstützung obiger Bemerkungen liefern. Sowohl Weiß-Rußland als auch die ruthenischen Länder waren zu sehr slavisch, als daß irgend ein dauerhafter Kern politischer Macht sich auf ihrem Gebiet bilden könnte.¹⁾ In gleichem Verhältnis, wie das durch die Rurikiden und ihr Gefolge vertretene skandinavische Element in dem slavischen Meer sich auflöste und neue normännische Zuflüsse ihm neue Kräfte zuzuführen aufhörten, verloren diese Gebiete immer mehr ihr strammes Gefüge und ihre politische Lebenskraft. Schließlich, durch den Ansturm der Mongolen gelähmt, in einen Haufen kleiner Fürstentümer zerstückelt, unterwarfen sie sich ohne Widerstand der Herrschaft der beiden benachbarten Staaten, Polen und Litauen, die ihrerseits seit 1386 in einer föderativen Union sich befanden.²⁾ So sehr verschieden geartet die beiden Staaten im Augenblicke ihrer Vereinigung waren, bildete doch das den beiden gemeinsame föderative Prinzip das konstitutive Element ihres inneren Baues und eben unter den Einwirkungen dieses Prinzips gestaltete und setzte sich ihr politisches Zusammenleben fest. Dieser Grundzug der Vereinigung des Königreichs Polen mit dem Großfürstentum Litauen kann nicht genug nachdrücklich betont werden, weil er einen großen Einfluß auf die weitere Entwicklung der beiden Zweige der reußischen Welt ausübte, die durch vier Jahrhunderte hindurch Bestandteile dieses Staatenbundes bildeten.

¹⁾ Vgl. unten II. Teil, Anhang III—V.

²⁾ Vgl. unten II. Teil, Anhang V, § 3.

Während dieser vier Jahrhunderte (XV. bis XVIII.) erfuhr dieser Bund eine kräftige Verstärkung, den verschiedenen separatistischen Bestrebungen zum Trotz, die zu Anfang der Verbindung noch sehr scharf hervortraten und im Laufe des XV. Jahrhunderts sie des öfteren ernst bedrohten. Sie verschwanden erst endgültig nach der (ausgestalteten) Union von Lublin (1569). Das föderative Prinzip sicherte jedem der beiden Staaten vollständige Selbständigkeit und daneben viele Elemente einer lokalen Selbstverwaltung für ihre verschiedenen Gebiete. Deshalb ließen die Vorteile der „Union“, aufrichtig von den Bewohnern dieser Gebiete eingeschätzt, ihre Anhänglichkeit zum gemeinsamen Vaterlande aufleben und verstärkten sie kräftig. Litauer, Weißrussen, Ruthenen, westpreußische Deutsche, eingewanderte Armenier, alle fühlten sich immer mehr als polnische Patrioten, bereit, für die gemeinsame Sache ihr Blut zu vergießen. Man könnte diese Art von Patriotismus mit dem schweizerischen oder amerikanischen Nationalgefühl vergleichen.¹⁾

All dies bezieht sich selbstverständlich nur auf die höheren und mittleren gesellschaftlichen Klassen²⁾; in bezug auf nationales Bewußtsein kamen doch die Bauernmassen in jener Zeit überhaupt nicht in Betracht, in Polen ebenso wie sonst überall in ganz Westeuropa. Das niedrige Volk — das kosa-

¹⁾ Vgl. O. v. Halecki, Das Nationalitätenproblem im alten Polen. Krakau 1916.

²⁾ Es ist durchaus gerechtfertigt, hier die Bezeichnung „höhere und mittlere Klassen“ zu gebrauchen, obwohl wesentlich nur der Adel diese Entwicklung durchmachte. In der Tat war der Adel des alten Polens ein soziales Element, das nur wenig Berührungspunkte mit dem feudalen Adel Westeuropas aufweist. Ziffernmäßig zählte er im XVIII. Jahrhundert ungefähr eine Million Individuen und es gab in diesem Adel eine solche Menge verschiedener Abstufungen in bezug auf die soziale und wirtschaftliche Stellung einzelner Individuen, daß man vollkommen recht hatte, von einer „Adels-Nation“ zu sprechen. Man sah dort Magnaten, die man mit deutschen Fürsten, Oberhäuptern der Kleinstaaten des Deutschen Reiches vergleichen konnte; man sah dort auch Massen adeliger Landleute. Alle waren sie Grundeigentümer, doch schwankte der Umfang ihrer Besitzungen zwischen dem eines fremden souveränen Staates und dem eines winzigen Bauerngutes, wobei übrigens mancher arme Edelmann an Altertümlichkeit des Geschlechts mächtige Magnaten aus neu emporgekommenen Familien überbot und es ihm infolgedessen an scharf ausgeprägtem, davon herrührendem Selbstbewußtsein nicht gebrach. Der häufigste Typus der Besitztümer hatte einen Umfang von 100—300 Joch, aber oberhalb dieser Grenze gab es Latifundien von einer Fläche

kische Element der Ukraina ausgenommen¹⁾ — war übrigens durchaus nicht dem polnischen Staatswesen ungünstig gesinnt, aber es blieb passiv, gleichgültig. Im weiten — sehr ausgedehnten — Bereich der mittleren und höheren Klassen hielt jeder Ruthene und Weißrusse sein nationales Bewußtsein aufrecht, obwohl er auch gleichzeitig ein guter Pole war. Sein Nationalgefühl bekundete sich weiterhin in der liebevollen Anhänglichkeit zur Sprache seiner Vorfahren, zur slavischen Liturgie und zum kirchlichen Ritus, zur gesamten weißrussisch-ruthenischen Volkskultur.²⁾ Und doch gewann die polnische Kultur immer mehr Boden und mit ihr machte auch die polnische Sprache friedliche Eroberungen, die sich von Generation zu Generation erweiterten.

In dieser freiwilligen Entnationalisierung kam Weiß-Rußland den ruthenischen Ländern zuvor, und zwar infolgedessen, was sich im Großfürstentum Litauen auf religiösem Gebiete im XVI. Jahrhundert abspielte. Der Calvinismus hatte sich dort während zweier Generationen stark verbreitet, nachdem der klägliche Zustand der „orthodoxen“ schismatischen Kirche ihr eine große Anzahl weißrussischer Familien abtrünnig gemacht hatte, die sich dem Calvinismus in die Arme warfen. Da jedoch die protestantische Bewegung, die sich eine Zeitlang im Großfürstentum Litauen bedeutender Fortschritte erfreute, nach einigen Jahrzehnten völlig nachgelassen und die katholische Kirche um die Wende des XVI. Jahrhunderts Oberhand gewonnen hatte, gingen dieselben weißrussischen Adelsgeschlechter — in ihren zwei oder höchstens drei calvini-

mehrerer Zehntausende Quadratkilometer und unterhalb derselben eine Menge kleiner Besitztümer von einigen Joch Umfang. Doch in der Theorie war eine absolute Gleichheit aller Adeligen anerkannt: alle genossen dieselben politischen Rechte und jeder hatte nicht nur das aktive Königswahlrecht, sondern konnte sich auch selbst — theoretisch — um die Krone bewerben. Was das Städtebürgertum anbelangt, so war das XV. Jahrhundert seine Glanzperiode, während der manche Patrizier größerer Städte oft mit der Aristokratie rivalisierten und mitunter in deren Reihen aufgenommen wurden. Nachher, seit dem Ausgang des XVI. Jahrhunderts, begann ein jäher Niedergang der polnischen Städte, wodurch jedoch das Nationalgefühl ihres polnischen Elements nicht beeinträchtigt wurde.

¹⁾ Wegen der Gründe der feindlichen Haltung des kosakischen Elements Polen gegenüber vgl. unten II. Teil, Anhang V, §§ 4, 6.

²⁾ Vgl. unten II. Teil, Anhang V, § 9; Anhang VI, § 4.

schen Generationen vollkommen polonisiert — in der Folge zum Katholizismus über. Man kann sich leicht vorstellen, daß diese Entwicklung auch viele bisher schismatische Familien beeinflusste, die ebenfalls zum Katholizismus übergingen, ohne daß ihre Eltern oder Nachbarn die protestantische Phase durchgemacht hätten.

Der Ruthene stellte im großen und ganzen längeren Widerstand derartigen Eroberungen des Polonismus entgegen. Vor den Kosakenkriegen, die im Jahre 1648 ausgebrochen sind, hielt er immer seinen alten Wahlspruch: *gente Ruthenus, natione Polonus* in Ehren und es hing nur von dem betreffenden Individuum oder seiner Umgebung ab, welches von diesen beiden Elementen überwog, ohne übrigens, daß dies auf Kosten des andern geschah. Aber gegen das Ende des XVII. Jahrhunderts und infolge der Kosakenkriege vollzog sich die Polonisierung des ruthenischen Adels sehr rasch und sein Beispiel wurde durch die Städter sowie einen großen Teil des unierten Klerus in Rotreußen, Wollhynien, Podolien und selbst in der polnischen Ukraina befolgt. Wir handeln darüber ausführlicher im II. Teil (Anhang V), da diese Frage für die Entwicklung des ruthenischen Problems von sehr großer Bedeutung ist. Hier genügt es, das Wesentliche dieser Entwicklung in wenigen Zügen zu zeichnen.

Eine große Mehrzahl des ruthenischen Adels in den erwähnten Provinzen wurde von den Kosakenbanden einfach ausgerottet; man schätzt die Zahl der adeligen ruthenischen Familien, die während dieser Katastrophe zugrunde gingen, auf zwei Drittel ihres früheren (vor 1648) Bestandes. Die von dem Unheil verschonten Überreste polonisierten sich rasch. Der barbarische Charakter der kosakischen Bewegung, die von anarchistischen Tendenzen, schismatischem Fanatismus und nationaler Überreiztheit beseelt war, widerstrebte so stark der Gesinnung dieser guten Ruthenen, die gleichzeitig auch polnische Patrioten waren, daß sie sich einmütig auf Seiten Polens stellten und in den Blutströmen, die während dieser langen Kriege geflossen, ihr ruthenisches Nationalgefühl vollständig verschwunden ist. Seit dieser Zeit bis zu den ersten Jahrzehnten des XIX. Jahrhunderts blieb es in den ruthenischen Ländern des alten Polens nur unter der Bauernbevölkerung bestehen.

Das ruthenische Nationalgefühl der östlichen, seit 1654 dem Zarenreich einverleibten Ukraina hatte dasselbe Schicksal zu bestehen. Zu Anfang der moskowitischen Herrschaft gab es dort eine gewisse Gruppe in den höheren Klassen, die, vom nationalen Bewußtsein durchdrungen, die Autonomie des Gebiets selbst unter der Herrschaft der Zaren zu verteidigen bereit war. Diese Gruppe, aus der sich dann der heutige Adel der Gouvernements von Poltawa und Charkow gebildet hat, bestand aus einer großen Zahl kosakischer Anführer (Atamane, Assaule, Sotniks) und einem winzigen Kreis von polnisch-ruthenischen Edelleuten, die sich in die Rebellion Chmielnickis hineinziehen ließen; die einen wie die anderen waren zum größten Teile in den Steppen auf dem rechten Dnieprufer auf Grund von recht bescheidenen Schenkungen begütert. Doch ihr national-ruthenisches Gefühl losch allmählich aus; sie traten in die niedrigeren Reihen des russischen Adels ein und wurden im Laufe von zwei oder drei Generationen vollständig russifiziert. Unterdessen nahm das frühere kosakische Element einen mächtigen kolonisatorischen Aufschwung in den südlichen Ebenen „Neu-Rußlands“, zwischen der alten Ukraina und dem Schwarzen Meere, wodurch die Gouvernements Cherson, Jekaterinoslaw und Taurien überwiegend von Volksmassen ruthenischer Herkunft angesiedelt wurden, die das Idiom ihrer kosakischen Vorfahren sprechen.

DRITTES KAPITEL.

Das Erwachen des nationalen Gefühls.

1. Analogien und Abweichungen.

Die zukünftige Geschichtschreibung wird sicher unter den charakteristischen Merkmalen unserer Epoche die mächtige Einwirkung des nationalen Gefühls zählen müssen, das sich überall mit so viel Lebenskraft geltend macht. Man findet es als die wichtigste Triebkraft der Politik und in der Kultur der Nationen, die als solche seit Jahrhunderten anerkannt werden. Zugleich treten in der zeitgenössischen Geschichte Nationalitäten auf, die gestern noch in einem tiefen Schlaf versunken waren und deren nationales Gefühl, heute lebendig, oft sogar geräusch-

voll, eine durchaus neue, aber für die jetzige Zeit sehr kennzeichnende Erscheinung bietet. Die Slovenen, die Litauer, die Albanesen, die Vlāmen etc. machen plötzlich ihr Recht zu leben geltend.

Was die Ruthenen anbelangt, so wurde man auch durch lange Zeit ihres Daseins nicht gewahr; erst seit wenigen Jahren hört man von ihnen in Europa sprechen. Sie dürfen aber durchaus nicht an die Seite der Litauer oder Slovenen gestellt werden; das nationalruthenische Gefühl, mag es erst vor kurzer Zeit erweckt worden sein, kann keineswegs als eine neue Erscheinung bezeichnet werden. Im XV., XVI. und XVII. Jahrhundert hat sich doch dieses Gefühl mit starker Lebenskraft betätigt und war nur in den oberen Schichten nach den blutigen Kosakenkriegen des XVII. Jahrhunderts versiegt. Es gibt eine gewisse Analogie zwischen dem Schicksal der Ruthenen und jenem der Tschechen. Die einen wie die anderen verschwanden aus der Geschichte im XVII. Jahrhundert, um erst nach Ablauf von 200 Jahren wieder zum Vorschein zu kommen; ein andauernder Zustand der Lethargie scheidet die Vergangenheit von der Gegenwart im Leben dieser beiden Nationen, eine Periode langer Betäubung, in der ihre Lebenskräfte, scheinbar für immer lahmgelegt, ein notdürftiges, verstecktes Dasein in der Tiefe der Volksmassen fristen. Und eben aus dieser Volkswurzel leben auf einmal ganz unverhofft um die Mitte des XIX. Jahrhunderts die verjüngten Stämme des nationalen Lebens sowohl in Böhmen als auch in den ruthenischen Ländern auf.

Wir fürchten nicht, von unserem Gegenstand zu sehr abzuschwenken, wenn wir diese Analogie in dem Wiedererwachen der beiden Nationen in einigen charakteristischen Zügen weiterverfolgen; wir werden in gleicher Zeit auch die bedeutenden Abweichungen zu betonen nicht unterlassen. Obwohl es in der Entwicklung der beiden Erscheinungen keine Wechselwirkung gibt, so wird trotzdem nichts so klar ihr Wesen hervortreten lassen als eine eingehende Prüfung der betreffenden Analogien und Unterschiede.

Man würde vergeblich in der Geschichte ein ähnliches Beispiel der plötzlichen Vernichtung einer blühenden Nation, wie es der Zusammenbruch des böhmischen Nationalwesens im

Jahre 1620 im Beginn des dreißigjährigen Krieges ist, suchen. Der böhmische Aufstand, blutig erdrückt, trug gleichzeitig ein nationales und konfessionelles, antikatholisches Gepräge. In der kosakischen Rebellion des Jahres 1648 kam das nationale Element weniger in Betracht, während neben dem sozialen das konfessionelle, und zwar ebenfalls das antikatholische, schismatische Element in den Vordergrund trat. In der kosakischen Ukraina waren aber von der revolutionären Strömung die Volksmassen ergriffen, während der ruthenische Adel einmütig treu zu Polen hielt; in Böhmen dagegen waren es gerade die feudalen Herren, die das ganze Volk in diese antidynastische und antikatholische Bewegung — die unmittelbare Ursache der Katastrophe von 1620 — hineinzuzerren wußten. Die meisten von ihnen bezahlten mit ihrem Kopf den Aufruhr; manchen gelang es, in protestantische Staaten zu flüchten, wo sie in deutscher, holländischer oder skandinavischer Umgebung bald ihr Nationalgefühl einbüßten. Ebenso erging es den hervorragendsten Flüchtlingen aus der mittleren Klasse, deren protestantische Gesinnung sich stärker als ihr Nationalgefühl erwiesen hat.

So war die tschechische Nation sozusagen „enthauptet“ nach dem Schreckenstag des 21. Juni 1621, in dem die Massenthauptung der Rebellen vor dem Prager Rathaus vollzogen wurde. Die schwachen Überreste des nationalen Elements, welches in Böhmen durch seine soziale Stellung und seine Intelligenz zu großem Glanz gelangt war, jene, die aus der Katastrophe heil davongekommen sind, fühlten sich jetzt durch die strenge Repression, die gleichmäßig den Protestanten wie den Tschechen traf, eingeschüchtert. Die glorreichen Überlieferungen einer reichen nationalen Kultur, die sich so ruhmvoll seit dem XIV. Jahrhundert entwickelt hatte, verschwanden mit einemmal und es erhielten sich nur Elemente der volkstümlichen Kultur, die noch weiterhin unter der Landbevölkerung und dem Kleinbürgertum böhmischer und mährischer Städte ihr kümmerliches Dasein fristeten.

An Stelle der alten nationalen Aristokratie bildete sich eine neue. Ihr Kern bestand in einer bescheidenen Gruppe tschechischer Magnaten: diejenigen, die ihre Anhänglichkeit zur Dynastie und ihre katholische Gesinnung von Beteiligung an dem

Aufstände der Jahre 1618—1620 abgehalten hatte. Diese vornehmen Häuser entnationalisierten sich rasch, doch geschah dies nicht etwa infolge irgend eines zielbewußten germanisatorischen Systems, es war dies einfach die Folge ihrer Verschmelzung mit den fremden Geschlechtern spanischer, deutscher, italienischer Generale der österreichischen Armee, die mit vielen den Rebellen konfiszierten Gütern beschenkt wurden. Das Gepräge dieser neuen Aristokratie in den Ländern der böhmischen Krone war daher vielmehr kosmopolitisch, also weder tschechisch noch deutsch. Wohl bediente man sich in diesen Kreisen gewöhnlich der deutschen Sprache, doch ohne daß darin irgend welche Ansätze des deutschen Nationalgefühls zu finden wären. War doch Böhmen schon seit dem XIII. Jahrhundert ein national gemischtes Gebiet, wo allerdings das eingeborene Element bei weitem das eingewanderte, das deutsche, überragte. Zahlgemäß hatten die Tschechen auch in den zwei Jahrhunderten, die auf die Katastrophe folgten, entschieden Übergewicht. Aber die „zweite Landessprache“, die deutsche, gewann unstreitig Oberhand; das Tschechische wurde nur Sprache der Bauern; Bürger, Geistliche tschechischer Abkunft, welche vollkommen beide Sprachen beherrschten, zogen es vor, sich des Deutschen zu bedienen, weil das „Vulgäre“ des „Slavischen“ bei ihnen Anstoß erregte.

So sah es in Böhmen und Mähren — vor etwa einem Jahrhundert — aus. In jener Zeit — erzählt man — pflegten oft einige „tschechische Schwärmer“, die sich in einem bescheidenen Stübchen zu intimen Zusammenkünften vereinigten, zu wiederholen, daß, wenn die Decke über ihren Köpfen zusammenstürzen sollte, die nationale Sache darunter für immer begraben wäre. *Quantum mutata ab illa* die heutige tschechische Nation. Wohl bildet noch heutzutage Böhmen ein zweisprachiges Land, aber das Deutschtum verliert dort von Tag zu Tag den Boden, den es durch sieben Jahrhunderte innehatte und der seit 1620 bis zur letzten Generation sich herrisch über das ganze Land ausdehnte.

Welcher Unterschied zwischen dem, was die tschechische Wiedergeburt in einigen Jahrzehnten zu erreichen vermochte und dem verhältnismäßig bescheidenen Erfolg, den die ruthenische Bewegung aufzuweisen hat, obwohl die Anfänge ihres nationalen

Erwachens fast in dieselbe Zeit fallen! Um gerecht zu sein, muß man den gewaltigen Unterschied in bezug auf die Hilfsmittel in Betracht ziehen, die den beiden auferstehenden Nationen für ihre Entwicklung zur Verfügung standen.

2. Die Hebel der nationalen Bewegung.

In seinen Anfängen weist die nationale Bewegung in Böhmen viel Ähnlichkeit mit der Erstlingszeit des nationalen ruthenischen Erwachens in der Ukraina auf. Der Ausgangspunkt war genau derselbe: nichts anderes als das immer mehr lebendige — anfänglich nur auf eine sehr kleine Gruppe von Schwärmern beschränkte — Interesse für das „Heimische“, nur boten in Böhmen die geschichtlichen Überlieferungen der alten, rein nationalen Kultur diesen Schwärmern viel mehr Anhaltspunkte, als in den ruthenischen Ländern. Immerhin war es aber eine Sisyphusarbeit, die tschechische Kultur nach einer zwei Jahrhunderte währenden Unterbrechung des nationalen Lebens wieder aufleben zu lassen. Zweifellos gab es dort vielfache Ansätze, an die solche Bemühungen angeknüpft werden konnten: schritt doch um das Ende des Mittelalters Böhmen an der Spitze der intellektuellen Bewegung in Mitteleuropa und noch am Vorabend des Zusammenbruchs der Nation bildete die tschechische Literatur und die tschechische Kunst ihren Ruhm. Hieß es doch — von der Sprache angefangen, die, zu einer Volksmundart herabgesetzt, nunmehr notwendigerweise den Bedürfnissen des gegenwärtigen sozialen Lebens wie auch den literarischen und wissenschaftlichen Problemen unserer Zeiten anzupassen war — alles umzuarbeiten oder neu zu schaffen, indem man aus Kulturquellen entlegener Zeiten schöpfen mußte, wo die modernen Sprachen kaum erst den ruhmreichen Weg ihrer späteren Entwicklung betreten hatten.

Die geographische Lage begünstigte jedoch in hervorragender Weise in vielfacher Beziehung den Fortschritt der tschechischen Wiedergeburt. Unter anderem trug die Lage im Herzen Europas selbst viel dazu bei, die Volksschichten, in deren Schoße das Nationalgefühl nie weiterzuleben aufgehört hatte, in eine lebensvolle und auf allen Stufen der sozialen Leiter kräftig gestärkte Nation umzubilden. Mit Recht wurde

behauptet, die tschechische Nation wäre nicht aus der Wurzel ihres bäuerlichen, sondern vielmehr aus jener ihres kleinbürgerlichen Elements wiedergeboren. Unter eigenartigen, für industriellen und kommerziellen Aufschwung besonders günstigen Bedingungen, wurde der Handwerker rasch zum Fabrikanten, der Krämer entwickelte sich bald zu einem — von nationalem Gefühl durchdrungenen — Großkaufmann.

Man kann nicht genug hoch die Bedeutung dieser Entwicklung einschätzen, die dazu führte, daß die Hilfsquellen des nationalen Lebens von Tag zu Tag zunahmen und ihm reichliche Mittel für eine schnell fortschreitende kulturelle Entwicklung lieferten. Dank solchen Hilfsquellen — um nur ein Beispiel zu nennen — bildete und entwickelte sich wunderbar jene mächtige Triebkraft des Fortschritts im nationalen Sinne, wie es seit 1848 der tschechische Schulverein war und es noch bis auf unsere Tage ist.

Verfügt er doch über ein gewaltiges Jahresbudget und gründet fortwährend neue Lehranstalten verschiedenster Art, deren Unterhalt bald, nachdem sie ihre Lebensfähigkeit erwiesen haben, auf den Staat oder die autonome Landesverwaltung übergeht, damit man die verfügbaren Mittel zu neuen Gründungen ähnlicher Art verwerten könne. Die Statistik beziffert die numerische Kraft der tschechischen Nation mit nur 6 Millionen, was nur um Weniges die Zahl der Holländer und um fast eine Million jene der Schweden übersteigt. Man muß auch zugeben, daß die politischen Zustände sich im allgemeinen nicht besonders günstig für die Tschechen gestalteten, und trotzdem hat die verjüngte Nation, die als solche erst seit drei Generationen in Betracht kommt, dank jenen mächtigen Hebeln ihres Aufschwungs, die wir soeben zu charakterisieren versucht haben, sich volles Recht erworben, unter die zivilisiertesten Nationen gezählt zu werden. Jedes tschechische Haus, von der bescheidensten Bauern- oder Arbeiterfamilie angefangen, verbraucht in bezug auf Lektüre solche Mengen von Drucksachen, daß die nationale literarische Produktion in geradezu überraschender Weise wächst; voll ist immer das nationale Theater, jener Abgott des tschechischen Patriotismus; die bildenden Künste gewinnen immer mehr Ehrentitel für die auferstandene Nation; ihre Komponisten öffnen der tschechi-

schen Musik die Pforten der Operntheater und Konzertsäle aller Hauptstädte; jedes wahre schriftstellerische oder künstlerische Talent, das auf der Oberfläche des nationalen Lebens erscheint, findet Ermutigung und Mittel zu seiner weiteren Entwicklung. Von besonderer Wichtigkeit ist es aber, daß durch diese Aufmunterung aller auftauchenden Elemente keineswegs die Entstehung eines intelligenten Proletariats gefördert wird. Die tschechische Nation ist ein gesunder Organismus von starker Muskulatur, die in der zahlreichen mittleren Klasse besteht: sie bereichert sich von Generation zu Generation und jedes Talent findet leicht die Möglichkeit, sich eine passende soziale Stellung zu sichern, insofern es ihm nur gelingt, den dornenvollen Anfang seiner Laufbahn glücklich zu überwinden. Den Brožíks, Dvořaks, Vrchlickys, Randas verdankt die auferstandene Nation nicht nur den hohen Stand ihrer Kultur, nicht nur das berechtigte Bewußtsein ihres realen Wertes, sondern auch ihre Stellung in dem Kreis der zivilisierten Nationen, die — mögen sie ihr freundlich oder feindlich gesinnt sein — ihre Achtung oder sogar ihre Bewunderung einem Randa oder einem Brožík unmöglich versagen können.

Last not least: die nationale Saché verdankt in Böhmen diesem wunderbaren kulturellen Aufschwung ein noch in jüngster Zeit erworbenes Gut, dessen Wert man nicht genug hoch einschätzen kann. Denn gerade mit Rücksicht auf den hohen heutigen Stand der tschechischen Kultur wurde in unseren Tagen der soziale Bau der auferstandenen Nation, die wir als im Jahre 1621 „enthauptet“ bezeichnet haben, wieder hergestellt. Trotz des wesentlich demokratischen Charakters der nationalen Bewegung sieht man dort heute alle sozialen Klassen vom Nationalgefühl durchdrungen: neben der bäuerlichen Bevölkerung und den großen Arbeitermassen, neben dem mächtigen industriellen und kaufmännischen Stande und den zahlreichen Intelligenzkreisen sehen wir dort eine tschechische Aristokratie, der in Majoraten von ungeheurer Größe ein guter Teil der Landesfläche gehört.

Ein Leser, der in den politischen Angelegenheiten Österreichs bewandert ist, wird sich vielleicht wundern, daß wir uns hier solcher Ausdrucksweisen, wie „ein in jüngster Zeit erworbenes Gut“, „heutzutage“ u. dgl. bedienen. Man weiß doch,

daß seit dem Anfang der tschechischen Bewegung ein Teil des böhmischen Hochadels sich dieser Strömung angeschlossen hat und man findet oft Gefallen daran, ihren Beitritt zur nationalen Sache als ein einfaches Erwachen des seit 1621 in einen tiefen Schlaf versunkenen nationalen Gefühls hinzustellen. Diese Auffassung ist nicht nur oberflächlich, sondern muß als völlig verfehlt bezeichnet werden, und es ist der Mühe wert, sie einer näheren Prüfung zu unterziehen, weil sie auch zu falschen Analogien, die man oft in dieser Frage zwischen dem tschechischen und dem ruthenischen Problem aufzustellen sucht, Anlaß gibt.

Man sollte sich vergegenwärtigen, daß das Königreich Böhmen nach dem Zusammenbruch von 1621 durchaus nicht vernichtet wurde. Lange wurde es als ein besonderes Staatswesen betrachtet, das mit dem Königreich Ungarn und den österreichischen Erbländern unter dem Szepter derselben Herrscher vereint war, die ebenso als Könige von Böhmen gekrönt wurden, wie dies in bezug auf Ungarn geschah. Der Hochadel des Landes, so kosmopolitisch er im Grunde gewesen sein mag, hörte nie auf, an dem alten „böhmischen Staatsrecht“ festzuhalten, durch welches sowohl die soziale Stellung der privilegierten Klassen als auch die Grundlagen der Landesautonomie geschützt wurden. Und deshalb waren die böhmischen „Feudalen“ immer jener nivellierenden Strömung feindselig, die, von Wien aus betätigt, auf Umgestaltung der beiden Königreiche Ungarn und Böhmen in einfache Provinzen der österreichischen Monarchie hinsteuerte und die in Kaiser Josef II. einen entschiedenen, zielbewußten Vorkämpfer gefunden hatte. Der Hochadel des Königreichs Böhmen, obwohl aus ursprünglich heterogenen Elementen gebildet, im Laufe eines Jahrhunderts jedoch zu einem einheitlichen Typus verschmolzen, brachte allezeit der Eigenart seines Landes, dem „Heimischen“, liebevolle Anhänglichkeit entgegen. Deshalb fand in seinen Kreisen das Erwachen des Nationalgefühls seit seinen Anfängen sofort einen gewissen Widerhall. Außerdem verband den konservativen Hochadel mit den tschechischen Patrioten dasselbe politische Ideal des „böhmischen Staatsrechts“ und wirkte durch zwei Generationen langsam, aber unausgesetzt, als „guter Leiter“ der nationalen Strömung, die sich mit immer fortschreitendem

Erfolge der fürstlichen und gräflichen Häuser der Lobkowitz', der Schwarzenbergs, der Clams, der Harrachs, der Thuns usw. bemächtigte.¹⁾ Doch lange pflegte man sie als nationale Amphibien zu bezeichnen; in der Tat waren diese böhmischen Fürsten und Grafen vielmehr treue politische Verbündete der nationalen Bewegung, als echte Tschechen. Heutzutage — aber erst seit kurzer Zeit — hat sich dies gänzlich geändert; man würde der heutigen Generation unrecht tun, wenn man sie als Amphibie betrachten wollte; ihre Mitglieder sind ohne weiteres tschechische Patrioten. Vor allem ist dies dem gewaltigen Fortschritt der tschechischen Kultur zuzuschreiben, die den Hochadel vollständig für die Nation gewonnen hat, während sie selbst mit neuen, aus dessen Kreisen herrührenden Kultur-elementen bereichert wurde.

Dies waren die bedeutsamen Hebel, welche der sprichwörtliche Fleiß der Tschechen zugunsten ihrer nationalen Wiedergeburt in Bewegung zu setzen wußte: geschichtliche Überlieferung und die derselben innewohnenden Ideale, die Reichtümer der alten Kultur, deren Entwicklung nur eine langandauernde Unterbrechung erlitten hatte, der immer im Steigen begriffene Wohlstand jener gesellschaftlichen Kreise, die sich als Träger der nationalen Bewegung betätigten und die damit zusammenhängende Fülle der materiellen Mittel zu ihrer Förderung — schließlich als Endergebnis des Zusammenwirkens dieser mannigfaltigen Faktoren: die durch den gewaltigen kulturellen Aufschwung vermittelte Herstellung eines normalen gesellschaftlichen Baues der wiedergeborenen Nation. All dies fehlte den Ruthenen. Außerhalb ihrer reichhaltigen und entwicklungs-

¹⁾ Mehrere aristokratische Familien des Königreichs Böhmen, die sich von Anfang an von der nationalen tschechischen Bewegung abseits hielten, taten dies mit Rücksicht auf ihre politische Richtung liberaler Färbung, die, überhaupt den autonomistischen Strömungen abhold, sich vielmehr dem zentralistischen System anzuschließen bereit war. Während der politischen und nationalen Kämpfe der konstitutionellen Ära nach 1860, in der sich diese Gegensätze verschärften, waren diese Familien immer noch deutsch, und zwar deutsch von Gesinnung, nicht nur der Umgangssprache nach. Es gibt sogar zurzeit verschiedene Zweige einer und derselben Familie, deren einer deutsch, der andere tschechisch ist, und dies nur als Folge der politischen Haltung ihrer Oberhäupter während der vorletzten Generation, was der Entwicklung des behandelten Problems ein ganz besonderes und bezeichnendes Gepräge verleiht.

fähigen Volkskultur verfügten sie nur über eine Triebkraft, die ihre nationale Bewegung beleben konnte: der immer schärfer hervortretende Antagonismus einerseits gegen die Polen, andererseits gegen die Russen.

Man behauptet, daß es fünfmal soviel Ruthenen als Tschechen gebe, und diese Rechnung entspricht auch vielleicht der Wirklichkeit. Aber jeder Tscheche ist Patriot, zumeist von greller Färbung, und unter den 34.000.000 Ruthenen — wie viele gibt es solche, deren nationales Bewußtsein halbwegs aufgeweckt ist? Nicht leicht ist es, die Frage zu beantworten: wieviel Nullen wären da von obiger Zahl zu streichen? In dem sozialen Bau des ruthenischen Volksstamms gibt es außerhalb der vielen Millionen Bauern — größtenteils Analphabeten — und einer ganz geringen Zahl von Arbeitern und Handwerkern kein anderes Element, als eine bis heute sehr beschränkte, wenn auch gewiß immer wachsende Zahl von Vertretern „freier Berufe“ (Advokaten, Ärzte, Beamte usw.) und viele Popen in Rußland, unierte Geistliche in Galizien. Der eine wie der andere Klerus ist verheiratet; vor allem sind eben die Familien der Geistlichen die Quelle, aus der neue Kräfte den intellektuellen Kreisen zufließen, besonders in Galizien, nicht so sehr in Rußland.¹⁾

Oft wird behauptet, daß die ruthenische Bewegung dennoch viel bedeutsamere, den Erfolgen der tschechischen Wiedergeburt vergleichbare Ergebnisse hätte erzielen können, wenn sie sich womöglich auf den von den Tschechen vorgezeichneten Bahnen bewegt hätte. Der Verfasser würde sich glücklich fühlen, wenn die in den folgenden Abschnitten gebotenen Erörterungen zur Beleuchtung dieser Frage beizutragen geeignet wären.

3. In der Ukraina.

Vor etwa 80 Jahren bildeten sich, unabhängig voneinander, in zwei verschiedenen Ländern des ruthenischen Volksstammes zwei abgesonderte Brennpunkte der nationalen Bewegung: einer in der Ukraina, der andere in Galizien. Wie sie örtlich voneinander weit entlegen waren, so groß war auch der Abstand zwischen der Eigenart der beiden Erscheinungen,

¹⁾ Was eine sehr geringe Zahl von Grundeigentümern in Rußland betrifft, denen man die ruthenische Nationalität zuerkennen könnte oder ausnahmsweise dies tun sollte, vgl. unten S. 44.

und viele Jahre vergingen, bis es zu den ersten, anfangs recht schüchternen Versuchen einer Annäherung zwischen den beiden Zentren gekommen ist.

Man stößt bei der Behandlung dieses Gegenstandes auf besondere Schwierigkeiten in bezug auf die Terminologie. Es würde wenig mit dem Sprachgebrauch jener Zeit übereinstimmen, von einem nationalen „ruthenischen“ oder „ukrainischen“ Erwachen in der eigentlichen Ukraina zu sprechen. Wohl war diese Bewegung ruthenisch in ihrem Wesen, wie sie ukrainisch wegen ihres lokalen Charakters war. Aber ihre Vorkämpfer bedienten sich so, wie ihre Gegner, wenn sie von ihr sprachen, des Ausdrucks „kleinrussisch“ (*malorusskij*), wie es in Rußland in bezug auf die ruthenischen Länder und ihre Bevölkerung Sprachgebrauch war.

In der Ukraina tauchte diese Bewegung zunächst aus reiner Anhänglichkeit zur Heimat und zum Heimischen auf, wobei übrigens die dortigen Polen mit ihren „kleinrussischen“ Freunden in der Begeisterung für Volksmärchen und -lieder, für Dorfsitten und -gebräuche wetteiferten. Es wäre sogar interessant, zu untersuchen, ob die Anfänge dieses „Sucht“ — wie man eine Zeitlang jene Begeisterung zu nennen pflegte — nicht vielmehr in den polnischen Kreisen zu finden wären. Das war Romantismus und die polnische romantische Dichtung befand sich damals in ihrer Blütezeit; jeder schrieb Verse, deren Gegenstand mit besonderer Vorliebe aus den Volkserzählungen gewählt wurde. Die ruthenischen („kleinrussischen“) Kreise, aus denen die Enthusiasten der Ukraina hervorgingen, waren damals noch äußerst beschränkt. Man sah dort den Sohn eines Popen oder einen niedrigeren Beamten, mitunter einen jungen Grundbesitzer, den russifizierten Nachkommen der alten kosakischen Atamane oder Essaule. Polen und „Kleinrussen“, Schwärmer der ukrainischen Dorfsitten und kosakischen Überlieferungen, fühlten sich von der reichen Volkskultur ihrer Länder hingerissen. Man bezeichnete sie allgemein mit dem Spitznamen „*chłopoman*“, soviel wie etwa „Bauernanbeter“. ¹⁾

¹⁾ *Chłop* (im Polnischen geradeso wie im Ruthenischen) = Bauer. Der Spitzname „*chłopoman*“ datiert von den ersten Regierungsjahren Alexander II., doch die mit dieser Benennung bezeichnete Strömung offenbarte sich in den Reihen der Jugend der ruthenischen Länder Rußlands bereits zur Zeit Nikolaus I.

Es scheint, daß mehr als alles andere gerade das demokratische Gepräge der ukrainischen Anwandlungen die Aufmerksamkeit der Regierung auf sie lenkte. Die Gefahr des ukrainischen Separatismus beunruhigte durchaus nicht den Schlaf des mächtigen Nikolaus I. und seiner Beamten; doch die Annäherung der „exaltierten Köpfe“, welche der Zarismus verabscheute, an das Volk, an die Bauernmassen, denen man die Sehnsucht nach baldiger Abschaffung der Leibeigenschaft einflößte, schienen gefährlich. Als man daher im Jahre 1847 in Kiew einen solchen Bund der ukrainischen Schwärmer, die Gesellschaft der Heil. Cyrill und Methodius, entdeckte, wurden die Mitglieder desselben durch Verbannung oder zwangsweise Einreihung zum Militärdienst gemäßregelt — ein beklagenswertes Los, da in Rußland der Militärdienst, als schweres Strafmittel aufgefaßt, 25 Jahre dauerte.

Unter den unglücklichen Rekruten befand sich ein junger Leibeigener, Tarass Schewtschenko, ein Dichter von Gottes Gnaden. Man übertreibt im allgemeinen die Größe seines Talents. Es dürfte sogar angenommen werden, daß im Laufe der Jahrhunderte der ruthenische Volksstamm eine Reihe solcher Schewtschenkos hervorgebracht habe, doch blieben ihre Namen unbekannt, weil sie als Analphabeten nur mit lebendiger Stimme den ererbten Schatz der Volkslieder, der „Dumkas“, bereicherten, während Tarass seine Verse in Schrift verewigte. Wir wollen es nicht bestreiten, daß aus ihm vielleicht ein wahrhaft großer Dichter geworden wäre, falls er eine Bildung genossen hätte, die geeignet gewesen wäre, seiner dichterischen Begabung einen weiteren Gesichtskreis zu eröffnen. In Ermangelung einer solchen war sein Talent zu sehr in den Grenzen des rein Volkstümlichen eingeeengt, mag dieses noch so reizend und an rührenden Motiven reich sein, wie es tatsächlich in der Ukraina dank der schöpferischen Einbildungskraft seines Volksstammes ist. Dieser Mangel hat Schewtschenko gehindert, der Entwicklung der nationalen Poesie einen kräftigen Aufschwung zu verleihen; um dies richtig einschätzen zu können, genügt es, ihn mit seinem Zeitgenossen Gogol zu vergleichen. Dieser war doch durch und durch „Kleinrusse“ (*Maloross*); Abkömmling kosa-kischer Atamane, aufgewachsen unter mächtiger Einwirkung der Traditionen seiner Vorfahren, der bezaubernden Eigenart

des ukrainischen Volkstums, der ukrainischen Landschaft, aber einem kulturempfänglichen Gesellschaftskreise entsprossen und einer, wenn auch mittelmäßigen Bildung teilhaft, hat er sich zu Höhen emporgeschwungen, die für den armen Volksdichter unerreichbar waren. Gogol hat jedoch nur russisch geschrieben, wird daher unter die Glanzsterne der russischen Literatur und Kultur gezählt. Die Quelle der dichterischen Phantasie ist bei ihm dieselbe wie bei Schewtschenko, nur beruht die Kraft Gogols in der genialen Art der Behandlung derselben Gegenstände und in der Kunst, darin Motive zu finden, die dem Bauerndichter entgingen. Darin liegt der große Unterschied zwischen der reizenden Volksdichtung, auch wenn sie sich der Feder bedient, und der großen künstlerischen Poesie, welche letzteren in diesem Falle die Eigenschaft einer nationalen ruthenischen Literatur nicht abgesprochen werden könnte, wenn die Sprache der Gogolschen Werke es erlauben würde, sie als solche zu betrachten.

Jedenfalls wird Schewtschenko als „Vater“ der nationalen Literatur bezeichnet; ein so ungeheurer Abstand trennt seine Werke von all den schüchternen Versuchen seiner Vorgänger¹⁾, die, im Volksidiom geschrieben, vielmehr als unbeholfene Spieleereien erscheinen. Vergeblich würde man auch in dem halben Jahrhundert, das seit seinem Tode verflossen ist, unter den ruthenischen Schriftstellern einen Dichter suchen, der würdig wäre, ihm an die Seite gestellt zu werden. Doch diese „Wohltat des Inventars“, die die ruthenische Literatur mit der Erbschaft nach ihrem „Vater“ empfangen hatte, hat sie möglicherweise verhindert, sich viel weiter über jene Grenzen hinaus zu entwickeln, die der Gesichtskreis des Schewtschenko gezogen hatte. Es geht sicher schwerlich an, zu verlangen, daß jeder Schriftsteller ein Gogol sei, aber von den Kulisch, Hlibiws, Rudianskyjs hätte man doch mehr erwarten dürfen, als sie in der Wirklichkeit der nationalen Literatur schenkten; auf jedem Schritt drängt sich die Frage auf: haben sie nicht zu sehr die Wege ihres Vorbildes, des Bauerndichters der Ukraina, befolgt?

¹⁾ Darunter sind auch einige Lustspiele zu zählen, die der Vater des großen Gogol, Wassilij Afanasjewitsch Gogol, als Leiter eines auf dem Gute des Ministers Troschtschinskij unterhaltenen Haustheaters im Volksidiom geschrieben hat. Vgl. II. Teil, Anhang VI, § 3.

Der letztere bildet gewiß eine Epoche in der Entwicklung des nationalen Geistes, nicht nur als Dichter und mittelmäßiger Maler, sondern an und für sich als Tarass Schewtschenko, als derjenige, in dessen Seele die Liebe zum Vaterlande sich zuerst mit solcher Wucht poetisch offenbarte und die ihn für sein Vaterland leiden ließ. Von Alexander II. begnadigt, aus der Leibeigenschaft losgekauft, beschloß er sein bescheidenes, sympathisches Leben als Muster eines „Patrioten“, der mit Liebe an der Ukraina hing, obwohl ihn die Leiden in der Jugendzeit eines Besseren belehrten und ihn davon abhielten, sich noch einmal in irgend eine unbesonnene Handlung einzumengen. Zwei Jahre nach seinem Tode, als der ukrainische Separatismus sich bemerkbarer zu offenbaren begann, fand es der russische Minister des öffentlichen Unterrichts für angemessen, in kategorischer und feierlicher Weise zu erklären (1863), daß es eine besondere „kleinrussische Sprache“ nie gegeben hat, daß eine solche weder in unseren Tagen existiere noch irgendwann in der Zukunft existieren darf. Eine kurze Zeit nach dieser offiziellen Erklärung zog daraus ein strenger Ukas vom Jahre 1876 praktische Konsequenzen, indem er jede Publikation in dieser „nicht existierenden“ Sprache verbot und daneben auch die russische Grenze für alles in Lemberg in ruthenischer Sprache Gedruckte verschloß.

Unter diesen Umständen ist es unendlich schwer, sich ein Bild über den Umfang der nationalen Bewegung in der Ukraina in ihren bescheidenen Anfängen vor der Entlarvung der Kiewschen Gesellschaft im Jahre 1847 zu verschaffen. Wollte man darüber in dem, was in der Ukraina vor dem Ukas von 1876 gedruckt wurde, Auskunft suchen — es wäre wahrlich kein zu schweres Unternehmen, da die Zahl dieser Drucksachen recht bescheiden ist — so müßte man darauf verzichten, darin ein treues Abbild der damaligen nationalen Bewegung zu finden, weil die russische Zensur, selbst vor dem Jahre 1876, auf alle Veröffentlichungen in „kleinrussischer“ Sprache besonders aufpaßte. Selbst wer in jener Zeit gewünscht hätte, sich an Ort und Stelle, in der Ukraina, in unmittelbarem Verkehr mit den Führern der nationalen Bewegung darüber Kenntnis zu verschaffen, würde auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen haben. Man begegnete — und, um die Wahrheit

zu sagen, man begegnet noch bis auf unsere Tage — so verschiedenen Auffassungen über die Kraft und Ausdehnung der nationalen Bewegung, daß man nicht weiß, woran man ist.¹⁾ Man würde im Irrtum sein, wenn man diese Erscheinung lediglich dem Mißtrauen zuschreiben wollte, das die Führer der nationalen Sache davon abhält, einen Fremden in die wenig bekannten Einzelheiten des bewußten Problems einzuweißen; es gehört wahrlich eine besondere Vorsicht dazu, in einer solchen Lage, wo alles auf dem Gebiete der nationalen Bewegung sich mehr oder weniger heimlich vollziehen muß, um Verfolgungen von Seiten der Regierung zu entgehen, seine Karten nicht aufzudecken. Die so verschiedenen Ansichten aber, auf die man stößt, hatten und haben vielmehr ihren Ursprung in der Verschiedenheit des Temperaments der Individuen, an die man sich um Aufklärung wendet. Die Einen sehen alles in rosigem Lichte und glauben aufrichtig, an der Spitze von 34 Millionen Landsleute zu stehen, die von demselben Nationalgefühl durchdrungen sind, dem sie selbst, die Führer, für die Zukunft des „Vaterlandes“ alles zu opfern bereit sind. Die Andern, obwohl mitunter persönlich von einem ebenso aufrichtigen Patriotismus beseelt, sehen nur schwarz und bezeichnen den entgegengesetzten Gesichtspunkt als reinen Wahn; sie geben die Hoffnung auf, kreuzen die Arme und — was nicht selten vorkommt — ihre Enttäuschung ist oft nur eine Vorstufe zum Übergang in das feindliche — russische — Lager. Solche Fälle sind nicht nur bei den einzelnen Kämpfern, die sich — in der Ukraina — um das Banner der ukrainischen Sache geschart haben, zu verzeichnen; man findet in den Reihen der Abtrünnigen, die sich von dem Ideal ihrer Jugend losgesagt haben, Namen wie Kostomarov²⁾, Kulisch, Antonowitsch, die einen guten Teil ihres Lebens der nationalen Propaganda gewidmet haben. Die unerschütterlichen Patrioten

¹⁾ Vgl. unten Kap. VII, § 4.

²⁾ Nikolaus Kostomarov, geboren 1817, gestorben 1885, hatte in Kiew jene Geheimgesellschaft „des heil. Cyrill und heil. Methodius“ (vgl. o. S. 45) begründet und geleitet, deren Entdeckung durch die russische Polizei im Jahre 1847 ihm die Verschickung und Schewtschenko die Einreihung in ein Strafbataillon einbrachte. Nach zehn Jahren der Verbannung begnadigt, kehrte er als bewährter Russe zurück und entfaltete nachher eine so lebhafte literarische Tätigkeit als russischer Schriftsteller, daß er für würdig befunden wurde, einen Lehrstuhl für Geschichte an der Universität Petersburg zu bekleiden.

fühlen sich nicht wenig befangen, wenn sie von dem nationalen Erwachen sprechen und vor allem, wenn sie darüber schreiben: es ist ja unmöglich, sich vor den Verdiensten eines Kulisch oder Kostomaroff um die „ukrainische“ Sache nicht zu verbeugen, es ist aber auch schwer, sie als Abtrünnige nicht zu brandmarken.

Damit jedoch diese Erscheinung richtig beurteilt werde, sei darauf hingewiesen, daß neben der Anhänglichkeit zur Volkstümlichkeit und den alten lokalen Überlieferungen es noch andere Faktoren von starker Lebenskraft gab, aus denen das nationale Erwachen in der Ukraina seit seinen Anfängen stärkende Säfte zog. Das waren die sozialen Bestrebungen, mehr oder weniger radikaler Färbung; es waren dies auch die lebhaften Reflexe der slavophilen Bewegung, ein Widerhall dessen, was sich im Schoße anderer slavischer Nationalitäten abspielte, der tschechischen und „illyrischen“ Wiedergeburt. Die Gesellschaft der heil. Cyrill und Methodius in Kiew war vollständig von derartigen Gedanken beherrscht. Nach einer sehr zutreffenden Bemerkung A. N. Pypins¹⁾ war es gerade der „moskowitzische Exklusivismus“ vom russischen Slavophilismus, der viel dazu beigetragen hat, die Slavophilen der Ukraina gegen mehr separatistische Bestrebungen mit „kleinrussischer“ Marke zu drängen. Man kann sich nun vorstellen, daß in der Entwicklung des „kleinrussischen Erwachens“ sein slavophiler Hintergrund eine plötzliche Wendung der Ideen, die sich noch nicht stark befestigt hatten, verursachen konnte. Mancher „kleinrussische“ Schwärmer unterlag oft dem Pessimismus in bezug auf die Zukunft der nationalen Sache, und in solchen Augenblicken der Entmutigung gewann der Slavophile in seinem Denken Oberhand. Der Slavophile wurde leicht zum Panslavisten und, geblendet durch die Macht, die Größe des „slavischen Reichs“ *par excellence*, enthüllte er sich immer mehr einfach als Russe.

Und deshalb sollten die Führer der nationalen ukrainischen Bewegung, die selbst ihre Ansichten oft so leicht wechselten, vielmehr als Chamäleone denn als Abtrünnige bezeichnet werden. Wenn es erlaubt ist, einer der Naturwissenschaft entlehnten

¹⁾ A. N. Pypin, *Istoria russkoj etnografii* (Geschichte der russischen Ethnographie), III, 5.

Vergleichung sich zu bedienen, so würde die Spektralanalyse ihrer Denkungsart ein Sonnenspektrum von drei sichtbaren Farben zeigen: der polnischen, russischen und „kleinrussischen“. Es fehlt dort aber auch nicht an einem weiten „unsichtbaren Raum“: das sind die langen Perioden der Enttäuschung, ohne irgend eine ausgesprochene Richtung. Manchmal kehren dieselben Farben wieder, wie Anwandlungen einer Rückkehr zu den aufgegebenen Ideen und Rückfälle.

Alle diese Betrachtungen — wir wiederholen es — betreffen die Ukraina im eigentlichen Sinne dieses Wortes und die Generation, die im Verschwinden begriffen ist oder bereits vor kurzem verschwunden ist. Um zu den von der Physik herangezogenen Vergleichen zurückzukehren, könnte man bei Qualifizierung der nationalen Bewegung in der Ukraina — die vorhergehenden Ausführungen zusammenfassend — von einer Art Nebelfleck sprechen, von dem man nicht weiß, ob die Materie sich zu einem festen Himmelskörper verdichten wird. Es ist unmöglich, die Gesetze der Schwerkraft zu erfassen, nach welchen man ernstlich die Zukunft dieser Erscheinung voraussagen könnte.

4. In Galizien.

Man pflegt gerne Ostgalizien den Piemont der zukünftigen Ukraina zu bezeichnen. Sehen wir nun, wie sich dieser „Piemont“ im Laufe der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entwickelt hat.¹⁾

Es gibt ein — in Österreich wohlbekanntes — Scherzwort, daß Graf Stadion es war, der die Ruthenen „erfunden“ hat. Dieses Scherzwort — wie so viele andere — trifft jedoch die wesentlichen Merkmale der ruthenischen Bewegung in Galizien, namentlich in ihren Anfängen und in der ersten Phase ihrer Entwicklung.

Graf Franz Stadion (geb. 1806, gest. 1853) verwaltete Galizien als Statthalter in den Jahren 1847—1848. Es war eine schwere Aufgabe, der er sich unterzogen hat, da seine Ernennung auf diesen Posten unter ganz außergewöhnlichen

¹⁾ Da die auf den nächsten Seiten (50 bis 54) gebotenen Betrachtungen leicht den Verdacht einer Parteilichkeit erwecken könnten, bittet der Verfasser eindringlichst, daß man von den diesbezüglichen, in dem Anhang VII enthaltenen Einzelheiten Kenntnis nehmen wolle (Nachträge zu S. 50—54).

Umständen erfolgte. Das Österreich der Zeit des Fürsten Metternich — *quantum nunc mutata ab illa* — überholte bei weitem Preußen und Rußland in feindseliger Haltung dem polnischen Element gegenüber.¹⁾ Das Ergebnis dieses Systems gipfelte in dem unheilvollen Aufstand der galizischen Polen im Jahre 1846, einem patriotischen Anlauf von unerhörtem Leichtsinn, der im Augenblick seines Ausbruchs im Blute der Aufständigen und ihrer Familien erstickte, die in ihren Heimstätten von Bauernbanden ermordet wurden. Kurz nach diesem leichtfertig vorbereiteten, sofort unterdrückten Aufstand, wurde Stadion berufen, das Land zu beruhigen, mit dem Auftrag, wenn möglich, zu Gewaltmitteln nicht zu greifen. Den Ausweg, den er gefunden, war, die polnische Bewegung durch ein neues Mittel zu bekämpfen, indem er ihr eine national-ruthenische, von der Regierung — zu der die Ruthenen treu hielten — organisierte Bewegung entgegensetzte.

Doch wo sollte man in jener Zeit, inmitten der ruthenischen Bevölkerung, die intellektuellen Elemente finden, die als fügliches Werkzeug den Absichten des Grafen Stadion hätten dienen können?

In Galizien galt als bezeichnende Marke dessen, was als ruthenisch betrachtet werden konnte, der „griechische“ Ritus. Stadion fand aber im Lande viele überzeugungstreue polnische Patrioten „griechischen“ Ritus, die in den „schwarzen Listen“ der Lemberger Polizei als politisch verdächtig verzeichnet waren. Selbstverständlich, an diese wandte er sich nicht, es wäre verlorene Mühe gewesen. Doch außerhalb dieser Kreise war es nicht allzu schwer, den Keim einer zukünftigen ruthenischen Intelligenzklasse aus dem Stegreif herzustellen, indem man hiezu geschickt den Klerus des „griechischen“ Ritus und eine gewisse Zahl österreichischer Beamten dieses Ritus zu verwenden gewußt hat. Die Einen und die Anderen bedienten sich der polnischen Umgangssprache, aber da sie jeden Verdacht einer Anhänglichkeit zur polnischen Sache vermeiden wollten, so kam es ihnen sehr gelegen, sich für „Ruthenen“ auszugeben, um sich nicht nur vor jeglicher politischer Verdächtigung

¹⁾ Vgl. S. Smolka, L'Europe et la Pologne à la veille et au lendemain de son démembrement. Rom 1915, S. 116—119, 128—131.

zu schützen, sondern auch vor einer anderen Gefahr, die sie sehr ernstlich bedrohte. Ein großer, im Jahre 1845 beendeter politischer Prozeß hatte eine für die Regierung sehr unliebsame Tatsache zutage gefördert, und zwar daß viele, Beamtenfamilien angehörende junge Leute, die sozusagen vorherbestimmt waren, in die Fußstapfen ihrer Väter als Germanisatoren des Landes zu folgen, sich von der polnischen Bewegung hinreißen ließen. Die Möglichkeit, diese „exaltierten Köpfe“, soweit sie griechischen Ritus waren, der ruthenischen Nationalität anzuhängen, bedeutete gleichzeitig, sie drohenden Gefahren zu entreißen und ihnen eine schöne bürokratische Karriere zu sichern. Mit Beamtenöhnen „lateinischen Ritus“ und deutscher Abstammung, die von derselben Gefahr bedroht waren, ist dies nicht gegangen, wiewohl es an diesbezüglichen Versuchen nicht gefehlt hat. Was den ruthenischen verheirateten Klerus anbelangt, so konnte man sich seiner als Pflanzschule bedienen, aus der die Intelligenzklasse herauswachsen sollte, indem man den Kindern der Geistlichen eine verlockende Zukunft unter den Schutzflügeln der Regierung versprach; die jungen Leute fühlten sich glücklich, nicht mehr das recht trockene Brot der mit zahlreicher Familie gesegneten ruthenischen Pfarrer essen zu müssen, und welche glänzende Aussichten eröffneten sich da für die vielen jungen Mädchen aus diesen Kreisen, andere Männer als nur unter den jungen Kollegen ihrer Väter zu finden. Wohl fehlte es nicht unter den ruthenischen Geistlichen an bewährten polnischen Patrioten, das bezeugte klar der politische Prozeß von 1841—1845, aber im allgemeinen bildete der unierte Klerus einen umso günstigeren Boden für die Werbung des Grafen Stadion, als er seit 1772 durch die Regeln des josefinischen Systems unausgesetzt in Zucht gehalten und vollkommen von seinem Geiste durchdrungen war. Alles, was aus Wien oder dem Statthalterpalais kam, war ihm heilig.

Es ist gewiß nur ein schlechter Witz, Stadion hätte die Ruthenen in Galizien „erfunden“: sie waren dort seit Jahrhunderten, als die früheren Herren des östlichen Landesteiles und die einzige Bevölkerung dieses Gebietes vor der Mitte des XIV. Jahrhunderts, um welche Zeit die polnische Ansiedlung sich dort zu verbreiten begann. Trotzdem kann der Name eines geschickten Organisators des ruthenischen Elements die-

sem österreichischen Staatsmann nicht abgesprochen werden. Er war der erste, der ein System in Anwendung brachte, welches während der folgenden Jahrzehnte einen mächtigen Aufschwung in der Entwicklung des Nationalgefühls unter den Ruthenen in Galizien förderte: das System der zielbewußten Einimpfung des ruthenischen politischen Bazillus, um jenen, den er als polnischen Bazillus auffaßte, unschädlich zu machen.

Vor Stadion sind in der Geschichte dieses Landes schwache Versuche zu bemerken, die man mehr oder weniger mit seinem System vergleichen könnte. Doch da sie nur von Zeit zu Zeit vorübergehend in den Maßnahmen der Regierung seit der Annexion des Landes im Jahre 1772 auftraten, schlugen sie bei jeder Wiederholung fehl und man könnte der Vorstellung hineigen, daß es kein ruthenisches Nationalgefühl mehr zum Aufwecken gegeben habe. Hingegen war die Initiative Stadions von ganz außergewöhnlichen Umständen begünstigt. Kaum einige Monate nach der Ankunft dieses Beamten in Lemberg brach im März 1848 die Wiener Revolution aus. So unheilvoll dieses Ereignis für das Regierungssystem des Fürsten Metternich war, der es mit seinem Fall bezahlte, seine Erben wußten trotzdem manchen Gewinn daraus zu ziehen, um den Phönix-Metternich aus seiner Asche auferstehen zu lassen. In bezug auf das System Stadion begünstigte das Jahr 1848 die Entwicklung seiner Bazillen ungemein stark. Das „ruthenische Nationalkomitee“ in Lemberg, die Wahlen zur Wiener konstituierenden Versammlung, die lange Session dieses ersten österreichischen Parlaments, an dem Stadion als Abgeordneter teilnahm, von einer treuen Schar ruthenischer Analphabeten unter Führung eines zum Hofrat beförderten Domherrn griechischen Ritus umgeben, — all dies, vor 1848 ebenso wie in den Jahren 1849—1861 undenkbar, bildete sozusagen die ersten Manöver einer durch den Erfinder des Systems organisierten und unter seiner Führung wohl disziplinierten politischen Armee.

Diese Anfänge der ruthenischen Bewegung verliehen ihr ein wesentliches Merkmal, das sie seitdem stets bewahrt hatte: die politische Marke. *Tempora mutabantur*; politische Systeme verschiedenen Charakters wechselten in Österreich, die Ruthenen, zunächst verwöhnte Kinder der Systeme Bach

und Schmerling, glaubten nachher sich über Unterdrückung beklagen zu müssen: der wesentlich politische Charakter der nationalen Entwicklung blieb ihr immer eigen auf Kosten der Pflege kultureller Interessen, die immer weit davon entfernt waren, jenen Aufschwung zu nehmen, den man von den Anlagen des ruthenischen Elements zu erwarten berechtigt war.

Welcher Abgrund scheidet den Charakter des nationalen Erwachens in der Ukraina von jenem in Galizien? Dort der zum Militärdienst in einem Strafbataillon verurteilte Taras Schewtschenko und seine nach Sibirien verbannten Freunde, weil sie seine Gedichte bewundert haben . . .

VIERTES KAPITEL.

Die erste Entwicklungsstufe.

I. Inter arma . . .

Durch die drei Entwicklungsstufen, die das ruthenische Problem in Galizien seit 1848 durchgemacht, hat dasselbe Element, worin nach der Auffassung Stadions seine Daseinsberechtigung bestand, nicht aufgehört, ihm diesen Charakter bis auf die heutigen Tage zu verleihen. Es arbeitete sogar in der Folge den Absichten der Regierung entgegen, nachdem die politischen Verhältnisse in Österreich sich völlig geändert haben. Kampf gegen das Polentum, um ihm jenes Gebiet des alten Polens, das jedem polnischen Herzen so teuer ist, streitig zu machen¹⁾:

¹⁾ Vgl. S. Smolka a. a. O. S. 9. Bei Besprechung der ersten Teilung Polens sagten wir dort: „Jedem polnischen Herzen war Rotreußen besonders teuer — es ist und wird es immer sein. Wenn man Polen durch mehrere Jahrhunderte als *propugnaculum christianitatis* bezeichnete, so bildete Rotreußen mit seiner Hauptstadt Lemberg seit dem XV. Jahrhundert das Bollwerk Polens gegen die muselmanischen Horden. Dieses Land, das unter österreichischer Herrschaft den wunderlichen Namen (Ost-) Galizien erhielt, verteidigte, von polnischem Blute durchtränkt, das gemeinsame Vaterland in einer wirksameren Weise, als die benachbarten Grenzgebiete, die scheinbar den barbarischen Einfällen mehr ausgesetzt waren (Podolien, Ukraina), die aber schwach bevölkert und zu wenig ausgerüstet waren, um diesen so häufig vorkommenden Erschütterungen, die in manchen Perioden Jahr auf Jahr aufeinanderfolgten, erfolgreich die Stirn zu bieten. Tataren, Türken und Kosaken durchquerten wie ein Sturmwind die weiten Ebenen, die ukrainischen Steppen, um

das war das Losungswort der Gefolgschaft des Grafen Stadion, das sich auf die nachfolgende Generation vererbte und dem auch die in unseren Tagen tätige, die dritte, treu bleibt. Gerade dieser Umstand erschwert unglücklicherweise so gewaltig jede Annäherung zwischen den beiden dasselbe Land bewohnenden Nationalitäten, obwohl durch eine merkwürdige Schicksalsironie ein Ausgleich zwischen ihnen von der Dynastie und den Zentralbehörden der Donaumonarchie seit langem herbeigewünscht wird.

Es wäre müßig, sich darüber aufzuhalten, ob man dieses unheilbringende Losungswort dem Grafen Stadion zuschreiben soll, oder ob es den Ruthenen von der Sachlage selbst aufgedrungen wurde, als die Stunde ihres nationalen Erwachens geschlagen hat. Tatsache ist, daß die ruthenische Wiedergeburt sich unter dem Schutz eines den Polen gegenüber oppressiven Regierungssystems vollzogen hat, und daß sie gerade zu Anfang diesem System ihre Lebensquellen verdankte. Diese Tatsache ist so unbestreitbar, wie ihre beiden bedauerlichen Hauptfolgen. Die erste war der andauernde tiefempfundene Unwillen des polnischen Elements, welches die nationalen Bestrebungen nur als ein künstliches Manöver der Regierung betrachtete. Dieser Gesichtspunkt, so berechtigt er zu Anfang der ruthenischen Bewegung gewesen sein mochte, zeitigte in der Folgezeit bedauerliche Ergebnisse, nachdem jene aufgehört hatte, eine *quantité négligeable* zu sein, die ihre Existenzberechtigung lediglich der Unterstützung der österreichischen Behörden verdankte — ein Fehler, mit welchem die Polen sich selbst Schaden zufügten, denn in einem unvermeidlichen Kampfe, der unbedingt mit einem Ausgleich enden sollte, konnte nichts verderb-

Rotreußen zu plündern; aber dort, an den Mauern Lembergs, gingen ihre Anstrengungen in Brüche, ließen aber schwer vernarbende Wunden auf dem stark bevölkerten und sonst, während der kürzeren oder längeren friedlichen Zwischenräume, rasch aufblühenden Boden zurück. Doch dies ist nicht alles. Die Edelleute Rotreußens, teils Nachkommen früherer polnischer, aus verschiedenen Palatinaten stammender Ansiedler, teils ruthenische Bojaren, die erst seit dem XV. Jahrhundert polonisiert wurden und mit ihren Nachbarn sich verschmelzt haben, waren“ — und sind es noch — „durch unzählige Verwandtschaftsbande mit ganz Polen verbunden. Rotreußen war (und ist es noch in unseren Tagen) sozusagen ein Mikrokosmos des großen Vaterlandes, das sich von den Mündungen der Weichsel mehr oder weniger bis zu denen des Dniepr und Dniestr erstreckte.“

licher sein, als die Verkennung der tatsächlichen Kräfte des Gegners.

Doch dieser Ausgangspunkt, den wir soeben hervorgehoben haben, war vielleicht noch unheilvoller für die ruthenische Sache selbst. Auf die Gefahr hin, die Söhne und Enkel ihrer ersten Vorkämpfer zu kränken, müssen wir der Wahrheit zuliebe diese Tatsache betonen, die ebenso unbestreitbar ist, wie die vorhergehende. In einen politischen Kampf bis aufs äußerste hineingezogen, waren die ruthenischen Führer so stark davon in Anspruch genommen, daß sie das Wesentliche, wovon die Zukunft ihrer, aus der bäuerlichen Wurzel sich herausgestaltenden Nationalität abhing, völlig vernachlässigt haben: die Pflege ihrer kulturellen Interessen. Sollte unsere Auffassung über diesen heiklen Punkt etwa der Parteilichkeit verdächtigt werden, so sei es uns gestattet, uns auf die Ansicht jener ruthenischen Patrioten zu berufen, deren Verdienste um das nationale Erwachen über jeden Zweifel erhaben sind.¹⁾ Es war gerade in jenem Augenblicke, der die Geschichte der ruthenischen Bewegung in zwei Perioden scheidet, als Kulisch dieselben Vorwürfe gegen seine galizischen Landsleute erhob und sie aufforderte, ihre Kriegswaffen niederzulegen und vielmehr die Mitwirkung der Landeseinrichtungen dazu auszunützen, um alle ihre Kräfte in den Dienst der Entwicklung der nationalen Kultur zu stellen.

Um dies jedoch gerecht zu beurteilen, muß man darüber im klaren sein, über welche Hilfsquellen diese Kultur verfügte in dem Augenblicke, als das nationale Erwachen sich unter dem Schutz der österreichischen Behörden und dank ihrer Gunst zu offenbaren begann.

Sie waren in der Tat recht dürftig, wenn auch in bezug auf seine reiche Volkskultur das ruthenische Galizien sicher seinen Platz neben jenem der Ukraina behaupten könnte. Wohl fehlt es der ruthenischen Volkskultur Galiziens an Motiven heroischen, abenteuerlichen Charakters, von denen die Kosakennieder und -erzählungen voll sind; aber zum Ersatz ist dieses Element durch die Erinnerungen an die Taten der Karpathen-

¹⁾ Vgl. unten II. Teil, Anhang VII, Nachträge zu S. 56.

räuber vertreten, die die Volksphantasie mit so viel Wunderbarem und Ritterlichem ausstattet.¹⁾

Die Physiognomie des Landes, unverkennbar in ihrem Einwirken auf das Gemüt der Bevölkerung, ist in ihrer Mannigfaltigkeit von jener der ukrainischen Steppe grundverschieden.

Der größere Teil Ostgaliziens, das frühere Rot-Reußen, ist ein Gebirgsland, dessen Spitzen 1700 Meter übersteigen, mit ewig dunkelgrünen Wäldern bedeckt; mehr als ein Drittel des Landes ist eine fruchtbare, eintönige und schlaffe Ebene, die im Sommer in der goldenen Farbe des Getreides erglänzt, im Winter, der hier streng zu sein pflegt, monatelang wie von einem Leinentuch von Schnee bedeckt wird: dazwischen bietet ein breiter, terrassenartig gebauter Erdstrich malerische Muster dieser beiden Kontraste. Von diesem eigenartigen, an so verschiedenen Abschattungen reichen landschaftlichen Charakter des alten Rot-Reußens wurde sichtbar durch eine Reihe von Jahrhunderten die volkstümliche Einbildungskraft beeinflusst, deren wundervolle Niederschläge in den rührenden Melodien der galizischen Ruthenen, in dem Inhalt ihrer Volkslieder, in ihrer Ornamentik und Volkstracht, in ihren Volksgebräuchen angesammelt erscheinen. Dies alles verdient entschieden mehr als sorgfältig „inventarisiert“ zu werden. Es liegt darin eine

¹⁾ Die Elemente der kosakischen und *haidamakischen* Überlieferung sind der ruthenischen Bevölkerung in Galizien wohl fremd, doch wurden sie dorthin in der letzten Zeit durch die „ukrainische“ Propaganda verpflanzt und beginnen dort allmählich das einheimische, dem Kreise der Volkssagen, deren Held zumeist der Räuber Dobosch ist, entstammende Element zu verdrängen. Wenn es wahr ist, daß die Erinnerungen an den berühmten Räuber, sagenhaft ausgestaltet, den kosakischen, in gedruckten Erzählungen verbreiteten Überlieferungen Platz machen mußten, so wäre dies zu bedauern. In bezug auf das ritterliche Element, das die Volkseinbildungskraft mit höheren Gefühlen befruchtet, steht der karpathische Sagenkreis durchaus dem ukrainischen nicht nach. Im Gegenteil, seine Helden erscheinen dort stets von edlen Trieben und einem tiefen Gerechtigkeitsgefühl durchdrungen; ohne Grausamkeiten zu verüben, die sie verabscheuen, züchtigen sie, ihr Leben unaufhörlich aufs Spiel setzend, den schlechten Reichen, um die ihm entrissenen Reichtümer an Arme zu verteilen. Jedenfalls läuft die soziale Ordnung unserer Zeiten keine Gefahr, daß die von solchen Erzählungen erregte Einbildungskraft des Volkes es zu Versuchen hinreißt, das Beispiel des Dobosch und seiner sagenhaften Genossen nachzuahmen, während man von den kosakischen und namentlich von den *haidamakischen* Überlieferungen nicht dasselbe sagen kann.

Fülle künstlerischer und poetischer Motive versteckt: ein Schatz an echten Edelsteinen, geeignet, in schöpferischer Verarbeitung zu kulturellen Juwelen dem Volke, das sie geschaffen, in der weiten Welt Ruhm zu erringen. Um jedoch derartiges zu finden, muß man sich vielmehr in der polnischen Dichtung, in der polnischen Kunst umsehen; die nationale Kultur der Ruthenen, wie sie sich bis auf unsere Tage entwickelt, hat hiefür einen äußerst wenig empfänglichen Boden geboten. Man stößt da bisher viel häufiger auf ziemlich unfruchtbare Wiederholung spezifisch ukrainischer, meist aus kosakischen Überlieferungen herübergenommener Motive, als auf kunstsinnige Verwertung der heimischen, roteußischen Elemente.

Vor dem Jahre 1848 gab es wohl auch in Galizien ebenso wie in der Ukraina Liebhaber, die sich für den ruthenischen „Folklor“ interessierten und Volkssagen usw. sammelten; doch da es fast ausschließlich Polen waren, so konnte dies keineswegs irgendwelche Anwendungen der nationalen Bewegung — wie in der Ukraina — entstehen lassen. In der Ukraina — wir wiederholen es — hatte diese Bewegung bei ihren Anfängen nicht nur viele Sympathien in den polnischen Kreisen gefunden, sondern auch treue, oft begeisterte Mitarbeiter. In Galizien mußte die von oben, von der Regierung organisierte und daher dem polnischen Element feindlich gegenüberstehende ruthenische Bewegung grundsätzlich sich von diesem lossagen und auf seine Mitwirkung verzichten. Auf ihre eigenen intellektuellen Mittel angewiesen, jene der ruthenischen Klerisei und einiger Beamtenfamilien, waren die ruthenischen Kreise nicht einmal fähig, die ihrer für die Befruchtung des kulturellen Bodens der auferstehenden Nation harrenden Aufgaben zu erfassen.

Allerdings stieß man dabei auf ein Hindernis, dessen Bedeutung zu bewerten einem Fernerstehenden ungemein schwer fällt. Dies war das schwierige Problem der zu bildenden nationalen Schriftsprache; wir werden es auf folgenden Seiten zu beleuchten suchen.

2. Am Scheidewege.

Das ehemalige „Rot-Reußen“, seit vier Jahrhunderten mit Polen vereinigt, stellte sich nach der ersten Teilung Polens als gänzlich polnisches Land dar, da zu dieser Zeit die ru-

thenische Landbevölkerung noch gar nicht in Betracht kam. Und eben in diesem Lande hat ein berühmter polnischer Schriftsteller ruthenischer Abstammung, Stanislaus Orzechowski, von sich selbst sprechend, im XVI. Jahrhundert der später landläufigen Bezeichnung sich bedient: *gente Ruthenus natione Polonus*. Im Jahre 1848 erzielte diese Bezeichnung in den Kreisen der polnischen Patrioten ruthenischer Abkunft und griechischen Ritus die Bedeutung eines Losungswortes. Obzwar sie manchmal eine bedeutende Rolle im polnischen Lager spielten, verlangten sie trotzdem als ihr „gutes Recht“, als Ruthenen angesehen zu werden, um im Namen ihres mit Polen vereinigten Volkes sprechen und gegen die separatistischen Manifestationen der Garde des Grafen Stadion, die durch die Regierung suggeriert wurden, protestieren zu können. Da dieser „Separatismus“ als eine so ganz neue Erscheinung über die Nacht aufgetreten war, so fiel es den Polen in der Tat schwer, auf die Wirksamkeit jenes altehrwürdigen, traditionellen Losungswortes zu verzichten, um sich allmählich mit dem Gedanken zu befreunden, daß die „ruthenische Frage“ von einem Tag zum andern den Charakter eines von Stadion erfundenen „Hirngespinnstes“ abstreifte und immer entschiedener denjenigen einer unleugbaren Tatsache annahm. Es genügte ein Zeitraum von zwanzig Jahren, damit sie sich in ihrer unzweifelhaften „Wirklichkeit“ zeigte.

Dazu verhalten in starkem Maße die Anfänge der konstitutionellen Zeit in Österreich nach dem Jahre 1861, jener Zeit, der andererseits das polnische Element in Galizien das alles verdankt, was es langsam zugunsten seines nationalen Lebens errungen hat. So lange die schwachen national-ruthenischen Anwandlungen schwarzgelben Anstrichs kein anderes Terrain ihrer Betätigung als die Mauern des *Narodnij Dim*¹⁾ in Lemberg fanden, konnte man in der Tat sich einbilden, daß diese „angebliche nationale Bewegung“ aller Lebenskraft entbehre und daß schließlich die *natione Poloni* die Oberhand erlangen werden. Jedoch die ersten Wahlen in den galizischen Landtag eröffneten mit einem Schlage ein bisher unbekanntes und für Agitationen, die das ruthenische Volk leicht in die nationale

¹⁾ Ein von der Regierung der ruthenischen Partei zur Verfügung gestelltes Gebäude, damit es ihr als Versammlungshaus diene.

Bewegung hineinzogen, sehr dankbares Feld. Die Wahlen wiederholten sich, und neben denen zum Landtage, fanden in dem Maße, wie sich die autonomen Institutionen entwickelten, jeden Augenblick neue Wahlen zu Bezirks-, Gemeinde-Räten usw. statt. In ganz Ost-Galizien war der Regierungskandidat anfangs überall ein Ruthene von der durch den Grafen Stadion in Kurs gebrachten Marke; auf der entgegengesetzten Seite sah man gewöhnlich einen polnischen Großgrundbesitzer, der in der Gegend Achtung genoß und unter der Landbevölkerung Einfluß besaß, oder auch einen Advokaten, Arzt usf. *natione Polonus gente Ruthenus*. Das traurige Milieu der ruthenischen Priesterfamilien diente als Werkzeug zur Unterstützung jeder Regierungskandidatur; junge Priestersöhne, meist Mittelschüler, erfüllten oft mit großem Eifer ihre Aufgaben als Agitatoren und erwarben sich ihre Sporen im Dienste der nationalen Sache. Aus der Kohorte jener Mittelschüler¹⁾ der Sechziger Jahre sind die meisten der nachherigen Führer der nationalen Bewegung hervorgegangen, auf dem politischen Boden in ihrem ruthenischen Gefühle gestärkt. Neue Aussichten öffneten sich für das Fortkommen dieser jungen Leute, die, anstatt den gewöhnlichen Weg ihres Kreises zu befolgen, lieber die Rechte studierten und in kurzer Zeit Beamte, Notare und Advokaten wurden. So entstand der Keim einer nationalen, allem, was polnisch, feindselig gesinnten Intelligenz.

Die wichtigste Folge dieser Agitationen war die ruthenische Eroberung der Volksmassen. Das wirksamste Mittel zur Besiegung des polnischen Kandidaten, der meistens Großgrundbesitzer war, bestand in Aufreizung des unter der Bauernbevölkerung immer schleichenden Triebes, des sozialen Hasses. Das Lösungswort, unter dem man für die Regierungs- und ruthenischen Kandidaten kämpfte, waren die berüchtigten *lissy i passowyska* (Wälder und Weiden), ein ständiges Ziel der bäuerlichen Gelüste. Sie waren es in dieser Zeit im höheren Grade in Galizien, wo die herrschaftlichen Rechte der Großgrundbesitzer vor kurzem aufgehoben wurden und die komplizierte Servitutenfrage ihrer endgültigen Regelung harrete. Man muß wirklich der Ehrlichkeit und dem gesunden Verstand des ruthenischen Bauern Achtung

¹⁾ National gesinnte Ruthenen, die an den weltlichen Fakultäten studierten, gehörten noch in jener Zeit zu Seltenheiten; vgl. unten II. Teil, Anhang VII, Nachträge zu S. 59—61.

zollen, wenn er sich durch die verbissenen Agitationen, welche nur zu oft von der Beamtenschaft gutgeheißen wurden, nicht zu einer Bewegung hinreißen ließ, die für seinen einstigen Grundherrn, für dessen Haus und Gut, gefährlich werden konnte. Oft scheiterten sogar dergleichen Agitationen beim Wahlkampfe und der polnische Kandidat trug den Sieg in rein ruthenischen Bezirken davon. Doch wurde während des ersten Jahrzehntes der konstitutionellen Ära der ruthenische Bauer für die nationale Bewegung gewonnen.

Vorher galt das als selbstverständlich, daß ein Bauernsohn ruthenischer Nationalität, dem es vergönnt war, durch Schulbesuch in höhere Gesellschaftskreise zu steigen, sich sofort jenen einstigen *gente Rutheni natione Poloni* anschloß; von nun an verschwand diese Gattung fast gänzlich, die frisch gebackenen Intellektuellen unserer Tage sind ausschließlich ruthenische Nationalisten, meistens von ausgesprochen chauvinistischer Färbung.

Diese letzte Art ist vielmehr neu, sie kommt nur selten in der ersten Zeit der ruthenischen Bewegung zum Vorschein. Die wichtigste Ursache dessen lag darin, daß die galizischen Ruthenen, deren nationales Bewußtsein erwachte, lange Zeit selber nicht wußten, was sie eigentlich waren. Dies mag recht eigentümlich oder übertrieben erscheinen, ist aber trotzdem reine Wahrheit. Den Absichten Stadions zufolge sollten sie eine besondere „Nationalität“ Österreichs bilden, ohne zu ahnen, daß jenseits des Zbrucz viele Millionen desselben Volksstammes leben, worüber sich übrigens wie auch über die Konsequenzen dieser Tatsache Graf Stadion selbst nur schwerlich klar war, nämlich daß jene Millionen sich gegebenenfalls denselben Bestrebungen anschließen könnten, falls die den galizischen Ruthenen suggerierten berechtigt und lebensfähig wären. Jede Anspielung auf diese Tatsache wurde wohlweislich vermieden, da sie angesichts der guten Beziehungen Österreichs zu dem Nachbarstaate unliebsam erscheinen könnte. In der Folgezeit wußte man — wenn nicht gerade in Wien, so doch in den intellektuellen ruthenischen Kreisen Galiziens —, daß Rußland hartnäckig die Existenz einer „klein-russischen“, d. i. ruthenischen Nation leugne und auf dem Standpunkte beharre, die vielen Millionen seiner ruthenisch sprechenden Untertanen seien nichts

anderes als Russen. Sollte nun eine und dieselbe Wahrheit an beiden Ufern des Zbrucz gelten, so müßten von diesem Gesichtspunkt aus die Ruthenen Galiziens auch als Russen betrachtet werden, wenn sie auch treue Untertanen des Kaisers von Österreich bleiben konnten, was sogar ihre Entwicklung als antipolnische Bazillen gewaltig zu fördern vermochte. Ein solcher Gedankengang schien sogar das „ruthenische Problem“ ungemein zu vereinfachen. Anstatt eine intellektuelle Bewegung separatistischen Gepräges, eine besondere Schriftsprache usw. zu improvisieren — und dies alles schritt nur sehr langsam vorwärts — hätten sich die galizischen Ruthenen ganz einfach dem großen russischen Vaterlande anschließen können, selbstverständlich im kulturellen, nicht im politischen Sinne. Es war ein leichtes, verschiedenartige Analogien heranzuziehen: französische Schweizer oder Belgier, die sich wohl sträuben würden, an Frankreich zu fallen, die kurländischen Barone, gleichzeitig gute Deutsche und erprobte, treue Untertanen des Zaren. Solche Ansichten oder, besser gesagt, Anwandlungen — obgleich sie sich nur selten und in sehr schüchterner Weise hervorwagten — waren doch von Anfang an in der Stellungnahme mehrerer Führer der ruthenischen Bewegung in Galizien nicht zu verkennen, und insbesondere waren es die intelligentesten unter ihnen, die zu diesem Gesichtspunkte hinneigten. Nichts natürlicheres als dies: sie hatten geistige Bedürfnisse zu befriedigen — alles, was polnisch war, mußte ihnen auf dem ihnen vorgezeichneten Wege Widerwillen einflößen, — man war sich aber nur zu gut dessen bewußt, was für eine Sisyphusarbeit darin lag, eine ruthenische intellektuelle Welt ins Leben zu rufen. Zum Glück waren solche nach dem Intellektuellen schmachthafte Individuen nicht sehr zahlreich in diesen Kreisen und die anderen, die ihnen in bezug auf Anlagen und Bildung sogar nicht bedeutend nachstanden, waren viel zu sehr durch die reine Politik in Anspruch genommen, um an derlei Dinge zu denken. Darin ist die Ursache zu sehen, weshalb in jener Zeit solche russophilen mehr oder weniger unschädlichen, eher platonischen Aspirationen lange auf einen recht kleinen Kreis sozusagen „eingeweihter“, „erleuchteter“ Ruthenen sich beschränkten.¹⁾

¹⁾ Wegen der Einzelheiten wolle man die Ausführungen des Anhangs VII im zweiten Teile, Nachträge zu S. 61—64 zu Rate ziehen.

Der oben geschilderte Gedankengang der „erleuchteten“ Ruthenen schien eine Zeit lang um so weniger zu Bedenken Anlaß zu geben, als ihm ursprünglich Gesichtspunkte zugrunde lagen, die vielmehr als philologische Spitzfindigkeiten betrachtet wurden. Es handelte sich darum, was als ruthenische Schriftsprache gelten soll. Auf dem Lemberger „Kongreß der ruthenischen Gelehrten“ (*sic*), der 1848 von Stadion in Lemberg veranstaltet wurde, ist das Volksidiom beschlußmäßig zur Schriftsprache erhoben worden, was allerdings leichter zu beschließen als praktisch durchzuführen war. So begann man auch bald dem entgegengesetzten Standpunkte hinzuneigen, wonach vielmehr das liturgische Kirchenslavisch — den Geistlichen mehr oder weniger bekannt —, sofern es modernen Anforderungen angepaßt werden könnte, zu literarischen Zwecken verwendet werden sollte. Diese Anpassung war nun keine leichte Aufgabe. Da hierin Begriffe und Gedankenschattierungen in Betracht kamen, bei denen das Volksidiom völlig versagte, andererseits aber jegliche Beeinflussung durch das Polnische womöglich vermieden werden sollte, so mußte man zu dem russischen Wortschatze und russischen Redewendungen Zuflucht nehmen, woraus mitunter ein Kauderwelsch entstand, das weder für einen Ruthenen, noch für einen Russen verständlich war. Je mehr man daher diese unliebsame Eigenart der in Bildung begriffenen Schriftsprache abzustreifen beflissen war, um so häufiger mußte sie sich selbstverständlich dem Russischen nähern.¹⁾ Äußerst kennzeichnend ist aber, daß dabei die gleichzeitigen literarischen Bestrebungen der „Kleinrussen“ in der Ukraina, die sich dort etwa seit 1860 lebhafter betätigten, ganz außer acht gelassen wurden; Schewtschenko war in Galizien lange vollkommen unbekannt.²⁾

Was nun die österreichischen Behörden in der Zeit vor 1867 anbetrifft, so kann man ihnen wohl den Vorwurf nicht ersparen, daß sie an die ruthenische Frage mit unglaublichem Dilettantismus und einer unverzeihlichen politischen Kurzsichtigkeit in bezug auf die Interessen der Monarchie herantraten. Volle Farbenblindheit war dies allerdings nicht. So gut auch im

¹⁾ Vgl. unten Kap. VI, § 3.

²⁾ Vgl. unten Kap. V, § 3 und II. Teil, Anh. VII, Nachträge zu S. 64–66.

allgemeinen die Beziehungen zwischen den beiden Kaiserreichen waren, so war man sich doch klar darüber, daß es unbequem werden könnte, den antipolnischen Bazillus sich in einen russischen, folglich eventuell antidynastischen, umbilden zu lassen. So glaubte man lange Zeit hindurch darauf bestehen zu sollen, daß in ruthenischen Drucken ausschließlich die „alt-slavischen“, in den liturgischen Schriften gebrauchten und als spezifisch „ruthenisch“ geltenden Buchstaben (*Kirylytza*) verwendet werden; die russischen, abgerundeten und bedeutend leserlicheren Buchstaben (*Graschdanka*) waren lange Zeit hindurch verpönt. Darüber hinaus ist man nicht weit gegangen. Man begnügte sich mit dem Rufe, dessen sich die Ruthenen als „Tiroler des Ostens“ in Wien erfreuten, und man glaubte an ihre unerschütterliche Treue der Dynastie und dem Staate gegenüber. Im allgemeinen war dies auch ganz richtig. Jedem Tag genügt sein Übel, und es gab in Österreich knapp vor dem Jahre 1866 nur zu viel Übel verschiedenster Art, als daß man sich wegen eines ganz kleinen Punktes am Horizonte beunruhigt fühlen sollte, dessen Anwachsen zu einer ersten Wolke nur ein Pessimist hätte vorhersehen können.

3. Russische Anwerbungen.

Es gibt auch ungefährliche Wolken, welche bloß den Himmel bedecken, ohne ein Gewitter zu bringen. Zu dieser Art gehörte lange die russische Propaganda in Galizien, — oder zumindest schien es so.

Wir müssen hier einen Punkt berühren, über den es nicht ganz leicht ist, richtig zu urteilen: die Bedeutung der Rolle, welche der „Rubel“ in der Verbreitung der russophilen Strömung gespielt hat. Es ist eine unleugbare Tatsache, daß von Anfang an Geldbeträge in das Land flossen, um die klägliche Lage mancher ruthenischer Redakteure, deren Zeitungen keine Abonnenten fanden — der professionellen Agitatoren, die nur zum Schein irgend eine Stellung bekleideten, in der Tat aber ganz der nationalen Propaganda lebten, — zu erleichtern. Nachdem der Rubel seinen Weg nach Galizien gefunden hat, wurde auch von Anfang an behauptet, daß er sich bald auch den Zugang in die Reihen des verheirateten ruthenischen Klerus zu verschaffen wußte.

Es war ja gerade der Augenblick, wo bald nach Aufhebung der grundherrschaftlichen Rechte, nach dem Feldzuge von 1859 und am Vortage des Krieges von 1866, parallel mit dem beginnenden Ausbaue der ältesten Eisenbahnlinsen, auch in Galizien der rasche Übergang von patriarchalischer Naturalwirtschaft zu moderner Geldwirtschaft sich lebhaft bemerkbar machte. Man möge sich nun die prekäre Lage armer verheirateter Geistlicher vergegenwärtigen, mit ihren zahlreichen Familien — noch lange vor Regelung der Kongrufrage, als das Leben immer teurer wurde und die Kosten der Erziehung der Kinder in einer Weise wuchsen, daß dies jeden Familienvater zur Verzweiflung bringen konnte. Die Eroberungen des verführerischen Rubels waren desto leichter, als seine Forderungen wirklich, wenigstens zu Beginn dieser geheimen Werbung, in äußerst bescheidener Weise auftraten. Man verlangte ja im allgemeinen nichts, was auch nur das Gewissen eines loyalen österreichischen Staatsbürgers hätte beunruhigen können. Und wenn für die den armen ruthenischen Patrioten zuerkannten Hilfgelder erwartet wurde, bei ihnen ein gewisses Interesse für die Größe des Zarenreiches zu wecken, so konnte dem jeder loyale Galizianer ohne Skrupel entsprechen, da die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Wien und Petersburg nichts zu wünschen übrig ließen. „Der Pole, das ist der Feind“, der Feind des einen wie des anderen Kaisers, und jeder Ruthene war tief überzeugt, daß er seinem Monarchen dadurch diene, wenn er gegen die „polnische Gefahr“ kämpfe. Der „mächtige Rubel“ verlangte gar nicht, daß man aufhöre, ein „Ruthene“ nach dem Rezept des Grafen Stadion zu sein — nicht im geringsten. Es waren dies nur seltene Ausnahmen, wenn einige „Rubelträger“ die Vorteile der Erlernung der russischen Sprache anzupreisen wagten, auf die Möglichkeit hinweisend, die Reize der Literatur jener großen Nation zu genießen, deren gewaltiges Gebiet sich jenseits des Zbrucz bis zur Kamtschatka erstreckt. Die Kenntnis der Sprache Puschkins galt doch als das einzige Mittel, das ruthenische Volksidiom zu „veredeln“, auf das Niveau einer Kultursprache zu erheben: eine durch und durch patriotische Aufgabe. Dergleichen Einflüsterungen waren übrigens vorzugsweise den Intellektuellen, den „Eingeweihten“, vorbehalten, die zum größten Teil den für ihre Ideen weniger empfänglichen galizi-

schen Boden verließen, um nach Rußland zu gehen; dort, als erklärte Russen, versuchten sie Karriere zu machen.¹⁾ Von seiten der einfachen unierten Pfarrer aber erwartete man damals nicht die Erlernung der Sprache Puschkins und Turgenjeffs, damit sie ausschließlich russische Bücher lesen können; man stellte sich zufrieden, wenn sie nur nichts polnisch Gedrucktes anrührten, denn sie waren in ihrer Jugend gewohnt, polnisch zu lesen, und der Gewohnheit folgend, hörten sie nicht auf, dies trotz ihrer Bekehrung zum „Ruthenismus“ zu tun.

Es ist gar nicht richtig, wenn man behauptet, wie es heutzutage oft von seiten der „ukrainischen“ Führer geschieht, daß die erste Phase der ruthenischen Bewegung in Galizien (seit 1848 bis ungefähr 1880) eine russophile Färbung zeige. „Rublophil“ — das war sie, und sicher auch nicht russophob. Aber ihre Rublophilie hinderte sie lange nicht, ihre alte schwarzgelbe Farbe zu bewahren, und sie leistete unschätzbare Dienste der ruthenischen Bewegung im allgemeinen. Obzwar auch diese in den letzten zwanzig Jahren einen eher russophoben Charakter angenommen hat, so ist es dennoch eine unverkennbare Tatsache, die selbst die ausgesprochenen „Ukrainer“ von heute zu leugnen nicht wagen dürften, denn die Aktion des Rubels verhalf im hohen Grade, daß das ruthenische Element in Galizien, nachdem es lange Zeit einer klaren Orientierung entbehrte, ein ausgezeichnet in Zucht gehaltenes und von feindlichen Gefühlen dem Polentum gegenüber durchdrungenes politisches Lager vereinte.

¹⁾ Es möge hier auf die äußerst bedauernswerte Rolle hingewiesen werden, welche eine beträchtliche Anzahl uniierter Geistlicher aus Galizien, mit den Bischöfen Kuziemski und Popiel an der Spitze, bald nach der Unterdrückung des polnischen Aufstandes vom Jahre 1863 in der gewaltsamen „Bekehrung“ der in seinen katholischen Gefühlen so überzeugungstreuen ruthenischen Bevölkerung Podlachiens im Königreich Polen gespielt haben. Diese traurige Episode in der Geschichte der unierten Kirche Galiziens war an bedauerlichen Rückwirkungen überaus reich. Durch Übersiedlung einer ganzen Schar galizischer Ruthenen nach Russisch-Polen erweiterten und befestigten sich die unmittelbaren Beziehungen zwischen ihren in Galizien zurückgebliebenen Angehörigen und den Hauptherden der panslavistischen Propaganda in Rußland, woher zu jener Zeit noch beinahe ausschließlich der „verführerische Rubel“ nach Galizien floß. *Exempla trahunt*: konkrete Beispiele mancher guten Geschäfte, welche die ruthenischen „Emigranten“ in Rußland gemacht hatten, wirkten bezaubernd auch in Kreisen, wo an derartigen Exodus gar nicht gedacht wurde. Vgl. unten II. Teil, Anhang VII, Nachträge zu S. 66.

So standen die Dinge zur Zeit, als die Wiener Kreise nach der Niederlage Österreichs im Jahre 1866 gänzlich ihre Haltung gegenüber den verschiedenen Nationalitäten der Monarchie änderten. Die zwei hauptsächlichen Folgen dieses Umschwungs waren: 1. der österreichisch-ungarische Ausgleich, 2. die Autonomie Galiziens, recht umfangreich schon im Jahre 1867 im Vergleich zu der vorhergehenden Epoche, im Laufe der folgenden Jahre befestigt und ausgestaltet.

Im Augenblicke, in dem Österreich aufhörte, dem Polentum und der polnischen Sache feindlich gegenüberzustehen, verlor der antipolnische Bazillus, dessen Zucht in Galizien seit zwanzig Jahren gepflegt wurde, auf einmal seine ganze Daseinsberechtigung. Das galizische Ruthenentum hatte jedoch seit dem Jahre 1848 so viel an Boden gewonnen, daß es die Gunst der Regierung, der es seine Eroberungen verdankte, bereits entbehren konnte. Die ruthenische Landbevölkerung war mehr oder weniger unter dem nationalen Banner vereinigt, und was die Führer dieser gut disziplinierten Armee anbelangt, so hatten sie an dem Kampfe gegen das Polentum so viel Gefallen gefunden, daß sie ihn weiter, selbst gegen den Willen der Regierung, der sie so lange gedient hatten, zu führen entschlossen waren. Es wäre vollkommen ungerecht, zu behaupten, daß die „Rublophilie“ ihre einzige Triebkraft gewesen wäre. Neben vielen Individuen, die durch das letztgenannte Mittel geködert wurden, waren bereits zahlreiche unierte Geistliche, Beamte, Advokaten etc. emporgekommen, die sich der nationalen Sache aus Überzeugung annahmen und ihr mit großem Eifer dienten. Es war dies die neue Generation, welche auf dem Streitfelde des nationalen Kampfes nach 1848 erschien, sich während dieses Kampfes an Zucht gewöhnte und von einem Gefühl durchdrungen war, das nunmehr ihre stärkste Triebkraft bildete: dem unversöhnlichen Haß gegen alles Polnische.

Man muß sogar sagen, daß die ruthenische Sache in dem Entwicklungspunkte, in dem sie sich schon im Jahre 1867 befand, viel infolge der Emanzipierung von der Bevormundung durch die Regierung gewonnen habe. Bringen wir in Erinnerung, was wir mit vollstem Ernste behauptet haben, daß die nationalgesinnten Ruthenen der ersten Generation nicht wohl wußten, was sie in nationaler Hinsicht wären. Ihre Abhängigkeit

von den österreichischen Behörden gestattete ihnen nicht, ihren Gesichtskreis frei jenseits der Grenzen Galiziens zu erweitern. Einmal emanzipiert, waren sie durch nichts mehr behindert, ihre Blicke nach dieser oder jenen Richtung zu lenken, gegen Petersburg oder die Ukraina, wo die ruthenische oder „kleinrussische“ Bewegung, obzwar immer durch die russische Regierung unterbunden, nicht aufhörte, Lebenszeichen zu geben.

Auf diese Weise überschritt der Entwicklungsgang des ruthenischen Problems sein erstes Stadium.

FÜNFTES KAPITEL.

Um den »Piemont« herum.

1. Österreich-Ungarn.

Man nennt Ost-Galizien den ruthenischen Piemont, — oder vielmehr, wie es in der Sprache derjenigen, die sich darin gefallen, diese Redensart hinzuwerfen, heißt: „den Piemont der künftigen Ukraina“. ¹⁾

Es ist mehr als eine Redensart, es ist ein Begriff. Die Zukunft wird entscheiden, bis zu welchem Punkt man diesen Begriff als berechtigt auffassen könnte. Jedenfalls ist er neu. In der Zeit, als der Alpenpiemont die Einigung Italiens durchgeführt hatte, würde man vergeblich nach Elementen — selbst den nebelhaftesten — gesucht haben, aus denen sich ein ruthenischer Piemont hätte entwickeln können. Die Monarchie, der Galizien angehört, bildete dafür vor einem halben Jahrhundert durchaus keinen günstigen Boden.

Im Jahre 1867 wurde das sogenannte deutsche Österreich, jenes des Metternich, des Bach, des Schmerling, auf einmal in das Österreich-Ungarn unserer Tage umgewandelt.

Ein Wahrzeichen — sozusagen — des österreichisch-ungarischen Ausgleichs vom Jahre 1867 bestand und hörte nicht auf darin zu bestehen, daß die nicht-magyarischen Nationalitäten des alten Königreichs Ungarn einer erdrückenden Übermacht des staatsbildenden magyarischen Elements ausgeliefert wurden. Nur die kroatische Nation hatte das Glück, in diesem Ausgleich

¹⁾ Vgl. oben S. 50.

die Sicherstellung ihrer Selbstverwaltung und einer freien nationalen Entwicklung zu erreichen, dank dem Umstande, daß die ungarischen Staatsmänner ihrer „avitischen“ Gesetzgebung, durch welche das Königreich Kroatien und Slavonien, einst ein besonderer Staat, mit dem Königreich Ungarn vereinigt war, volle Achtung zollten. Die ungarischen Rumänen, die Slovaken, die an den Südabhängen der Karpathen sesshaften Ruthenen, die Serben, die ungarischen Deutschen, alle diese heterogenen Volksstämme fanden sich in bezug auf ihr Nationalwesen mehr oder weniger dem Ermessen des magyarischen Elements überantwortet, welches für sich gerechnet im Jahre 1867 nur ein Drittel der ganzen Bevölkerung des wiederhergestellten ungarischen Staates ausmachte.

Im früheren Königreich Ungarn — jenem vor dem ungarischen Aufstand der Jahre 1848—1849 — gab es eigentlich kein nationales Problem oder es machte sich nur sehr schwach, sozusagen in latenter Weise geltend. Es gab dort politische Kämpfe, deren Hauptschauplatz der ungarische Reichstag zu Preßburg war, doch es handelte sich dabei viel mehr um die Erhaltung und Ausgestaltung alter Einrichtungen der Selbstverwaltung, als um Wiedereroberungen nationalen Charakters. Die Magyaren selbst — das Element, das den ungarischen Staat gegründet und sich dort stets als vorherrschend behauptet hat — waren in dieser Zeit recht weit von allen nationalistischen Bestrebungen entfernt; es möge nur daran erinnert werden, daß in magyarischen Familien (außerhalb der unteren Volksschichten) man sich viel mehr der deutschen Sprache bediente und die offizielle Sprache, jene des Landtags und der Komitatsversammlungen usw. nach altem Brauch die lateinische war, die ebenfalls für die öffentliche Erziehung in Geltung war. Die magyarische Literatur befand sich damals noch fast in ihren Anfängen, weit entfernt von der nunmehrigen großartigen Entfaltung, ohne sogar unter den begeistertsten Patrioten ein lebhafteres Interesse zu wecken; sie war nie eine verbotene Frucht. Den Ungarn gebrach es niemals an feurigem Patriotismus, sie waren allzeit bereit, alles der Sache ihres Vaterlandes zu opfern, doch fehlte es diesem Patriotismus lange an nationaler, ethnischer Grundlage, und er bestand vielmehr in einer innigen unauslöschbaren Anhänglichkeit an das Vaterland und seine altherwühr-

dige Verfassung. Deshalb wetteiferte auch der ungarische Adel rumänischer, slovakischer, serbischer Herkunft in bezug auf das patriotische Gefühl mit den magyarischen Mitbürgern, mit denen er sich nachher, im weiteren Entwicklungsgang des staatlichen und nationalen Problems, vollkommen verschmelzte; was die (rumänischen, serbischen, slovakischen, ruthenischen) Volksmassen anbelangt, so zählten diese bekanntlich in jener Zeit überhaupt nicht. Nur in Kroatien offenbarte sich das nationale Gefühl, von glänzenden geschichtlichen, wie auch kulturellen Überlieferungen genährt, in einer sehr scharfen Weise im Jahre 1848 (und teilweise schon vor dieser Zeit) als ein bewußter Gegensatz zum magyarischen, obwohl dadurch die traditionelle politische Verbindung des Königreichs Kroatien und Slavonien mit dem Königreich Ungarn nicht angetastet wurde. Das nationalistische magyarische Gefühl begann sich aber erst am Vorabend der Revolution von 1848 immer deutlicher zu äußern, um dann seinen gewaltigen Aufschwung unter dem repressiven Regierungssystem, das auf die Erdrückung der ungarischen Revolution folgte (1849—1860), zu nehmen. Im Laufe der folgenden zwanzig Jahre sah man gewiß in Ungarn auch nicht-magyarische Nationalitäten erwachen, und dies ist einerseits auf die allgemeinen Strömungen jener Zeit, andererseits auf die Wirkung des von den Wiener zentralistischen Kreisen damals angewandten Prinzips: *divide et impera* zurückzuführen. Vergewärtigen wir uns übrigens, was sich um dieselbe Zeit in der Nachbarschaft Ungarns abgespielt hat und notwendigerweise auf dessen Verhältnisse rückwirken mußte: was bedeutete z. B. vor 1848 das rumänische Element (14% der Gesamtbevölkerung Ungarns) und welche Kraft gewann es, welcher weiterer Gesichtskreis eröffnete sich ihm, seitdem es jenseits der ungarischen Grenzen einen unabhängigen rumänischen Staat, zunächst das Fürstentum, dann das Königreich Rumänien erblickte? Es sei festgestellt, daß in der Tat die andersartigen nicht-magyarischen Elemente Ungarns am Vorabend des Ausgleichs von 1867 mehr oder weniger den Eindruck von *quantités négligeables* machten. Nur ein nationales Element gab es damals in Ungarn, das neben dem magyarischen in Betracht kam: die Deutschen, die in Ungarn seit Jahrhunderten mehrere ethnographische Inseln von festem Gefüge bildeten, und außerdem in vielen ungarischen Städten

zahlreich verstreut, mitunter die bedeutende Mehrzahl der Einwohner derselben ausmachten. Es war also mehr als irgend was anderes — die Besorgnis um die „deutsche Gefahr“ —, die im Jahre 1867 die Wege einer zielbewußt und mit solcher Zähigkeit betriebenen Magyarisierung gezeichnet hat.

Wie man auch demnach über die Zukunft des Nationalitätenproblems in Ungarn denken mag, eine unleugbare Tatsache ist es, daß die „ruthenische Frage“, von ihrer möglicherweise überschätzten internationalen Bedeutung abgesehen, sich auch auf Ungarn erstreckt und keineswegs als ein rein österreichisches innerpolitisches Problem betrachtet werden kann. Wohnt doch innerhalb der Grenzen des Königreichs Ungarn eine halbe Million Ruthenen (464.270 im Jahre 1910, 2·3% der Gesamtbevölkerung Ungarns), in kompakten Massen seit undenkbaren Zeiten an den Südrändern der Karpathen angesiedelt.¹⁾

Was Österreich anbelangt, das seit 1867 als besonderes mit Ungarn vereintes Staatswesen gestaltet war, so trat es notwendigerweise nach jenem epochemachenden Jahre den Weg einer Umbildung an, wo sofort schwerwiegende politische und nationale Probleme in den Vordergrund traten, die es bis auf den heutigen Tag nur zur Hälfte zu lösen gelungen ist. Geschichtlich war Österreich immer und ist es noch heutzutage ein Agglomerat mehrerer „historischer Gebiete“, die durch das Band der Dynastie verbunden sind, und unter diesen Gebieten waren „die Länder der Krone des heil. Venceslaus“ (Böhmen und Mähren) vom theoretischen Standpunkt aus sicher berechtigt, eine der Gesamtheit der „Länder des heil. Stephan“ (Ungarn) analoge Stellung zu beanspruchen. Wir würden uns zu weit von unserem Thema entfernen, wenn wir selbst mit allgemeinen Andeutungen die Hauptumrisse der politischen Kämpfe in Österreich seit 1867 zeichnen wollten, wo die beiden

¹⁾ Die Führer der jetzigen „ukrainischen“ Bewegung sind während dieses Krieges eifrig beflissen, mit der größten Entschiedenheit zu betonen, daß sie gewillt seien, ihre halbe Million Landsleute in Ungarn ihrem Schicksal zu überlassen, ohne auf Erhaltung ihrer Nationalität zu bestehen. Dies ist leicht erklärlich, weil sie für ihre nationalen „großukrainischen“ Bestrebungen die öffentliche Meinung in Ungarn, vor allem aber die ungarischen Staatsmänner zu gewinnen suchen. Dieser Zweck wird sogar durch eine in Budapest in ungarischer Sprache erscheinende „Ukrania“ (*sic*) betitelte Zeitschrift verfolgt. Wie weit hier die Rechnung ohne den Wirt gemacht wird, wollen wir nicht zu beleuchten suchen.

Strömungen, die zentralistische und die föderalistische, fortwährend in einer mehr oder weniger ausgesprochenen Weise zum Ausdruck kamen, ohne daß eine über die andere endgültig Oberhand gewinnen könnte. Die heutige Sachlage, oder vielmehr diejenige der letzten 35 Jahre kann gewissermaßen als Kompromißzustand bezeichnet werden, da keine der beiden entgegengesetzten Strömungen über genügende Mittel verfügte, um ein ihre Grundsätze verwirklichendes Regierungssystem auf fester Grundlage zu errichten.

Die Deutsch-Österreicher, einst ausschließliche Meister des „viernationalen“ Staates, haben selbstverständlich auch nach 1867 nicht aufgehört, das mächtigste Element sowohl in bezug auf ihre Mittel und ihre Bedeutung als auch auf das Zahlverhältnis zu bilden (ungefähr 30—40% der Gesamtbevölkerung). Unter ihnen war die zentralistische Strömung stets durch die deutschliberale Partei vertreten, während die deutsch-katholischen Elemente vielmehr für ein Bündnis mit anderen Nationalitäten und somit für ihr föderalistisches oder zumindest autonomistisches Programm waren, worin erst seit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts eine Schwenkung eingetreten ist. Deshalb fanden sich selbst die Tschechen, in überwiegender Mehrzahl vom ausgesprochenen Liberalismus durchdrungen, in demselben politischen Lager vor, in dem lange Zeit hindurch die konservativen und katholischen Deutschen sich vereinten, da die letzteren die nationalen Ansprüche und die „historischen Rechte“ des Königreichs Böhmen zu unterstützen geneigt waren. Nur die Ruthenen allein schlossen sich hingegen immer den deutschliberalen Zentralisten an, mit Rücksicht auf ihre Feindschaft gegen die Polen, die stets im katholisch-föderalistischen Lager eine hervorragende Rolle spielten. Die Prinzipienfrage, liberal oder katholisch, war ihnen mehr oder weniger gleichgültig, und was die „deutsche Gefahr“ anbelangt, so brauchten sie sich um dieselbe nicht im geringsten zu kümmern, weil das Gespenst dieser Gefahr in ihrem Kronland seit 1867 gänzlich außer Betracht kam.

In der Tat war Galizien im Jahre 1867 und nachher die einzige österreichische Provinz, wo man mit der „deutschen Gefahr“ nicht zu rechnen hatte, seit dem Augenblick, in dem die deutschen Beamten das Land verlassen haben; denjenigen, die dort verblieben sind und zum Teil bereits polonisiert waren,

fiel es nicht allzu schwer, sich in ihrer Amtswaltung der polnischen Sprache zu bedienen, die seit dieser Zeit zur offiziellen Sprache des Kronlandes erhoben wurde. In dem östlichen Teil des Landes jedoch sind die Regierungsbehörden verpflichtet, in ruthenischer Sprache abgefaßte Eingaben ruthenisch zu erledigen. Was die Volksschulen anbelangt, so hängt die Wahl der Unterrichtssprache von der Gemeinde ab; in den Gymnasien und Realschulen wurde im Jahre 1867 durchwegs die polnische Sprache eingeführt, damals mit Ausnahme eines einzigen Gymnasiums in Lemberg, wo man in ruthenischer Sprache vor 1867 unterrichtete, sowie zweier deutscher Gymnasien in Lemberg und in Brody. Seit diesem Jahr entscheidet der galizische Landtag bei Errichtung einer jeden Mittelschule darüber, ob sie polnisch oder ruthenisch sein wird. Von den beiden Landesuniversitäten hat die Krakauer (gegründet 1364) ihren polnischen Charakter durch fünf Jahrhunderte bewahrt, von zwei kurzen Unterbrechungen abgesehen, wo dort die polnische Sprache der deutschen Platz machen mußte.¹⁾ An der Universität Lemberg, die von der österreichischen Regierung zum Vorposten des germanisatorischen Systems bestimmt war²⁾, führte man seit 1871 die polnische Unterrichtssprache ein; die ruthenische Sprache wurde aber für einige Lehrstühle in der Rechtsfakultät zugelassen; man schuf auch mit der Zeit neue in dem Maße, als sich Ruthenen anboten, denen man sie anvertrauen konnte. Dieses — sogenannte „utraquistische“ — Unterrichtssystem in zwei Sprachen, das zum Teil an der Lemberger Universität angewandt wird, ist in den ostgalizischen Lehrerseminaren obligatorisch, damit die Zöglinge derselben, der beiden Landessprachen mächtig, in der Lage seien, sowohl in polnischen als auch in ruthenischen Volksschulen zu unterrichten.

2. Der doppelte „Piemont“.

Die Ruthenen gefallen sich darin, diesen Stand der Dinge als oppressives System, dem sie seitens der Polen ausgesetzt

¹⁾ Das war unmittelbar nach der dritten Teilung Polens 1796—1809 und dann nach der Annexion der Freistadt Krakau 1850—1860.

²⁾ Die österreichische Universität in Lemberg, gegründet nach der Annexion Galiziens durch Josef II. und im Jahre 1805 aufgehoben, dann durch Kaiser Franz I. im Jahre 1817 erneuert, war eigentlich eine Wiederherstellung einer polnischen Hochschule, die von König Johann Kasimir im Jahre 1661 errichtet wurde.

sind, zu bezeichnen. Der Leser, der von den in den beiden vorangehenden Kapiteln behandelten Gegenständen Kenntniss genommen hat, wird aber in der Lage sein, zu beurteilen, ob es im Jahre 1867 einfach denkbar gewesen wäre, nach Abschaffung des früheren germanisatorischen Systems dem ruthenischen Element, das sich damals im Anfangsstadium seines nationalen Erwachens befand, mehr zu gewähren. Seit dieser Zeit, im Laufe eines halben Jahrhunderts, hat sich dieses Element gewiß in einer Weise entwickelt, die es ihm ermöglicht, mehr ruthenische Lehrstühle an der Universität Lemberg — wenn nicht eine besondere ruthenische Hochschule — zu beanspruchen, sowie mehr Mittelschulen und in entsprechendem Verhältnis anderweitige nationale, mit der heutigen Entwicklungsstufe des ruthenischen Problems vereinbare Zugeständnisse. Wollte man prüfen, ob diese Ansprüche stufenweise befriedigt worden sind, wie sie es im Laufe der verflossenen Jahrzehnte verdienten und es heutzutage verdienen, so müßte man dem Leser eine so gewaltige Fülle von Einzelheiten und statistischen Daten vorlegen, daß dies entschieden die durch den Gegenstand unserer Erörterungen selbst gebotenen Grenzen und ihr wesentliches Ziel überschreiten würde. Handelt es sich doch nicht um ein „*plaidoyer*“ vor der Fällung eines Urteils über die Frage, welche von den beiden Nationen in ihrem unglückseligen Streit recht hat. Stellen wir nur fest — um das Gebiet zu streifen, wo sich die Ruthenen besonders benachteiligt fühlen —, daß z. B. in Sachen des Schulwesens die vermeintlich „Bedrückten“ sich in einer verhältnismäßig sogar günstigeren Lage befinden als die angeblichen „Bedrucker“, weil die ruthenischen Gymnasien, die seit 1867 geschaffen worden sind, im allgemeinen in bezug auf die Schülerzahl weniger überfüllt sind¹⁾; sie befriedigen daher die wirklichen Bedürfnisse des ruthenischen Elements verhältnismäßig ergiebiger als die polnischen Anstalten jene der polnischen Nation. Ihre Zahl über die tatsächlichen Bedürfnisse hinaus vergrößern, würde heißen, die künstliche Erzeugung eines Proletariats der Intelligenz zu be-

¹⁾ Es gibt nur zwei ruthenische Gymnasien, in Lemberg und in Przemyśl, wo die Zahl der Schüler in der That gewaltig gewachsen ist, und deshalb war man vor dem Kriege gerade daran, in den beiden Städten neue Lehranstalten dieses Typus zu schaffen. Vgl. unten II. Teil, Anhang VII, Nachträge zu S. 74.

günstigen, das wohl nirgends wünschenswert, in einem wenig industriellen Gebiete eine wahre soziale Gefahr bilden könnte.

Es dürfte wohl überflüssig sein, viele Worte darüber zu verlieren, warum und wieso man auf einmal im Jahre 1867 eine ausreichende Zahl von Polen finden konnte, die fähig waren, so viele bisher mit Deutschen besetzte Beamten-, Professorenstellen usf. zu bekleiden, während dies in bezug auf die Ruthenen vollständig unmöglich gewesen wäre, selbst wenn man sich entschlossen hätte, ihnen ganz Ostgalizien preiszugeben. Weiß man doch, daß die polnische Nation — obwohl zerstückelt seit 1795 und grausam bald in diesem, bald in jenem Teil ihres weiten Gebietes unterdrückt — nie das unglückselige Schicksal der Tschechen, das der völligen Vernichtung ihres nationalen Lebens, über sich ergehen ließ. Die polnische Literatur hat gerade im XIX. Jahrhundert ihren gewaltigen Aufschwung genommen, und obwohl es Jahrzehnte gab, in denen das oppressive System der drei Teilungsmächte überall ihre Entwicklung hemmte, so hat sie damals im Ausland, auf dem gastlichen Boden Frankreichs, ihre größten Dichter gezeitigt und ihren Höhepunkt erreicht. Legionen polnischer Emigranten verdienten ihr Brot im Ausland und viele von ihnen haben dort sogar höhere Stellungen erlangt; man brauchte ihnen nur die Grenzen Galiziens zu öffnen, um die durch den Exodus der Deutschen entstandenen Lücken zu füllen.¹⁾

Darin liegt der gewaltige, ausschlaggebende Unterschied in der Lage der beiden Nationen. Und das ist es eben, was die Ruthenen nicht verstehen können oder nicht anerkennen wollen. Wenn sie als Vorbedingung jeder Annäherung beanspruchen, daß eine vollständige Gleichheit beiden Landessprachen zuerkannt werde, so bedeutet dies, eine angebliche

¹⁾ Erinnern wir daran, daß das auf dem Wiener Kongreß von 1815 geschaffene „Königreich Polen“ durch ein halbes Jahrhundert einen autonomen Staat bildete, wo auch nach der Abschaffung seiner Verfassung und seiner nationalen Armee im Jahre 1831 die polnische Verwaltung des Landes unberührt blieb, und erst zwischen 1864 und 1870 wurde dort das Russische als offizielle Sprache eingeführt unter gleichzeitiger Verdrängung der Polen von den öffentlichen Ämtern. Man hatte also in Galizien im Jahre 1867 es durchaus nicht nötig, in der Eile eine polnische Terminologie für das Gebiet der Rechtswissenschaft, der Verwaltung, der Technologie usf. zu improvisieren; all dies lebte und blühte jenseits der Weichsel.

Gerechtigkeit schaffen zu wollen, die darin bestehen würde, völlig ungleiche Dinge auf den Fuß der Gleichheit zu stellen, insoweit es sich in der Tat um Ruthenisch und nicht um das offene oder verschleierte Russisch handelt.

Doch gibt es in diesem unglückseligen Zwist eine grundsätzliche Frage, an die wir mit voller Aufrichtigkeit herantreten wollen, um den polnischen Standpunkt ausdrücklich zu bestimmen. Galizien ist ein zum Teil durchweg polnisches, zum Teil gemischtes Gebiet, wo in dem letzteren die numerische Kraft der beiden Elemente sich in verschiedenen Abschattungen darstellt.¹⁾ Der Zielpunkt der ruthenischen Politik ist nun, Galizien in zwei Provinzen zu teilen. Das ruthenische Element würde dann in der abzusondernden Provinz, die man aus den gemischten Gebieten bilden würde, die Mehrheit erlangen; doch nichtsdestoweniger wäre dies keine erdrückende Majorität, sofern sämtliche gemischte Gebiete darin vereinigt werden sollten, da die Zahl der sie bewohnenden Polen ungefähr 2,780.000 gegen 3,200.000 Ruthenen beträgt. Jedenfalls würde dies den letzteren sehr zustatten kommen, in dem Landtag einer solchen Provinz die Majorität zu bilden oder zumindest dort eine so zahlreiche Vertretung zu haben, daß sie in der Lage wären, alle ihre Ansprüche zu verwirklichen, ohne sich auf Kompromisse einzulassen, wie sie es heutzutage tun müssen. Die unbedingte Mehrheit im Landtag, beziehungsweise die soeben erwähnte zweite Alternative würden selbstverständlich vom Wahlsystem abhängen, das den Ruthenen nicht allzu schwer fallen würde nach ihrem Belieben umzugestalten, falls es ihnen gelingen sollte, für ihre diesbezüglichen Bestrebungen irgend eine polnische Fraktion zu gewinnen. Da der radikale Charakter ein ganz eigentümliches Kennzeichen des ruthenischen Elements bildet, würde die ruthenische Eroberung des Landtags in Verbindung mit einer polnischen Fraktion derselben Färbung alle Interessen des Landes ernstlich bedrohen, von dem nationalen Gebiet derselben ganz abgesehen. Eine solche Gefahr ist im Landtag des heutigen „Königreichs Galizien“, wo die Polen über eine gesicherte Mehrheit verfügen, nicht zu befürchten, doch ganz anders läge der Fall in einer besonderen ostgalizischen Provinz, wie sie

¹⁾ Vgl. unten II. Teil, Anhang I, § 2.

die Ruthenen schaffen wollen. Ihren Wünschen sich unterwerfen würde heißen, völlig ihrer Gnade mehr als zwei Drittel des heutigen Galiziens ausliefern, indem man einem noch in unseren Tagen so wenig entwickelten Element alles preisgeben würde, was daselbst die kulturelle Arbeit der polnischen Nation in fünf Jahrhunderten geschaffen hat.

Doch ist dies nicht der einzige Gesichtspunkt, der die Haltung der Polen in dieser Frage bestimmt. Das von Polen bei der ersten Teilung (1772) abgetrennte Galizien hört nicht auf — obwohl vier bis fünf Generationen seither gefolgt sind —, in den Augen eines jeden Polen einen Teil jenes einheitlichen und unteilbaren Polens zu bilden, das, zerstückelt und den drei Teilungsmächten unterworfen, trotzdem den Verlust seiner politischen Unabhängigkeit überlebte. Galizien — wie es vor anderthalb Jahrhunderten unter die Herrschaft der Habsburger kam — jenes aus fast einem ganzen Palatinate des früheren Polens, sowie einigen Bestandteilen benachbarter Palatinate gebildete Galizien, ist doch in der Folgezeit ein „historisches“ Gebiet geworden, geradeso wie man in der Annexion dieses Landes durch Österreich eine „geschichtliche“ Tatsache sieht. Die polnische öffentliche Meinung faßt daher diese Provinz, sozusagen, als anvertrautes Gut auf, dessen Teilung in irgendwelcher Weise unzulässig ist: seine Gesamtheit muß ein *noli me tangere* bilden. Jahrzehnte und Jahrzehnte sind vergangen, während deren dieser Gesichtspunkt als doktrinär oder von einem mit der „realen“ Politik unvereinbaren Sentimentalismus durchdrungen erscheinen könnte. Heute, in den Zeiten des schrecklichen Kataklysmus, den wir erleben, würde man wohl vielmehr geneigt sein anzuerkennen, daß die vorhergehenden polnischen Generationen vollkommen recht gehabt haben, wenn sie darauf bestanden, daß man dieses *noli me tangere* nicht antaste.¹⁾

¹⁾ In der Zeit, wo man in Österreich das unheilvolle Prinzip *divide et impera* als eine Triebkraft der politischen Klugheit auffaßte, erschien die Gefahr der Teilung Galiziens in zwei Provinzen wiederholt an der Tagesordnung. Kaiser Ferdinand I. hat sogar am 19. Juni 1848 ein Dekret über diesen Gegenstand unterzeichnet; doch wurde es in wenigen Tagen nichtig gemacht, noch bevor es veröffentlicht wurde. Für die Einzelheiten in bezug auf die verschiedenen Schicksalswendungen dieses schwierigen Problems verweisen wir auf den II. Teil, Anhang VII, Nachträge zu S. 77.

Es gibt geheiligte Pflichten gegen die Vergangenheit und die Zukunft, gegen eine lange Reihe von Generationen, deren Erbschaft auf uns übergegangen ist, wie auch gegen Generationen, die auf uns folgen werden. Im Namen solcher heiligen Pflichten sehen sich die Polen verbunden, Galizien als ein „geschichtliches Gebiet“ zu betrachten, wo sie die Pflichten des Hausherrn zu erfüllen berufen sind. Auf dem linken Ufer des San ist es eine tausendjährige, auf dem rechten Ufer eine fünfhundertjährige Erbschaft, die sie zu verteidigen und zu pflegen haben im Interesse der westlichen Kultur, deren Vorposten sie immer gebildet haben, und der Kirche, deren treue Söhne sie sind. Ebenso treu dem Gedenken an ihre Vorfahren, die durch fünf Jahrhunderte ihr Blut für die Verteidigung der Kirche und der unter dem Schutze der Kirche aufgeblühten nationalen Kultur vergossen haben, würden sie ein unverzeihliches Verbrechen zu begehen glauben, wenn sie geneigt wären, das ihnen von der Vorsehung anvertraute Bollwerk zu verlassen.

So heilig diese Pflicht sein mag, ist doch das polnische Element in Galizien in seiner Rolle als Hausherr nichtsdestoweniger verpflichtet, die unverjährbaren Rechte des anderen Elements, das dieses Land bewohnt, zu achten. Das Wesentliche ist also, ein Mittel zu finden, diesen beiden Pflichten gerecht zu werden und nicht, einer sich entledigend die andere verletzen. Die vorletzte Generation täuschte sich — es sei daran erinnert — lange Zeit, dieses Mittel in der alten, überlieferten Formel „*gente Ruthenus natione Polonus*“ gefunden zu haben. Diese Losung, die so lange eine „Wirklichkeit“ war, ist jedoch in das Reich der schönen Träume und Erinnerungen übergegangen. Die ruthenische „Nationalität“, die nichts Gemeinsames mit der polnischen Nation haben will, das ist seit einem halben Jahrhundert eine unleugbare „Wirklichkeit“, mit der man unbedingt rechnen muß. Doch mit derselben Kraft wirft sich eine andere Wirklichkeit auf: die des notwendigen Zusammenlebens der beiden Nationen, welche denselben Boden bewohnen. Kennt man die Sachlage, so muß man leider zugeben, daß es unendlich viel leichter ist, diese Wirklichkeit festzustellen, als dieses Zusammenleben so harmonisch zu gestalten, daß man den beiden Elementen und den Pflichten, die sie zu erfüllen haben, gerecht wird.

Es sei schon hier erwähnt, daß nur wenige Monate vor Ausbruch des Weltkrieges der galizische Landtag eine Wahlreform beschlossen hat, in der man eine feste Grundlage für einen baldigen Vergleich zwischen den Polen und Ruthenen gefunden zu haben glaubte. Bevor man aber zu den ersten Wahlen nach dem neuen Gesetz schreiten konnte, wurde Galizien zum Kriegsschauplatz. Hoffen wir, daß die Leiden, die diese schreckliche Krisis beiden Nationen zu fühlen gab, wie auch die Aussichten, die sich in einer unerwarteten Weise vor ihnen öffnen, den Boden befruchten werden, auf dem ein aufrichtigerer und dauerhafterer Vergleich herauswachsen wird, wie man ihn von den besten durch eine Volksvertretung beschlossenen und von dem Souverän bestätigten Gesetzen nicht hätte erwarten können.

3. Vergleichsversuche.

Während des letzten halben Jahrhunderts ungefähr, seit 1867, hat man mehrmals ernste Versuche unternommen, um einen Vergleich zwischen den beiden Nationen Galiziens herbeizuführen. Zunächst war dies am Anfang jener Epoche, in der die Leitung der Landesregierung in polnische Hände übergegangen ist, und dieser fehlgeschlagene Versuch knüpft sich an die Namen Franz Smolkas und Julian Ławrowskis. Der andere, der während einer kurzen Reihe von Jahren den so erwünschten Erfolg erreicht zu haben schien, wurde um 1890 vom Grafen Kasimir Badeni unternommen, der zu jener Zeit Statthalter von Galizien und nachher (1895—1897) österreichischer Ministerpräsident war. Zwischen diesen zwei Momenten, die zwei verschiedenen Entwicklungsstadien des ruthenischen Problems angehören, wie auch später nach dem Fall des Grafen Badeni, fehlte es nicht an anderen Versuchen, den nationalen Frieden im Lande herbeizuführen, doch kann man sie wegen ihrer geringen Aussichten auf Erfolg nicht den oben erwähnten Versuchen an die Seite stellen.

Zu Anfang der Periode, die auf 1867 folgte, waren die Ruthenen, die lange genossene Unterstützung seitens der österreichischen Regierung vermissend, mehr oder weniger unschlüssig darüber, in welcher Richtung die weitere Entwicklung der nationalen Sache zu verfolgen wäre. Ławrowski war vielmehr

geneigt, von dem Weg, auf dem diese in den verfloßenen zwanzig Jahren fortgeschritten war, nicht abzuschwenken. Doch als rechtschaffener Charakter, dem gerade so die Rublophilie mancher seiner Landsleute wie die frühere Kriecherei vor den Wiener Kreisen zuwider war, glaubte er an die Zukunft seiner Nation, ohne den Blick außerhalb der Landesgrenzen zu werfen; sein ehrlicher ruthenischer Patriotismus hatte gänzlich seine routinäre, spezifisch galizische Färbung beibehalten.¹⁾ Um ihn herum vollzogen sich aber immer mehr Umwandlungen, denen sich sein Gesichtspunkt nicht anzupassen vermochte. Einerseits neigten viele seiner Landsleute — meistens diejenigen, die derselben Generation angehörten — zu demjenigen Gesichtspunkte hin, nach welchem die Ruthenen nur ein Zweig der großen russischen Nation wären; andererseits waren „die Jungen“ von dem Geist der nationalen Wiedergeburt durchdrungen, die in der Ukraina parallel mit dem Entwicklungsgang des ruthenischen Problems in Galizien immer mehr — wenn auch nur langsam — gewisse Fortschritte machte.

Es ist sehr charakteristisch, daß die ersten entschiedenen Offenbarungen einer rein russophilen Haltung des galizischen Ruthenentums von der Kriegszeit 1866 datieren. Man glaubte, daß die Monarchie der Habsburger vor dem Falle stehe und daher schien der Augenblick gegeben, in dem die „Aufgeklärten“, die „Eingeweihten“ offen ihre schwarzgelbe Maske abstreifen konnten, um ein Losungswort zu werfen, das geeignet wäre, ihre Landsleute in die russophile („unifikatorische“) Bewegung hineinzureißen. Dies geschah gerade eine Woche vor der Schlacht bei Königgrätz am 27. Juni 1866 in einem Artikel der führenden ruthenischen Zeitung Lembergs *Słowo*:

„Alle Bestrebungen der Diplomatie und der Polen, uns als eine besondere ruthenische Nation sowie (auf religiösem Gebiete) als unierte Katholiken hinzustellen, werden erfolglos bleiben. Das galizische, ungarische, moskowitzische und Tobolsker Rußland bilden eine geographische, ethnographische und religiöse Einheit. Unseres Erachtens ist es Zeit, endlich den Rubikon zu überschreiten und offen zu erklären, daß wir

¹⁾ Wegen der die interessante Persönlichkeit des Ławrowski und die von ihm unternommenen Vergleichsversuche betreffenden Einzelheiten vgl. unten, II. Teil, Anhang VII, Nachträge zu S. 79—80.

uns nicht mehr von dem Rest unserer russischen Welt auf dem Gebiete der Sprache, der Literatur, der Religion und der Nationalität lossagen können.

Wir sind nicht mehr Ruthenen von 1848, wir sind echte Russen.“

Zwei Monate nach dieser feierlichen Enunziation, einen Tag nur vor dem Prager Friedensschluß, am 22. August 1866 erklärte dieselbe Zeitung in einer wahrlich brutalen Art:

„Wir haben uns beflissen, im Jahre 1848 zu versichern, daß wir keine Russen sind, sondern Ruthenen, um die Gunst der Regierung zu erlangen; die Geschichte wird uns diese Lüge verzeihen, denn im entgegengesetzten Falle, hätten wir die Wahrheit gesagt, man hätte uns nie erlaubt, Russen zu werden.“

Bald erkannte man jedoch die große Unvorsichtigkeit, die mit dieser Aufrichtigkeit begangen wurde. Trotz des Prager Friedens (23. August 1866) oder vielmehr in dessen Folge hörte Österreich nicht auf zu existieren; es betrat, im Gegenteil, einen neuen Weg seiner Bestimmung, der geeignet war, es zu einer wahren Macht zu erheben. Diese „Wirklichkeit“ drängte sich mit solcher Kraft auf, daß die ruthenische Presse sich verpflichtet fühlte, den zur Zeit des Krieges von 1866 angeschlagenen zu grellen, russophilen Ton zu mildern und der allzu übereilige Ausbruch solcher für den Staat und die Dynastie gefährlicher Strömungen fand in dem ersten *Exodus* mehrerer ruthenischer Persönlichkeiten, mit Jakob Holowatzkij¹⁾ an der Spitze Abschluß, welche es vorgezogen haben, Galizien zu verlassen, um sich in Rußland festzusetzen und dort einträgliche Stellen einzunehmen.

Was die junge Generation anbelangt, deren „ukrainophile“ und in der Folge vielmehr russophobe Haltung sich seit diesem Augenblick immer stärker geltend machte, so muß festgestellt werden, daß gewisse Anwandlungen dieser Strömung sich schon im Laufe und besonders gegen das Ende der vorhergehenden

¹⁾ Man wolle wegen der diesen „hervorragenden Vorkämpfer des nationalen ruthenischen Erwachens“ betreffenden Einzelheiten den Anhang VII, Nachträge zu S. 50 ff., 61 ff. zu Rate ziehen; das ist das *epitheton ornans*, dessen man sich oft bedient, wenn man von dieser Bewegung und der hervorragenden Rolle, die Holowatzkij darin spielte, spricht.

Epoche bemerkbar machten, noch vor den von den ruthenischen Honoratioren während des österreichisch-preußischen Krieges begangenen Unvorsichtigkeiten. Um gerecht zu sein, muß bemerkt werden, daß die Kreise, in denen sich ein immer lebhafteres Interesse für das „Ukrainische“ offenbarte, die besten Elemente dieser ruthenischen Jugend waren, deren Kinderjahre auf die Anfänge der nationalen Bewegung von der Marke Stadion zurückreichen. Sie hatten nunmehr von dieser Marke genug; sie erstickten in der dumpfen Atmosphäre der ruthenischen Priesterfamilie, in die nicht der mindeste Hauch irgend eines Ideals hineindrang.¹⁾ Die Sehnsucht nach einem Ideal führte noch so manchen unter ihnen selbst in dieser Epoche dazu, sich an die alte Losung *gente Ruthenus* zu klammern und die dem Polentum feindlichen Gefühle ihrer Umgebung zu verleugnen. Doch waren dies nur seltene Ausnahmen, die bereits in den sechziger Jahren nur infolge ganz besonderer Umstände zum Vorschein kamen. Was aber die ukrainischen Ideale anbelangt, so hat es in jener Zeit in Galizien noch völlig an „guten Leitern“ gefehlt, die eine derartige Strömung unter der ruthenischen Jugend zu verbreiten vermocht hätten. Es bestand kein unmittelbarer Verkehr zwischen den galizischen Ruthenen und den „Kleinrussen“ der Ukraina; nur äußerst selten kam es zu persönlichen Berührungen, wobei man zu beiderseitigem Erstaunen die Entdeckung machte, daß hier und dort so ziemlich dieselben Ziele verfolgt werden. Was in Kiew in der Volkssprache gedruckt wurde, gehörte in Galizien zu den größten bibliographischen Seltenheiten, obwohl der Verbreitung dieser Druckschriften von seiten der österreichischen Regierung keine Hindernisse entgegengestellt wurden; sogar Schewtschenkos Dichtungen waren hier noch unbekannt. Es war einfach kein Interesse dafür vorhanden. Um so mehr Achtung verdienen die ersten, anfangs recht schwachen Ansätze der ukrainophilen Bewegung, die, allen Hinder-

¹⁾ Wir stehen nicht an, in bezug auf diesen Gegenstand die Ausdrucksweise „in der dumpfen Atmosphäre“ zu gebrauchen, wiewohl wir uns vollkommen darüber Rechenschaft geben, auch auf Grund unserer persönlichen Erinnerungen, daß es an manchen aner kennenswerten Ausnahmen nicht gebrach. Indem wir dies an dieser Stelle mit wenigen Worten feststellen, verweisen wir darauf, was diesbezüglich unter Kap. IX, § 3, sowie im II. Teile, Anh. VII, Nachträge zu Kap. IX, § 3, näher ausgeführt werden wird.

nissen zum Trotz, sich, wenn auch langsam, immer entschiedener Bahn zu brechen wußten: Achtung verdienen sie, weil sie ganz entschieden in der jugendlichen Sehnsucht nach einem Ideal wurzelten. Der Ausgangspunkt jener Anwandlungen war gewiß Polenhaß, der zunächst nach 1848 im Elternhause großgezogen, später durch politische Umtriebe genährt wurde; nach der Ukraina jedoch, nach der völlig unbekannten Ukraina, richteten sich die Herzen dieser Jugend als nach dem gelobten Land des ersehnten, zeitweise noch ziemlich unbestimmten, vagen Ideals, nach dem man sich in der Heimat vergebens umschaute.¹⁾ Je genauer nun dieses gelobte Land — durch Lektüre selbstverständlich — erkannt wurde, desto empfänglicheren Boden fand die wachsende Begeisterung dafür in den jugendlichen Gemütern, die von Kindheit an auf Polenhaß abgerichtet waren: auf Haß, Widerwillen, Abneigung oder wie man die mannigfaltigen Schattierungen dieses Gefühls, je nach individueller Seelenanlage, bezeichnen mag. In den kosakischen und *haidamakischen* Überlieferungen der Ukraina, in deren Niederschlägen bei Schewtschenko und Genossen, war für solche Gefühle reichliche Nahrung vorhanden.

Sonderbarerweise war es aber auch die polnische Literatur jener Zeit, die unstreitig unter der ruthenischen Jugend viel zum Erwecken des Interesses für die Ukraina beigetragen hat, namentlich zu seiner kräftigen Belebung. In bezug auf manchen Vorkämpfer der damaligen ukrainophilen Richtung würde die Behauptung sicher stimmen, daß bei seiner persönlichen Evolution vielleicht mehr als alles andere die polnische Lektüre in die Wagschale fiel: polnische Dichtungen und Romane sowie manche Werke der polnischen historischen Literatur.²⁾ Die Veteranen des galizischen Ukrainismus würden wohl kaum in der Lage sein, diese Tatsache zu bestreiten.

Man darf ja sogar von einer Art polnischer „Ukrainomanie“ sprechen, die durch mehrere Jahrzehnte nach dem Auf-

¹⁾ S. nähere Ausführungen im II. Teil, Anhang VII, Nachträge zu S. 82 f.

²⁾ Man denke nur an das bedeutende Werk Szajnochas: *Dwa lata dziejów naszych, 1646 i 1648* (Zwei Jahre unserer Geschichte, 1646 und 1648; die Genesis der kosakischen Kriege), dessen erster Band in Lemberg 1865 erschienen ist; wir erinnern an die Kosakenromane von Michał Czaikowski, die damals sehr beliebt waren.

stand von 1831 zum Ausdruck kam. Es gab in dieser Geistesrichtung kein politisches Element, oder wenn es manchmal da eingedrungen ist, so wurden dessen Anwandlungen vielmehr durch Stimmungen vermittelt, die ihren Ursprung der „ukrainischen Schule“ der polnischen romantischen Dichtung verdankte. Nicht nur die Kosakenkriege des XVII. Jahrhunderts, die so viel Böses über Polen brachten, sondern auch die schreckliche *Haidamaken*-Meuterei fanden Beifall in dem Kreise der aus der Ukraina stammenden polnischen Dichter und Romanschriftsteller und die historischen Romane, welche die rebellischen Kosaken verherrlichten, gehörten in Polen in den Jahren 1850 bis 1870 zu den populärsten. Ein sehr geschätzter polnischer Dichter, Severin Goszczyński, der nach 1831 als Emigrant in Frankreich lebte, ließ sich sogar soweit hinreißen, daß er in seinem Hauptwerk die grausamen Rädelsführer der *haidamakischen* Bewegung als Helden hinstellte. Allerdings gehörte er der ultra-demokratischen Gruppe der polnischen Emigration in Frankreich an, ein hervorragender Vertreter jener Fraktion, welche die Wiederherstellung Polens von einer gegen den Adel gerichteten Bewegung der bäuerlichen Massen erwartete. Neben der Liebe zu seiner engeren Heimat (Ukraina) drängte ihn somit auch seine politische Gesinnung zur Verherrlichung dessen, was in solchem Widerspruch mit den polnischen nationalen Überlieferungen steht. Man verschlang derartige literarische Erzeugnisse mit einer aufrichtigen Begeisterung, war es doch eine Zeit, wo der Liberalismus der fünfziger und sechziger Jahre im intellektuellen Polen vorherrschend war, und Regungen, die mehr oder weniger von religiösem Indifferentismus durchdrungen waren, dienten als „gute Leiter“ den Gedanken, die dem „starren Ultramontanismus“ abhold waren. Daher trugen die schreienden Übertreibungen in bezug auf die angeblichen Ungeheuerlichkeiten, welche die idealisierten Kosaken von seiten der Jesuiten und des polnischen „Jesuitismus“ zu erleiden hätten, gewiß viel dazu bei, daß diese ukrainophile Literatur in weiten Kreisen populär geworden ist und durch eine gewisse Zeit zur Verbreitung von Gefühlen, ja selbst von Strömungen diente, die mit dem späteren politischen „Ukrainismus“ eine wenn auch entfernte Geistesverwandtschaft zeigten, obwohl sie übrigens von reinem polnischen Patriotismus durchdrungen waren.

Mag dem sein, wie es will, und wie man auch derartige Einwirkungen bewerten mag — ein neuer Gesichtskreis eröffnete sich der ruthenischen Jugend: ihre nationale Sache, ihre Bestrebungen hörten immer mehr auf, in den schwarzgelben Schranken verschlossen zu sein: vor ihren Augen begann sich das große ideelle Vaterland zu erstrecken, das, weit das linke Ufer des Zbrucz überschreitend, sich in den unermesslichen Steppen jenseits des Dniepr verlor. Man ließ sich damals auf statistische Ermittlungen noch nicht ein, um die Zahl der Millionenzehner Menschen, aus denen die „ukrainische“ Nation bestand, zu berechnen¹⁾; diese Entdeckungen waren der Folgezeit vorbehalten. Die galizischen „Ukrainophilen“ änderten noch nicht ihren Namen: sie bezeichneten sich weiterhin als Ruthenen — als besondere Fraktion legten sie sich selber die Benennung „die Nationalen“ bei.

Allmählich begannen mehrere Vertreter dieser ukrainophilen Jugend eine gewisse Rolle im öffentlichen Nationalleben zu spielen. Bei den „Alten“ fanden sie anfänglich weder einen Überfluß an Entgegenkommen, noch allzu viel ernste Hindernisse, die einer Bodengewinnung für ihre Ideale entgegenstünden. Ihre Ideologie fand vielmehr Sympathie in den polnischen Kreisen, freilich nicht überall, da schon gleich von Anfang an Kassandrastimmen sich vernehmen ließen, die von dieser Bewegung größere Gefahren für die polnische Sache vorausahnten, als jene, die ihr von seiten der Stadion-Ruthenen drohten. Allerdings waren die „Ukrainophilen“²⁾ im allgemeinen für die polnischen Sympathien wenig empfindlich. Die wesentliche Richtung ihrer an die kosakischen Überlieferungen der Ukraina angelehnten Bestrebungen war von so vielen dem Polentum feindseligen Elementen durchdrungen, daß ihre mehr als kalte Haltung einem Entgegenkommen von polnischer

¹⁾ Blättert man die ersten Jahrgänge der vorher erwähnten ruthenischen Zeitung *Stowo*, die seit 1861 erschien und bis 1882 eines großen Ansehens genoß, durch, so findet man darin oft vor der berüchtigten Umschwenkung im Jahre 1866 (insbesondere aber vor 1864), daß sie sich als offizielle Vertreterin der galizischen Ruthenen betrachtet, die berufen ist, im Namen eines Teiles der 15 Millionen des *kleinrussischen* Volkes zu sprechen.

²⁾ Wegen dieser Bezeichnung, die wir hier anwenden, verweisen wir den Leser auf die folgenden Seiten (u. S. 94 f.).

Seite gegenüber, das sie leicht hätten finden können, nur zu gut begreiflich war.

4. Hindernisse.

Aber es war dies nicht die einzige Ursache, welche die Ukrainophilen hinderte, sich den Polen zu nähern; es gab andere und von besonderer Tragweite.

So sehr auch der Typus der *gente Rutheni natione Poloni* im Absterben begriffen war, an Ausnahmen hat es doch auch mitten im andauernden nationalen Kampfe nicht gefehlt, durch welche die verschwindende Abart mitunter verjüngt wurde.¹⁾ Fünf Jahrhunderte hindurch wurden viele vom ruthenischen Element durch die polnische Nation aufgesaugt, wie auch anderseits beträchtliche Scharen der polnischen Landbevölkerung ruthenisiert²⁾ wurden. Was die Zahl anbelangt, so haben die Ruthenen

¹⁾ Es sei dem Verfasser gestattet, auf eine persönliche Erinnerung aus der Zeit, als die „ukrainische“ Strömung die Oberhand im ruthenischen Lager zu gewinnen begann, zurückzugreifen. Im Jahre 1883 schlug die philosophische Fakultät der Krakauer Universität einen Ruthenen, der sich durch wertvolle Untersuchungen ausgezeichnet hatte, für einen freigewordenen Lehrstuhl der Geschichte vor, und er wurde zum Professor ernannt. Es war dies Anatol Lewicki, geboren 1841, gestorben 1899. Wir sahen ihn als einen ausgesprochenen Ruthenen, wenn auch eher polonophiler Richtung, an, und es fehlte sogar in der Fakultät nicht an Befürchtungen, daß man in ihre Mitte einen „falschen Bruder“ unnützerweise eingeführt habe. Seine in polnischer und deutscher Sprache verfaßten Arbeiten hinderten ihn nicht, sich als Ruthenen anzusehen, da es zur Zeit keine ruthenischen Publikationen gab, in denen er sie hätte erscheinen lassen können. Innig mit ihm befreundet, wagte ich es einmal, eine Diskussion über die Frage seiner Nationalität anzufangen. Ich sagte ihm offen: „Lieber Freund, bleiben Sie doch Ruthene, Sie haben dazu ein volles Recht, an polnischen Patrioten fehlt es uns Gott sei Dank nicht, aber leider gibt es nur wenige uns nicht feindlich gesinnte Ruthenen.“ Er antwortete mir aufrichtig: „In Krakau angekommen, zweifelte ich gar nicht daran, daß sowohl ich als meine ganze Familie Ruthenen bleiben werden. Aber was wollen Sie? Das Königsschloß auf dem Wawel, seine Denkmäler, die sich daran knüpfenden geschichtlichen Erinnerungen, dies alles übte einen so gewaltigen Einfluß auf unser Herz aus, daß es polnisch geworden ist, wenn wir auch unsere erbliche Anhänglichkeit zu unserem Ritus, seiner prachtvollen Liturgie, mit einem Worte zu allem, was ruthenisch ist, bewahrt haben. . . .“ Er war selbst Sohn eines unierten Pfarrers und mit der Tochter eines ruthenischen Geistlichen verheiratet. Alle seine Kinder sind gute Polen, hingegen alle ihre demselben Milieu der ruthenischen Priesterfamilien entstammenden Verwandten sind ausgesprochene „Ukrainer“ geworden.

²⁾ Vgl. darüber oben S. 33 und unten II. Teil, Anhang I, § 3; Anhang V, § 3.

bei diesem Austausch eher gewonnen. Mit Recht legen sie aber tatsächlich kein allzu großes Gewicht auf ihre Zahl, besonders seitdem sie sich der Gesamthöhe derselben bewußt sind. Wie sehr sie auch bereit sein mögen, ihre nationalen Ansprüche durch einfache Ziffern und statistische Angaben über ihre Bevölkerung zu unterstützen, so sind sie unter den obwaltenden Umständen bedeutend mehr auf die Qualität als auf die Quantität dessen stolz, was ihr nationales Element ausmacht. Deshalb vermeiden sie instinktiv, ja sie fürchten — man könnte beinahe sagen, abergläubisch — jede friedliche Berührung mit den Polen, damit das alte Losungswort *gente Ruthenus natione Polonus* einzelne Mitglieder ihrer Nationalität nicht verlocke und ihre in erster Linie streitenden Reihen nicht vermindere. Dies war der Grund, der mehr als jedes andere Motiv die „Ukrainophilen“ vor 30 Jahren an jeder Annäherung an die Polen hinderte, obzwar unter den letzten es an Gruppen nicht fehlte, die aufrichtig geneigt waren, ihnen die Hand entgegenzustrecken.

Heutzutage erschwert der nationale, leider immer mehr erbitterte Kampf eine solche „Desertion“ nur zu sehr, trotzdem aber hören dieselben Befürchtungen nicht auf, jeden unmittelbaren Verkehr der beiden Nationen zu verhindern, besonders was die persönlichen Beziehungen anbelangt, und man kann sich vorstellen, wie sehr ein solcher Stand der Dinge jedem ernststen und aufrichtigsten Versöhnungsversuche entgegenwirkt.

Schließlich nimmt die Tapferkeit der Ruthenen nicht leicht die Gestalt des zivilen Mutes an. Wenn es auch unter den Ukrainophilen vor 30 Jahren Leute gab, die gern mit solchen Vorurteilen gebrochen hätten, so würde man doch nur wenige finden, die den Mut besäßen, dies zu zeigen. Stark in ihrem Nationalgefühl und sicher, daß das Polentum sie nicht verführen könnte, scheuten sie sich dennoch, in Beziehungen zu den Polen zu treten, um sich nicht bei ihren Konnationalen verdächtig zu machen. Wie oft mußte man in den polnischen Kreisen diesen Mangel an Mut auf Seiten der Ruthenen bedauern! Wenn man — insofern dies überhaupt möglich war — freundschaftlich mit ihnen sprach, konnte man glauben, sich den Hoffnungen einer baldigen, so sehr erwünschten und scheinbar so leicht erreichbaren nationalen Verständigung hin-

geben zu können; doch gleich mußten diese „schönen Träume“ weichen, wenn dieselbe Persönlichkeit, deren Ansichten so gemäßigt in einer freundschaftlichen Aussprache schienen, in der Lage war, auf der parlamentarischen Tribüne zu erscheinen oder auch nur irgend einen unterzeichneten Artikel in einer Zeitung zu veröffentlichen. Schließlich fühlt man es nur zu gut überall: die parlamentarische Tribüne tyrannisiert im hohen Grade diejenigen, welche von ihr herab ihre Stimme erheben; es ist dies die Furcht, ihre Mandate zu verlieren, oder besser gesagt, sie durch Kandidaten einer weniger gemäßigten Richtung bedroht zu sehen. Unglücklicherweise wächst diese Tyrannei überall, und die Ukrainophilen mußten nur zu sehr, auch vor dreißig Jahren, in der Morgenröthe ihrer politischen Laufbahn die Rivalität ihrer „alten“ Konnationalen befürchten. Man nannte sie eine Zeit hindurch „Jungruthenen“, obzwar sie das jugendliche Alter bereits hinter sich hatten, um sie von den Epigonen des Stadionschen Typus, den „Altruthenen“, zu unterscheiden.

Es muß aber gewiß der bereits berührten Tatsache Rechnung getragen werden, daß die sympathische Gesinnung, die polnischerseits der „jungruthenischen“, ukrainophilen Bewegung gegenüber namentlich in ihren Anfängen sichtbar zum Vorschein kam, sich keineswegs über das gesamte polnische Lager erstreckte. Vor allem in Ostgalizien, auf dem national gemischten Gebiete, unter den alten, ihre engste Heimat gründlich kennenden Patrioten war vielmehr die Ansicht verbreitet, daß man sich über die angeblichen russophoben Gefühle der Ukrainophilen, die ihnen soviel Sympathie in den polnischen Kreisen verschafften, keinen Illusionen hingeben solle. Sie behaupteten, daß der Ruthene, solange er nicht nach alter Weise *gente Ruthenus natione Polonus* sein wird, keine Sicherheit dafür biete, daß er schließlich nicht als reiner Russe, gleichviel, ob er inzwischen Altruthene oder Ukrainophile sei, endigen werde. „Betrachten wir — pflegte man zu sagen — die Führer der nationalen Bewegung in der Ukraina selbst: nachdem sie mit dem *Kleinrussentum* begonnen hatten, wurden sie allmählich, in dem Maße, als ihre erhitzten Köpfe das Gleichgewicht erlangten, nichts anderes als gute Russen. Alle der ruthenischen Bewegung verliehenen Zugeständnisse würden schließlich nur dem Kaiser

aller Reußen zugute kommen“ . . . Das war der Gedankengang jener Pessimisten vor dreißig Jahren, dessen Widerhall aber noch bis auf den heutigen Tag vernehmbar ist. Der Verfasser braucht es wohl nicht ausdrücklich zu sagen, daß er derartige Ansichten lediglich referierend verzeichnet.

SECHSTES KAPITEL.

„Unter demselben Dache.“

1. Die russische Gefahr.

Wenn man die entgegengesetzten Gesichtspunkte betrachtet, von denen aus beide Galizien bewohnende Nationen ihre Rechte zum alten Rot-Reußen auffassen, so könnte man hinsichtlich ihres harmonischen Zusammenlebens in den schwärzesten Pessimismus verfallen. Demgegenüber darf nicht vergessen werden, daß es vor etwa 20—25 Jahren dem Grafen Kasimir Badeni dennoch gelungen war, eine ernste, wenn auch nur vorübergehende Annäherung zwischen den Polen und den damaligen „Ukrainophilen“ zu erzielen. Sie gehört bereits allerdings der Geschichte an — der Geschichte, die in diesem Falle besonders berufen wäre, ihre Stimme als *magistra vitae* vernehmen zu lassen.

Es war dies der gemeinsame Feind, von dem sich die beiden Nationen in einer so ernsten Weise, wie nie vorher, auf „rotreußischem“ Boden bedroht sahen — es war die „russische Gefahr“, welche sie veranlaßte, ihre Gegensätze für einen Augenblick zu vergessen, um sich gegen die Umtriebe der russophilen Propaganda zu vereinen.

Nach dem plötzlichen, unerwarteten Ausbruch der russophilen Strömung während des österreichisch-preußischen Krieges hörte diese Propaganda auf, während der folgenden zwanzig Jahre nach außen so unverhüllt hervorzutreten, wie im Jahre 1866. Die besonders dreisten Führer der russophilen Bewegung verschwanden von ihren Werkstätten, indem sie nach Rußland auswanderten, und ihre Parteigenossen, selbst diejenigen, die am treuesten zu den Ideen Holowatzkijs hielten, bemühten sich seit-her, eine viel vorsichtigere Richtschnur unter der alten schwarz-

gelben Maske zu befolgen. Indessen vollzog sich aber im russophilen Lager eine recht bemerkenswerte Evolution, welche ihren Umfang immer mehr erweiterte. Die russische Propaganda begann viel fleißiger als früher immer weitere Schichten der ruthenischen Bevölkerung zu untergraben, wobei sie jedoch Unvorsichtigkeiten, welche sie hätten bloßstellen können, sorgfältig vermied. Wenn aber früher die erdrückende Mehrzahl der „erwachten“ Ruthenen nicht genügend über den eigentlichen Charakter ihrer Nationalität im klaren war, so wuchs nach dem Jahre 1866 der Kreis der in das nationale russische Bewußtsein „Eingeweihten“ immer beträchtlicher, dem wirksamsten Mittel für die Vereinigung mit dem Mütterchen Rußland, der schismatischen Propaganda, allmählich weichend. Die schwache Seite der russophilen Bewegung bestand allerdings noch immer darin, daß selbst unter ihren „aufgeklärtesten“ Parteigängern nur eine kleine Anzahl — *rari nantes* — vorhanden war, die die russische Sprache genügend beherrschte, obzwar man entschieden die nationale Einigkeit des großen gemeinsamen, von den Karpathen bis zum Stillen Ozean reichenden Vaterlandes zu unterstreichen bestrebt war. Die „Eingeweihten“ begannen trotzdem auf ihren früheren Esoterismus zu verzichten, sie suchten vielmehr im geheimen immer weitere Kreise ihrer Konnationalen „aufzuklären“ und fleißig in ihre Ideen „einzuweihen“.

Es wäre unrichtig und ungerecht, die Festigung der russophilen Propaganda ausschließlich der unglückseligen „Rublomanie“ zuzuschreiben. Zweifellos gab es genug „Rublomanen“ unter den galizischen Ruthenen seit 1848. Diese Epidemie nahm sicherlich nach dem Abgang Holowatzkijs und seiner Genossen im Jahre 1867 nur noch zu, da es ihnen gelungen war, die Beziehungen der russophilen Kreise Galiziens zu den Panslawisten in Petersburg und Moskau reger zu gestalten. Es ist aber sicher, daß es an unbestechlichen und überzeugten Russophilen vom Anfang der ruthenischen Bewegung in Galizien an nicht fehlte. Wenn es auch vielleicht nur seltene Ausnahmen waren, so verdient diese Tatsache als solche desto mehr anerkannt und festgestellt zu werden.¹⁾

¹⁾ Vgl. unten II. Teil, Anhang VII, Nachträge zu S. 61—63.

Wir verzichten auf die Lösung der Frage, welches unter diesen beiden Elementen in jener russophilen Gruppe überwog, die im Jahre 1882 in Lemberg unter Anklage des Hochverrates vor die Geschworenen gestellt wurde. Derjenige, dessen unermüdliche Umtriebe einen ganz besonderen Stempel dieser *cause célèbre* aufdrückten, war der berühmte unierte Pfarrer Iwan Naumowysch, ein verbissener Vorkämpfer der schismatischen Propaganda, dem es gelungen war, eine ganze Dorfgemeinde (Hnilitschki) von der Union zum Schisma zu bekehren. Obzwar er seit langem als kühner Verbreiter der schismatischen Bewegung bekannt war, genoß Naumowysch trotzdem die hohe Protektion des griechisch-katholischen metropolitischen Kapitels zu Lemberg, welches ihn erst nach dem vollzogenen Übertritte der durch ihn verführten Bauern zum Schisma verleugnete. Es wurde ihm sogar — zu spät und sichtlich schweren Herzens — der kirchliche Bann auferlegt, was ein sehr grelles Licht auf die Haltung des hohen ruthenischen Klerus warf; infolgedessen sah sich auch der Metropolit Josef Sembratowysch veranlaßt, auf seinen Posten zu verzichten.

Nichts ist so bezeichnend, wie die Ansichten Naumowysch's, die er so unverhüllt in seiner Erklärung aussprach: „Die Religion wäre ein Unsinn, wenn sie nicht einem politischen Ziele dienstbar wäre.“

Dieser „berühmte Fall“ wurde zu einer unerhörten Sensation. Man nannte ihn den Prozeß der Olga Hrabar und ihrer Genossen, da diese Dame als Vermittlerin zwischen ihrem Bruder Miroslav Dobrianskij (österreichischem Untertanen, aber russischem Beamten), ihrem Vater Adolf Dobrianskij (österreichischem Hofrat in Pension), mehreren bekannten Panslawisten in Rußland und einigen galizischen Russophilen tätig war. Der Vater der Frau Hrabar war wohl bekannt als charakteristischer Typus jener Bürokratengruppe, die sich seit 1848 der ruthenischen Sache angenommen hatte, um dem Regime Bach zu dienen, indem sie die Polen und Ungarn unterdrückte. Hofrat Dobrianskij hatte sich besonders in Ungarn nach der Unterdrückung des Aufstandes vom Jahre 1848/9 ausgezeichnet, indem er die damals schüchternen nationalen Anwandlungen der Slovaken, Ruthenen und Rumänen aufs eifrigste unterstützte und begünstigte. Als österreichischer Beamter, scheinbar den Wiener Kreisen ergeben,

erlangte er vor dem Jahre 1867 hohe Auszeichnungen und stieg in der bürokratischen Laufbahn empor, gleichzeitig aber diente er zielbewußt der panslavistischen Propaganda. An seiner Persönlichkeit war alles bezeichnend, sogar sein polnischer Familienname Dobrzański, welcher der ruthenischen Phonetik durch Umwandlung in Dobrianskij angepaßt wurde. In dieser Metamorphose spiegelt sich in prägnanter Weise die Evolution des ganzen Typus ab. Diese Leute, vor dem Jahre 1848 nichts weiter als Polen griechischen Ritus, aber selbstverständlich keine polnischen Patrioten, schlossen sich erst ihres Ritus wegen den Ruthenen Stadionschen Gepräges an, aber in der weiteren Entwicklung ihrer politischen Ansichten wurden sie noch während derselben Generation zu feurigen russischen Patrioten. Der Prozeß der Olga Hrabar endete mit einer, allerdings recht milden, Verurteilung des P. Naumowytsch und dreier seiner Mitschuldigen. Adolf Dobrianskij wurde freigesprochen. Er wanderte gleich nach Rußland aus, um mit dem Sohne, dem Schwiegersohne und den Enkeln, die dort seit langem weilten, zusammen zu sein und gemeinsam zu wirken. Seine Tochter und Naumowytsch, mit Begeisterung in Petersburg und in Moskau empfangen, folgten ihm. Jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle setzten sie ihre Anstrengungen zum Zwecke einer erfolgreichen Organisation der russischen Propaganda in ihrem Heimatslande fort, um es dadurch für immer des Charakters eines „Piemonts“ verlustig zu machen. Indessen wurde die Rolle eines ruthenischen „Piemonts“ nicht nur durch die Umtriebe der galizischen Russophilen ernstlich gefährdet, sondern auch gleichzeitig durch die Rückwirkung der jenseits des Zbrucz sich abspielenden Vorgänge. In der eigentlichen Ukraina, jenem anderen Mittelpunkt der „klein-russischen“ Bewegung, erlahmte vor etwa 30—40 Jahren sichtlich die nationale Strömung und viele Patrioten, die bis dahin als Vorkämpfer galten, gingen damals plötzlich ins russische Lager über. Stand man doch dort zur Zeit unter dem erdrückenden Eindrücke des Ukas vom Jahre 1876, der kurz vorher erlassen wurde, und der strengen Maßregeln, welche die russische Regierung gegen alles, was ein Gefühl für den „klein-russischen Separatismus“ hegte, ergriffen hat. Außer einer kleinen Jugendgruppe, die bereit war, gegen alle Hindernisse zu kämpfen, verloren die „Ukrainophilen“ der eigentlichen

Ukraina allen Glauben an die Zukunft ihrer nationalen Sache: *lasciate ogni speranza . . .*¹⁾

Man stößt hier auf einen interessanten Gedankengang, mit dem mancher Abtrünnige vor seinem eigenen nationalen Gewissen sich zu entschuldigen suchte, und die umso bemerkenswerter ist, als dergleichen Ideen wiederholt auf der Oberfläche des ruthenischen Nationallebens auftauchen. Man sollte sich dies ernstlich vor Augen halten, wenn man sich eine richtige Anschauung über die Lebensfähigkeit dieser Nation bilden will, welche zwar in unseren Tagen zweifellos mit viel Kraft auftritt, deren Zukunft aber nach Ansicht zahlreicher Skeptiker trotzdem noch problematisch sein dürfte.

Das Wesen dieses interessanten Standpunktes ist folgendes. Die *Malorussy*, behauptete man in den Kreisen der Renegaten in der Ukraina, und behauptet vielleicht noch jetzt, die *Malorussy* („Klein-Russen“, Ruthenen) werden nie im großen russischen Ozean untergehen; es sei keine Gefahr vorhanden, daß sie den Moskowitern, trotz aller Versuche des Zarats, assimiliert werden. Es sei ihre Mission, Rußland zu erneuern und umzubilden, indem sie die ihnen von dem finno-mongolischen Element entrissenen Erstgeburtsrechte zurückverlangen. Solange der Schwerpunkt Rußlands in Petersburg, der deutschen Hauptstadt, oder in Moskau, der halbasiatischen Hauptstadt, liegt, sei das gemeinsame Vaterland vom geschichtlichen Wege, auf dem es die Welt verjüngen sollte, zurückgedrängt. Von der alten Dnieprhauptstadt, von Kiew aus werde der verjüngende Strom, dem Rußland seine neue Zeit verdanken wird, ausgehen und sich verbreiten. Damit aber die zu dieser Mission berufenen *Malorussy* genügend Kraft zu ihrer Erfüllung besitzen, müßten sie unbedingt auf alle unnötigen separatistischen Anwandlungen, wie die Bildung einer eigenen Schriftsprache, wie die unzulänglichen Versuche der Improvisierung einer nationalen Literatur usf. usf. verzichten. „Nieder — ruft man da — mit dergleichen Trugbildern, die uns nur von unserer wahren und fruchtbaren Mission ablenken; die russische Kultur durch unsere Geisteselemente, durch die Eigenarten unseres psychischen Typus zu überfluten, — die *kleinrussische* Eroberung des

¹⁾ Vgl. unten Kap. VII, § 4.

russischen Reiches, diese ist es, wozu uns der Gang der Geschichte ruft.“

Es ist unnötig zu bemerken, daß dies nicht im mindesten unsere Ansicht ist, wir führen nur die in der eigentlichen Ukraina sehr verbreiteten Anschauungen an, denen man Beachtung nicht versagen kann.

2. Die friedlichen Ukrainophilen.¹⁾

. . . *Etiam de alterius animae insania sanasti alteram* . . .

Die Affäre Hrabar-Dobrianskij öffnete den Wiener Kreisen die Augen: man wurde gewahr, welche Früchte die Saat des Grafen Stadion gezeitigt hat; es gab deutliche Beweise, daß die seit langem in den polnischen Kreisen festgesetzte Auffassung durchaus nicht verleumderisch war. Die Enthüllungen des Prozesses waren aber auch für die „Ukrainophilen“ nicht ohne Wirkung. Sie wurden durch ihn gar nicht kompromittiert; sie sahen vor sich neue Aussichten auf wirksame Unterstützung seitens der Zentralbehörden, freilich aber eine Unterstützung, die von jener, deren die vorhergehende Generation vor 1866 sich erfreute, ganz verschieden werden sollte. Die vollkommen veränderte politische Lage ließ dem ruthenischen antipolnischen „Bazillus“ keinen Raum mehr. War es doch gerade der Augenblick, als der politische Aufstieg der Polen unter dem Regime des Kabinetts Taaffe-Dunajewski, dessen lange Dauer in der heutigen Geschichte geradezu einen Ausnahmefall darstellte, fortwährend im Zunehmen begriffen war. Graf Taaffe, ein Jugendfreund des Kaisers Franz Josef, war nur ein treuer und energischer Vollstrecker des persönlichen Programms des Monarchen. Die volle

¹⁾ O. Hoetzsch findet die Bezeichnung „Ukrainophilen“ unangemessen (Rußland, Berlin 1913, S. 464): „Abzulehnen ist die in der politischen Erörterung in Rußland gelegentlich auftauchende Benennung Ukrainophilen, die gar nichts besagt.“ Da Hoetzsch sie neben den Bezeichnungen „Kleinrussen“, „Ukrainer“ und „Ukrainorussen“ anführt, so hat er vollkommen recht, weil es durchaus unangebracht wäre, ein Volk, eine Nationalität so zu benennen. Es ist aber eine ganz andere Sache, wenn es sich, wie in unserer Materie, um eine politische Partei oder um eine ideologische Strömung handelt. Man bezeichnete in dieser Zeit mit dem Namen „Ukrainophilen“ eine Gruppe, die sich selbst *national* nannte, um sich von offenen oder versteckten Russophilen zu unterscheiden. Dieser Name ist daher für die Bezeichnung eines Stadiums im Entwicklungsgang des ruthenischen Problems vollkommen geeignet.

nationale Freiheit allen heterogenen Elementen, aus denen Österreich besteht, zuzuerkennen, aufrichtig ihre nationale Entwicklung zu begünstigen: das war der wesentliche Punkt dieses Programms, das kein Kabinett nach Taaffe offen verleugnen durfte. Die „ukrainophilen“ Ruthenen konnten daher einen Schutz seitens der Regierung für die Pflege der Anfänge ihrer Kultur und die Entwicklung des gesellschaftlichen Baues ihrer Nation erhoffen. Man bedurfte ihrer, um die russophile Propaganda lahmzulegen, aber andererseits verlangte man, daß sie den Polen gegenüber abrüsten und sich der Idee eines Vergleichs geneigt zeigen.

Die ukrainophile — „nationale“, wie sie sich selbst nannte, — Fraktion war noch sehr schwach im Augenblicke, als der Prozeß Hrabar vom Jahre 1882 den österreichischen Regierungskreisen über die gefahrdrohenden Tendenzen der Führer des Ruthenismus die Augen öffnete. Die noch jungen und mehr durch ihre literarischen Bestrebungen, als die Betätigung im politischen Leben bekannten Mitglieder dieser Fraktion haben es erst seit 1880 dazu gebracht, ein bescheidenes politisches Organ, *Dito*, zu gründen, das anfänglich nur zweimal wöchentlich erschien und sich erst später zu einem einflußreichen Vertreter der ruthenischen Meinung in Galizien entfaltete. In diesem Blatte erschien sofort nach der Urteilsfällung im Prozeß Hrabar eine Reihe von bezeichnenden Artikeln, die ein neues Stadium in der Entwicklung des ruthenischen Problems beginnen.

„Wir sind krank, und zwar sehr krank!“ — das ist der Gedankengang dieser Aufsätze. — „Wir sind Ruthenen und „wollen es bleiben. Es ist höchste Zeit, daß jeder aufrichtige „Ruthene offen die nationale Idee behaupte, damit sie zur „einzigen Quelle seiner Handlungen werde. Nieder mit dem Pharisäertum, das uns von diesem Wege ablenkt. Unsere Bestrebungen für unsere nationale Entwicklung müssen einen „durchaus positiven Charakter haben und sich nicht in „unnützig und lärmvolle Demonstrationen auslösen.“ Sich an die Polen wendend, sagt der Führer der „nationalen“ Gruppe: „Gerade hier, in Galizien, befindet sich der archimedische „Punkt, der es dem Ruthenen gradeso wie dem Polen gestattet, mit Erfolg seiner nationalen Sache zu dienen, vorausgesetzt, daß man von der festen Überzeugung durchdrungen

„sei, daß die ganze ruthenische Nation das den galizischen „Ruthenen zugefügte Unrecht fühlt und daß dieses Unrecht ernstlich die Zukunft der polnischen Nation gefährdet.“

So wurde nun der gesamten polnischen Nation die Hand geboten und gleichzeitig der Grundsatz einer die ruthenische Nation in Galizien und außerhalb der österreichischen Grenzen vereinigenden Solidarität proklamiert. Eine nicht minder bezeichnende Tatsache, als die Erklärung selbst, ist, daß das Syndikat des *Dito* den Schriftleiter veranlaßte, auf die Fortsetzung der Serie der geplanten Artikel zu verzichten. Diese Ideen waren neu; die Führer der „nationalen“ Gruppe wollten nicht einen Bruch mit den „festen Ruthenen“, wie man damals die künftigen „Alt-Ruthenen“ zu bezeichnen pflegte, riskieren.

Doch war dieser Bruch immer mehr unvermeidlich geworden und die „nationale“ Gruppe sah sich bald gezwungen, ihn durch eine Aktion zu veranlassen, die einen unüberbrückbaren Abgrund zwischen den beiden Parteien schuf.

Ähnliche Symptome, wie die versöhnlichen Worte des *Dito* verfehlten durchaus nicht ihren Zweck in den polnischen Kreisen. Wohl waren es zu Anfang oft nur polnische Redensarten als Antwort auf die ruthenischen; die ersteren waren allerdings zahlreicher. Immerhin ist aber eine gewisse Umwandlung der polnischen Meinung dem ruthenischen Problem gegenüber festzustellen, die sich während der auf den Prozeß Hrabar folgenden nächsten drei oder vier Jahre vollzogen hat. Man war sich bewußt, daß man auf die Formel *gente Ruthenus natione Polonus* verzichten müsse; man sah wohl, daß dieser oder jener Ruthene ausnahmsweise die Wege eines Zyblikiewicz, eines Czerkawski, eines Sawczyński — die der alten Losung treu geblieben waren und große Dienste der polnischen Sache in Galizien geleistet haben, — betrat, daß aber als Mittel zur Lösung der ruthenischen Frage die alte Formel nicht mehr in Betracht kommt.

Da dies zweifellos den Weg zu einem gerechten Ausgleich zwischen den beiden Nationen ebnete, geht es schwerlich an, sich von einer eingehenderen Untersuchung der Frage entbunden zu betrachten, welche wesentliche Gesichtspunkte jener so lange lebenskräftigen und nachher völlig veralteten Formel innewohnen. Nie gab es, selbst unter ihren wärmsten Bekennern, Chauvinisten,

die an eine Polonisierung des ruthenischen Volkes gedacht hätten. Doch da man das durchaus künstliche Gepräge, das bisher für alle Bemühungen der ruthenischen „Wiedergeburt“ bezeichnend war, vollkommen klar sah, so war man ihm umso unfreundlicher gesinnt, als es sich mit wenigen Ausnahmen durch seine russophile oder selbst offen russische Färbung kennzeichnete. Das polnische Programm lautete also bis ungefähr 1882—1888: das ruthenische Volk solle ruthenisch bleiben, die ruthenischen Intellektuellen *natione Poloni* hätten unter Mitwirkung gebürtiger Polen für die Hebung des kulturellen Niveaus dieses Volkes im nationalruthenischen Sinne zu wirken. Eine auffallende Ähnlichkeit mit der Haltung einer zahlreichen Intellektuellengruppe in der Ukraina und anderen ruthenischen, Rußland angehörenden Ländern: sie selbst wollen unentwegt Russen oder Polen bleiben, aber, von einem tiefen Gefühl für die volkstümliche Kultur der Bauernmassen durchdrungen, beanspruchten sie und beanspruchten noch immer für die letzteren den Gebrauch des Volksidioms in dem ersten Unterricht und begünstigten die Entwicklung der ruthenischen volkstümlichen Literatur.

Es ist leicht zu verstehen, daß die alte polnische Formel die galizischen Ukrainophilen kränkte und infolgedessen jede aufrichtige Annäherung unmöglich machte. Indem die Polen sie aufgaben und die Daseinsberechtigung einer „ruthenischen Nation“ anerkannten, — vorausgesetzt, daß sie sich entschieden als solche gegenüber der russophilen Strömung erklärte — haben sie eine feste Basis für einen zukünftigen Vergleich geschaffen. Nachdem dies einmal geschehen war, konnte nichts ernster einen Vergleichsversuch gefährden, als die immer schwankende Haltung der „Ukrainophilen“, die durch die Furcht eines Bruches mit den Russophilen bedingt war. Nach dem Prozeß Hrabar, während des Wahlkampfes im Jahre 1883, schien die Harmonie zwischen den beiden ruthenischen Parteigruppen unerschütterlich; was noch weiterhin im Laufe der folgenden Jahre ununterbrochen zutage trat, war, daß die Ukrainophilen den Russophilen in bezug auf die dem Polentum entgegengebrachte Unversöhnlichkeit nicht nachstanden.

Man sah damals an der Spitze dieser Gruppe mehrere Intellektuelle, die vollständig darüber im klaren waren, auf welchem Niveau sich die ruthenische Kultur befand und wie dürftig

ihr Zustand war, obwohl bereits seit dem Anfang des nationalen Erwachens vierzig Jahre verstrichen waren. Selbst die anderen, die sich mit solchen Dingen nicht befaßten, da sie zu sehr von der Politik in Anspruch genommen waren, konnten nicht gefühllos an den Warnungen, die ihnen von verschiedenen Seiten zukamen, vorübergehen. Die Stimmen, die sich auch in der Ukraina selbst hören ließen, mußten unbedingt auf die galizischen Ukrainophilen einen Eindruck machen. In der Ukraina verbot seit einigen Jahren der berüchtigte Ukas vom Jahre 1876 aufs strengste den Gebrauch der Volkssprache in Druckschriften jeder Art; in Galizien hinderte hingegen nichts die freie Entwicklung der nationalen Literatur. Je mehr man — wenn auch immer noch nur selten — in persönlichen Verkehr mit den ukrainischen Landsleuten trat, bekamen die galizischen Ukrainophilen heftige Vorwürfe zu hören, daß man die Kräfte der Nation auf unfruchtbare politische Kämpfe verbrauche, anstatt sie auf das stark vernachlässigte Gebiet der kulturellen Interessen zu konzentrieren.¹⁾ Selbst die Enthüllungen des Prozesses Hrabar-Dobrianskij wirkten als ein solcher Fingerzeig; man sah klar, daß es unter den ausgesprochenen Russophilen Intellektuelle gab, deren politische Haltung unter dem Eindruck eines aufrichtigen Gefühls der Bewunderung für die russische Kultur stand. „Es ist lächerlich — sagte man in diesen Kreisen —, aus dem Stegreif Dinge, wie Literatur, nationale ruthenische Wissenschaft, schaffen zu wollen; unnütze Sisyphusarbeit; dazu ist es am Ende des XIX. Jahrhunderts zu spät.“ So verschiedenartig auch die zahlreichen Lockungen des „großen russischen Vaterlandes“, die die ruthenische Seele verführten, gewesen sein mögen, die Achtung vor dem kulturellen Rußland kam hiebei gewiß in Betracht, manche „Altruthenen“ dazu hinreißend, sich einfach als „Russen“ zu fühlen.

Man hätte stark kurzsichtig sein müssen, um diese Seite der „russischen Gefahr“, die von Tag zu Tag wuchs, nicht zu bemerken.

Um sich nun der Pflege der kulturellen Interessen der auferstehenden Nation widmen zu können, sahen sich die Ukrainophilen gezwungen, einen Vergleich mit den Polen nicht abzu-

¹⁾ Vgl. unten II. Teil, Anh. VII, Nachträge zu S. 98.

lehnen. Im entgegengesetzten Falle hätten sie keine wirksame Unterstützung seitens des galizischen Landtags, wo die Polen über eine gewaltige Mehrheit verfügen, erhoffen dürfen. Der Lemberger Landtag hat vornehmlich für die kulturellen Bedürfnisse des Landes zu sorgen, indem er jenen Anstalten, die dem öffentlichen Wohldienen, wissenschaftlichen Untersuchungen, jenen Veröffentlichungen, deren Kosten vom Erlös der verkauften Exemplare nicht gedeckt werden können, den Theatern usf. Subventionen gewährt. Unter dem Zeichen des Zusammenlebens der beiden Nationen, das um 1890 zur Tatsache geworden zu sein schien, in der Zeit, als Graf Badeni Statthalter war, zeigte sich der galizische Landtag durchaus nicht geizig in der Unterstützung der ukrainophilen Bestrebungen; seit dieser Zeit hat sich in der Tat das intellektuelle Niveau der ruthenischen Bewegung bei weitem erhöht.

3. Die Ära Badeni.

Die Tätigkeit der ukrainophilen Kreise auf dem kulturellen Gebiete hatte eine politische Seite von besonderer Wichtigkeit. Es handelte sich nämlich um nichts weniger als um die Konsolidierung — wenn nicht um die Schaffung der nationalen Schriftsprache, eine Aufgabe, die bisher infolge des ausschließlich politischen Gepräges, das seit ihren Anfängen für die ruthenische Bewegung charakteristisch war, allzu sehr vernachlässigt wurde. *Inter arma . . .* Die Sprache, deren man sich weiter in den Zeitschriften, in anderen, immer noch in bezug auf die Zahl bescheidenen Druckschriften und schließlich in den für den Schulgebrauch bestimmten Lehrbüchern bediente, — dieses Idiom stellt ein getreues Bild des ruthenischen Problems selbst in dieser Zeit und vielleicht über deren Grenzen hinaus dar. Man sieht da ebenfalls eine Art Nebelfleck, von dem man lange nicht wußte, ob er sich in einen Himmelskörper verdichten oder von dem russischen Stern vollkommen aufgesaugt werden wird.

Um diesen schwierigen Gegenstand beleuchten zu können, muß man auf die Anfänge der ruthenischen Bewegung in Galizien zurückgreifen.

Im Jahre 1848 vereinigten sich unter dem Protektorat des Grafen Stadion 99 ruthenische „Honoratioren“, um das Dasein der ruthenischen Nationalität festzustellen. Man erklärte

wohl, daß es eine ruthenische Sprache gebe, die von dem Polnischen, dem Russischen und auch vom „*Altslavischen*“ sich scharf unterscheide; aber vielmehr war dies die Festlegung eines Programms oder auch nur der Wunsch, ein solches verwirklicht zu sehen, ohne eine „Wirklichkeit“ feststellen zu können. Allerdings existierte eine unbestreitbare „Wirklichkeit“ in dem Volksidiom der ruthenischen Bauern, aber es war dies nur ein Material, das erst in eine Schriftsprache umgebildet werden mußte. Dies sollte jetzt von dem Ruthenen in Angriff genommen werden, wenn er den Gesichtskreis des bescheidenen galizischen Dorfes überschreiten wollte. Doch da die Vertreter der ruthenischen Intelligenz bisher untereinander und in ihrem Familienkreis sich nur der polnischen Sprache bedient haben, so bestand ihr „Ruthenisch“ eine Zeitlang zumeist darin, daß sie polnische Worte auf ruthenische Art umwandelten, sei es durch Hinzufügung entsprechender grammatikalischer Endungen, sei es durch Anpassung der polnischen Laute an die ruthenische Phonetik. Obwohl es zur Zucht des antipolnischen „Bazillus“ berufen war, konnte das galizische Ruthenentum trotzdem lange Zeit auf diesen Ausweg nicht verzichten. Auf große Übel große Heilmittel . . . Jener, der schon auf Grund seiner Stellung die Bildung der ruthenischen intellektuellen Sprache zu leiten berufen war, Professor der ruthenischen Philologie an der Universität Lemberg, P. Jakob Holowatskij, fand ein solches Heilmittel in dem russischen lexikologischen Boden, was ihm zugleich vom politischen Standpunkt sehr zustatten kam. Es fehlte ihm nicht an Anhängern und bald sah sich der Professor von einer Schar von Schülern umgeben, die fleißig an der „*Veredelung*“ des Ruthenischen mitarbeiteten, indem sie es der Sprache Puschkins und Turgenjeffs assimilierten. Doch war diese Arbeit durchaus nicht leicht, da solche russische Einsickerungen, obwohl man sie durch die Presse und in öffentlichen Versammlungen zu verbreiten suchte, auf einen schweren Übelstand stießen: man verstand sie nicht zu sehr in den ruthenischen Kreisen. Und da in jener Zeit die Mehrzahl der intellektuellen ruthenischen Welt griechisch-unierte Geistliche bildeten, denen das liturgische *Altslavisch* geläufig war, so zog man es oft vor, an Stelle von Polonismen die dieser toten und künstlichen Sprache entnommenen Worte und Redensarten zu

setzen, was übrigens den alten ruthenischen Überlieferungen entsprach.¹⁾ Das alles machte aus der neu zu schaffenden Sprache ein wunderliches, stets im Schwanken begriffenes Kauderwelsch, so daß jede Zeitschrift, fast jeder Schriftsteller sich eines eigenen Idioms bediente.

Eine sehr bezeichnende Umwandlung vollzog sich auf diesem Gebiete erst, als die beiden entgegengesetzten Strömungen der ruthenischen Ideologie nach dem österreichisch-preußischen Kriege stärker zur Geltung gekommen sind. Die „Festen“, die Russophilen, suchten immer mehr das Russische in die Schriftsprache hineinzutragen, was immer mit großen Schwierigkeiten verbunden war, da nur eine sehr kleine Zahl ihrer wärmsten Anhänger das Russische beherrschte. Die Ukrainophilen hingegen befeißigten sich, ihre Sprache sowohl vom Polnischen, als auch vom Russischen zu reinigen, indem sie, soweit es ging, aus dem Wortschatz der Volkssprache, aus der Volksdichtung, schließlich aus allem schöpften, was ihnen aus den Anfängen der „klein-russischen“ Literatur der Ukraina, in ihren Produkten aus der dem Ukas von 1876 vorangehenden Epoche als Vorbild dienen konnte.²⁾ Ein heißer Kampf entbrannte zwischen den beiden Lagern auf den scheinbar harmlosen Gebieten des Alphabets, der Grammatik, des Wortschatzes, der Orthographie. Unter dem Schein solcher Streitigkeiten wissenschaftlicher Art stritt man um die Zukunft der ruthenischen Sache. Den Sieg trugen die Ukrainophilen davon, dank der wirksamen Förderung von seiten der durchwegs polnischen Landesbehörden. Ohne diese Mitwirkung hatten ihre Bemühungen keine Aussichten auf Erfolg. Die Festsetzung der grammatischen Regeln, die Konsolidierung des lexikologischen Bodens vom Standpunkt der Ukrainophilen, die radikale Reform der Orthographie nach dem phonetischen Prinzip³⁾, die amtliche Einführung all dessen in den Schulunterricht, in die offizielle Gerichts- und Amtssprache aller Behörden, die sich des Ruthenischen neben dem Polnischen bedienten, das ist der gewaltige Erfolg, den die Ukrainophilen während der Verwaltungsperiode des Grafen Badeni erreicht haben. Man gewann dadurch in

¹⁾ Vgl. unten II. Teil, Anhang VI, § 3.

²⁾ Vgl. unten II. Teil, Anhang VII, Nachträge zu S. 101.

³⁾ Vgl. unten II. Teil, Anhang VI, § 3.

der Tat eine wertvolle Verteidigungswaffe für den Schutz der ruthenischen Nationalität gegen die russische Überrumpelung, die gerade auf intellektuellem Gebiet eine um so größere Gefahr darstellte, als sie fast unsichtbar war.

Es galt dabei bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden, da die „altruthenische“ Partei gegen solche Reformen lebhaften Einspruch erhob. Es war gewiß nicht schwer, manche Unvollkommenheiten in ihren Einzelheiten aufzufinden, die oft scharfe Kritik hervorriefen. Aber die Landesbehörden, die diesem für die Zukunft des Ruthenentums in Galizien so wichtigen Werke ihre Unterstützung verliehen, gaben diesen Einsprüchen der „Altruthenen“ gar nicht nach, obwohl solche nicht nur von seiten der Russophilen erhoben wurden: sie wurden wärmstens auch von ruthenischen Honoratioren der alten schwarzgelben Färbung unterstützt, deren vom österreichischen Standpunkt unanfechtbare politische Haltung vollkommene Bürgschaft zu bieten schien, daß diese heftigen Angriffe gegen die ukrainophilen „Erfindungen“ mit der russophilen Strömung nichts zu tun hatten. Aber Graf Badeni blieb standhaft, ohne auf den unversöhnlichen Groll der „Altruthenen“, dem er sich aussetzte, zu achten.

Gewiß verdankt dem Grafen Stadion das galizische Ruthenentum seine Entstehung und seine Erziehung, freilich eine ziemlich verfehlte Erziehung, weil sie ihm Selbstmordgedanken einflößte. Doch was die Haupthebel ihrer kulturellen Lebenskraft in durchwegs nationalem Sinne anbelangt, so verdankt sie sie dem Polen Badeni.

Während der kurzen friedlichen Epoche, als Badeni an der Spitze der Landesverwaltung stand, hoffte man, daß die von diesem hervorragenden polnischen Staatsmann im Angriff genommene Annäherung der beiden Nationen feste Wurzel fassen würde. Man hatte gerade in Przemyśl den Bau eines Gebäudes vollendet, wo zwei Gymnasien Raum finden sollten: ein polnisches neben einem ruthenischen. Bei der Einweihung dieses Gebäudes hielt Badeni eine beachtenswerte Rede, die man als sein Programm aufgefaßt hat. Er sagte, daß das neue Gebäude, mit allem ausgestattet, was es dem öffentlichen Wohl nützlich machen könnte, ein Symbol der Beziehungen zwischen den beiden „unter einem Dache“ wohnenden Nationen werden sollte.

Leider haben die seither verflossenen zwanzig Jahre die schönen Worte des Grafen Badeni auf eine grausame Weise Lügen gestraft, weil der eine und der andere Bewohner des gemeinsamen Gebäudes „unter demselben Dache“ die Rechte des Hausherrn beansprucht. Die Polen sehen darin eine geheiligte Pflicht, das alte „Rot-Reußen“ als ein Bollwerk ihres Vaterlandes zu betrachten, so wie es durch fünf Jahrhunderte war; ihre Gegner lassen sich immer mehr von ihrer Auffassung des ukrainischen „Piemonts“ hinreißen, den sie aus demselben Lande zu machen wünschen.

Und trotzdem wäre ein friedliches Leben „unter demselben Dache“ nicht ein unausführbarer Traum, würde sich dem nicht ein unüberwindliches Hindernis — bis auf unsere Tage — gegenüberstellen. Es liegt darin, daß die Führer der beiden nebeneinander wohnenden Elemente sich voneinander noch viel mehr unterscheiden als ihre politischen Grundsätze.

SIEBENTES KAPITEL.

Die ukrainische Eroberung.

1. Der streitende Ukrainismus.

Niemals früher hatte die russische Propaganda in Galizien solche beunruhigende Fortschritte gemacht, wie in den letzten fünfzehn Jahren. Wenn also, wie wir vorher ausgeführt haben, die „russische Gefahr“ schon selbst bei ihrem Anfang die Ukrainophilen bewogen hat, sich den Polen zu nähern, so mußte man sich fragen, welche Gründe einen schroffen und vollkommenen Bruch dieser Annäherung hervorgerufen haben, einen Bruch, der um das Jahr 1900 den Kampf zwischen den beiden Nationen aufleben ließ, mit einer solchen Schärfe von seiten der „Ukrainer“¹⁾, wie man ihr bisher in den vorhergehenden Stadien der ruthenischen Bewegung nie begegnet ist.

¹⁾ Wir sind gezwungen, hier und auf den folgenden Seiten sich der Bezeichnung „Ukrainer“ in doppeltem Sinne zu bedienen, indem wir ihr einerseits die Bedeutung: Einwohner des geschichtlichen, „Ukraina“ genannten Gebietes (Gouvernements Kiew, Poltawa, Charkow) unterstellen, wie auch sie adjektivisch auf all das beziehen, was mit diesem Gebiet im Zusammenhang steht — andererseits damit die politische Partei umfassen, die diese Benennung der ganzen

Wir wiederholen den Namen „Ukrainer“ und unterstreichen ihn, da gerade seit dieser Zeit die Ukrainophilen von früher sich seiner zu bedienen beginnen, und weil die Umstände, die mit dieser Namensänderung zusammenhängen, viel dazu beigetragen haben, einen unversöhnlichen Charakter ihrer Feindschaft gegen das Polentum zu verleihen.

Die Annahme der Bezeichnung „Ukrainer“ war eine unmittelbare Folge der immer lebhafter gewordenen direkten Beziehungen zwischen der ruthenischen Bewegung in Galizien und jener in der Ukraina. Es ist angebracht, von „direkten“ Beziehungen zwischen diesen beiden bisher völlig abgesonderten Mittelpunkten des Ruthenismus zu sprechen, obwohl sie sich weniger durch unmittelbaren Verkehr zwischen dem ruthenischen Galizien und der Ukraina entwickelt haben, als durch die immer häufiger gewordenen Beziehungen zwischen Galizianern und „authentischen“ Ukrainern, deren eine recht große Zahl in dieser Zeit im Auslande, vornehmlich in der Schweiz wohnte. In der Regel waren es junge Leute, Studenten, die vor der immer strengeren Verfolgung, der die Nationalbewegung in der Ukraina von seiten der Regierung ausgesetzt war, geflüchtet sind. Nationalisten, „Ukrainer“, das waren sie alle aus tiefstem Herzen, aber je nach der Individualität gewann bald der Patriotismus, bald der revolutionäre Geist Oberhand. Das Nationalgefühl allein hätte vielleicht in der Ukraina vor 25—35 Jahren nicht ausgereicht, um soviel Entsagung, Energie und Mut auszulösen; so stark war in diesem Lande die pessimistische Niedergeschlagenheit nach dem Ukas von 1876. Vereint mit dem revolutionären Geist sozialistischer Färbung, schöpfte darin der „kleinrussische“ Patriotismus seine Lebenskräfte. Die jungen ukrainischen Emigranten, um den berühmten Revolutionär Dragomanow geschart, hypnotisiert von seiner gewaltigen Individualität, waren von einem unerbittlichen Radikalismus durchdrungen; und wenn man in ihren Reihen Anhänger des

ruthenischen Nation auferlegen will. Da das Thema, das wir jetzt behandeln wollen, eines der wichtigsten in dieser Studie ist, glaubten wir den Leser auf diesen doppelten Sinn des Wortes aufmerksam machen zu müssen, um eine Verwirrung zu vermeiden, indem wir auf jene Kapitel verweisen, wo diese Frage ausführlicher beleuchtet wird; vgl. oben I. Kapitel, § 3 (S. 13 ff.) und unten II. Teil, Anhang V, §§ 5—9.

„klassischen“ Sozialismus oder gar „Possibilisten“ fand, so wurden die Vertreter derartiger „gemessener“ Anschauungen in diesen Kreisen zu den Ausnahmen gezählt. Unglückliche junge Leute — ein bekannter Typus aus dem Vorabend der russischen Revolution von 1905, eine giftige Frucht der bürokratischen Verwaltung des Zarentums, seit langem gereift und in prophetischer Eingebung von Turgenjeff in seinen „Vätern und Söhnen“ vorausgesagt — waren und sind diese bedauernswerten Opfer der Tyrannei, gegen die sich alles Edle in ihrem Herzen auflehnte, ohne daß sie ein anderes Mittel gegen das Übel hätten finden können, als die Zerstörung der heutigen Gesellschaft und jeder sozialen Ordnung.

Der heutige Ukrainismus betrachtet sich als von Meister Dragomanow erzogen und selbst seine gemessenen Gruppen wagen es nicht zu bestreiten. Obwohl es nur eine ganz kleine Schar von jungen Galizianern gab, die in unmittelbaren Verkehr mit diesem Apostel des „ukrainischen“ Radikalismus getreten sind und diesen Verkehr während seines Aufenthaltes in der Schweiz (1875—1889) aufrecht erhielten, so waren es gerade drei von ihnen, Iwan Franko, Pawlyk, Terlezkij, deren hervorragende Intelligenz und schwungvolles Temperament am meisten zur Propaganda seiner Ideen beigetragen hat. Außerdem unternahm Dragomanow häufige Reisen, während deren er in persönliche Beziehungen zur ruthenischen Jugend Lembergs und Wiens trat, um den Kreis der ihm ergebenen Jünger immer mehr zu verbreiten, und obwohl die Keime seiner Gedankenwelt nur langsam in Galizien Wurzel schlugen, so bemächtigte sie sich schon vollkommen der folgenden Generation zu Anfang unseres Jahrhunderts.

Es gab zwei Elemente in der Gedankenwelt dieses hervorragenden Publizisten: der Begriff einer von den Karpathen längs des Schwarzen Meeres bis zum Kaukasus sich erstreckenden Ukraina — und das soziale, von der dieses weite Gebiet bewohnenden Bevölkerung zu verwirklichende Ideal.

Die jüngste Schichte der ruthenischen Patrioten bildete sich nun unter dem Einfluß Dragomanows und seiner Schüler. Ihre ukrainophilen Väter mit mehr oder weniger platonischen Gefühlen für die Ukraina und ihre geschichtlichen Überlieferungen schienen der neuen Generation „alt“, die auch ihre

politische Haltung als „*vieux jeu*“ zu betrachten geneigt war, Durchdrungen von *haidamakischen* Überlieferungen, die, in ihrem Wesen ukrainisch, nur nach europäischer Art umgemodelt und mit einem scheinbar wissenschaftlichen Anstrich überzogen wurden, verlegte sich die Jugend eifrig darauf, ein an diese Überlieferungen anknüpfendes Ideal auf dem politischen Gebiete mit neuen, seinem Wesen entsprechenden Methoden zu verwirklichen. Den Gegner zu terrorisieren und, wenn möglich, ihn zu zermalmen, das war das Lösungswort dieser Generation, welche sich seither nicht anders als „Ukrainer“ benennend, um 1900 die Universität Lemberg und die ruthenischen Gymnasien in Galizien besuchte und die von der Höhe der Lehrsäle dieser Anstalten ihre Ideen der ruthenischen Bewegung diktierte. Die ruthenische „Pädokratie“ — das ist der Ausdruck, dessen man sich in Galizien bedient, wenn man von diesem Gegenstand spricht — die unheilvolle Pädokratie verleiht in der Tat seit dieser Zeit der „ukrainischen“ Bewegung in diesem Lande ein besonders charakteristisches Gepräge.¹⁾

2. Die jugendlichen Sieger.

Und welche Stellung — wird man fragen — nahmen die „Väter“ gegenüber dieser lärmenden Methode der Jugend ein, einer Methode, die so sehr verschieden von der ihrigen von vor 10—15 Jahren war, als sie sich dem versöhnlichen System der Ära Badeni durchaus nicht verschlossen, froh, daß sie bedeutende Vorteile für die nationale Sache, insbesondere auf dem kulturellen Gebiete, daraus gezogen hatten? Standen sie doch an der Spitze der nationalen Bewegung und als anerkannte Führer des „ukrainischen“ Lagers hätten sie nichts anderes zu tun — könnte man glauben —, als dieser ausgelassenen Jugend Schweigen zu gebieten und ihre *haidamakischen* Umtriebe einzudämmen. Doch sie ergaben sich ganz einfach und konnten den Schatten ihres Ansehens nur auf diese Weise bewahren, daß sie sich den Ideen und dem Benehmen der

¹⁾ Sehr bezeichnend ist, wie über diese Erscheinung ein so bewährter und verdienter ruthenischer Patriot, wie A. Barwinskyj, in seinen interessanten Memoiren urteilt. S. Barwinskyj: *Spominy s moho žitja* (Erinnerungen aus meinem Leben). II. 69—70.

neuen Generation anpaßten. Die wenigen unter ihnen, die den Mut hatten, bei ihrer eigenen Meinung zu beharren, wurden unerbittlich von dem Schauplatze der Politik weggefeßt, sie verloren ihre Mandate als Reichsrats- und Landtagsabgeordnete und sahen sich gezwungen, sich vom öffentlichen Leben völlig zurückzuziehen.

Man behauptet, daß es hauptsächlich die Furcht war, das Schicksal dieser versöhnlichen Elemente zu teilen, welche die Hauptvertreter der „ukrainischen“ Partei bestimmte, den friedlichen Boden der Ära Badeni plötzlich zu verlassen. Es mag wohl diese Schwenkung auf verschiedenartige Rücksichten zurückgeführt werden: bei manchen ausgesprochenen Anhängern der friedlichen Taktik von 1889—1895 mag vielleicht ihr persönliches Temperament den Ausschlag gegeben haben, wenn sie sich von der kriegerischen Strömung haben hinreißen lassen, die zu Anfang dieses Jahrhunderts immer mehr Oberhand gewann. Daneben imponierte dieser scheinbar wissenschaftliche Anstrich, der an der Oberfläche der von den „Söhnen“ verfochtenen Ideen schimmerte, — eine Erbschaft der Wirksamkeit Dragomanows und seiner Schüler — oft umsomehr manchen „Vätern“, als sie persönlich in bezug auf die geistigen Strömungen in Europa nicht zu sehr Bescheid wußten.

Wenn man aber vom Aufsaugen der vorher erwähnten gemäßigten Gruppe durch die neue unversöhnliche Generation spricht, so handelt es sich — selbstverständlich — nicht um „Väter und Söhne“ im eigentlichen Sinne dieser Worte. Insbesondere in den Kreisen, von denen wir sprechen, waren es vielmehr ganz neue Elemente, die sich an der Spitze der kampf-lustigen Scharen von *haidamakischer* Färbung befanden und die dann die ukrainophile Gruppe hineinzogen. In dem Bau der ruthenischen Nation, die sich aus der bäuerlichen Wurzel ausgestaltet, läßt jede neue Generation an die Oberfläche der nationalen Bewegung eine beträchtliche Anzahl von Individuen zufließen, die, von der Bauernhütte herkommend, auf dem politischen Kampfplatz mit dem Titel von Doktoren der Rechte oder der Medizin, mit Ingenieursdiplomen ausgestattet erscheinen. Durchdrungen von radikalen Tendenzen und in lebhaftem Verkehr mit der Umgebung, aus der sie vor kurzem hervorgekommen sind, verfügen sie bei den Wahlkämpfen über

viel wirksamere Mittel, um den Sieg zu erringen, als die früheren Abgeordneten, die wieder gewählt zu werden wünschten. Die letzteren würden, wenn sie es vorzögen, der allzu radikalen Richtung sich entgegenzusetzen, Gefahr laufen, ihren Einfluß auf die Wähler zu verlieren, und diese Furcht bindet sie, sich nicht zu sehr von der grellen Farbe der Neuankömmlinge loszusagen. Die Folgen davon sind die unheilvollen Verstärkungen *in plus* in bezug auf politischen Radikalismus, wo der Meistbietende den Sieg davontreibt: das ist immer das vorherrschende Merkmal des „ukrainischen“ Nationallebens, das so manchen Polen, der ein friedliches Zusammenleben der beiden Nationen herbeiwünscht, über die Möglichkeit desselben verzweifeln läßt.

Es kam noch ein besonderer Umstand in Betracht, der in großem Maße dazu beigetragen hat, die friedlichen Ukrainophilen von gestern zu einer steigenden feindlichen Haltung den Polen gegenüber zu drängen.

Seit der kurzen Ära Badeni machten sich im Schoße des galizischen Ruthenentums sehr stark — mehr als es irgendwann früher der Fall war — Gegensätze und Reibungen zwischen den „Altruthenen“ und den ehemaligen „Ukrainophilen“, die sich nunmehr einfach „Ukrainer“ nannten, geltend. Inmitten jedes dieser beiden Lager vollzog sich in derselben Zeit eine sehr bezeichnende Differenzierung verschiedener Abschattungen. Die „Ukrainer“ teilten sich in drei Gruppen: die „nationaldemokratische“ Partei, die im allgemeinen die alte Richtung der einstigen „Ukrainophilen“ befolgte, dabei aber immer stärker ihr unversöhnlich nationalistisches Gepräge unterstrich, die „radikale“ Fraktion und die „sozialistische“ Gruppe. Unter den „Altruthenen“, die stets ihrer russophilen Richtung treu geblieben sind, trat auch eine immer deutlichere Scheidung zutage: die einen entlarvten sich bald als Russen ohneweiters, „Russen vom Karpathenrußland“; die anderen hingegen setzten ihre früheren Anwandlungen eines eher blassen Russophilismus fort, indem sie umso kräftiger ihre aufrichtige oder angebliche österreichische Loyalität unterstrichen.

Die von den Ukrainophilen auf dem kulturellen Gebiete unter dem Schutz des Grafen Badeni erreichten Erfolge erbitterten

unendlich die „Alt-Ruthenen“ sowohl gegen ihre ukrainophilen Landsleute, als auch gegen die Polen, deren Mitwirkung das Gelingen des Programms ihrer Gegner gesichert hat. Die Presse des „altruthenischen“ Lagers, die Umtriebe der „altruthenischen“ Agitatoren auf zahlreichen Dorfversammlungen und nicht weniger die im Lemberger Landtag gehaltenen Reden der Abgeordneten dieser Partei waren um diese Zeit von einem so unversöhnlichen und leidenschaftlichen Ton durchdrungen, wie man sich eines solchen seit langem nicht erinnern konnte. Da diese Angriffe sich mit derselben Heftigkeit gegen die vermeintlichen polnischen „Bedrücker“ als auch gegen ihre angeblichen ruthenischen „Helfershelfer“ richteten, so begann dies den letzteren immer mehr zu Bedenken Anlaß zu geben. Alles, was die „ukrainische“ Ideologie an und für sich berührt, war für den bäuerlichen Wähler, den man seit Jahrzehnten im Hasse gegen den polnischen Grundbesitzer abrichtete und dessen Gelüste nach dem Boden des polnischen Grundherrn man immer nährte, noch ganz neu und es mochte nicht allzu schwer erscheinen, dem Ukrainismus unter den Volksmassen den Boden streitig zu machen. Die russische Propaganda bezeichnete nun unausgesetzt die angeblichen Polonophilen als Verräter, die ihr Volk verkauft haben, und die gefährvolle Tätigkeit dieser Propaganda auf dem Wahlkampfplatz gab umsomehr den neuen „Ukrainern“ zu denken, als man annahm, die „Alt-Ruthenen“ verfügen über bedeutende Summen von Rubeln, denen der analphabetische Wähler stets leicht zugänglich ist. Es waren doch auf der Tagesordnung Auslassungen, wie sie das „altruthenische“ Hauptorgan *Halytschanyn* um 1900 mit Vorliebe in seinen Spalten erscheinen ließ: „Die polnischen Magnaten sollten in ihren eigenen Wahlkreisen einen Barwinskij oder Wachnianyn und andere ähnliche politische Knechte der Grafen und Großgrundbesitzer mit Mandaten versorgen.“ Ehre der Charakterfestigkeit solcher weißer Raben, die sich nicht terrorisieren ließen; mehrere unter ihnen freilich glaubten ihre versöhnliche Gesinnung stark verhüllen zu müssen. Aber die Mehrzahl der „nationaldemokratischen“ Partei bemühte sich fleißig darum, nicht minder unversöhnlich als ihre „altruthenischen“ Gegner und die jungen radikalen Freunde zu erscheinen. In der Politik geht es wie bei der Tafel zu: *l'appetit vient en mangeant*.

3. Terrorismus.

Man würde in unseren Tagen in Galizien nicht viele jener Veteranen der ruthenischen Bewegung finden, die ein halbes Jahrhundert vorher — damals noch junge Gymnasialschüler oder Universitätshörer — sich ihre Sporen in der politischen Agitation unter der bäuerlichen Bevölkerung zur Zeit der ersten Parlamentswahlen in Österreich verdient haben. Wir erinnern daran, daß es die magischen Worte *lissy y passowyska* (Wälder und Weiden) waren¹⁾, mit welchen die damaligen Agitatoren die Bauernmassen für die ruthenische Sache zu gewinnen suchten. Welch harmlose Zauberformel im Vergleich mit derjenigen, der sich die radikale Propaganda in der „ukrainischen Eroberung“ von heute demselben Element gegenüber bedient! Man nährt und reizt die Gelüste des Bauern durch Grundsätze auf, die in der Wirklichkeit teuer und „heilig“ den jungen Agitatoren selbst sind und die in nichts weniger bestehen, als in der „Nationalisierung“ des Grundbesitzes, um die Güter der polnischen Grundeigentümer zwischen die ruthenischen Bauern verteilen zu können. Vor einem halben Jahrhundert war das polnische bürgerliche Element in Ostgalizien noch recht schwach; deshalb kümmerten sich die ruthenischen Agitatoren dieser Zeit gar nicht darum. In unserer Zeit hörte es auf, eine *quantité négligeable* zu sein, dazu sind eben die „ukrainischen“ Sozialisten da, um den „Bürger“ anzugreifen. Denkt man sich einmal den Bürger weggefeßt, den Grundbesitz den Polen entrissen, dann wäre das „ukrainische“ „Ideal“ — d. h. sich von den Polen am rechten Ufer des San freizumachen — mit einem Schlag verwirklicht. *Proč čužii ludy!* „Weg mit euch, Fremdlinge“ — Fremdlinge, die seit dem XIV. Jahrhundert das Land bewohnen — das ist das Programm, das, von einem Erfolg begleitet, die „Ukrainer“ in der Tat dazu bringen könnte, mit den Polen einen Vergleich zu schließen. Es würde allerdings von diesem polnischen Element eine ansehnliche Zahl von Bauern bleiben, die in Ostgalizien verstreut oder sogar in mehrere ethnographische Inseln zusammengehäuft sind, und es gibt keine sozialistische Doktrin, die dazu dienen sollte, die polnischen Bauern — nur die polnischen — auf dem rechten Ufer des San zu vernichten. Gleichviel, in Ermangelung

¹⁾ Vgl. oben S. 60.

einer ausreichenden Zahl von Kirchen lateinischen Ritus würden sie sich, ruthenische *Zerkwen* besuchend, entnationalisieren, und was diejenigen anbelangt, die trotz allem Polen geblieben wären, so würde man ihnen so das Leben versauern, daß sie lieber das Land verlassen würden, um nach Amerika auszuwandern. . . . So ist das Losungswort: „Rot-Reußen für die zukünftige Ukraina“!

Das Treiben der Vorkämpfer dieses Programms gab in den letzten Jahren vor dem Kriege zu ernststen Besorgnissen Anlaß. Sie suchten die Massen aufzuwiegeln und ihnen einen unerbittlichen Haß gegen die Polen und die herrschende gesellschaftliche Ordnung einzupflanzen. Man vernachlässigte wahrlich nichts, was auf diese Weise der „ukrainischen“ Sache dienen konnte: geschickte Agitatoren bereisten die Dörfer, um das Volk durch Vorträge und Ansprachen, die von den Grundsätzen des Agrar-Sozialismus durchdrungen waren, „aufzuklären“; um diese in der Geschichte der alten Ukraina angeblich verwirklichten Grundsätze dem Volke mundgerecht zu machen, wurde zu populären geschichtlichen Erzählungen gegriffen, in denen kosakische und *haidamakische* Aufstände fortwährend in Schrift und Sprache verherrlicht wurden; — ein wahrer Kult der *haidamakischen* „Helden“, die die Wohnsitze der polnischen Edelleute grausam plünderten, wurde eifrig betrieben . . . Ehre der ruthenischen Seele des ostgalizischen Bauern-Proletariats¹⁾, daß trotz dieser systematischen Aufwiegeleien während der verflossenen fünfzehn Jahre nichts anderes gelungen ist, als sporadisch vorüber-

¹⁾ Da in Ostgalizien die Industrie heutzutage nur wenig entwickelt ist, so muß man diese Bezeichnung fast nur auf die Bauernbevölkerung anwenden: das Arbeiterelement in den Fabriken, das allerdings durch die sozialistische Propaganda unterminiert ist, zählt heute noch nicht viel. Die Dorfbevölkerung besteht fast einzig aus Bauern, deren Grundbesitz von sehr kleinem Ausmaß ist infolge der Teilungen, die ihn in jeder Generation vermindern, so daß er zumeist unmöglich für die Lebensbedürfnisse einer Familie ausreicht: dieser Zustand zwingt die Bauern, ihr Brot als Landarbeiter in den großen Grundbesitztümern zu verdienen. Besondere Betonung verdient aber der Umstand, daß nur die Minderheit der ruthenischen Dorfbevölkerung aus Bauern besteht, die Eigentümer einer Hütte und von 1—4 Joch Boden sind; darüber hinaus sind Besitztümer nur sehr selten und die große Masse bildet ganz einfach ein Bauernproletariat, deren einziges Existenzmittel die Arbeit bei der Landwirtschaft, beim Bau oder Ausbessern der Wege oder der Eisenbahnen usf. ist. Trotzdem bezeichnet man dieses Element als „Bauern“,

gehende Agrarstreiks und Unruhen von unerheblicher Bedeutung hervorzurufen. Es fehlt aber nicht an Pessimisten, die die Zukunft mit Angst erfüllt, wenn die heute heranwachsende Generation immer mehr vom „*haidamakischen* Ideal“ durchdrungen sein wird. Sie brauchen nur darauf hinzuweisen, was in den ruthenischen Gymnasien, unter den in Schülerheimen erzogenen Bauernsöhnen sich abspielt, wo es nicht an Elementen gebricht, die in systematischer Weise die heutzutage nur zu oft aus den elterlichen Häusern mitgebrachten Anschauungen zu entwickeln suchen. Solche Taten, wie ein wohldurchdachter Raubanfall oder ein Mordattentat auf einen wenig beliebten Lehrer, sind in unseren Tagen gewiß nur vereinzelte Betätigungen des Geistes, der in diesen Anstalten haust. Eines ist aber sicher: daß die Jugend, die daraus hervorgeht, in ihren *haidamakischen* Umtrieben bei weitem die Führer der Propaganda, unter deren Einfluß sich ihre Seele ausgestaltet hat, überholt. Man dürfte wohl glauben, daß Dragomanow heutzutage die Schüler seiner Schüler verleugnen würde. . . .

All dessen wurde man leider nur zu sehr gewahr in den häufigen Exzessen, deren Schauspieler ruthenische Studenten waren und denen als Schauplatz die Hörsäle der Lemberger Universität, wie auch die Plätze und Straßen dieser Stadt dienten.¹⁾ Die Krönung dieser langen Reihe von Ausschreitungen war schließlich der bekannte politische Mord: am 12. April 1908 wurde der Statthalter Galiziens, Graf Andreas Potocki im Statthaltereipalais während einer offiziellen Audienz ermordet.

Die Geschichte ist nicht arm an Erzählungen von politischen Mordtaten, doch würde es in der Tat schwer fallen,

weil sie in den Dörfern wohnen. Nach der vorletzten Volkszählung vom Jahre 1900 betrug die Zahl der ruthenischen Bauern, die Eigentümer kleiner Parzellen sind, nur etwa eine halbe Million, während die Zahl der Bauern und Proletarier, die als Landarbeiter leben, bis auf 1,188.950 reichte. Außerdem verlassen Tausende dieser armen Laute während eines guten Teils des Jahres das Land, um als Landarbeiter im Auslande (in Deutschland, Dänemark, Schweden, selbst in Frankreich) ihr Brot zu verdienen. Man muß all dies in Betracht ziehen, um zu verstehen, in welchem Maße die Propaganda der umstürzlerischsten Ideen von den Umständen selbst begünstigt wird.

¹⁾ Die Hauptstadt Galiziens ist eine wesentlich polnische Stadt. Nach der letzten Volkszählung gab es dort auf die Gesamtzahl von 206.113 Einwohnern: 172.580 Polen, 21.769 Ruthenen, 5922 Deutsche.

eine anzuführen, die von ähnlichen Erscheinungen begleitet worden wäre, wie es die „ukrainischen“ Manifestationen, die auf den Tod des Grafen Potocki folgten, waren. Nichts konnte diesem hohen Würdenträger vorgeworfen werden, was den wilden Haß, der in diesen Kundgebungen zum Vorschein kam, rechtfertigen könnte, — nicht der mindeste Zug einer Härte, nicht einmal eine feindliche Haltung der ruthenischen Sache gegenüber¹⁾: und doch hätte der allgemeine Jubel, der sich der „ukrainischen“ Kreise bemächtigte, den Glauben erwecken können, man hätte einen Tyrannen ermordet. Wäre dies nur ein spontaner Ausbruch des Haßgefühls dieser lärmenden Jugend, aus deren Reihen der Mörder hervorgegangen ist, so müßte dies bedauerlich erscheinen, könnte jedoch nicht allzu verwundern nach all den *haidamakischen* Taten, die dem Attentat vorangegangen sind. Aber der Jubel der entarteten „Pädokraten“ wurde in ihrer Wildheit durch die zynische Freude der professionellen Politiker überholt. Diese, für die Richtung der ukrainischen Bewegung verantwortlichen Persönlichkeiten, weit davon entfernt, über die vollzogene Mordtat ihre Mißbilligung auszusprechen, haben sie mit lebhafter Freude begrüßt. Und noch eine sehr traurige Erscheinung: in einem Zirkularschreiben des ruthenischen Episkopats — ein Dokument auffallender Schwäche — war fast nichts anderes zu finden als ein schüchternes Anrufen des fünften Gebotes.

¹⁾ Der Mörder, Miroslaw Siczyński, Sohn eines ruthenischen Geistlichen, hatte nicht nur keinen persönlichen Groll gegen den Statthalter, sondern im Gegenteil, er war ihm sogar Dank schuldig für mannigfaltige Förderung seiner persönlichen Interessen während der Studienzeit. Er meldete sich zur Audienz unter dem Vorwand, daß er sich um eine Stelle bewerben wolle, die er nach einigen Monaten, nach Beendigung seiner Studien, zu erreichen wünschte. Nachdem er in den Audienzsaal eingetreten war, feuerte er unverzüglich zwei Revolverschüsse ab und wurde erst von der Dienerschaft festgenommen, die, durch die Detonation beunruhigt, hereinfiel. Potocki lebte nur noch eine Stunde nach den Todesschüssen, doch er behielt seine Geistesgegenwart bis zum letzten Augenblick. Er hatte noch die Kraft, mit seiner Umgebung zu sprechen und sagte: „Ich fürchte nicht den Tod, ich bin doch Katholik.“ Der Erzbischof Bilczewski, der von seinem in der Nachbarschaft liegenden Palais herbeigeeilt war, war bei dem schönen Tode des Statthalters anwesend. Die letzten Worte des Sterbenden waren: „Saget dem Kaiser, daß ich in seinen Diensten sterbe.“ Einige Wochen vorher wollte er von seinem Posten zurücktreten und nur dem ausdrücklichen Wunsche des Monarchen folgend ist er in seiner vertrauensvollen Stellung verblieben.

Vivat sequens! Das ist der authentische Text eines Telegramms, das ein „ukrainischer“ Reichsratsabgeordneter von Wien nach Lemberg abzusenden sich beeilte, als er die Nachricht vom Gelingen des Attentats erhalten hatte. Ein Kommentar von grausamer Beredsamkeit. Einer der besten Söhne der polnischen Nation, von seinem Monarchen und in ganz Österreich hochgeschätzt als Vorbild eines hohen Beamten, mußte von einer Revolverkugel fallen, nur damit man die angebliche „polnische Herrschaft“ in Galizien als ein unhaltbares System hinstellen könnte. Das Aufsehen, das diese Missetat hervorgerufen hat, war ungeheuer: man glaubte auf einmal die Polen und die Regierungskreise terrorisieren zu können.

Es war dies im eigentlichen Sinn ein „kaltblütiges Verbrechen“.

Das *Vivatsequens* ist glücklicherweise ein unerfüllter Wunsch geblieben. Auf den Tod des Grafen Potocki folgten keine anderen Attentate, wie man damals ernstlich befürchtete. Es wäre sogar vielleicht richtig anzunehmen, daß die terroristische Methode des „Ukrainismus“ im Jahre 1908 ihren Höhepunkt erreichte; seither ist sie — ohne aufgehört zu haben, dem Vorgehen aller drei „ukrainischen“ Parteien ein charakteristisches Merkmal zu verleihen — zumindest nicht gestiegen.

Nichtsdestoweniger schien jeder Gedanke eines Vergleichs zwischen den beiden Nationen von der Verwirklichung immer mehr entfernt¹⁾, obwohl der Nachfolger des ermordeten Statthalters es nicht an weiteren energischen Versuchen fehlen ließ.

¹⁾ Unter den terroristischen Mitteln der „politischen Methode“ der „Ukrainer“ verdient besondere Beachtung die berüchtigte „musikalische Obstruktion“, die von den ruthenischen Abgeordneten während der letzten Sessionen des Lemberger Landtags angewandt wurde. Diese technische Bezeichnung — die nicht für jedermann leicht verständlich sein dürfte — ist in das politische Wörterbuch übergegangen. Man verdankt sie dem Benehmen „ukrainischer“ Abgeordneten, die die Verhandlungen des Landtags durch einen unaufhörlichen, vermittels Trompeten, Trommeln, Pfeifen, Gongs hervorgerufenen Höllenlärm zu verhindern suchten, so daß es absolut unmöglich war, die im Saale gehaltenen Reden zu hören. Infolgedessen sah man sich gezwungen, die Tätigkeit des Landtags auf die Votierung des Landesbudgets zu beschränken, dessen einzelne Artikel, vorher in der Budgetkommission besprochen und von den bezüglichen Referenten von der Tribüne im Landtag vorgebracht, von der überwiegenden polnischen Mehrheit angenommen wurden, selbstverständlich ohne Diskussion, aber zum Ersatz dafür in Begleitung einer Höllenmusik.

Es war dies der hervorragende Historiker und polnische Staatsmann Michael Bobrzyński. Seine Aufgabe war um so schwieriger, als auch die Polen — obwohl im Prinzipie einen gerechten Ausgleich herbeiwünschend — glaubten, sich nicht der terroristischen Methode ihrer Gegner unterwerfen zu sollen, um einen Vergleich um jeden Preis zu ermöglichen; es gab ernste Unterschiede unter den verschiedenen polnischen Parteien in bezug auf die Frage, was man vom nationalen Standpunkt als ein *noli me tangere* auffassen sollte. Andererseits waren die „ukrainischen“ Führer der Idee eines Kompromisses weniger zugänglich als sonst, und wenn sie auch sich dazu herbeiließen, ihre Ansprüche zu formulieren, so taten sie es in einer solchen unversöhnlichen Weise, daß dies zum wiederholten Abbruch der Unterhandlungen führte.

Es wird durchaus keine Übertreibung sein, wenn man ihre Haltung als eine Art „Größenwahn“ bezeichnet, der sich in den letzten Jahren des „ukrainischen“ Lagers in Galizien bemächtigte, und der sich dort auf der ganzen Linie offenbarte, um schließlich doch — wenn es nicht zu optimistisch ist, sich dies vorzustellen — klareren und der Wirklichkeit mehr angepaßten Ideen, kurz vor Ausbruch des Weltkrieges, Platz zu machen.

4. Der Ukrainismus unter russischer Herrschaft.

Wie stand es nun um die ukrainische Bewegung in der „authentischen“, weit ausgedehnten Ukraina am Dniepr, während der rücksichtslos kämpfende Ukrainismus das verhältnismäßig winzige, für den „Piemont“ seiner Zukunfts-Ukraina bestimmte ostgalizische Gebiet, von Jahr zu Jahr daselbst fortschreitend, zu erobern suchte?

Die Frage ist schwer zu beantworten. Bei ihrer Prüfung stößt man auf derart widerstreitende Behauptungen, daß man beinahe an den eingangs berührten Gegensatz jener Auffassungen erinnert wird, die einerseits die hohe Entwicklung der rätselhaften Nation aufs entschiedenste betonen, andererseits die Existenz derselben schroff verneinen.¹⁾

Auch von seiten der begeisterten Vertreter der ersten Ansicht wird nicht in Abrede gestellt, daß der Ukas von 1876

¹⁾ Vgl. oben S. 3.

geradezu niederschmetternd gewirkt hat und in den 80er sowie in den 90er Jahren eine vollständige Erschlaffung der nationalen Bewegung in der eigentlichen Ukraina zur Folge hatte. Die jungen Leute, die sich in das Schicksal zu fügen nicht gewillt waren und vielmehr die in den verflossenen Jahrzehnten begonnene Tätigkeit auf dem Gebiete der Volksaufklärung im nationalen Sinne insgeheim fortzusetzen suchten, wurden von ihren eigenen Vätern, von den Einst-Nationalen der älteren Generation, einfach als „Verrückte“ verschrien.¹⁾ Dies galt aber nicht nur der revolutionären, immer mehr sozialistisch oder gar anarchistisch angehauchten Richtung ihrer Bestrebungen, sondern gerade deren nationalen Färbung. Die Führer der ukrainischen Bewegung, die aus der eigentlichen Ukraina stammen, bekennen es unentwegt selbst, indem sie nunmehr die unleugbare Tatsache als ihr Verdienst anrechnen, daß sie vor Jahren, ohne sich durch eine derart passive und skeptische Haltung ihrer Umgebung beirren zu lassen, unter größten Gefahren ihre Agitation fortsetzten. Unter solchen Umständen war es damals ungemein schwer, den reellen Erfolg ihrer Tätigkeit zu bewerten und sich nüchtern Rechenschaft darüber zu geben, inwieweit ihre Behauptungen, die Hebung des nationalen Geistes unter der Bevölkerung der Ukraina sei fortwährend im Steigen begriffen, auf Wirklichkeit oder auf Selbsttäuschung der angeblichen „Verrückten“ beruhte. Von anscheinend wohlunterrichteter und mit der nationalen Wiedergeburt der Ukraina sympathisierender Seite wurde nämlich um 1900 immerfort betont, die vermeintlichen Erfolge der vereinzelter „Schwärmer“ seien nichts als Selbsttäuschung, die Vertreter der ukrainischen Intelligenz wollen von ihren Bestrebungen nichts wissen, werden im Gegenteil durch deren radikales Gepräge von der nationalen Idee überhaupt abgeschreckt, während die Volksmassen aus ihrer traditionellen Passivität nicht herauszureißen seien, abgesehen von vereinzelter lokalen Erscheinungen, welche lediglich auf die Empfänglichkeit des ukrainischen Volkes für das Traumbild der Verteilung des Großgrundbesitzes zurückzuführen wären.

Wie dem auch gewesen sein mag, das Revolutionsjahr 1905 hat erwiesen, daß eine zu weit gehende Geringschätzung der von

¹⁾ Vgl. oben S. 93.

den ukrainischen „Schwärmern“ erzielten Erfolge unbegründet war. Die hervorragende Betätigung der Bevölkerung Südrußlands an der revolutionären Bewegung des Jahres 1905 steht als unleugbare Tatsache da und man kann unmöglich in ihr die Wirkung der unausgesetzten, allen Hemmnissen zum Trotz entwickelten Agitation der angeblichen „Verrückten“ der vorhergehenden Jahrzehnte verkennen. Dies kommt ebenfalls in der mächtigen Entfaltung des nationalen, spezifisch „ukrainischen“ Bewußtseins zum Vorschein, welches im Laufe der nächsten Jahre nach 1905 zur Geltung gekommen ist, nachdem die Bestimmungen des Ukas von 1876 aufgehoben wurden und die bis dahin insgeheim geführte Agitation an die Oberfläche herauszutreten in der Lage war. Die ersten Dumawahlen werden mit Recht als Ergebnis einer lange andauernden „unterirdischen“ Bewegung angesehen, sonst wäre es über die Nacht kaum möglich gewesen, eine 44 Abgeordnete zählende, von Dragomanows Ideen durchdrungene Volksvertretung der südrussischen Gouvernements in die Duma zu entsenden.

Wenn in dem Gebaren der ukrainischen Dumafraktion die ausgeprägt nationalen, separatistischen Bestrebungen den sozialen, namentlich agrarpolitischen gegenüber zurücktraten, so wird dies opportunistischen Rücksichten zugeschrieben, durch die sich die ukrainischen Abgeordneten leiten ließen, um die übrigen extremen Parteien der Volksvertretung nicht abzustößen. An und für sich kann dies übrigens bei den tatsächlichen, sowie bei den ideellen Jüngern Dragomanows um so weniger befremden, als doch der Schwerpunkt seiner Ideologie, namentlich in seinem letzten Entwicklungsstadium, bedeutend mehr in seinen sozial-politischen Gesichtspunkten als in dem nationalen Prinzip lag.

Jedenfalls ist aber auch für die Hebung und Entfaltung des „ukrainischen“ nationalen Bewußtseins sehr viel geschehen, vornehmlich in den Gouvernements Kiew, Połtawa, Charkow, Tschernihow, seitdem es erlaubt wurde, Druckwerke im Volkssidiom erscheinen zu lassen und die rege Tätigkeit auf dem Gebiete der Volksaufklärung sowie der Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, von ausgeprägt „ukrainischer“ Färbung, sich frei oder wenigstens bedeutend freier als vorher entwickeln konnte. Sofort tauchten in Kiew, Charkow, Połtawa, Jekaterinoslaw ukrainische

Blätter und Zeitschriften auf, in Kiew wurde eine dem Lemberger Schewtschenko-Verein nachgebildete, dem Ideal einer nationalen Akademie der Wissenschaften zusteuernde Gesellschaft gegründet, deren Veröffentlichungen sowie sonstige „ukrainische“ Druckwerke in kurzer Zeit eine von Jahr zu Jahr steigende Zahl aufweisen. Wenn sich daher für all diese Veröffentlichungen sofort ein Leserkreis gefunden hat, so können unmöglich gewisse Erfolge der unermüdlichen Tätigkeit der „Schwärmer“ auch in den Reihen der Intelligenz in Abrede gestellt werden — Erfolge, die vor 1905 so schwer zu übersehen waren und erst nach 1905 greifbar wurden, nachdem es nicht mehr mit Gefahr verbunden war, ein Interesse für den „Ukrainismus“ an den Tag zu legen.

Nirgends wohl ist in dem Maße, wie gerade auf diesem Gebiete die Bedeutung der in Galizien während der Ära Badeni erzielten Errungenschaften der jetzigen „Ukrainer“ zum Vorschein gekommen. Vergleicht man die sprachliche Seite des nach 1905 wiedergeborenen nationalen Schrifttums in der „authentischen Ukraina“ mit der Schriftsprache aus der Zeit vor 1876, so tritt dies klar hervor. Allerdings ist in den achtziger Jahren von der Ukraina her der Antrieb zu den sprachlichen und literarischen Reformbestrebungen der damaligen galizischen „Ukrainophilen“ gekommen, die, von dem erwachenden Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit mit ihren Volksgenossen am Dniepr beseelt, in dem Wortschatz der „kleinrussischen“ Schriftsprache vor 1876 eine schätzenswerte Fundgrube erkannt haben. Hätten aber die „Ukrainophilen“ Galiziens vor einem Vierteljahrhundert nicht dasjenige erreicht, worauf sie seither fortzubauen in der Lage waren, so wäre die Entfaltung des nunmehr als „ukrainisch“ geltenden nationalen Schrifttums der südrussischen Gebiete nach 1905 einfach undenkbar.

Von ganz besonderer Tragweite für die Belebung des nationalen Bewußtseins jener Länder ist auch die von demselben Zeitpunkte an fortschreitende, wenn auch im Laufe der letzten Jahre von der reaktionären Haltung der russischen Regierung vielfach gehemmte Entwicklung eines umfangreichen Netzes von Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften auf dem flachen Lande. Die darin betätigte Rührigkeit der „ukraini-

schen“ Vorkämpfer ist wahrhaft bewundernswert. Es wird damit ein mächtiger Hebel des Wohlstandes der Bauernbevölkerung geschaffen, und gleichzeitig erweitert sich durch immer zahlreichere Neugründungen auf diesem Gebiete die stramme Wirksamkeit der nationalen Organisation. Der Bauer ist nüchtern und praktisch, auch der mit poetischen Anlagen ausgestattete Bauer der Ukraina; merkt er, daß die von den Führern der nationalen Bewegung geschaffenen Organisationen ihm auf Schritt und Tritt praktischen Nutzen bringen, so wird er dadurch zu ihren Stiftern und zu den von diesen gepredigten Ideen hingezogen. Dies ist aber gerade in den Gebieten der alten, historischen Ukraina um so leichter zu erwirken, als die in Lied und Gesang lebenden Überlieferungen der Kosaken- und Haidamakenwelt recht empfänglichen Boden hierfür bieten. Wird nun auf diese Weise die nationale Bewegung immer mehr von extrem radikalen sozialen Strömungen durchdrungen, so trägt dies einerseits bedeutend zu ihrer Verbreitung und Stärkung unter den Volksschichten bei, anderseits tauchen dabei ernste Bedenken auf, über die man sich bei der Beurteilung der Zukunftsprobleme nicht leicht hinwegsetzen darf.

Man würde demnach gewiß einen Fehler begehen, wollte man auf die wachsende Verbreitung und Erstarkung der „ukrainischen“ Bewegung in den südrussischen Gouvernements mit Geringschätzung herabsehen. Nicht geringer jedoch und viel gefährlicher wäre der Fehler, dem man so häufig begegnet: die Neigung zu unberechtigter Generalisierung dieser Erscheinung, als ob es erlaubt wäre, die für gewisse Gebiete jener Gouvernements zutreffenden Behauptungen über die Erfolge der nationalen Bewegung auf ihre Gesamtheit zu erstrecken. Das Fortschreiten des „Ukrainismus“ in der „authentischen“ Ukraina (Kiew, Połtawa, Tschernihow, Charkow), wobei auch unter einzelnen Bezirken jener Gouvernements zu unterscheiden wäre — gewissermaßen auch in den angrenzenden Ausläufern der historischen Ukraina (Jekaterinoslaw, Cherson) — ist über allen Zweifel erhaben. Ebenso unterliegt es aber keinem Zweifel, daß die zwischen der Ukraina und Galizien liegenden Gebiete (Podolien, Wolhynien, auch nördlich Polessien, vom Chefmerland nicht zu sprechen) von der „ukrainischen“ Strömung beinahe gar nicht berührt worden sind.

Im Gegenteil. Aus leicht faßbaren politischen Rücksichten ist im Laufe der letzten 15 Jahre alles aufgegeben worden — u. zw. mit erheblichem Erfolge —, die wolhynischen, podolischen und polessischen Ruthenen zu russifizieren. Diese an und für sich wohl nicht besonders schwere Aufgabe wurde bis dahin ganz vernachlässigt: es schien nicht der Mühe wert, sich darum zu kümmern. Seitdem dies jedoch von dem dortigen „orthodoxen“ Klerus als seine wesentlichste Mission hingestellt wurde, seitdem namentlich die Schoßkinder der russischen Kirche, die dortigen Pfarrschulen, deren Zahl von Jahr zu Jahr wuchs, die ruthenische Schuljugend mit bestem Erfolg zu Nationalrussen zu dressieren begannen — seitdem der ruthenische Jüngling, der Schule entwachsen, während seines Militärdienstes zielbewußt zu einem *istynnyj russkij tschelowièk* erzogen wird: ist die Zeit vorbei, wo man von dem passiven nationalen Indifferentismus des wolhynischen und podolischen Bauern zu sprechen berechtigt war. Der ausgediente Soldat, der in sein Dorf zurückkommt, schämt sich, seine *Chachol*-Mundart zu sprechen, heiratet und schlägt seine Frau, wenn sie dies tut; unter dem Kommando des „Diaken“ (Pfarrküster) werden beide zu Pionieren des russischen Nationalismus abgerichtet. Dies kommt hier schärfer, dort weniger prägnant zum Vorschein, nach Maßgabe der Rührigkeit des Ortspopen und Diaken. Im allgemeinen stehen derartigen Erscheinungen gegenüber die „Ukrainer“ vollkommen ratlos da, froh, wenn sie ihnen in der Ukraina mit Erfolg entgegenwirken können. In Wolhynien, Polessien, Podolien sind sie ohnmächtig: es fehlen dort die Ansätze zu einer ernst zu nehmenden Betätigung der „ukrainischen“ Bewegung: Überlieferungen des Kosaken- und Haidamakentums. Weiße Raben, vereinzelt von Nationalbewußtsein erfüllte „*Chacholen*“ unter den Vertretern der dortigen Intelligenz, gelten daselbst noch heutzutage als „Verrückte“, wohl mit mehr Recht als die angeblichen „Verrückten“ der Ukraina vor 1905.

ACHTES KAPITEL.

Die Bilanz des Ukrainismus.

1. Verluste.

Auf dem politischen Gebiete blickte Rußlands lange vor 1914 begonnene Offensive auf größere Erfolge zurück, als seine strategische Offensive nach den ersten neun Monaten des Weltkrieges. Sinnig entfaltet gleichzeitig auf zwei Fronten, im Nord-Osten und Süd-Westen, bediente sich die politische Offensive seit einer Reihe von Jahren taktischer Mittel, die mit den neuen Erfindungen der Kriegskunst viel Gemeinsames haben. Die aggressiven Anschläge dieser politischen Offensive erinnern in der Tat auffallend an einen Stellungskrieg. An der galizischen Front sah man die „russischen Stellungen“ gewaltig durch die immer wachsende Russifizierung der ruthenischen Bevölkerung benachbarter Gouvernements (Wolhynien, Podolien) befestigt, während ein starkes Minensystem, zu einem Ausbruch im gegebenen Augenblick bestimmt, sich immer stärker in Galizien selbst verzweigte, indem man durch mannigfaltige Mittel die ruthenische Seele der ehemaligen „Tiroler des Ostens“ für das Zarentum zu gewinnen suchte. Die ansehnlichen Fortschritte einer gleichzeitig religiösen und politischen Propaganda ließen fast am Vorabend des Krieges eine drohende „russische Gefahr“ erscheinen, eine Gefahr von solchem Umfang, daß alle ihre vorhergehenden Phasen mit ihr nicht verglichen werden könnten. Neben ihr schienen die beunruhigenden Symptome des Russophilismus vom Jahre 1866 oder 1882 recht harmlos.

Parallel mit der „ukrainischen Eroberung“ schritt nämlich die Agitation fort, die auf die Gewinnung des galizischen Ruthenentums für den russischen Nationalismus losarbeitete. Die früheren Russophilen entlarvten sich bekanntlich auf einmal als russische Patrioten ohne weiteres. Sie vermieden — das versteht sich von selbst — womöglich jegliche Kollision mit dem Strafgesetzbuch, u. zw. mit den auf Hochverrat bezüglichen Paragraphen. Sie hörten nicht auf, ihre Loyalität Österreich und der Dynastie gegenüber zu betonen; sie versicherten bei jeder Gelegenheit, daß ihr Programm lediglich die ideelle, kulturelle Einheit der großen russischen Nation zum Ziele habe,

indem es den „unnützen ukrainischen Separatismus“, der nach ihrer Auffassung jeder Lebenskraft und Aussicht auf eine Zukunft entbehrte, bekämpfe.

Der Schauplatz, auf dem sich die sogenannte „russische Nationalität“ eines Teils der galizischen Ruthenen offenbarte, war das Abgeordnetenhaus des Wiener Parlaments. Da es in Österreich keine Staatssprache gibt (das Deutsche ist nur die Amtssprache der österreichisch-ungarischen Armee und der österreichischen in Wien waltenden Zentralbehörden), so dürfen die Abgeordneten im Reichsrat im Prinzip sich in ihren Reden ihrer Nationalsprachen bedienen. Nur aus Nützlichkeitsrücksichten finden die Parlamentsverhandlungen in deutscher Sprache statt, da ein Pole, Tscheche oder Ruthene, wenn er in seiner eigenen Sprache sprechen würde, nur von seinen Landsleuten verstanden werden könnte. Trotzdem gibt es chauvinistische Abgeordnete, die ihre Reden in tschechischer oder ruthenischer Sprache halten oder zumindest einen Teil in eigener Sprache vortragen, um das Prinzip, das sie dazu berechtigt, zu wahren. Während der letzten Parlamentssession versuchten die wenigen ruthenischen Abgeordneten der russischen Partei (*Moskalophile*) sich in ihren Auftritten ihrer Lieblingssprache zu bedienen. Bei dem ersten derartigen Versuche hat der Präsident, der weder ruthenisch noch russisch verstand, dies nicht bemerkt; nur die ruthenischen Abgeordneten vom „ukrainischen“ Lager erhoben gleich heftige Proteste, indem sie behaupteten, daß es in Österreich keine russische Nationalität gebe, und daß eine fremde Sprache — gerade so wie etwa Französisch oder Englisch — in den Beratungen des österreichischen Parlamentes nicht zulässig ist. Selbstverständlich beharrten ihre *moskalophilen* Landsleute dabei um so mehr, aus Prinzip, ihre Reden in russischer Sprache zu halten. Diese grundsätzliche Frage wurde schließlich vom Präsidium im Sinne des „ukrainischen“, d. h. ruthenischen Standpunktes entschieden und die Führer der russischen Bewegung mußten sich damit begnügen, deutsch zu sprechen, indem sie als Motiv angaben, sie wären nicht geneigt, sich einer Mundart zu bedienen, die — nach ihren Worten — nur ein russischer Dialekt sei.

Ein heißer Kampf entbrannte zwischen den beiden Lagern und obwohl der Ukrainismus entschieden Oberhand zu be-

haupten vermochte, war die Ausdehnung der russischen Propaganda immer mehr beunruhigend. Sie verfügte über ansehnliche Geldmittel, wodurch sie in der Lage war, dem immer dichter werdenden Netz von „ukrainischen“ Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften eine parallele Organisation entgegenzustellen, die von den Führern der russischen Partei geleitet wurde und unter der Dorfbevölkerung in einer erstaunlichen Weise immer mehr an Boden gewann. Die unierte Kirche sah sich ernstlich von der schismatischen Bewegung bedroht, die jene Agitation begleitete. Russische Popen, die von jenseits des Zbrucz herüberkamen, bemühten sich um die religiöse Propaganda, indem sie das Land bereisten und sich der Gefahr aussetzten, als Agenten einer dem österreichischen Staat feindlichen Intrigue verhaftet zu werden.

Es waren zumeist der jungen Generation angehörende intellektuelle „Alt-Ruthenen“, die sich an die Spitze dieser Bewegung stellten. Wir verzichteten auf die Untersuchung der Frage, welche Triebfedern bei ihrer „Bekehrung“ zum russischen Patriotismus ausschlaggebend gewesen sein mögen; der Rubel kam dabei sicher oft nicht außer Betracht, doch es gab zweifellos in ihren Reihen auch unbescholtene Leute, deren Ehrlichkeit durchaus nicht in Frage gestellt werden kann. Es sei nur festgestellt, daß manche Polen sich unglücklicherweise von der scheinbar korrekten Haltung dieser galizischen „Russen“ irreführen ließen. Je mehr die „ukrainische“ Bewegung sich durch *haidamakische* Färbung auszeichnete und jeden friedlichen Bewohner Ostgaliziens durch ihren zügellosen sozialen Radikalismus beunruhigte — und in dem Maße, als die Haltung aller drei „ukrainischen“ Parteien immer unversöhnlicher wurde — glaubten manche Polen sich gewissen, von den „Moskalophilen“ bekundeten Anwandlungen einer Annäherung nicht vollständig verschließen zu dürfen. Bei derartigen Annäherungsversuchen sorgten die galizischen „Russen“ in demselben Maße dafür, ihre österreichische Loyalität hervorzukehren, wie sie andererseits die wahren oder angeblichen Beweggründe betonten, die sie von dem Ukrainismus aus Abscheu vor seinen radikalen Tendenzen endgültig sich abzukehren veranlaßt hätten. Man unterließ nicht, Analogien anzuführen, mit Hinweis auf Friaul, Dalmatien, Trentino, wo neben vielen Gruppen von

ausgesprochenen Irredentisten so zahlreiche treue Staatsbürger italienischer Nationalität nicht den geringsten Anlaß zu politischen Verdächtigungen bieten. Vor kaum 10 Jahren war es nicht schwer, in den polnischen Kreisen entschiedene Anhänger der Ansicht zu finden, die ruthenischen Mitbürger, die sich unverblümt zur russischen Nationalität bekannten, wären nicht ohne weiteres schroff abzustößen, wenn sie eine versöhnliche Stimmung kundgaben; es wäre vielmehr ein Gebot politischer Klugheit, sie nicht einer russischen Irredenta in die Arme zu treiben, soweit sie ihre loyale Gesinnung Österreich gegenüber nicht verleugneten und ihr junges „russisches“ Nationalgefühl lediglich auf kulturellem Boden betätigten. Bald überzeugte man sich jedoch, wie naiv derartige Täuschungen waren, und zwar in zwiefacher Beziehung. Die vermeintliche Versöhnlichkeit der „Moskalophilen“ schwand sofort, nachdem sie, nicht ohne Unterstützung von seiten einiger polnischer Honoratioren, mehrere Reichsratsmandate errungen haben; sie waren dann eifrig beflissen, ihre polonophilen „Sünden“ durch eine nicht minder feindselige Haltung als die ihrer „ukrainischen“ Gegner gutzumachen. Was aber ihren österreichischen Scheinloyalismus anbelangt, so hat bald das Jahr 1914 gezeigt, was von ihm zu denken war.

Mag dem sein, wie es will, die Bekehrung einer ansehnlichen Gruppe ruthenischer Intellektuellen zum russischen Patriotismus wäre viel leichter zu verstehen, als die raschen Erfolge ihrer Propaganda unter der Bauernbevölkerung, wo sie doch stets in der „ukrainischen“ Agitation ihr starkes Gegengewicht fand. Wenn es wahr ist, was die Führer der galizischen „Russen“ zu behaupten pflegten, daß es die Reize der nationalen Literatur, der grandiose Aufschwung der Kunst, der Wissenschaft, der materiellen Kultur in Rußland war, der sie dazu hingerissen hätte, sich als Russen zu fühlen, so konnte man ähnliche Motive den „moskalophilen“ Bauern unmöglich zumuten. Da sie von der russischen Sprache keine Ahnung hatten und gar nicht daran dachten, sich dieselbe anzueignen, so hätten die ruthenischen Massen für das Ideal eines großen und gemeinsamen, von den Karpathen bis zum Stillen Ozean sich erstreckenden Vaterlandes keinen empfänglichen Boden bieten sollen. Der Rubel floß aber in Strömen, das ist sicher.

Doch er war nicht das einzige Agitationsmittel. Man wußte den verarmten Bauern durch verschiedenartige Verlockungen, die ihm die russische Propaganda bot, zu gewinnen: es war dies ein wahrer Exodus von Bauernkindern, die man in Rußland auf Kosten der Regierung oder der verschiedenen für die Förderung des „karpathischen Russentums“ eigens gegründeten Vereine erzogen hatte. Zu ihren Eltern für die Ferien zurückgekehrt, dienten diese Kinder — selbst unbewußt — der Sache des „großen russischen Vaterlandes“ durch die ihnen beigebrachten Vorstellungen von der Größe des Zarats. Die religiöse Seele des Volkes wurde durch Wallfahrten zum „orthodoxen“, fast an den Grenzen Galiziens gelegenen Kloster von Poczajów überspannt. Dieses ehemals unierte Kloster, berühmt durch das Wunderbild der heiligen Jungfrau und jedem ruthenischen Herzen aus alter Überlieferung teuer — eine wahre Schanze der „Stellungen“ der russischen Offensive — erweckte immer mehr den Wunsch einer „Rückkehr zum Glauben der Vorfahren“. Doch was die russische Propaganda wirksamer gestaltete als jedes andere Mittel, das war das Meistbieten der Agitation, der Appell an die Gelüste des auf Ackerboden immer begierigen Bauernproletariats. So stark auch die Predigten der „ukrainischen“ Agitatoren vom Agrarsozialismus angehaucht waren, der russischen Propaganda gegenüber erwiesen sie sich zumeist als konkurrenzunfähig. Der Bauer ist vom Hause aus Realist, und da eine Parlamentssession nach der anderen verstrich, ohne daß er die Versprechungen in bezug auf die Verteilung des polnischen Großgrundbesitzes der Verwirklichung nahegebracht sah, fühlte er sich enttäuscht. Die geschickten „Moskalophilen“ brauchten diese Lage nur auszunützen. „Leere Illusionen — predigten sie, — den Vorspiegelungen der schlauen Ukrainer zu glauben, die das Volk zu betrügen suchen. Der Kaiser von Österreich ist doch ein Freund der Polen — das ist klar, man sieht es auf jedem Schritt; ganz etwas anderes ist der Zar, der mächtigste Herrscher der Welt, ein wahrer Vater der armen Bauern. Man braucht nur den Blick jenseits des Zbrucz zu werfen, wie dort die Polen behandelt werden; es gibt dort keine Beamten polnischer Nationalität, und wie gering ist dort die Zahl der polnischen Grundbesitzer im Vergleich mit

Galizien! Möge nur der Einmarsch der siegreichen Truppen des Zaren erfolgen, und der Boden wird unter seine Lieblingskinder verteilt werden . . .“

Man war nicht im klaren darüber, welche Verwüstung in der ruthenischen Seele diese Agitation hervorgerufen hat, da man die Erfolge der russischen Propaganda nach den Ergebnissen der Wahlkämpfe zum Parlament und dem Landtag schätzte; man gab sich zufrieden, da man die „Ukrainer“ fast überall den Sieg davontragen sah; nur in manchen Wahlbezirken mußte man ernstliche Bemühungen vornehmen, um der Agitation der „moskalophilen“ Kandidaten entgegenzuarbeiten. Es wäre durchaus verfehlt zu behaupten, daß der „Ukrainismus“ nirgends in der Dorfbevölkerung Galiziens tiefere Wurzeln geschlagen hätte; es gibt zweifellos Gegenden, wo seine Ideologie — leider mit ihrer Neigung zum *haidamakischen* Ideal — sich in der Tat der Seele des ruthenischen Bauern bemächtigt hat. Dies zeigte sich oft selbst in auffallender Weise in den heißen Kämpfen, wo die beiden feindlichen Strömungen — die „ukrainische“ und die „moskalophile“ — nicht nur auf dem Kampfplatz der Wahlen, sondern auch beim Tageswerk ihrer Propaganda aneinander stießen. Wir glauben aber nicht im Irrtum zu sein, wenn wir behaupten, daß in vielen Bezirken, wo die ukrainischen Kandidaten aus der Wahlurne hervorgingen, die Massen dessenungeachtet bedeutend mehr durch die russische und schismatische Agitation untergraben waren, als man nach dem Resultat der Wahlen sich vorstellte. Der Bauer gab nämlich seine Stimme für den „ukrainischen“ Kandidaten ab, dessen Vermittlung ihm bei den Zentralbehörden in Wien auf praktischem Boden nützlich sein könnte — und trotzdem war er von der „moskalophilen“ Strömung vollständig mitgerissen, weil sie in einer wirksameren Weise seinen Gelüsten schmeichelte. „Du hast's gewollt!“ . . . könnte man den „ukrainischen“ Agitatoren zurufen: die lange *haidamakische* Agitation hatte durch Schüren des sozialen und nationalen Hasses den Boden für die russische Propaganda vorbereitet.

All dessen wurde man erst zu spät gewahr, und zwar erst zu Anfang des Weltkrieges, während der russischen Invasion, deren Riesenerfolg im August und September 1914 gewaltig

durch die Haltung eines Teils — wir unterstreichen diese Worte, — eines Teils der ruthenischen Bevölkerung, die durch die russophile Propaganda gewonnen wurde, begünstigt war: Verrat, Spionage, wirksame Mithilfe jeder Art, die ununterbrochen den feindlichen Truppen geboten wurde. Allerdings floß der Rubel in Strömen wie das Blut. Man sah jetzt klar, daß alles seit langem in sinniger Weise vorbereitet worden war.

Die Erfolge, die knapp vor dem Ausbruch des Krieges von der russischen Propaganda in Galizien erreicht wurden, sind sicher auf das Verlustkonto des „Ukrainismus“ zu setzen. Wie diese Verlustposten materiell zu bewerten sein mögen, ist augenblicklich ungemein schwer zu beurteilen, um so mehr, als die Führer des neuen galizischen Russentums größtenteils, wenn nicht vollzählig, das Land mit den russischen Truppen verlassen haben und wohl nie mehr zurückkehren werden. Moralisch ist jedoch der Verlust gewiß nicht zu unterschätzen. Es dürften doch so manchen Freunden, Gönnern und Fürsprechern der „Ukrainer“ die Augen aufgegangen sein, daß ihre nationale Sache noch immer recht weit von demjenigen Grad ihrer inneren Konsolidierung entfernt ist, den sie ihr selbst mit stolzem Selbstbewußtsein beimessen. Dies muß doch jedermann anerkennen — Freund oder Feind, — wenn er nüchtern erwägt, daß noch kürzlich, mitten im „ukrainischen Piemont“, ein beträchtlicher Teil des ruthenischen Volksstammes, und zwar in dessen sämtlichen gesellschaftlichen Schichten, seine Nationalität unentwegt verleugnet hat.

2. Selbsttäuschungen.

Während der bisherigen, bereits an sieben Jahrzehnte umfassenden Entwicklung des ruthenischen Problems ist dreimal die im Schoße derselben schleichende „russische“ Gefahr mit besonderer Schärfe hervorgetreten: 1866, 1882 und zu Anfang dieses Jahrhunderts, in drei ziemlich gleichen Zeitabschnitten. Das erste und das zweite Mal hat sie gewisse Ansätze zu einer Verständigung zwischen Nationalruthenen und Polen zur Folge gehabt; im Laufe der letzten Jahre ist dies bedauerlicherweise nicht zum Vorschein gekommen.

Überblickt man das Gesamtbild der polnisch-ruthenischen Beziehungen seit dem Erwachen der ruthenischen Bewegung,

so tritt darin die unleugbare Tatsache in den Vordergrund: von Seiten der Polen hat es nie an Annäherungsversuchen gefehlt, an aufrichtiger Sehnsucht nach einem redlichen Ausgleich, wie man auch über dessen Vorbedingungen geurteilt haben mag; von der anderen Seite wurden derartige Versuche, von zwei vereinzelt vorübergehenden Erscheinungen abgesehen, immer in schroffer Weise zurückgewiesen.

Fehler sind gewiß auch von polnischer Seite begangen worden. Zuerst der leicht erklärliche, aus den Umständen, unter denen das Erwachen der ruthenischen Bewegung in Galizien erfolgte, hervorgegangene Fehler, der in der Täuschung bestand, das Problem sei im Sinne der alten Parole zu lösen: *gente Rutheni natione Poloni*. Schritt auf Schritt begann man jedoch seit den achtziger Jahren von dieser nunmehr veralteten Formel abzukommen, und es gibt wohl heutzutage keinen ernst zu nehmenden Politiker, der sich noch einer derartigen Täuschung hingeben würde. Hiedurch dürfte eine solide Basis einer Verständigung geschaffen worden sein, wenn man auf ruthenischer Seite einem bläßen Schatten einer versöhnlichen Stimmung begegnen könnte, welche die Polen — von geringen Ausnahmen abgesehen — trotz bitterster Erfahrungen nie zu beseelen aufgehört hat. Eine solche Stimmung wird nicht nur durch die historischen, einem jeden Polen teuren Überlieferungen genährt, sie wurzelt in der unwillkürlichen, aufrichtigen Zuneigung, die der in nationalgemischten Gebieten wohnhafte Pole der Eigenart des ruthenischen Volkes, dessen Sitten und Gebräuchen, dessen Liedern und Trachten, dessen Seelenanlagen entgegenbringt. Mag dieses psychische Erbe einer Reihe von Generationen auf eine noch so harte Probe gestellt werden, es fällt einem ostgalizischen, wolhynischen, podolischen Polen schwer, sich dieses Erbgesetzes zu entschlagen, und nimmt sich dies der eine oder der andere sogar vor, zahllosen Anfechtungen ausgesetzt und durch den Kampf erbittert, so bringt er es einfach nicht fertig.

Auf eine harte Probe wird allerdings das altherwürdige psychische Erbgut seit längerer Zeit gestellt.

„Scharfes Schwert! Feuriges Roß! Zahlloses Ruthenenvolk! Ein einziger Stein zerschlägt zahllose Töpfe!“

Die wundervolle Halitscher-Wolhynische Chronik des XIII. Jahrhunderts legt diese herausfordernden Worte in den Mund des „übermütigen“ Ungarnfeldherrn Fila, der genau vor 800 Jahren die Karpathen überschritt, um die jugendlichen Söhne des unlängst im Kampfe gegen die Polen gefallenen mächtigen Halitscher Fürsten Roman zu überrumpeln. Der Ungar errang den Sieg, aber „Gottesstrafe ereilte ihn für seinen Hochmut“, bemerkt die Chronik, denn 30 Jahre darauf erlag er dem Todeshiebe Lews, des späteren Gründers von Lemberg, eines kaum den Kinderjahren entwachsenen Enkels des großen Roman.

„Zahllos ist unser Volk!“ erschallt nach 8 Jahrhunderten der Ausruf der „Ukrainer“ in ihren zahlreichen Flugschriften, die, heutzutage in die weite Welt ausgestreut, nicht mit Übermaß von Bescheidenheit behaftet sind. $34\frac{1}{2}$ Millionen hieß es zu Anfang des Krieges, 38 verlautet es bereits in den letzten Wochen: staunenerregende Ziffern, denen der 35 Millionen Franzosen und 33 Millionen Italiener an die Seite gestellt, ungefähr das Doppelte der 18 Millionen Spanier, etwa das Sechs- bis Dreizehnfache der Volkszahl kleinerer Nationen, die sich von Alters her ihrer Unabhängigkeit erfreuen, wie die Holländer und Portugiesen (6 Millionen), die Schweden ($5\frac{1}{2}$), die Dänen (3), die Norweger ($2\frac{1}{3}$). Die Landsleute des „übermütigen“ Feldherrn vom Jahre 1217 stehen mit ihren 10 Millionen weit zurück, während die Polen, auf Grund emsiger Zusammenstellungen auf 20—22 Millionen geschätzt, in der betreffenden Flugschriftenliteratur auf 16 Millionen herabgedrückt werden.

„Zahllos“ — genügt nicht. Es werden Behauptungen aufgestellt und mit staunenswerter Rührigkeit verbreitet — so daß sie in allen Gauen Mitteleuropas lauten Widerhall finden —, die darauf abzielen, den Fremden die Überzeugung beizubringen, die „Ukrainer“ seien nicht nur, was die Zahl anbelangt, eine der größten Nationen. Man braucht sich nicht an die unpassende Metapher des alten Feldherrn Fila zu erinnern, um die Bedeutung des rein Numerischen nicht zu überschätzen. Es wird daher behauptet, die drittgrößte Nation Europas sei zugleich Trägerin einer altherwürdigen Kultur; ihre Literatur habe

bewundernswerte Erzeugnisse aus Jahrhunderten aufzuweisen, in denen noch nicht geahnt werden konnte, daß es eine französische Literatur, eine deutsche, eine englische, eine italienische geben wird.¹⁾ Dies wirkt befremdend und sogar von besonders wohlwollender Seite werden Aufklärungen gefordert, wie es denn möglich sei, daß die seit einem Jahrtausend angehäuften Juwelen jener nationalen Kultur, im Schatten der weit ausgedehnten Heimat verborgen, der ganzen Welt vollends unbekannt geblieben sind, ohne sich den Zugang zum kulturellen Weltmarkt verschafft und durch irgend welche, wenn auch noch so bescheidene Beiträge das Gemeingut der zivilisierten Welt bereichert zu haben; abgesehen von kleineren Völkern, die in ihrem Entwicklungsgange keine Hemmnisse zu erleiden gehabt haben, kann doch so etwas beispielsweise von der tschechischen und auch von der kroatischen Kultur, von der Literatur, Kunst, Wissenschaft dieser Nationen nicht behauptet werden. Durch derartige Einwände läßt man sich nicht beirren: sie werden durch zweierlei beantwortet. Einmal sei Osteuropa in Mitteleuropa viel weniger bekannt als beispielsweise Innerafrika²⁾; Westeuropa kommt selbstverständlich einstweilen nicht in Betracht. Mitteleuropa sei daher außerstande, über die Kulturverhältnisse Osteuropas zu urteilen; es bleibe nichts übrig, als sich darüber von Kundigen belehren zu lassen, ohne zur Kriegszeit den Inhalt der betreffenden Belehrungen prüfen, ihren Gegenstand in Augenschein nehmen zu können. Verfehlt aber ein derartiges, doch mehr oder weniger verletzendes Gebaren seine Wirkung — was auch bei einer grenzenlos wohlwollenden Prädisposition der Fall sein kann —, so wird eine andere Saite angestimmt. Es sei unglaublich, welch ein „Martyrium“ die Überdreißigmillionennation jahrhundertlang zu erleiden gehabt hat: ein Wunder sei es, ein erhabenes Kennzeichen ihrer unvergleichlichen Zähigkeit und Lebenskraft, ihres einzig dastehenden Patriotismus, daß sie unter einem

¹⁾ In dem II. Teile, Anh. VI, wird versucht, die Grundlinien der kulturellen Entwicklung der reußischen Welt (den ruthenischen Zweig selbstverständlich mitinbegriffen) zu zeichnen. Ohne daher die oben berührten Behauptungen hier einer Prüfung zu unterziehen, erlauben wir uns, den Leser auf die im Anh. VI enthaltenen Erörterungen zu verweisen.

²⁾ Eine beliebte, in der betreffenden Literatur häufig wiederkehrende Äußerung.

derartigen Drucke ihre altehrwürdige Kultur nicht vollkommen zugrunde gehen ließ. Diese Erklärung muß, wie so manches andere, kritiklos zur Kenntnis genommen werden; auf ihre Prüfung einzugehen hat man augenblicklich keine Zeit, und es ist so menschlich, daran zu glauben, „was Einem gerade paßt“.

Aus all diesen akademischen Belehrungen werden praktische Folgerungen gezogen.

Die staunenerregende Lebensfähigkeit der zahlreichen Nation, in der (angeblichen) Kontinuität ihrer nationalen Kultur betätigt — unerhörten Hemmnissen zum Trotz — bringe es nun mit sich, daß die „Ukrainer“ dazu berufen seien, in den heimatlichen weitausgedehnten Gebieten Südosteuropas soziale und wirtschaftliche, namentlich agrarpolitische Probleme mit Erfolg zu lösen, die sich in den Vordergrund des gesellschaftlichen Lebens der gesamten modernen Kulturwelt drängen. Und zwar — was besonders hervorzuheben sei — brauche man hierfür nur in den historischen Überlieferungen zu schöpfen, die wie ein roter Faden die nationale Vergangenheit der (angeblichen) „Ukraina“ durchweben. Was könnte sonst in dem Maße als unverkennbares Merkmal der Größe einer Nation hingestellt werden, wie die (angebliche) Tatsache, daß sie gegebenenfalls, der jahrhundertelangen Unterdrückung entrückt, ohne neue Wege zu suchen, in dem eigenartigen Schatze ihrer historischen Tradition den Schlüssel zur Lösung der wesentlichsten Aufgaben der Jetztzeit zu finden vermag? Nicht so die Polen, deren sozialistische Partei sogar, um polnisch zu bleiben, im Schlepptau des verrosteten Adels zu schreiten genötigt sei: ein Beweis, daß sie ein lebensunfähiges Volk seien, den Anforderungen nicht gewachsen, die von der modernen Kulturentwicklung der Menschheit aufgedrungen werden.

Um aber ihre Mission zu erfüllen — Südosteuropa zu verjüngen und sich in manchen Beziehungen zum Vorbild der zivilisierten Welt aufzuschwingen — müßte die einheitliche „Ukraina“ — in ihrem innersten Wesen einheitlich von der Pripet bis über die Südhänge der Karpathen, vom Don bis an das Schwarze Meer und an den Kuban im Kaukasus — nicht nur von dem Joch des Zarats sowie der Polenherrschaft befreit, sondern alsbald mit eigenem Staatswesen bedacht werden. Dasselbe wäre ja nichts anderes als

das „eigenartige“, „auf republikanischem Boden aufgebaute ukrainische Staatswesen des XVII. Jahrhunderts“¹⁾, welches 1654 seine Selbständigkeit eingebüßt hatte und; von dem Zarat unterjocht, seit dritthalb Jahrhunderten seiner Wiederaufrichtung entgegensieht. Die so aufgefaßte „Ukraina“ bildet (angeblich) ein in geographischer, ethnographischer, kultureller Beziehung geschlossenes Ganzes — das gemischt-nationale Gepräge eines Teils der betreffenden Gebiete wird mit Stillschweigen übergangen —, zu einem politischen Ganzen aufgerichtet, würde sie ein „Stich ins Herz Rußlands“ sein.²⁾

Die einzelnen Bestandteile dieser Erwägungen, die derart zu einem organischen Ganzen verschmolzen auf so manche Gemüter verführerisch wirken, sind teilweise wörtlich einer Reihe von Flugschriften entnommen³⁾, denen während der 20 Monate dieses Krieges erhebliche Verbreitung beschieden war. Manches Extreme der darin enthaltenen Ausführungen, das Schritt auf Tritt der historischen und aktuellen Wirklichkeit spottet, muß allerdings als Auswuchs der andauernden Kriegszeit und der in deren Laufe stark überreizten Einbildungskraft bezeichnet werden. Das Wesentliche davon ist jedoch als ein Produkt der letzten zwei Jahrzehnte anzusehen, worin die Saat der Ideen Dragomanows aufgegangen war und durch die Gedankenarbeit der stürmischen Jugend gepflegt, immer mehr derjenigen „Reife“ entgegengeführt wurde, welche heutzutage das soeben aufgerollte Gesamtbild der „ukrainischen“ Ideologie kennzeichnet.

Neu waren noch dergleichen Gedanken — auch für die Führer der damaligen „Ukraino-Ruthenen“ —, als sie in ihrer embryonalen Gestaltung während des im Juli 1900 in Lemberg

¹⁾ Die historische Konzeption eines „eigenartigen“, eines „auf republikanischem Boden aufgebauten ukrainischen Staatswesens des XVII. Jahrhunderts“ — eine durch und durch neue Konzeption, auch für Historiker, die sich speziell mit dem XVII. Jahrhundert beschäftigen, — bildet sozusagen den Angelpunkt der „ukrainischen“ Ideologie in ihrer nunmehrigen Ausgestaltung. Der Leser wird die zur Beurteilung dieser Konzeption erforderlichen Anhaltspunkte im II. Teile, Anh. V, §§ 6—8 finden.

²⁾ Dies ist ein in der betreffenden Literatur mit verschiedenen Varianten fortwährend wiederkehrender Refrain; vgl. hiezu die unten S. 146 ff. enthaltenen Erörterungen.

³⁾ Vgl. Näheres (auch Bibliographisches) im II. Teil, Anh. VII, Nachtrag zu S. 129—132.

abgehaltenen Kongresses der „ukraino-ruthenischen“ akademischen Jugend auftauchten. Über jenem Kongreß hat der Geist Dragomanows geschwebt: eine Akademie zu Ehren des vor kurzem verewigten Meisters bildete einen der hauptsächlichen Anziehungspunkte dieser Veranstaltung; allgemeines Aufsehen hat da ein Vortrag eines jungen Studenten erregt, in dem die Dragomanowsche Konzeption der Groß-Ukraina wohl zum ersten Male auf galizischem Boden in derart prägnanter Weise präzisiert wurde. Im Laufe einiger Jahre hat jener junge Student seinen polnischen Familiennamen „ukrainisch“ umgeformt. Er ist Abgeordneter geworden, hat sich vor Ausbruch des Krieges und namentlich während dessen in der Heimat wie in der Fremde hervorgetan, nachdem er als eifriger Vorkämpfer seiner vor 16 Jahren ausgesprochenen, seither bedeutend ausgestalteten Ideen allgemein bekannt geworden ist — diese Ideen selbst sind aber in der Zwischenzeit zum ABC des heutigen „Ukrainismus“ geworden.

So viel man der Rührigkeit sowohl dieses Mannes, als auch einer ganzen Schar seiner Genossen zuschreiben kann, die rasche Verbreitung und systematische Ausgestaltung ihrer Anschauungen wäre einfach undenkbar, wenn dabei mannigfaltige, von der Machtsphäre jener Männer unabhängige Faktoren nicht mitgewirkt hätten, durch deren Betätigung allerdings auch ihr Eifer stark beeinflusst wurde.

3. Tatsächliche und zweifelhafte Erfolge.

Die bedeutsame Erstarkung des nationalen Selbstbewußtseins, welche seit Anfang dieses Jahrhunderts den siegesfrohen Vormarsch des „Ukrainismus“ begleitete, ist gewiß von vielfachen, mitunter an Größenwahn streifenden Zügen nicht freizusprechen. Doch wäre es eine Täuschung, wenn man unter dem Eindruck derartiger Auswüchse eines extremen Nationalismus mannigfaltige Elemente berechtigten Selbstbewußtseins verkennen wollte, die in den letzten Jahren vor Ausbruch des Krieges das Herz jedes „Ukrainers“ tatsächlich zu heben vermochten, indem darin unleugbar vielverheißende Erfolge emsiger, positiver Arbeit scharf in den Vordergrund treten.

Seit den letzten Jahren des verflossenen Jahrhunderts hat sich die ruthenische Bewegung mit besonderer Rührigkeit auf

volkswirtschaftlichem Gebiete betätigt. Wir sagen: die ruthenische Bewegung, weil diese Erscheinung in den beiden ruthenischen Lagern Galiziens beinahe in gleich prägnanter Weise hervorgetreten ist¹⁾, dem galizischen „Ukrainismus“ jedoch vorderhand in viel größerem Maße zustatten kam. Das letztere wäre wohl auf zwei Ursachen zurückzuführen. So sehr sich nämlich in Galizien die russische Agitation im Laufe der letzten 10—15 Jahre verbreitete, die „Ukrainer“ hatten doch entschieden die Oberhand behalten, weshalb ihre volkswirtschaftlichen Organisationen ein viel beträchtlicheres Terrain umfaßten und, sowohl an Zahl als an Kraftentfaltung den „russophilen“ Veranstaltungen überlegen, bedeutend erheblichere Erfolge aufzuweisen hatten. Zweitens lief bekanntlich die Entwicklung „ukrainischer“ Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften in Galizien parallel mit einer großartigen, seit 1905 fortschreitenden Entfaltung ähnlicher, auf dem Boden der Kooperative stramm organisierten Vereine in der „authentischen“ Ukraina, d. i. im Gouvernement Kiew und den angrenzenden Gebieten.²⁾ Das nationale Gepräge dieses weit ausgedehnten Netzes von Kooperativen, sowohl in Ruthenisch-Galizien als in der Ukraina, hat ihm eine nicht hoch genug anzuschlagende Bedeutung für die Erstarkung des „Ukrainismus“ verliehen. Der streitende „Ukrainismus“ gewann in ihnen eine Anzahl wohlbefestigter Stellungen und weit vorgeschobener Vorposten, deren Tätigkeit dem Aufschwung des nationalen Geistes unter den breitesten Volksschichten um so erfolgreicher zugute kam, als der praktische Bauernverstand in die Interessensphäre einer Bewegung am leichtesten dadurch hineingezogen wird, was den vitalen Interessen seines alltäglichen Lebens entspricht und diesen Vor Schub leistet. Was aber gewiß nicht zu geringschätzen ist, durch paralleles Fortlaufen dieser volkswirtschaftlichen Bewegung unter den Ruthenen Galiziens und in Südrußland hat sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit — vor 50, ja noch vor 30 Jahren kaum über den Gefrierpunkt erhoben, später nur sehr langsam steigend — im Laufe weniger Jahre zu einem Grad emporgeschwungen, der vom Siedepunkte gewiß noch weit ent-

¹⁾ Vgl. oben S. 125 f.

²⁾ Vgl. oben S. 118 f.

fernt, hie und da entschieden die Linie einer passiven Lauheit überschritten hat.

Als ebenso berechtigt müssen die Elemente des steigenden Selbstbewußtseins erkannt werden, die in der sichtbaren Belebung der intellektuellen Tätigkeit der galizischen „Ukrainer“ und dann, seit 1905, auch ihrer Volks- und Gesinnungsgenossen in der Ukraina liegen. Dies war doch seit den Anfängen der ruthenischen, „kleinrussischen“, „ukrainischen“ Bewegung immer ihr wunder Punkt, dessen Heilung jahrzehntelang eine Quadratur des Kreises zu sein schien. Heutzutage ist die ansehnliche Entfaltung des ruthenischen Intellektualismus „ukrainischer“ Färbung zu einer Tatsache geworden, die auch von entschiedensten Gegnern des „Ukrainismus“ — auf welcher Seite sie auch zu finden wären — nicht in Abrede gestellt werden kann.

Wir sprechen mit Vorbedacht von Intellektualismus, indem es den Tatsachen kaum entsprechen würde, wenn man diese Beobachtung im allgemeinen auf den Fortschritt der kulturellen Bewegung in dem Schoße des „Ukrainismus“ erstrecken wollte. Ein Fortschritt ist gewiß auf der ganzen Linie nicht zu verkennen, er hat aber eine derart ausgeprägte intellektualistische, auf rein wissenschaftliche Bestrebungen gerichtete Färbung angenommen, daß dem gegenüber vielfache übrige Gebiete kulturellen Lebens noch immer als vernachlässigt, teilweise brachliegend erscheinen. Von ukrainischer Kunst bekommt man immer nichts zu hören und in der Literatur im eigentlichen Sinne, in der schönen Literatur, fiel es schwer, auf etwas hinzuweisen, was nur entfernt dem allgemeinen Aufschwung des nationalen Lebens der Ruthenen in den letzten Jahrzehnten entsprechen dürfte. Interessant ist es, daß auf letzterem Gebiete verhältnismäßig bedeutend mehr in der authentischen Ukraina (Hrintschenko, Kowalenko, Netschuj) geleistet worden ist, als von seiten der galizischen „Ukrainer“, deren Energie in traditioneller Art sich immer vorzugsweise auf politischem Boden zu entladen pfllegt.

Inter arma... Das politische Kampfgetöse scheint weniger ungünstig auf Klio oder Urania zu wirken als auf ihre übrigen Musenschwestern. Wenn auch die historischen Forschungen, deren vielbändige Erzeugnisse unter den Veröffentlichungen des

Lemberger Schewtschenkovereins in den Vordergrund treten, nicht gerade zu ihrem Vorteil durch politische Tendenz beeinflusst erscheinen, so ist andererseits die nationale Begeisterung, von der sie durchdrungen sind, der ungeahnten Entfaltung dieser Studien gewiß zustatten gekommen. Es sind doch auf ihrem Boden historische Konzeptionen entsprungen — in ihrem Inhalt nicht minder staunenerregend wie die schnelle Entfaltung der betreffenden Forschungen selbst — Konzeptionen, deren Grundlinien gewissermaßen als Verlegung der Dragomanow'schen Ideologie in die Vergangenheit, bis in die Urgrundlagen der angeblichen „ukrainischen“ Geschichte bezeichnet werden können.¹⁾ Was die übrigen Gebiete der unermüdlichen Tätigkeit des Schewtschenkovereins anbelangt, so sind diese — etwa das naturwissenschaftliche, auch das sorgfältig gepflegte ethnographische Gebiet — selbstverständlich von politischen Tendenzen unberührt geblieben, und gewiß nicht zum Nachteil der betreffenden Forschungen. Doch unterliegt es keinem Zweifel, daß ebenfalls auf diesen, der Politik so fernliegenden Gebieten der fleißigen Forscherarbeit ein Leitstern vorgeleuchtet hat, dem die junge „ukrainische“ Wissenschaft ihren raschen Fortschritt verdankt: es galt ja durch Feststellung, daß es eine „ukrainische“ Wissenschaft gibt, eins der Hauptpostulate der nationalen Bewegung, die Errichtung einer „ukrainischen“ Universität, zu fördern.

All dies verdankt der „Ukrainismus“ vorzugsweise der Riesenleistung eines einzigen Mannes, von dem ohne Übertreibung gesagt werden kann, daß er durch mehr als zwei Jahrzehnte eine Legion wissenschaftlicher Arbeiter zu ersetzen vermochte und allmählich auch tatsächlich deren eine ganze Schar großgezogen hat. Michael Hruschewskyj, ein Schüler des typischen Kiewer Chamäleons Antonowytsch, als junger Kiewer Privatdozent während der „Ära Badeni“ an die Lemberger Universität berufen, entfaltete seit 1894 eine wahrhaft staunenerregende Tätigkeit als Historiker, Verfasser einer bis nun achtbändigen, bis in das XVII. Jahrhundert reichenden Geschichte der Ukraina, Herausgeber vieler Bände von Quellenpublikationen, zugleich aber als einflußvoller akademischer Lehrer und Präsident des

¹⁾ Vgl. oben S. 132 und unten II. Teil, Anh. V, §§ 4—8.

von ihm ausgestalteten Schewtschenkovereins, dessen Seele er während der verflossenen 20 Jahre gewesen ist. Gewiß fand er hiefür Vorbedingungen, ohne die der von ihm geleitete Aufschwung dieser Anstalt undenkbar gewesen wäre: reichliche Geldmittel, die ihr in den neunziger Jahren zugeführt und gesichert wurden, ein Vermächtnis der „Ära Badeni“. Nichtsdestoweniger wären die erzielten Erfolge ohne Hruschewskyjs organisatorisches Talent undenkbar. Er hat den Schewtschenkoverein zu einer wissenschaftlichen Werkstätte auszugestalten gewußt, die sich aus bescheidenen Ansätzen zu einem verhältnismäßig groß angelegten, von Jahr zu Jahr mit immer neuen Rädern und Triebfedern bereicherten Mechanismus entwickelte. Nachdem die ersten Schwierigkeiten der wissenschaftlichen Terminologie in einer der Pflege der Wissenschaft fernstehenden Sprache überwältigt wurden, galt es, nur immer neue junge Kräfte heranzuziehen, durch die nach und nach verschiedene Disziplinen in Angriff genommen wurden. So kam es, daß die Ergebnisse der zwanzigjährigen Tätigkeit des Schewtschenkovereins, die man im Anfange der neunziger Jahre an keine Hinterlassenschaft der Vergangenheit anzuknüpfen vermochte, bereits an etwa 180 stattliche Bände heranreichend, vor dem Kriege und während dessen als Beweis der „hohen kulturellen Entwicklung der ukrainischen Nation“ mit ins Gefecht für deren Zukunft geführt werden konnten. Daran reißen sich einige Fachzeitschriften (juridische, pädagogische) und heftweise erscheinende Sammelwerke, deren Entstehen teilweise über 1900 zurückreicht, sowie etwa 15 Bände des nach 1905 gestifteten Kiewer wissenschaftlichen Vereins. Stark übertrieben ist die Behauptung, die jetzt immer lauter erschallt, daß die „ukrainische“ Literatur nach der polnischen und russischen unter den slavischen Literaturen den nächstfolgenden Rang einnimmt, weil sie doch der tschechischen und wohl auch der kroatischen unmöglich an die Seite gestellt werden kann und gewiß noch eines langjährigen Entwicklungsganges bedürfen würde, um den heutigen Stand der letztgenannten sowohl an Umfang der literarischen Produktion, als an Vielseitigkeit und Vertiefung zu erreichen. Doch ist es nicht zu verwundern, daß gerade die rapide Entfaltung des wissenschaftlichen Schrifttums in der ruthenischen Sprache — sozusagen das Erstehen des-

selben aus „Nichts“ der achtziger Jahre — das nationale Selbstbewußtsein des „Ukrainers“, sowohl des galizischen, als des ukrainischen, zu heben und zu stärken vermag.

Denkt man jedoch an die oben berührten megalomanen Auswüchse der „ukrainischen“ Ideologie, so dürften ihre Elemente vielmehr auf anderweitige Einwirkungen zurückgeführt werden als auf den berechtigten, durch so vielfache auf volkswirtschaftlichem und kulturellem Boden erzielten Errungenschaften gerechtfertigten Stolz.

Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß derartige Erscheinungen, deren praktische Rückwirkungen keineswegs mit Geringschätzung bewertet werden dürften, zuerst der „stürmischen Jugend“ eigen, vor kaum zehn Jahren auch in „ukrainischen“ Kreisen noch wenig Anklang fanden und erst etwa um 1910 von Jahr zu Jahr schärfer hervorzutreten begannen. Der Zeitpunkt ist zu kennzeichnend, um darüber viel Worte zu verlieren: während seit 1908 die Gefahr des Weltkrieges immer gewaltiger drohte, breitete sich auf dem mutmaßlichen künftigen Kriegsschauplatze „die russische Gefahr“ in einer äußerst beunruhigenden Weise aus, indem gerade in jenen Jahren bedeutsame Fortschritte russischer Aufwiegelung unter der ruthenischen Bevölkerung Ostgaliziens nicht zu verkennen waren.

Wäre unter solchen Umständen die Vermutung nur halbwegs gerechtfertigt gewesen, daß jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle tatsächlich 30 Millionen „Ukrainer“ lebten, die von „ukrainischer“ Nationalströmung durchdrungen und von Sehnsucht erfüllt wären, das russische Joch abzuschütteln, — so hätten sich die leitenden Kreise Österreich-Ungarns durch Geringschätzung des „ukrainischen“ Problems schwer an der Zukunft der Donaumonarchie versündigt. Um so mehr sollte es allerdings angezeigt erscheinen, keine Mühe zu scheuen, um in der Auffassung des hochwichtigen Problems Wirklichkeit von Luftspiegelung zu unterscheiden. So leicht und einfach, wie man denken könnte, war dies gewiß nicht. Wie übertrieben nämlich die Behauptung sein mag, die oben angeführt wurde, daß Innerafrika in Mitteleuropa viel besser bekannt sei als Osteuropa, ein gewisser Kern der Wahrheit ist einer solchen Ansicht nicht abzusprechen, besonders in Bezug auf Probleme, die, bisher genauerer Prüfung entzogen, durch Be-

lehungen beleuchtet werden, über die es mitunter zu urteilen schwer fällt, inwieweit sie auf Wirklichkeit oder auf Selbsttäuschung beruhen und, inwieweit es sogar möglicherweise bei ihnen auf einfache Mystifikation abgesehen ist. Eins ist über allen Zweifel erhaben: solchen Belehrungen wurde in manchen als maßgebend geltenden Kreisen derart lebhaftes Interesse entgegengebracht, daß dies eine starke Wirkung auf Kreise, von denen die Belehrung ausging, nicht verfehlen konnte.

Älteren Datums ist das ähnliche Interesse, dessen sich das „ukrainische“ Problem in Preußen erfreut hat — etwa seit den letzten Jahren des verflossenen Jahrhunderts¹⁾, wobei zuerst wohl vorzugsweise die angebliche Bedeutung des „ukrainischen Piemonts“ ins Gewicht fiel, der Auffassung Galiziens als „polnischen Piemonts“ gegenüber, während später dieses Interesse etwa angesichts des drohenden deutsch-russischen Konfliktes noch lebhafter zum Vorschein treten mochte. Wie es dem auch sein mag, all dies mußte zur Folge haben, daß gewisse, an Größenwahn streifende Züge der „ukrainischen“ Geistesrichtung im Laufe der letzten Jahre eine immer grellere Färbung annahmen.

Auch die Eigenart des Wiener parlamentarischen Bodens seit der Wahlreform von 1908 hat dazu stark beigetragen, indem es immer mehr klar wurde, unter obwaltenden Umständen sei eine, wenn auch verschwindend kleine Fraktion imstande, bei dem Ernst der allgemeinen Lage durch obstruktive Mittel gewichtige Vorteile zu erzwingen. So kann es nicht verwundern, daß die „Ukrainer“ sich dadurch einerseits angespornt sahen, von diesen Mitteln rücksichtslos Gebrauch zu machen, andererseits, daß sie, bei Mitwirkung anderweitiger Faktoren, durch die ihr Selbstbewußtsein Wien und Berlin gegenüber übermäßig gehoben wurde, im österreichischen Abgeordnetenhaus dasjenige zu erzielen gehofft haben, wovon sie noch vor wenigen Jahren nicht geträumt hätten.

¹⁾ Vgl. S. Smolka, Die Ruthenen und ihre Gönner in Berlin. Wien-Leipzig, Verlag „Austria“, 1902. Es sei dem Verfasser erlaubt darauf hinzuweisen, daß diese Schrift bereits im Jahre 1902 erschienen ist. Manche darin berührten Beobachtungen wurden 1908 in seinem Aufsätze über Andreas Potocki (Österreichische Rundschau, Bd. XV, S. 313 ff.) weiter ausgeführt.

4. Zukunftsaussichten.

Welche Zukunft ist dem Volksstamm beschieden, der wohl über 30 Millionen stark, seit einem Menschenalter aus jahrhundertlangem Schlummer erwacht, durch mehrere Jahrzehnte nicht beachtet, nunmehr während der Weltumwälzung, die sich vor unseren Augen vollzieht, der allgemeinen Aufmerksamkeit zugeführt wird?

Der Verfasser war unlängst in der Lage, einer interessanten Unterredung über dieses Thema beizuwohnen; es war dabei kein einziger Ruthene („Ukrainer“) anwesend, er selbst der einzige Pole. Den Beteiligten hat es nicht an gewissem, die einschlagenden Fragen betreffenden Kenntnissvorrat gefehlt; daran war wohl der Stempel „ukrainischer“ Informationen nicht zu verkennen, die jedoch nicht ganz kritiklos hingenommen wurden, wenn auch in den darauf gebauten Ansichten die Neigung sichtlich durchschimmerte, sich gewissen, diesseits fließenden Suggestionen hinzugeben. Ohne sich auf müßige Hypothesen über die Zukunftskarte Europas einzulassen, wurde in ernster, anregender Weise die Frage behandelt, inwieweit die „Ukrainer“ — an dieser Benennung wurde hartnäckig festgehalten — inwieweit sie zufolge ihres bisherigen Entwicklungsganges als ein Element zu betrachten seien, welches gegebenenfalls als Stoff zur Bildung eines besonderen, und zwar — weil dies nicht anders gehen würde — eines groß angelegten Staatswesens ernst genommen werden könnten. Wirft sich heutzutage die Erörterung dieses Problems auf — wenn auch nur als eine akademische — während noch vor wenigen Jahren so etwas undenkbar war, so ist dies gewiß der Gewogenheit zuzuschreiben, der sich die weitreichenden, von den Führern der „ukrainischen“ Bewegung verfochtenen Ansprüche und Forderungen seitens mancher maßgebender Faktoren erfreuen, indem sie zugleich in der Presse der Zentralmächte — namentlich in der reichs-deutschen, nicht in dem Maße in der österreichischen — lauten Widerhall finden.

Es wurde auf Analogien hingewiesen, welche angeblich zwischen Bulgarien vor 1879 und dem Stand der materiellen wie ideellen Werte des heutigen „Ukrainismus“ zu erkennen

wären. Den Bulgaren ist es gelungen, im Laufe von kaum 40 Jahren, in dem Rahmen eigenen Staatswesens und dank den Wohltaten desselben, es zu solch einer Kraftentfaltung zu bringen, daß sie als eine ansehnliche, von staatsmännischer Weisheit ihrer Führer geleitete Nation dastehen, deren Stellungnahme möglicherweise einen bedeutsamen Faktor in der Entscheidung des Weltkrieges bilden wird. So wurde auch behauptet, es stehe wohl nichts im Wege anzunehmen, daß ebenfalls die „Ukrainer“, mit eigenem, ihren Bedürfnissen entsprechenden Staatswesen ausgestattet, über kurz oder lang ähnliche Erfolge ihrer nationalen Weiterentwicklung aufzuweisen imstande wären.

Die vermeintliche Analogie eignet sich ganz besonders dazu, das Problematische der angeblichen nationalen Reife des „Ukrainismus“ — wir würden vorziehen zu sagen: des ruthenischen Elements — scharf hervortreten zu lassen.

Es mag manches mit Stillschweigen übergangen werden, dessen auch nur flüchtige Berührung genügen würde, zu zeigen, wie unzutreffend die angeführte angebliche Analogie im Lichte der Wirklichkeit erscheint. „Blut ist ein eigen Saft“: das in den vielen Aufständen gegen die türkische Herrschaft vergossene bulgarische Blut (zuletzt 1821, 1836, 1841, 1849, 1857, 1876) zeugt doch ganz anders von den elementaren Kräften nationaler Bestrebungen als müßiges Wehklagen über die unsäglichen Leiden der „ukrainischen Nation“, welche sie unter dem Joche des Zarats über sich ergehen lassen muß. So wirkungsvoll sich auch momentan derartiges Jammern in bissigen Flugschriften und interessanten Interviews bewähren mag, einzig auf Redensarten beschränkt und nie von Taten begleitet, dürfte es doch zu denken geben, ob denn wirklich dem nationalen Bewußtsein der „Ukrainer“ eine derart elementare Kraft innewohnt, wie dies von ihren Vertretern in Wort und Schrift versichert wird. Tapfer ist doch der Ruthene, nennt er sich „Ukrainer“ oder nicht.

Wie viele Nullen wären in der 34—38 Millionenziffer zu streichen — haben wir schon einmal gefragt — wenn es sich ernst darum handeln sollte, die numerische Stärke derjenigen „Ukrainer“ zu schätzen, die sich, wenn auch halbwegs, zu

nationalem Bewußtsein emporgeschwungen haben?¹⁾ „Zahlloses Volk“ — dies kann nur auf die authentischen Millionenzehner Individuen angewendet werden, welche die verschiedenen Mundarten des Ruthenischen sprechen, wobei man nicht übersehen darf, daß darunter recht vielen Russisch und Ruthenisch gleichwertig ist, vielen aber zweifellos Ruthenisch als Volksidiom, Russisch dagegen als Nationalsprache gilt. Wer dies in Abrede stellt, ist entweder ein Opfer bedauernswürdiger Selbsttäuschung oder eines wissentlichen, beabsichtigten Mystifizierens befallen.

Selbsttäuschung spielt hier gewiß eine viel wichtigere Rolle als man, von weitem die Sache betrachtend, voraussetzen geneigt wäre. Die in der Fremde tätigen Verfechter des „Ukrainismus“ sind entweder Galizier oder „authentische“ Ukrainer. Die ersteren kennen die Ukraina wirklich so wenig²⁾, daß sie unglaublich leicht sich Selbsttäuschungen ergeben, indem sie die grenzenlosen Übertreibungen der dortigen *Exaltados* über die angeblichen Riesenfortschritte der nationalen Bewegung in Südrußland kritiklos als unwiderlegbare Tatsache hinnehmen. Bei den letzteren aber, den *Exaltados* selbst, ist das revolutionäre, sozialpolitische Element mit dem nationalen so eng verflochten, daß sie selber oft nicht in der Lage sind, auf das Gedeihen ihrer agrarpolitischen Propaganda hinblickend, das reelle Maß der von ihnen in nationaler Richtung erzielten Erfolge nüchtern zu beurteilen. Es kommt noch hinzu, daß

¹⁾ Dem solle nun nicht entgegengehalten werden, dasselbe gelte ebenfalls von manchen anderen Nationen, namentlich auch von den Polen. Was diejenigen Völker anbelangt, die in einem nationalen Staate geeinigt sind, so wird da von seiten des eigenen Staatswesens für Hebung des nationalen Bewußtseins genug, wenn nicht übermäßig, gesorgt. Wenn aber von polnischen Volksmassen in einzelnen Gebieten des alten Polens behauptet werden könnte, daß unter ihnen das nationale Bewußtsein bis nun kaum stärker entwickelt ist als unter der ruthenischen Bevölkerung Südrußlands, so muß darauf hingewiesen werden, daß gerade in den betreffenden Ländern der polnische Bauer oder Handwerker als eifriger Katholik im Gegensatze zu dem schismatischen Russen und der offiziellen russischen Kirche in seinem religiösen Bekenntnis den mächtigsten Hebel zur Wahrung und Entwicklung des nationalen Bewußtseins besitzt.

²⁾ Ein Fremder kann sich nicht leicht vorstellen, wie beschränkt noch immer die Beziehungen zwischen dem ruthenischen Galizien und der eigentlichen Ukraina sind. Dem Stand vor etwa 30—50 Jahren gegenüber (vgl. II. Teil, Anh. VII, Nachtr. zu S. 18 ff.) ist darin gewiß ein Fortschritt nicht zu verkennen, doch wird es keine Übertreibung sein, zu sagen, daß es noch heutzutage nur eine recht winzige Anzahl

sowohl die einen wie die anderen, religiös indifferent oder gar jeder positiven Religion feindlich, das Wesentliche übersehen, was in der richtigen Bewertung der Aussichten des „ukrainischen“ Nationalismus von maßgebender Bedeutung ist.

Die möglicherweise an 30 Millionen reichende ruthenische Bevölkerung der südrussischen Gouvernements ist ja — schismatisch-orthodox — mit Rußland, mit den russischen Mitbewohnern sowie mit den großrussischen Volksmassen der nördlichen Gouvernements religiös einig. Es fehlt dort vollkommen das zu einem einheitlichen mächtigen Ganzen zusammengeschmolzene religiös-nationale Element, durch dessen Wirkung bei den Bulgaren unter türkischer Herrschaft das nationale Bewußtsein, sowohl den muselmännischen Eroberern als auch den griechischen (phanariotischen) Werkzeugen der ottomanischen Regierung gegenüber, auf Grund tiefempfundener, angeborener Gegensätze jahrhundertlang aufrechterhalten und immer stärker belebt wurde.

Über eines darf man sich nicht hinwegsetzen, um einer gefährlichen Selbsttäuschung zu entgehen: die Ruthenen, wenn auch so von den Russen verschieden, sind doch ein Glied der Reußenwelt, und es ist keine leichte Aufgabe, unter der Herrschaft des Riesen, die sich seit mehr als einem Jahrhundert über die Gesamtheit dieser Welt erstreckt, ihre eingeübte Selbständigkeit zu wahren, ihre Eigenart zu pflegen und

von galizischen „Ukrainern“ gibt, die von der wirklichen Ukraina am Dniepr etwas mehr wissen, als reinem Hörensagen entnommen werden kann. Dies ist auch nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, wie jung das Gefühl oder das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit ist. In einer ganz anderen Lage finden sich die Polen in Bezug auf alles, was für objektive Beurteilung der verschiedenartigen Verhältnisse in einzelnen Gebieten des alten Polens in Betracht kommt. Von der noch frischen und nie abgeschwächten Überlieferung der staatlichen Zusammengehörigkeit abgesehen, wirkt hier eine Unmasse rein persönlicher Wechselbeziehungen zwischen dem „Königreich Polen“, Posen, Galizien, Litauen, Podolien usw. — von sozusagen natürlichen Beziehungen, die in Verwandtschaft, Verschwägerung, Vermögensverhältnissen u. dergl. fußen, und außerhalb des Reiches nationaler Interessen einen Galizier oder Posener einfach nötigen, an allem, was in Warschau oder Wilno vorgeht, persönlich Anteil zu nehmen. Dem gegenüber ist das moderne „ukrainische“ Bewußtsein der Zusammengehörigkeit ruthenischer Länder als ein künstliches, einstudiertes zu betrachten, was beispielsweise in einem sonst fleißig gearbeiteten Buch wie Rudnitzkyj's Ukraina (Wien 1916) in recht prägnanter Weise zum Vorschein kommt.

mit Erfolg zu entfalten, zumal sie, von den kulturellen Fortschritten des Riesen erdrückt, religiös mit ihm geeinigt sind. Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, müssen gerechterweise manche Erscheinungen milder beurteilt werden, als dies gewöhnlich geschieht, wenn man an sie einen schablonenartigen Maßstab anlegt, der den Eigenarten des „ukrainischen“ Bodens keine Rechnung trägt und man infolgedessen vielfache Schwankungen unrichtig als Abtrünnigkeit, Nationalverrat und dergleichen bezeichnet. Solange der moderne Entwicklungsgang des ruthenischen Volksstammes aus dem Zustand eines Nebelstoffes nicht herausgekommen ist, muß man es mit in den Kauf nehmen, daß auf Grund seiner Zugehörigkeit zu der reußischen Welt, neben festen Ansätzen zu nationaler Verdichtung fortwährend entgegengesetzte, auf Verschmelzung mit Rußland gerichtete Rückschläge wahrzunehmen sind.

Als ein derartiger Rückschlag ist keineswegs die Kundgebung Hruschewskyjs zu betrachten, welche vor kurzem allgemeines Aufsehen erregt hat, nachdem der bewährte „ukrainische“ Patriot, dessen zwanzigjährige Wirksamkeit an der Lemberger Universität und an der Spitze des Lemberger Schewtschenkovereins in der kulturellen Entwicklung des „Ukrainismus“ eine Epoche bildet¹⁾, auf einmal während des Weltkrieges als russischer Patriot aufgetreten ist, der seine russische mit seiner „ukrainischen“ Vaterlandsliebe aufs beste zu versöhnen versteht. Lassen wir unberührt, was darüber zu denken ist, daß der angesehene Doppelpatriot bei derartiger Gesinnung kein Bedenken getragen hat, an einer österreichischen Hochschule, aus österreichischem Staatssäckel besoldet zu wirken — aber „chamäleonenhaft“ ist sein Auftreten nicht, weil er, der Politik fernstehend, nie in der Lage war, den „austrophilen“ Standpunkt ausdrücklich zu betonen. Es mögen ihm seine hoffentlich redlichen und gesinnungsfesten austrophilen Landsleute in Galizien (z. Z. in Wien) seine Kundgebung verargen, da diese, wohl ungerechterweise, ihren eigenen österreichischen Loyalismus in Verdacht bringen kann oder zumindest ihre Politik ernstlich schädigen muß. Denn sollten auch die persönlichen Gesinnungen der „ukrainischen“ Politiker Galiziens über allen Verdacht erhaben sein, welch ein Licht muß auf

¹⁾ Vgl. oben S. 136.

ihre apodiktischen, fortwährend wiederholten Versicherungen fallen, daß die 30 Millionen „Ukrainer“ Südrußlands unentwegt ihrer Befreiung von dem moskowitischen Joche harren. Wenn die gesamte Ukraina — hieß es — den Vormarsch der Befreier in Wolhynien und Polessien nicht sofort mit bewaffneter Erhebung begrüßt hat, so sei dies nur der Besonnenheit der Bevölkerung zuzuschreiben, der klugen Schonung nationaler Kräfte, die fürchterlicher Rache der Tyrannen unnütz preisgegeben, unsere Kriegsoperationen doch nicht in dem Maße hätten fördern können, als daß es sich gelohnt hätte, über das hartgeprüfte Volk die Greuel einer solchen Rache ergehen zu lassen. Die Aufrichtigkeit eines so bewährten Patrioten wie Michael Hruschewskyj drückt unerbittlich all derartigen Selbsttäuschungen den Stempel eines Hirngespinnstes auf, dessen Vorbringen um so verantwortlicher erscheint, als derartige Illusionen im ganzen ernst genommen wurden.

5. Kulturelle Probleme.

Hruschewskyj ist kein „Chamäleon“, wie es sein Meister Antonowytsch, wie es einst Kulisch, Kostomaroff gewesen sind. So wie er nunmehr während des Krieges in Kiew denkt, so hat er gewiß auch im Frieden auf seinem Lemberger Lehrstuhl gedacht. Es dürfte nur vielleicht in bezug auf die schroffe Offenheit seines Auftretens, der berüchtigten Enunziation des Lemberger Słowo vom 22. August 1866¹⁾ an die Seite gestellt werden, wenn Hruschewskyj im Jahre 1915 unverhüllt erklärt hat:

„Mit meinen Landsleuten und Gesinnungsgenossen in Rußland einig, erblickte ich nie die Lösung der ukrainischen Frage in Losreißung der ukrainischen Länder von Rußland, sondern in deren Erledigung auf dem verfassungsmäßigen Wege, durch gemeinsames Mitwirken der ukrainischen sowie der großrussischen Gesellschaft, in den Rahmen des russischen Staatswesens, auf Grund weiterer Ausgestaltung der (russischen) Verfassung, der Selbstverwaltung und nationaler Selbstbestimmung“ . . . „Dies ist immer unsere Überzeugung gewesen, an der wir weiter festhalten, ohne uns durch all

¹⁾ Vgl. oben S. 80, 81.

dasjenige, was wir im letzten Jahre erlebt, beirren zu lassen. Die Ukrainer grenzen sich von der österreichischen Orientierung auf das entschiedenste ab, und ich habe es seinerzeit persönlich in meinem „Die Serajewoer Tragödie“ betitelten Aufsätze kategorisch betont, daß die österreichische Orientierung keine Mittel gewährt, die ukrainische Frage zu lösen, daß diese politische Strömung über die Gemüter der ukrainischen Gesellschaft keine Macht besitzt und in keinem Falle auf ihre Mitempfindung rechnen kann.“

Der ukrainische Patriot hat vollkommen recht, das letztere zu behaupten, und erscheint dies jemandem neu, so ist es seine Schuld, daß er so lange versäumt hat, Wirklichkeit und Selbsttäuschung zu unterscheiden. Die prinzipielle loyale Haltung der ukrainischen „Ukrainer“ dem russischen Staatswesen gegenüber ist um so bezeichnender und beachtenswerter, als sie sich nicht nur keines Entgegenkommens seitens der russischen Regierung erfreuen, sondern im Gegenteil vielfache, seit 1905 beseitigte Einschränkungen der ukrainischen Bewegung während des Krieges wieder ins Leben getreten sind und mit zielbewußter Festigkeit aufrechterhalten werden. Wenn man daher all dem zum Trotz entschieden zu Rußland gravitiert, so liegen dieser auffallenden Erscheinung schwerwiegende Faktoren zugrunde, die mehr ausschlaggebend und tiefer in der Seele der „Ukrainer“ Südrußlands eingewurzelt sind, als all dasjenige, worauf man diese Erscheinung gewöhnlich zurückzuführen pflegt: tiefer als opportunistische, übrigens leicht erklärliche Rücksichten auf die Machtstellung Rußlands, mit der es aufzunehmen auf die Dauer zu gewagt erscheint. Der ukrainische *Chachol* ist er einfacher Bauer oder intelligenten Kreisen angehörig, „rechtgläubig“, „Ketzer“, indifferent oder gar Monist — wenn er auch für den großrussischen *Kazap* keine Vorliebe hat, fühlt er sich doch mit ihm und mit der ganzen russischen Kultur oder Unkultur so innig seelenverwandt, daß er dem Westen, namentlich Österreich, als dessen katholischem Vorposten, zumindest abhold, größtenteils entschieden feindselig ist. Was aber ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient, ist, daß die ukrainischen Nationalen in diesen Gefühlen ohne Unterschied der Parteien geeinigt erscheinen, indem sowohl das fortschrittlich-demokratische als das sozialistische Lager

— das letztere von wenigen Schwärmern abgesehen — den politischen Separatismus verdammen und die aus dem letzteren hervorgegangenen, um den „Bund zur Befreiung der Ukraina“ zusammengescharten „Emigranten“ (wohl ungerechterweise) als „österreichische Mietlinge“ brandmarken.¹⁾

In dieser Beziehung solidarisch, sonst einander heftig, namentlich auf agrarpolitischem Gebiete, befehdend, erscheinen die beiden Lager bei weitem nicht so einig in der Auffassung des nationalen Problems und es sind diesbezüglich recht verschiedene Schattierungen der Ansichten in jedem der beiden Lager zu erkennen, von ausgeprägt ukrainischem Nationalismus angefangen bis auf recht blasse nationale Anwandlungen. Den letzteren gilt „Ukrainisch“ als Volkssidiom, dem man lediglich eine gewisse Berücksichtigung in der Volksschule u. dgl. gewähren sollte, Russisch aber als Schrift- und Kultursprache. Als entschiedener, zielbewußter Vertreter der ersten Richtung wäre beispielsweise Hruschewskyj zu nennen; im großen und ganzen scheint sie jedoch stärker in dem sozialistischen als in dem fortschrittlich-demokratischen Lager vertreten zu sein. An konservativen oder halbwegs konservativen Elementen, die sich dort der ukrainischen Bewegung anzuschließen geneigt wären, fehlt es bis auf den heutigen Tag vollständig, höchstens könnte man diesbezüglich einige ganz vereinzelte Erscheinungen anführen, die keine Beachtung verdienen.

Es sei uns zum Schluß gestattet, auf die oben S. 140 erwähnte Unterredung zurückzukommen, in der die hier berührten — für die daran Beteiligten größtenteils neuen — Probleme besprochen wurden. Zuletzt wurde die Frage aufgeworfen, wie es denn möglich sei, daß unter den obwaltenden Umständen Rußland — das offizielle Rußland, wie die russische Gesellschaft — das Entgegenkommen der dortigen „Ukrainer“ mit der traditionellen, starren, frostigen Unerbittlichkeit beantwortet. Dies ist wohl hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß der ukrainische Separatismus, wenn auch von noch so blasser Färbung, doch für die russische Staatsidee als gefährlich betrachtet wird und immer die Überzeugung vorherrscht, er könne noch ohne besondere Schwierigkeiten aus dem Wege geschafft werden,

¹⁾ Vgl. darüber Näheres im II. Teil, Anh. VII, Nachtr. zu S. 146 f.

wenn ihm nur keine Ermunterung entgegengebracht wird. Außerdem traut überhaupt der Großrusse dem *Chachol* nicht leicht. Sollte jedoch dies Mißtrauen schwinden, sollte die unverbrüchliche Treue der ukrainischen Nationalen alle erforderlichen Bürgschaften bieten, daß ihre Aspirationen keineswegs staatsgefährlich sind und ihre partielle Befriedigung sie um so fester an Rußland fesseln könnte, daß namentlich gewisse nationale Zugeständnisse geeignet wären, möglicherweise die weitere Entfaltung der extremen sozialpolitischen, national gefärbten Agitation zu lähmen —, dann wäre vielleicht ein Umschwung in der Haltung des offiziellen Rußlands dem Ukrainismus gegenüber denkbar. Dann würde es aber schwer fallen, der völligen Umkehr des politischen Problems mit Erfolg zu steuern: dem Aufkommen einer ukrainisch-russischen Irredenta unter den außerhalb der russischen Grenzen lebenden Ruthenen.

Es wäre wohl müßig sich darüber auszusprechen, welche Tragweite diesem Problem vom politischen Standpunkte beizumessen ist. Abgesehen von Einwirkungen, die seine eventuelle regere Entfaltung auf die politischen Interessen der Zentralmächte ausüben würde, verdient es nicht weniger Beachtung, wenn man es — um sich so auszudrücken — *sub specie saeculorum*, unter dem Schwinkel der Interessen der gesamten Kulturwelt betrachtet.

Man muß sich drei Tatsachen vergegenwärtigen, die als über allen Zweifel erhaben erkannt werden sollten:

1. Der ruthenische Volksstamm — mag man ihn „ukrainisch“, „kleinrussisch“ oder schlechtweg ruthenisch nennen — ist ein Glied der reußischen Welt und wird es bleiben, so sehr sich auch möglicherweise dessen Gegensatz zu Rußland und dem Russentum zuspitzen dürfte.

2. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit dieses Volksstammes — eine allerdings neue Erscheinung — ist im Schoße desselben während der letzten Jahrzehnte in einem solchen Grade erstarkt, daß man sich über diese Tatsache unmöglich hinwegsetzen darf, ohne unverzeihliche Fehler zu begehen.

3. Von etwa 34 Millionen, auf die dieser Volksstamm geschätzt wird, gehörte im Jahre 1914 nur etwas weniger als ein Achtel der österreichisch-ungarischen Monarchie an, mehr als sieben Achtel dagegen zu Rußland; wie man sich denn auch

die eventuelle Verschiebung der politischen Grenzen vorstellen möchte, ist wohl kaum anzunehmen, daß sich mehr als ein Viertel desselben außerhalb des russischen Reichs finden könnte.

Denkt man sich nun in dem Rahmen dieser drei vorausgeschickten Tatsachen das Problem einer nationalen Autonomie dieses Volksstammes — einer karg bemessenen oder eventuell ausgestalteten Autonomie — innerhalb der russischen Grenzen verwirklicht, so würden sich zwei Eventualitäten seiner Weiterentwicklung ergeben: entweder Verdichtung des ruthenischen („kleinrussischen“, „ukrainischen“) Nebelstoffes zu besonderem festen Körper oder seiner Aufsaugung durch den russischen Koloß. Das letztere wäre auch bei zugestandener Autonomie keineswegs ausgeschlossen — im Gegenteil unter Umständen recht denkbar, u. zw. im Wege fortschreitender Ausgleichung der zwischen Groß- und Kleinrussisch bestehenden Gegensätze im friedlichen Zusammenleben der beiden Volksstämme. Dann müßte selbstverständlich die überwiegende, erdrückende Mehrzahl des ruthenischen Volksstammes — diejenige unter russischer Herrschaft — als für den westlichen Kulturkreis unrettbar verloren gelten. Aber auch in dem ersten Falle — demjenigen der nationalen Individualisierung des Kleinrussentums — wäre ihm wohl in dem Rahmen des russischen Staatswesens dasselbe Schicksal in kultureller Beziehung beschieden. Man kann sich doch unmöglich vorstellen, daß unter dem russischen Einfluß die Weiterentwicklung der zu einer nationalen Individualität vollends ausgestalteten Ukraina sich auf anderen Bahnen bewegen könnte, als auf dem breitspurigen Geleise der Eigenarten russischer Kultur, und so würde der schöne Traum mancher galizischen „Ukrainer“, ihre Nation zu einem Vorposten der westlichen Kultur erhoben und veredelt zu sehen, unerbittlich in nichts versinken.¹⁾

¹⁾ Es dürfte nicht ohne Interesse sein, auf die diesen Gegenstand betreffenden Äußerungen eines „ukrainischen“ Gelehrten und die daran geknüpften Erörterungen hinzuweisen. Dr. S. Rudnytzkij (a. a. O. S. 232) wagt in seinem jüngst erschienenen, ganz besonders zur Bekanntmachung der fremden Leserkreise mit seiner Nation bestimmten Buche zu behaupten: „Wenn wir daher eine wirklich selbständige Nation bleiben wollen, so bleibt für die ukrainische Kultur nur ein Weg: Schritt für Schritt der westeuropäischen Kultur zu folgen, Muster bei Deutschen, Skandinaviern, Engländern, Franzosen zu suchen . . .“ Ein ohne weiteres aner kennenswerter Standpunkt; um so interessanter ist es aber, daß der

Ist dies also wirklich nichts als ein Traum, dem man Lebewohl sagen muß? Das glauben wir doch nicht und verlieren nicht die Hoffnung, daß der Traum zumindest teilweise verwirklicht werden könnte, und zwar in absehbarer Zeit vielleicht nur in einem territorial recht beschränkten, bescheidenen Maße, jedoch nicht ohne Aussichten, mit der Zeit immer weitere Kreise der Verwirklichung zuzuführen.

Wem nun dieses Ideal in der Tat teuer ist, wer es nicht zu einer leeren Redensart herabwürdigt, dem dürfte seine „rot-

„ukrainische“ Verfechter westeuropäischer Einwirkungen, ohne sogar die Skandinavier zu vergessen, die nächsten Nachbarn, durch deren Vermittlung sich über sein Volk jahrhundertlang die Einflüsse der westeuropäischen Kultur verbreitet haben, aus der Reihe der zu befolgenden „Muster“ grundsätzlich ausschließt (a. a. O. S. 227). „Außerhalb ihrer patriotischen Färbung — behauptet er — taugt die polnische Kultur für das ukrainische Volk nicht. Sie ist aristokratisch durch ihre Herkunft und ihre Weltanschauung. Sie ist von der eigenen Volksgrundlage weit entfernt. Trotz aller Bemühungen konnte die polnische Kultur der gebildeten Kreise bisher noch keine organische Verbindung mit dem polnischen gemeinen Volke herstellen. Sie ist über dem Volke aufgebaut worden und nicht aus ihm herausgewachsen. Die ukrainische Kultur vollkommen nach dem Muster der polnischen aufzubauen, hieße dieselbe von ihrer lebensspendenden Volkswurzel loszureißen. Daß es für die ukrainische Kultur todbringend wäre, haben die Ukrainer bereits sehr früh erkannt.“ Der letzte Satz besagt die vollkommenste Wahrheit in bezug auf den die „Ukrainer“ der polnischen Kultur gegenüber kennzeichnenden Widerwillen. Nur hat dies mit dem angeblichen, von Dr. Rudnytzkij hervorgehobenen Charakter der polnischen Kultur — worin sie sich übrigens von der Kultur der von ihm selbst als Modelle bezeichnenden Nationen kaum wesentlich unterscheidet — sichtlich nichts zu tun. Will man die Sache ernst nehmen, so wäre der eigentliche Grund dieses Abscheus (oder dieser Scheu, mit dem Polonismus in nähere Berührung zu treten) nicht schwer herauszubringen: Dies ist nichts anderes als die beinahe abergläubische Furcht, unter polnischen kulturellen Einwirkungen assimiliert oder gar absorbiert zu werden (vgl. S. 30—33, 51 f., 59 f., 86 f., 97, 109 und unten II. Teil, Anh. V, § 4). Bedauerlicherweise kann man es nicht in Abrede stellen, daß die Äußerungen des Dr. Rudnytzkij recht treu die im „ukrainischen“ Lager herrschende Ansicht und Stimmung wiedergeben. Wir glauben uns jedoch der Hoffnung nicht verschließen zu müssen, daß eine solche Geistesverfassung sich mit der Zeit allmählich verflüchtigen dürfte, und zwar nach Maßgabe der fortschreitenden ernstesten nationalen Konsolidierung des ruthenischen Elements auf einem gesunden, vom politischen Unkraut freien Boden. Je mehr sie sich ihrer tatsächlichen (nicht illusorischen) Kraft bewußt sein werden, desto weniger werden die Ruthenen den Kontakt mit den Polen zu befürchten brauchen. Der Verfasser weiß wohl, daß er sich dem Vorwurfe eines unverbesserlichen Optimismus aussetzt, wenn er dies behauptet, nichtsdestoweniger drückt er hiemit seine aufrichtigste Überzeugung aus.

reußische“ Heimat — Ostgalizien — als berufen erscheinen, in den Dienst einer großangelegten historischen Mission zu treten, worin ihr möglicherweise beschieden wäre, den „zahllosen“ östlichen Volksgenossen gegenüber tatsächlich die Aufgabe eines eigenartigen „Piemonts“ zu übernehmen, — eines „Piemonts“ in kulturellem, nicht in politischem Sinne. Feste Ansätze hiezu sind ja in dem alten „Rotreußen“ da, die erstarkt, ausgestaltet, es dem Karpathen- und Dniesterlande ermöglichen könnten, den Weg dieser hehren Sendung zu betreten. Sie müßten auf religiösem Gebiete erkannt werden, in dem einzigen unter den kulturellen Elementen, das heutzutage einen Bruchteil des ruthenischen Volksstammes mit dem Westen und den westlichen Kulturkreisen zu verbinden geeignet ist: in der verjüngten nationalen unierten ruthenischen Kirche. Ganz aussichtslos wäre es dann nicht, daß die kulturellen Einwirkungen des Westens, von den galizischen Ruthenen emsig zu nationalem Eigentum verarbeitet, durch ihre Vermittlung den vielen Millionen ihrer Volksgenossen am Dniepr und über den Dniepr hinaus mit Erfolg zugeführt, die nationale Weiterentwicklung derselben wirksam beeinflussen könnten, um sie vor einseitiger Ausgestaltung nach russischem Modell zu bewahren. Vor nicht mehr als 30 Jahren war für einen solchen Gedanken- gang noch kein reeller Boden vorhanden: in der Zwischenzeit ist das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit des ruthenischen Volksstammes bereits so weit vorgeschritten, daß sich in dieser Beziehung neue Gesichtskreise auftun, an die vor einem Menschenalter unmöglich gedacht werden konnte.

Um jedoch ernst sich dieser hohen Aufgabe zu unterziehen — ernst und mit Aussichten auf Erfolg — müßten die galizischen Ruthenen eine Vorbedingung erfüllen: der Nation aufrichtig die Hand reichen, in der die Weltgeschichte das säkuläre Bollwerk des Westens gegen den Andrang des Ostens geschaffen; sie müßten sich mit ihren polnischen Mitbürgern friedlich auseinandersetzen und redlich auf die Anmaßung verzichten, in ihrer Heimat den alleinigen Hausherrn zu spielen. Ohne Schonung der Voraussetzungen, die tief in der Vergangenheit Polens wurzeln und die polnischerseits unmöglich in selbstmörderischer Weise preisgegeben werden können, ist allerdings eine ernste, aufrichtige Versöhnung undenkbar. Auch im wohlverstandenen

Interesse der Sache undenkbar: dem alten „Rotreußen“ ist geschichtlich die Aufgabe beschieden, das kulturelle Zusammenwirken der beiden Nationen anzubahnen und dadurch den Ruthenen die Erfüllung der historischen Sendung zu ermöglichen, von deren Übernahme ihre Zukunft abhängen wird. Mögen sie sich dessen bewußt sein, was zu den wesentlichsten Bedingungen der Kulturfähigkeit gehört: die Lehren der *magistra vitae* nicht schroff abzuweisen — Lehren, die aus ferner Vergangenheit wie aus jüngst verflossenen Zeiten erschallen. Die ersten mögen sie daran erinnern, welch ein Unheil ihre Nation betroffen hat, als der Kataklysmus des XVII. Jahrhunderts zwischen ihr und Polen den Abgrund aufgerissen hatte, in dem ihr Nationalbewußtsein auf Jahrhunderte zugrunde ging.¹⁾ Man möge aber auch nicht vergessen, was die ruthenische Wiedergeburt dem einzigen flüchtigen Momente einer vorübergehenden, aber ernstesten Annäherung vor kaum einem Vierteljahrhundert zu verdanken hat.²⁾

NEUNTES KAPITEL.

Die religiöse Frage.

1. Schismatiker und Sektierer.

Heutzutage gibt es nur etwa 11% Ruthenen, die der griechisch-unierten Kirche angehören. Der Rest der 34 Millionen, die nach der Berechnung ihrer Führer die Gesamtzahl der Ruthenen („Ukrainer“) beträgt, bekennt sich zum orthodoxen Schisma oder zu Sekten, die sich von der russischen offiziellen Kirche abgesondert haben. Unter diesen letzteren nimmt die erste Stelle die in Südrußland („Klein-Rußland“) stark verbreitete Sekte der „Stunda“ ein und man betrachtet sie als eine der größten Gefahren, die die russische „Orthodoxie“ (das sog. *Prawoslawie*) bedrohen. Wir bedauern, selbst auf eine annähernde Feststellung verzichten zu müssen, wieviel Ruthenen in Rußland der offiziellen Kirche treu geblieben sind und wieviel

¹⁾ Vgl. oben S. 33—34 und unten II. Teil, Anh. V, § 9.

²⁾ Vgl. oben S. 99—103 und 118, 137 f.

zur „stundistischen“ Häresie übergangen. In den Umständen, unter welchen wir diese Zeilen schreiben, fehlen uns genaue Daten über diesen Gegenstand gänzlich, doch es würde auch nicht leicht fallen, sich solche in Petrograd oder Kiew, selbst unter günstigsten Umständen für die Benützung offizieller Quellen, zu verschaffen. Vor dem Jahre 1905, d. h. vor dem bekannten „Toleranzedikt“ anerkannte das offizielle Rußland, welches ja auch das Dasein der ruthenischen Nation einfach leugnet, ebenso die Existenz der „Stunda“ nicht, jener „Stunda“, die so viele Ruthenen der offiziellen Kirche entrissen hatte. Man gab bloß zu, daß die „stundistische“ Bewegung von Tag zu Tag gewaltige Fortschritte mache und daß es unerläßlich sei, zu außergewöhnlichen Maßregeln zu greifen, um ihre Verbreitung aufzuhalten. Im letzten Jahrzehnt machte die „stundistische“ Propaganda immer bedeutendere Eroberungen, weil es heute offiziell erlaubt ist, sich als Anhänger dieser Sekte zu bekennen, obwohl die Behörden dem starke Hindernisse entgegenstellen. Man behauptet — was vielleicht übertrieben ist — daß die offizielle Kirche Gefahr läuft, in kurzer Zeit von der Dorfbevölkerung der östlichen und südlichen Gebiete der ruthenischen Länder vollständig verlassen zu werden, wenn die Verbreitung des „Stundismus“ ebenso rasch fortschreiten wird, wie während der letzten Jahre vor dem Ausbruch des Weltkriegs.

Im Westen betrachtet man im allgemeinen die Russen als ein sehr frommes Volk und man ist nicht im Irrtum, wenn man ihnen ein tiefes religiöses Gefühl zuerkennt, jedoch man unterläßt es, hierin die Unterschiede, die zwischen den beiden Hauptelementen der reußischen Welt, dem moskowitischen oder groß-reußischen und dem ruthenischen („klein-reußischen“), scharf auftreten, in Betracht zu ziehen. Was das erste anbelangt, so ist es wahrlich zu wenig gesagt, wenn man behauptet, daß seine starke Religiosität sich wesentlich an die äußere Seite des Kults hält; die gewaltige Bedeutung, die der Großrusse den winzigsten Einzelheiten der religiösen Zeremonien beimißt, erspringt aus dem Wesen seiner Auffassung über das Übernatürliche und hängt wahrscheinlich mit dem ethnischen Charakter des Moskowitzers zusammen. Nach der Auffassung Mackenzie-Wallace's, eines ausgezeichneten Kenners Rußlands, hätten die religiösen Zeremonien in den Augen des Großrussen die Bedeutung eines

wunderbaren Systems von „Verzauberungen“, durch welche der Mensch in der Lage ist, die Gottheit — sozusagen — zu nötigen, seine Gebete zu erhören, vorausgesetzt, daß die zu diesem Zwecke angewandten Formeln durchaus exakt seien und daß die Zeremonien vom vorgeschriebenen Ritual nicht abweichen. Im entgegengesetzten Falle, wenn man bei der Erfüllung dieser Zeremonien einen Fehler begeht oder den geheiligten Text der Formeln ändert, so ist jeder Erfolg solcher „Verzauberungen“ stark gefährdet. Der Ursprung einer solchen religiösen Ideologie ist vielleicht in den Geistesanlagen des finnischen Elements zu erblicken, das doch den wesentlichen Hintergrund des Großrussischen bildet. Es sei daran erinnert, daß die Ostfinnen — eben diejenigen, die, vom slavischen Anstrich überzogen, das moskowitzische Element hervorbrachten — seit uralten Zeiten als berühmte Zauberer und Kenner von Zauberformeln und magischen Riten zur Bezwingung der übernatürlichen Mächte galten und daß sie sich diesen Ruf bereits in dem altgermanischen Sagenkreise erworben hatten. In einen solchen psychischen Boden wurde in Moskowien der russische Zweig des Byzantinismus eingepflanzt, der, von der allgemeinen Kirche abgesondert, seit langem sich vom Zentrum, in dem die belebenden Säfte der christlichen Gedankenwelt fließen, losgesagt hatte. Es genügt, dessen bewußt zu sein, um den Charakter des religiösen Lebens des finnoslavischen Stammes zu erfassen, dessen wesentlich heidnische Elemente sich äußerlich mit einem christlichen Anstrich bedeckten. Es bildete sich auf diese Weise ein Gemisch von verschiedenen, aus diesen beiden Quellen fließenden Glaubensvorstellungen, mit starrer Orthodoxie übertüncht, unter deren Oberfläche die alte heidnische Weltanschauung den Volksglauben bedeutend stärker durchdringt und beherrscht, als man sich darüber gewöhnlich Rechenschaft zu geben pflegt. Die Frömmigkeit des großrussischen Volkes ist stark von dem Gefühl beherrscht, daß der Mensch in allen Verhältnissen seines Lebens übernatürlichen, von mächtigen Wesen beherrschten Gewalten unterworfen ist, deren Gunst man durch eine peinliche Beobachtung eines mit gleicher übernatürlicher Wirksamkeit ausgestatteten Ritus (Gebete von inkantatorischer Wirkung, Glanz des Kults, Fasten, Wallfahrten usw.) zu erhalten suchte. An der Spitze dieser Wesen befindet sich die heilige Dreifaltigkeit,

gleich neben ihr die heilige Jungfrau, darunter die lange Reihe der Heiligen mit dem heiligen Nikolaus an erster Stelle.¹⁾

Es fällt deshalb dem großrussischen Volk schwer, seine Popen zu entbehren. Man liebt sie durchaus nicht, aber man betrachtet sie mehr oder weniger als eine Art von Magiern, weil man sie mit den zur Erfüllung des erfolgreichen Rituals nötigen Kenntnissen ausgestattet glaubt. Es fällt dem Großrussen auch schwer, auf die rituellen Zeremonien und die *Zerkwas*, in denen diese pomphaften Veranstaltungen an Sonn- und Feiertagen stattfinden, zu verzichten. Im allgemeinen ist es sogar wenig gesagt, wenn man behauptet, daß er seinen Popen nicht liebt; er verabscheut ihn vielmehr, gerade so, wie der „orthodoxe“ Ruthene, aber man sieht in der Person des Popen den unentbehrlichen *Tschinownik* (Beamten), der den religiösen Bedürfnissen des Volkes Rechnung zu tragen berufen ist. Deshalb ist die sektäre Absonderung von der offiziellen Kirche unter den großrussischen Volksstämmen nicht in demselben Verhältnis verbreitet, wie in Klein-Rußland, wo sie von Tag zu Tag zunimmt.

Die ruthenische Seele ist ebenso tief religiös, aber die Eigenart ihrer Religiosität ist grundverschieden. Gewiß fehlt es ihr nicht an abergläubischen Elementen, deren Überlieferungen ebenfalls auf die Zeiten des Heidentums zurückgehen. Doch ist

¹⁾ Um uns nicht zu weit von unserem Gegenstand zu entfernen, müssen wir notgedrungen auf die Entwicklung dieser Gedanken in einer Untersuchung der Merkmale des religiösen moskowitischen Lebens verzichten. Doch sei es uns erlaubt, wenigstens folgendes zu bemerken. Wir glauben, daß das oben hervorgehobene wesentliche Merkmal der religiösen moskowitischen Weltanschauung, das für die Bildung und Zähigkeit des *Raskol* (des Schisma im Schoße der russischen Kirche) so bezeichnend ist, sich in ähnlicher Weise in den Anfängen und der Entwicklung der Sekten, welche sich von der offiziellen Kirche in Groß-Rußland losgelöst haben, klar offenbart. Es wäre auch sehr interessant zu verfolgen, bis zu welchem Punkt dieses Merkmal der großrussischen Religiosität in dem Geistesleben der Intellektuellen zutage tritt. Der Großrusse zeichnet sich in der Tat durch das lebhafteste Interesse aus, welches er religiösen Problemen entgegenbringt, viel mehr als die intellektuellen Kreise der westlichen Nationen. Wir würden nun zu fragen wagen, ob es nicht gerade das Undurchdringliche, das Mysteriöse (sagen wir geradeaus das *Okkulte*) dieser Fragen ist, was die Neugierde und die Einbildungskraft des russischen Intellektuellen besonders aufreizt, umsomehr, als das religiöse Unterweisen der offiziellen Kirche nicht geeignet ist, eine Seele von solcher Veranlagung zu befriedigen.

dies nichts anderes als Aberglauben im eigentlichen Sinne des Wortes: Zaubereien, magische Riten, von professionellen Zauberern (*Snachoren*) praktiziert, die oft ein großes Ansehen genießen und bei deren „Macht“ der ruthenische Bauer im Unglück oft Hilfe sucht. Diese wunderbare mythische Welt, in der es von Feen, verschiedenartigen Dämonen, Vampiren, phantastischen Ungetümen und allen erdenklichen Untaten dieser Geschöpfe wimmelt, bildet eine erdichtete Welt für sich, die durch die ihr innewohnende Poesie die ruthenische Seele beeinflusst, die sich aber mit ihrem religiösen Glauben nicht vermengt. Sie verleiht vielmehr nur eine gewisse Plastizität all dem, was der Ruthene sich über das Reich des Satans vorstellt, dem diese phantastischen Wesen mehr oder weniger angehören sollen. Es gibt also kein System in den mythischen Elementen der ruthenischen volkstümlichen Einbildungskraft; es tritt dabei nichts hervor, was mit der großrussischen religiösen Ideologie zu vergleichen wäre, die an die Zauberkraft der religiösen Zeremonien unerschütterlich glaubt. Und deshalb haben die äußeren Seiten dieser Zeremonien, „die Formeln“ des Gebetes, die Einzelheiten der Liturgie und des kirchlichen Ritus in den Augen des Ruthenen bei weitem nicht jene Bedeutung, die der Großrusse all diesem Zierat des religiösen Lebens beilegt, indem er darin ein wirksames Mittel sieht, die Gunst der Gottheit zu gewinnen. Wir sind wohl nicht im Irrtum, wenn wir behaupten, daß der Ruthene in der Wirklichkeit mehr Christ ist, wenn er auch in religiösen Fragen ebenso unwissend sein mag wie der Moskowiter — ein Christ im Grunde, trotz der poetischen Neigung seiner Einbildungskraft zu dieser phantastischen Welt der Feen, der Dämonen, der Ungeheuer, die ihn nicht zu beunruhigen aufhört.

Wir glauben darin den Grund zu erkennen, weshalb die sektäre Bewegung unter den ruthenischen Volksstämmen des Zarenreiches bedeutendere Eroberungen macht, als in seinem Innern, auf groß-russischem Boden.

„Unsere offizielle Kirche ist nur mehr eine bürokratische und tote Einrichtung,“ das ist das aufrichtige Eingeständnis eines russischen Patrioten und Schriftstellers von Ruf, dessen neues Werk über sein Vaterland mit Recht eines großen Erfolges sich

erfreut.¹⁾ Ist es also verwunderlich, wenn in der Ukraina die ruthenischen Bauern, die ihren Popen nur als ein sklavisches Werkzeug des verhaßten Regierungssystems betrachten, sich von ihm, von den Zeremonien, die er in der Dorfkirche vollzieht, schließlich von dieser ganzen „bürokratischen und toten Einrichtung“ abwenden und zur „stundistischen“ Sekte übergehen, die ihnen mehr ihren religiösen Bedürfnissen und Gefühlen Rechnung zu tragen scheinen? Es ist dies eine von den deutschen Ansiedlern eingeführte Glaubenslehre, deren Grundsätze und einfacher Gottesdienst sich in Südrußland verbreitet haben, indem sie dem Geschmack und der Denkungsart der ruthenischen Bevölkerung angepaßt wurden. Man vereinigt sich in „evangelischen Zirkeln“, wo man die Heilige Schrift liest und wo der religiöse Gesang jedes andere Kultelement ersetzt. Der „Stundismus“ anerkennt nur ein Sakrament, das der Taufe, die man im Vernunftsalter empfängt. Die „evangelischen Zirkel“ dieser Sektierer sind aber durchaus nicht so harmlos, als man glauben könnte, weil ihre Lehre in einem utopischen Kommunismus besteht, dessen Grundsätze, im Namen des Evangeliums auf einem von kosakischen und *haidamakischen* Überlieferungen widerhallenden Boden gepredigt, nicht des Charakters einer ernststen sozialen Gefahr entbehren.

2. Die unierte Kirche.

Das große Werk der Kirchenunion, die in den Grenzen des alten Polens auf einem fast achtmal so großen Gebiet, als das ihrer heutigen Herrschaft, vollzogen wurde, besteht heutzutage nur in Ostgalizien und in drei benachbarten Komitaten Ungarns. Über mehr als vier Millionen der Gläubigen verfügend und dem Lichte, dem Eifer hervorragender Bischöfe anvertraut, hätte sich die unierte Kirche jetzt vielleicht auf dem Wege einer ansehnlichen territorialen Verbreitung befunden, wenn sie nicht von schweren inneren und äußeren Gefahren bedroht wäre, die sich sowohl an die geschichtliche Vergangenheit eng anknüpfen, als auch mit ihrer heutigen Lage zusammenhängen.

¹⁾ Alexinskyj, *La Russie moderne*. Paris 1912, S. 296; vgl. unten II. Teil, Anhang IV, § 3.

Das alte Rot-Reußen — das heutige Ostgalizien — bildete ein Gebiet von zwei ruthenischen Diözesen, jener von Lemberg und jener von Przemyśl¹⁾, deren Bischöfe — die einzigen im ganzen unierten Episkopat — sich gleich nach der Vollziehung der Union von ihr lossagten. Diese beiden Diözesen blieben demnach lange Zeit schismatisch, indem sie ein Bollwerk des orthodoxen Schisma an den südwestlichen Grenzen des weiten, von ruthenischen und weißrussischen Ländern zusammengesetzten Gebietes bildeten, auf welchem die Union im Laufe des XVII. Jahrhunderts sich immer mehr befestigte. Erst zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts wurde die Union endgültig in den Diözesen Lemberg und Przemyśl eingeführt, und man kann sich leicht vorstellen, daß die wenigen Jahrzehnte, die seit dieser Zeit bis zur Annexion des Landes durch Österreich (1772) verflossen sind, nicht ausgereicht haben, um den Katholizismus seiner unierten ruthenischen Bevölkerung zu befestigen. Man muß diese Tatsache hervorheben, mit der nicht so gerechnet wird, als sie es verdient, und zwar, daß zur Zeit der drei Teilungen Polens in den unierten Diözesen, welche unter die Herrschaft der Teilungsmächte kamen, das katholische Bewußtsein der Unierten nirgends so schwach und so wenig entwickelt war als in Ostgalizien. Österreich bemächtigte sich dieser Provinz gerade im Augenblick, als der Josefinismus sich auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung befand. Kaiser Josef II. hatte eine gewisse Vorliebe für die neu erworbene Provinz, in dem Sinne, daß er nicht verpflichtet war, dort mit den „historischen Rechten“ anderer österreichischer Länder zu rechnen, und daß er Galizien als eine *tabula rasa* betrachten durfte, wo nichts seine Experimente des „aufgeklärten Absolutismus“ hinderte.

Unter anderem bemühte man sich dort mit besonderem Eifer, die geistlichen Seminare zu „reformieren“, damit ein den febronianischen Prinzipien angepaßter theologischer Unterricht den zukünftigen Klerus für die Verwaltung der Kirche in der Eigenschaft fügsamer „kaiserlich-königlicher“, mit kirchlichen Angelegenheiten betrauter Beamten heranbilde. Alles,

¹⁾ Die dritte unierte Diözese, die sich heute auf dem Gebiete des alten Rot-Reußens befindet — jene von Stanisławów — wurde erst in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts aus einem Teile der Lemberger Diözese errichtet.

was mit römischem Fanatismus¹⁾ im Zusammenhang zu sein schien, wurde unerbittlich aus diesen Lehranstalten verbannt. Man merkt in Österreich, leider nur allzu sehr, bis auf unsere Tage, welche giftigen Früchte dieses System gezeitigt hat. Nirgends aber — es ist leicht, sich dies vorzustellen — hat es so tiefe Wurzeln geschlagen, wie im ruthenischen Klerus. War er doch eine Kaste, wo die Söhne in der kirchlichen Karriere ihren Vätern folgten, und man vergegenwärtige sich, daß der Katholizismus dieser Kaste kaum drei Generationen alt war und daß von alters her eingewurzelte, gegen alles „Römische“ gerichtete Voreingenommenheit den psychischen Boden des unierten Klerus dieser Gebiete durch und durch überwucherte. Es mag noch dabei in Betracht gezogen werden, daß für die von Sorgen um ihre zahlreichen Familien bedrückten verheirateten Geistlichen das Sichfügen den von den Staatsbehörden diktierten Grundsätzen ein kräftiges Reizmittel in ihrer Karriere bildete, das ihnen verlockende Aussichten, höher zu steigen und unter dem Schutze der Regierung einträgliche Pfarren zu erlangen, eröffnete.²⁾

Der Höhepunkt dieser Wünsche — die bischöfliche Mitra — ist freilich nur Unverheirateten (Ledigen oder Wit-

¹⁾ Eine unter dem Regime des josefinischen Systems beliebte Bezeichnung. Es sei uns gestattet, hier eine wenig bekannte und doch überaus charakteristische Erscheinung hervorzuheben. Es wird keine Übertreibung sein, wenn wir den Josefismus (*sic!*) als Haupthebel der Apostasie des Metropolitens Sjemaschko, wie auch des gesamten unierten Klerus Weiß-Rußens und der ruthenischen Länder des russischen Reiches bezeichnen. Sjemaschko sowie die Hauptvertreter der von ihm abhängigen unierten Geistlichkeit haben an der theologischen Fakultät der Universität Wilno studiert. Zur Zeit ihrer Studien, unter der Regierung Alexanders I. befand sich die (durchweg polnische) Universität Wilno in der Folge einer zu Anfang des XIX. Jahrhunderts vollzogenen Reform auf dem Höhepunkt ihres Ruhms. Unter anderen bei dieser Reform angewandten Mitteln hatte man in weitausgedehntem Maße zur Besetzung mehrerer Lehrstühle durch fremde (auch der polnischen Sprache unkundige) Professoren von bedeutendem Ruf gegriffen. Unglücklicherweise wurde in bezug auf die theologische Fakultät eine unlautere Quelle in Anspruch genommen: die damals vollständig josefinische theologische Fakultät in Wien. Alle Lehrbücher, deren man sich an der theologischen Fakultät in Wilno bediente, trugen einen ausgesprochenen, von josefinischen und febronianischen Ideen durchdrungenen Stempel. Der sehr intelligente und ungemein fleißige Sjemaschko war als Musterbild eines nach diesen Prinzipien erzogenen jungen Klerikers betrachtet; die Frucht dieser Ideen reifte im Jahre 1839 in seiner Apostasie heran.

²⁾ Vgl. oben S. 52.

wern) zugänglich. Deshalb wird in diesen Kreisen ein lediger Geistlicher sogar bis auf unsere Tage verdächtigt, von einem übermäßigen Ehrgeiz beseelt zu sein. Mag dem sein wie es will, bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zeigt die Reihe der ruthenischen Bischöfe in Lemberg und Przemyśl Männer, die zweifellos durch ihre Intelligenz hervorragten, die aber gleichzeitig, von Ehrgeiz getrieben, auf der ganzen Linie die Richtschnur der Regierung befolgten: wahre Vorbilder josefinischer Bischöfe.

Seit einer Zeit ist es allerdings anders. Obwohl jedoch die Metropoliten und unierten Bischöfe dieser letzten Periode so hervorragende Männer und gesinnungsfeste Katholiken waren, stießen ihr Eifer und ihre Intelligenz bei der Erfüllung ihrer schweren Aufgabe auf so unzählige Schwierigkeiten, daß es ihnen unmöglich wurde, den Stand der unierten Kirche weniger ungünstig zu gestalten; im Gegenteil: die Zustände verschlimmerten sich immer mehr.¹⁾ Sie selbst waren allerdings von den Übeln, die die ruthenische Kirche untergraben, durchaus nicht betroffen, da sie, wenn auch zumeist aus der Kaste hervorgegangen, zumeist der kleinen Gruppe des unierten Klerus angehörten, deren Mitglieder, außerhalb des Landes erzogen, ihre hohen Eigenschaften in erster Reihe eben dieser Erziehung verdankten. Vielleicht wäre aber dieses eher exotische Gepräge ihrer Erziehung unter die zahlreichen Hindernisse zu zählen, die ihre hohen Aufgaben so erheblich erschwerten. Als Beispiel dieser ungenügenden Kenntnis des Terrains und der Kreise, unter denen sie wirken sollten, genügt es, den Metropolitens Josef Sembratowytsch anzuführen. Ein fester und aufrichtiger Katholik, aber zu schwach seinem Domkapitel gegenüber, dessen mehr als verdächtige Haltung ihn stark kompromittiert hatte²⁾, gelangte er erst nach mehreren Jahren zur Erkenntnis, daß er für die Leitung der unierten Kirche unter solchen bedauernswerten Umständen nicht geschaffen war. Er mußte also

¹⁾ Es genügt, diesbezüglich auf die jüngst veröffentlichten sensationellen Rundschreiben des griech.-kath. Stanislauer Bischofs Chomyschyn hinzuweisen, worin der Zustand der unierten Kirche erörtert und beleuchtet wird. S. unten II. Teil, Anh. VII, Nachtr. zu S. 165.

²⁾ Vgl. oben S. 91 und unten II. Teil, Anh. VII, Nachträge zu diesem Abschnitt.

auf seine hohe Stellung verzichten, um sie seinem Vetter abzutreten, von dem man mehr Tatkraft und Umsicht in bezug auf seine Umgebung sowie auf jene Personen, aus denen er seine Verwaltungsorgane bilden sollte, erhoffen durfte. Man muß sich dessen bewußt sein, daß infolge so vieler byzantinischer Elemente, die die ruthenische „Priesterkaste“ durch so viele Jahrhunderte hindurch beherrscht haben, die psychischen Anlagen dieser Kreise ein spezifisches Gepräge angenommen hatten, das sich nur zu oft in einer Art *graeca fides* offenbart, gegen die es einer *anima candida* besonders schwer fällt, sich erfolgreich zu wappnen.

Sagen wir es offen: man gibt sich reinen Illusionen hin, wenn man glaubt, die Übel der unierten Kirche durch wiederholt in Angriff genommene Reformen der Seminarien heilen zu können, aus denen neue Kohorten eines für die Bewerkstellung ihrer Wiedergeburt geeigneten Klerus hervorgehen würden. Dies ist unmöglich, solange das obligatorische Zölibat nicht die geistliche „Kaste“ ausgetilgt haben wird, jene Zucht von Mikroben, aus denen alle jene Übel stammen. Der junge Mann kommt in das Seminar, bereits mehr oder weniger erblich belastet; bis zu seinem achtzehnten Lebensjahr hat er die Luft des väterlichen Hauses eingeatmet; beim Verlassen des Seminars, um sich rasch zu verheiraten, fällt er in dieselbe Atmosphäre zurück. Als Seminarist verteilt er seine Zeit und Gedanken zwischen das Studium der Theologie und seine persönlichen Sorgen über seine bevorstehende Heirat, da er, soweit er nicht ledig zu bleiben entschlossen ist, vor Empfang der höheren Weihen die Ehe eingehen muß. Man kann sich lebhaft vorstellen, in welcher Gemütsverfassung er sich vorbereitet, seinen heiligen Beruf anzutreten.

Es fehlt nicht auch an anderen Faktoren, die die religiöse Wiedergeburt der unierten Kirche — der so oberflächlich bis auf unsere Tage „unierten“ — so schwierig gestalten. In Übereinstimmung mit alten byzantinischen Traditionen ist der ruthenische Klerus auf die rituellen Gebräuche seiner Kirche überaus eifersüchtig und dies stimmt ihn feindlich gegen alles, was er als zur „Latinisierung der Union“ geeignete „Neuerung“ — so pflegt er sich auszudrücken — betrachtet. Wenn es sich nur um rein rituelle Fragen handelte — man

pflegt jedoch als vom rituellen Standpunkt unzulässig verschiedene Andachtspraktiken zu betrachten, deren Einführung nur zum Wohl und zur Hebung des religiösen Lebens ausfallen würde. Es ist wohl sicher bedauernswert, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, daß der Rosenkranz immer noch als des „Latinismus“ verdächtig erscheint und daher überall schlecht gesehen oder sogar vollständig aus den *Zerkwas* und den ruthenischen Hütten verbannt wird.¹⁾ Doch gibt es einen Gegenstand, an dem es unmöglich ist vorüberzugehen, selbst in einem so flüchtigen Überblick. Unsere Epoche wird sich — hoffen wir es — in der Geschichte der Kirche den Namen der eucharistischen erwerben, und man kann sich leicht vorstellen, auf welche Hindernisse in der unierten Kirche das eucharistische Leben stoßen muß, angesichts der Kommunion unter beiderlei Gestalten.

Doch könnte man hoffen, daß all dies langsam verschwinden würde, wenn es möglich wäre, die große „Operation“ durchzuführen, die nur allein geeignet wäre, die unierte Kirche von dem schweren Übel zu befreien, das sie seit Jahrhunderten untergräbt. In dem Augenblick, als die Union von Brześć zustande kam, trieb der heil. Stuhl seine Willfährigkeit der ruthenischen Kirche gegenüber aufs äußerste, indem er nicht forderte, daß das obligatorische Zölibat dort unmittelbar eingeführt werde; eine Weitsichtigkeit, die um so mehr eingeschätzt werden sollte, als dies sofort nach dem Tridentiner Konzil geschehen ist. Man gab sich wohl so scheinbar berechtigten Hoffnungen hin, daß die religiöse Wiedergeburt die halbtote ruthenische Kirche mit der Zeit von selbst zur Einführung des obligatorischen Zölibats veranlassen werde. Und diese Erwartungen wären vielleicht in Erfüllung gegangen, wenn die vom offenen Schisma (dem orthodoxen) her drohenden Gefahren, ebenso wie später jene des verschleierte Schismas (Josefinismus) die Wiedergeburt des unierten Klerus nicht verhindert hätten.

¹⁾ Was die Zulassung des Rosenkranzes, des Marienmonats und anderer ähnlicher Andachtsformen anbelangt, bildet die Stanislauer Diözese eine Anerkennungswerte Ausnahme, wie denn überhaupt der hervorragende Diözesanbischof Msgr. Chomyschyn die veralteten Vorurteile seines Klerus gegen solche angebliche „Latinismen“ zu brechen versucht.

Es war sicher nicht ein reiner chronologischer Zufall, daß das orientalische Schisma endgültig am Vorabend der Gregorianischen Reform ausgebrochen ist, deren leitende Grundsätze während der letzten Pontifikate vor Gregor VII. Oberhand gewonnen haben. Das Zölibat war dem Byzantinismus ebenso verhaßt, wie der Cäsaropapismus sein Wesen ausmachte: hier liegt der tiefe Abgrund, der den christlichen Osten von dem Westen scheidet. Und deshalb wird nie der katholische Charakter der unierten Kirche sich wirksam befestigen und darin tiefe Wurzel schlagen können, solange die Ehe der Geistlichen als Bollwerk ihrer byzantinischen Traditionen, vielleicht selbst ohne Vorwissen seines verheirateten Klerus, dienen wird.¹⁾

3. Religion und Irreligion.

Die Bezeichnung „nationale Kirche“ ist in dem kirchlichen und politischen Wortschatz eine technische geworden. Chronologisch nimmt unter den „abgesonderten Kirchen“ die im XVI. Jahrhundert begründete anglikanische Kirche die erste Stelle ein. Sie ist auch die zahlreichste unter den protestantischen Kirchen, die mehr oder weniger nach dem anglikanischen Muster als „Staatskirchen“, „Landeskirchen“ eingerichtet wurden. Denselben Charakter haben auch die „autokephalen“ Kirchen des orientalischen Schisma. An ihrer Spitze schreitet die russische Kirche, der sich in der Folge all die neuen in unseren Tagen in den Balkanstaaten geschaffenen kirchlichen Bildungen zugesellen: die Kirchen Rumäniens, Bulgariens, Serbiens, des Königreichs Griechenland, neben der schismatischen armenischen Kirche und all dem, was sonst von der schismatischen Welt unter

¹⁾ Man wird vielleicht diesen Gesichtspunkt zu bestreiten suchen durch den Hinweis auf den tief katholischen Charakter der unierten Kirche in Polen in der zweiten Hälfte des XVII. und im Laufe des XVIII. Jahrhunderts, vor allem in Weiß-Heußen. Um diesem Einwand vorzubeugen, genügt es festzustellen, daß der verhältnismäßig blühende Zustand der unierten Kirche in dieser Zeit gerade der gewaltigen Ausdehnung und den Verdiensten der unierten Basilianer, somit nicht verheirateter Ordensgeistlicher zuzuschreiben ist. Vgl. unten II. Teil, Anhang III, § 3. Es wird überflüssig sein, daran zu erinnern, daß man — vor etwa 35 Jahren — daran dachte, auf dieses Mittel zurückzugreifen, um die unierte Kirche in Galizien zu beleben, und zwar durch die damals unter der Leitung der Jesuiten vollzogene Reform der Basilianer; vgl. unten II. Teil, Anhang VII, Nachträge zu diesen Seiten.

der kirchlichen Amtswaltung des byzantinischen Patriarchats zurückgeblieben ist.

Man muß an diese allzugut bekannten Dinge erinnern, um den ganz speziellen Charakter der unierten ruthenischen Kirche hervortreten zu lassen. Wenn wir nicht zögern, ihr einen wesentlich nationalen Charakter zuzuschreiben, so stellen wir nur eine unleugbare Tatsache fest, ohne durch diese Behauptung ihrem katholischen Charakter nahezutreten. Es ist dies eine einzige nationale Kirche, die nicht eine „Staatskirche“ ist. Eine „abgesonderte Kirche“ — die einzige, die einen Bestandteil der universellen katholischen Kirche bildet — bleibt sie trotzdem eine durchwegs nationale Kirche, da sie sich über die Grenzen einer einzigen Nation nicht ausdehnt, und da es ihr vollständig an Elementen gebricht, die irgend eine Möglichkeit einer solchen Ausdehnung bieten könnten.¹⁾

Auf Grund dieses einzigartigen ausnahmsweisen Charakters gewährt die ruthenische Kirche dem Nationalleben ihrer Gläubigen eine Stütze von unschätzbarem Wert. Und deshalb hat jeder galizische Ruthene, dessen nationales Bewußtsein erwacht ist, für sie eine tiefe Zuneigung. Es ist ihm daran gelegen, daß Rußland das ruthenische Element nicht aufsauge: da kommt der „unierte“ Charakter seiner Nationalkirche in Betracht, die ein Bollwerk gegen die „russische Gefahr“, gegen die schismatische Propaganda bildet oder bilden sollte. Doch was der Ruthene noch mehr in der Eigenart dieser Kirche einschätzt, ist der Umstand, daß sie ihm erfolgreich als defensive und zugleich aggressive Waffe in seinem Kampfe gegen das Polentum dient.

Das ruthenische Volk, wenig in religiösen Dingen belehrt, betrachtet den „polnischen“ Glauben als etwas von seiner eigenen Religion vollständig Verschiedenes. Es ist überflüssig zu sagen, daß es sich durchaus nicht um dogmatische Probleme (das *Filioque* usw.) kümmert, auf deren Gebiet es sich mit dem Glauben seiner polnischen Nachbarn vereint und von seinen schismatischen Landsleuten in der Ukraina geschieden

¹⁾ Die bulgarische katholisch-unierte Kirche, die nur eine geringe Anzahl von Glaubensgenossen zählt (ein Gebilde der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts), steht mit der ruthenischen (griechisch-katholischen) Kirche in gar keinem Zusammenhange.

befindet, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben. Es weiß mehr oder weniger, daß in Rom der „*rymskij papa*“ residiert als sichtbares Haupt der wahren Kirche — es weiß vielleicht, daß der Papst „*Lew*“, „*Pij*“ oder „*Wenedykt*“ heißt — aber außer diesen Einzelheiten hütet man sich wohl, es zu sehr darüber aufzuklären, was die Autorität des heiligen Stuhls betrifft, weil dies seine Gefühle für denjenigen, der hier auf Erden den Heiland vertritt, lebhafter gestalten könnte. Das könnte ihm den „unnützen“ Gedanken einflößen, daß die religiösen Zeremonien, die in „polnischen“ Kirchen — jenen des lateinischen Ritus — vollzogen werden, die er stets gewissermaßen mit Mißtrauen betrachtet, denselben Wert hätten wie die Liturgie seiner eigenen *Zerkwas*, da der lateinische Ritus jener des Stellvertreters Christi ist. Der auffallende Unterschied im Ritus und der Sprache zwischen dem Gottesdienst der „polnischen“ ledigen Geistlichen und dem seiner eigenen verheirateten Priester, die von ihren Familien umgeben sind: das ist es, was seine Einbildungskraft und sein Herz so mächtig beeinflusst. Und noch mehr als all dies: der Unterschied im Kalender, der ruthenische „alte Stil“ und der neue „polnische Stil“. Wenn der Ruthene die Polen Weihnachten dreizehn Tage früher feiern sieht, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten oft sogar einen Monat früher, so fällt es ihm sehr schwer, sich mit dem Gedanken zu befreunden, daß es trotzdem „derselbe“ Glauben ist.¹⁾ Er sagt das Glaubensbekenntnis her, er wiederholt den Artikel der Gemeinschaft der Heiligen, doch er wird nur zu gut gewahr, daß die „Polen“ sich durchaus nicht um seine Lieblingsheiligen — Wasyl, Ilia, Mitrophan, Paraskewia — kümmern und ganz andere, ihm vollständig fremde verehren, so den heil. Franziskus, den heil. Ludwig, den heil. Kasimir, die heil. Therese. Und die Kommunion unter einer Gestalt! . . .

¹⁾ Während des Drucks dieser Seiten bringen die Zeitungen eine in der Tat sensationelle Nachricht, und zwar, daß der griechisch-unierte Bischof von Stanislaw, Msgr. Chomyschyn in seiner Diözese den Gregorianischen Kalender eingeführt hat. Die Bedeutung dieser „Neuerung“ vom religiösen Standpunkt kann nicht genug hoch eingeschätzt werden — es ist dies eine „Neuerung“, die dem weiten Gesichtskreis dieses hervorragenden Kirchenfürsten, von dem wir bereits oben (S. 162) gesprochen haben, durchaus entspricht. Für jeden, der in diesen Dingen Bescheid weiß, ist es überflüssig zu sagen, daß Bischof Chomyschyn, ein eifriger „ukrainischer“ Patriot von national schärferer Tonart, keinesfalls des

All dies geht dem ruthenischen Bauern ans Herz und läßt ihn für seine nationale Kirche eine um so größere Zuneigung fassen, als er sie einer anderen gegenüberstehen sieht, deren Ritus ihn als fremder unangenehm berührt und die man ihm als eine aggressive, seine *Zerkwas* mit dem Eindringen des „Polonismus“ bedrohende Einrichtung hinstellt. Fordert man ihn auf, den Rosenkranz zu beten, so ist das ein Verbrechen der religiösen Majestätsbeleidigung, das die Polen ersonnen haben, um die ruthenische Kirche zu „latinisieren“. Doch ist diese Kirche instinktiv den Volksmassen so teuer, so ist sie es nicht minder den Intellektuellen, mögen sie gläubig sein oder nicht. Die Ungläubigen sind ihrer nationalen Kirche als solcher zugetan, weil sie ihre Eigentümlichkeiten als eine von unvergleichlicher Wirksamkeit ausgestattete Triebkraft in dem politischen Kampf auffassen, den sie unglücklicherweise nicht aufzugeben gedenken. Sie sind insbesondere unerbittlich gegen alles, was ihnen als Versuch, „die Union zu latinisieren“, erscheint, mögen es auch nur die harmlosesten Praktiken sein, die die christliche Frömmigkeit in jeder Epoche erstehen und sich verbreiten läßt, sobald der Pulsschlag des religiösen Lebens kräftiger wird. Und selbst die Ungläubigen — mögen sie noch so gleichgültig oder selbst feindlich jeder offenbarten Religion gegenüberstehen — lassen sich nicht selbst von den eifrigsten Katholiken ihrer Kreise in den Ehrfurchtsbezeugungen und der aufrichtigen Anhänglichkeit an die Oberhäupter ihrer nationalen Kirche übertreffen. Der Metropolit von Lemberg — der einzige ruthenische Magnat — ist stets Gegenstand ihrer Verehrung; mag man ihm gehorsam sein oder nicht, man hört doch nicht auf, ihm die liebevollste Ehrfurcht zu bezeigen. Die Führer des „Ukrainismus“ hüten sich wohl, in irgend einer

„Polonismus“ verdächtigt werden kann. Sein mutiger Entschluß war sicher durch keine anderen Beweggründe beeinflusst, als durch den Wunsch, die dreihundertjährige Scheidewand, welche die ruthenische Kirche von der römischen absondert, fallen zu lassen und das unselige Band, das der Kalender alten Stils zwischen der ruthenischen und der schismatisch-orthodoxen Kirche bildet, zu vernichten. Die mehr als ungünstige Haltung der „ukrainischen“ Politiker der Anordnung des Bischofs Chomyschyn gegenüber dürfte als beredte Illustration dessen, was wir soeben oben ausgeführt haben, dienen. Es sei uns gestattet, den Leser auf die weitere Ausgestaltung unserer Betrachtungen über diesen Gegenstand zu verweisen (vergl. II. Teil, Anhang VII, Nachträge zu S. 165).

Beziehung die lärmvolle ultra-radikale Jugend zu kränken; doch wenn es sich darum handelt, sie wegen ihrer wenig freundlichen Gefühle dem Metropolitcn oder den beiden anderen ruthenischen Bischöfen gegenüber zu maßregeln, so scheuen diese Führer selbst davor nicht zurück, ihr Ansehen aufs Spiel zu setzen, um sich nur mit dem Episkopat solidarisch zu zeigen.

Es gibt glücklicherweise eine aus Laien zusammengesetzte Intelligenzgruppe, deren überzeugungsfeste katholische Gesinnung nicht bestritten werden kann.¹⁾ Diese ganz kleine Gruppe, deren Organ vor dem Krieg der *Ruslan* war, hat leider gar keinen Einfluß, und obwohl sie unter ihren Mitgliedern den einen oder anderen früheren Abgeordneten zählt, der einst eine — selbst wichtige — Rolle im öffentlichen Leben spielte, so gibt sie sich heute damit zufrieden, vollständig von diesem entfernt zu sein. Die radikale Strömung hat in solchem Maße Oberhand gewonnen, daß die Vertreter dieser Gruppe gar keine Aussicht auf Erfolg haben würden, wenn sie sich als Kandidaten bei den Wahlen zum galizischen Landtag oder zum österreichischen Parlament vorstellen würden. Es wäre wohl leichter, in diesen Kreisen als irgendwo anders Männer zu finden, die den nationalen Frieden und einen ehrlichen Vergleich mit den Polen wünschen. Doch fürchten diese wahren Katholiken so sehr des Polonophilismus verdächtig zu erscheinen, daß ihre übertriebene Vorsicht in dieser Beziehung die Polen immer hindert, mit ihnen in Berührung zu treten.

Finden sich die katholischen Elemente unter den ruthenischen Intellektuellen seit einer Zeit in der kleinen Zahl der Anhänger des nunmehr eingegangenen *Ruslan* organisiert, so besteht der ganze Rest dieser Kreise mit wenigen Ausnahmen nur in (unierten) Namenskatholiken, die prinzipiell gleichgültig oder feindlich der Kirche und selbst dem Christentum gegenüberstehen. Der Indifferentismus überwiegt in der jetzt im Aussterben begriffenen Generation, — die feindlichen Gefühle und Auffassungen gewinnen Oberhand in derjenigen, auf die heutzutage die Leitung der nationalen Bewegung übergeht.

¹⁾ Die hervorragendste Persönlichkeit dieser Gruppe ist der frühere Abgeordnete und em. Professor Hofrat Alexander Barwinski; vgl. oben S. 109.

In der sozialen Struktur der ruthenischen Nation in Galizien besteht die intellektuelle Klasse, in Ermangelung von Grundbesitzern und dem Bürgerstande, nur aus zwei Elementen: aus einer Gruppe von Laien, die Berufe von Advokaten, Ärzten, Ingenieuren usf. ausüben, oder Staatsbeamte sind, sowie aus dem verheirateten Klerus und seinen Familien. Noch heutzutage ist das Laienelement, obwohl stets im Wachsen begriffen, numerisch das schwächere. Es ist nun sicher keine ruthenische Spezialität, daß gerade dieses Milieu (Advokaten, Ärzte, Beamte) einen für die Eroberungen des Unglaubens empfänglichen Boden darstellt. Ist dies doch eine allgemeine Erscheinung, die seit mehr als einem Jahrhundert feststeht. Doch dürfte man nicht zu sehr Optimist sein, wenn man behauptet, daß anderwärts in den katholischen Ländern — und ebenso in Galizien unter den Polen — die religiöse Wiedergeburt in diesen Kreisen unleugbare Fortschritte macht; überall treten die Gegensätze — Religiosität oder Unglaube — im allgemeinen immer schärfer auf. Der ruthenische, „ukrainische“ Boden erscheint bis nun davon kaum berührt: dort geht der ehemalige, vielmehr wohlwollende Agnostizismus unter und der Radikalismus jeder Färbung, der sich der Intelligenzkreise bemächtigt, verbreitet dort den Unglauben in einer geradezu erschreckenden Weise. Was dazu zweifellos viel beiträgt, ist der immer regere Verkehr mit den „authentischen“ Ukrainern jenseits des Dniepr, wo das Volk massenhaft zu den rationalistischen Sekten übergeht, während die Intellektuellen von der Marke Dragomanow seit langem eine Beute der Irreligion geworden sind.¹⁾

Doch die am meisten beunruhigende Erscheinung, die die Zukunft mit gewaltigen Gefahren bedroht, ist, daß der Unglaube augenscheinlich sich in den Reihen des verheirateten Klerus verbreitet. Indem ich diese Worte auszusprechen wage, weiß ich ganz gut, daß ich mich einer unverzeihlichen Leichtfertigkeit schuldig machen würde, eine solche Behauptung aufzustellen, ohne ihre Richtigkeit verantworten zu können. Es handelt sich jedoch um eine notorische, von gesinnungsfesten Katholiken unter den Ruthenen vielfach beklagte Erscheinung, über die es unmöglich ist sich hinwegzusetzen, wenn man diesen Gegenstand berührt.

¹⁾ Vgl. oben S. 104 ff.

Im Laufe der letzten Jahrzehnte hat sich auf dem psychischen Boden der ruthenischen Priesterfamilien Galiziens eine tiefgreifende Umwandlung vollzogen. So abfällig man auch im allgemeinen über die Einwirkungen der Priesterehe auf das religiöse Leben der unierten Geistlichkeit urteilen mag, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß man in diesem Milieu noch etwa vor einem Menschenalter nicht selten recht sympathischen Charakterzügen begegnete, die mitunter lebhaft an die echte, anspruchslose Frömmigkeit der deutschen Pastorenfamilien älteren Datums erinnerten.¹⁾ Dieser Typus gehört wohl heutzutage zu äußerst seltenen Ausnahmen. Seitdem die Ideen Dragomanows auf sämtlichen Gebieten des nationalen Lebens dem Ukrainismus ihr markantes Gepräge verliehen haben, sind die „ukrainischen“ Schülerheime, deren Zahl in der letzten Zeit von Jahr zu Jahr immer mehr heranwuchs, zu wahrhaften Pflanzschulen des Unglaubens geworden. In diesen Anstalten genießt die Jugend der Priesterfamilien ihre Erziehung und man kann sich leicht vorstellen, wie dies zumeist auf das elterliche Haus der jungen Priestersöhne und Priester-töchter zurückwirkt. Was noch von alter Religiosität in den Pfarrhäusern zurückgeblieben ist, wird nur zu oft durch den „pädokratischen“ Einfluß der jungen Generation weggefeßt. Die Zöglinge der Schülerheime, ohne aus dem väterlichen Hause feste religiöse Grundsätze mitgebracht zu haben, werden in diesen Anstalten für den streitenden Unglauben um so leichter gewonnen, als es jungen Burschen und Mädchen so schwer fällt, der Versuchung einer wohlfeilen „Aufklärung“ zu widerstehen, indem sie sich über die Nacht die Ideen eines Haeckel oder Ostwald aneignen, und je weniger sie ernste Bildung besitzen, desto entschiedener suchen sie den Mangel derselben durch Hervorkehren ihrer „monistischen“ Überzeugungen zu ersetzen. Die Ferienzeit genügt nun größtenteils der „aufge-

¹⁾ Vgl. oben S. 82. Ein reizendes Bild des Familienlebens in einem ruthenischen Pfarrhause älteren Typus enthalten die Memoiren A. Barwinskyjs (*Spominy s moho žitja*, Lemberg 1913, II, 10) in der Erzählung eines Besuches, den Kulisch (vgl. oben S. 48—49) im Jahre 1869 den Eltern des Verfassers abgestattet hatte. Kulisch war von der in diesem Pfarrhause herrschenden Stimmung derart ergriffen, daß er voll Rührung die bekannten Verse aus Voss' „Luise“ (Schilderung eines protestantischen Pfarrhauses) vortrug.

klärten“ Jugend, diese Marke der gewonnenen Bildung dem elterlichen Hause aufzudringen, und sie fühlt sich erklärlicherweise zu einer solchen Aufklärungsmission um so wirksamer hingezogen, als sie dazu durch das Tagewerk des väterlichen Berufes, das sie anwidert, herausgefordert wird. Erscheint ihr doch die offenbarte Religion als alter Plunder von Unwissen und Aberglauben.

Dies hindert nicht im geringsten viele Jünglinge dieser Denkungsart, dennoch das väterliche, großväterliche, urgroßväterliche Handwerk zum Lebensberuf zu wählen, wodurch ihre Weltanschauung in die Seminare verpflanzt wird. Wie viele gibt es unter ihnen, welche nach Absolvierung ihrer theologischen Studien und nach bestandenen Prüfungen die „Zeremonie“ der Priesterweihe über sich ergehen lassen, weil dies ja zur Ausübung ihres Handwerks unerläßlich ist?¹⁾ Man behauptet, daß manche solcher jungen Geistlichen, die mit ebenso ungläubigen Frauen — Zöglingen weiblicher Internate — verheiratet sind, nur allmählich im Laufe ihrer geistlichen Amtswaltung ihren Glauben im Verkehr mit ihren bäuerlichen Pfarrkindern wiedererlangen. Man braucht in der Tat nur die Einzelheiten des Prozesses Miroslav Siczyński, des Mörders des Grafen Andreas Potocki, zu verfolgen, um sich über die in jenen Häusern herrschende Atmosphäre, aus denen dieser unglückselige junge Mann — Sohn, Enkel, Urenkel verheirateter Geistlicher . . . — hervorgegangen ist, im klaren zu sein. Und mit welchem Heiligenschein wurde diese Familie Siczyński in dem ganzen „ukrainischen“ Lager nach dem vollzogenen Attentat umkränzt: lauter Helden und Heldinnen . . .

4. Religion und Kultur.

Kehren wir zum „ruthenischen Nebelfleck“ zurück . . . Ist er daran, sich zu einem festen Himmelskörper zu verdichten oder wird er von dem russischen Stern aufgesaugt werden?

Es wäre sehr zu wünschen, daß dieses mit so bedeutenden Anlagen ausgestattete Volk, in einem gesunden Nationalleben

¹⁾ Kurz vor Ausbruch des Krieges sah sich der Metropolit gezwungen, die Schließung des unierten Seminars in Lemberg anzuordnen, um gegen von rebellischem Geist angehauchte Manifestationen zu reagieren, wie auch, um das Institut bei seiner Wiedereröffnung von den gefährlichsten Elementen zu befreien.

entwickelt und in Zucht gehalten, mit seiner mächtigen Stimme das Konzert der Völker bereichern könne. Ist dies zu erhoffen? Wir glauben es: jawohl — vorausgesetzt, daß die Erfahrungen dieses schrecklichen Krieges zumindest einer ansehnlichen Zahl derjenigen die Augen zu öffnen vermögen, die an seinem Vorabend an der Spitze der nationalen Bewegung standen, um sie von den gefährlichen Irrwegen abzuwenden, auf welche sie in der Führung ihres Volkes geraten sind. *Sanabiles nationes* — man muß an diesen gebeiligten Ausdruck glauben. Doch nur auf einem von der Grundidee dieses Wortes gezeichneten Wege müßte die Entwicklung der ruthenischen Nation vor sich gehen, wenn sie ihr Dasein und ihre Zukunft sichern soll.

Et veritas liberabit vos . . . Vor allem müßte man, um diesen Weg betreten zu können, jenes herabwürdigende Joch von Fiktionen abschütteln, unter dem die ruthenische Seele sich so leicht dem unheilvollen Größenwahn ergibt. Die gefährlichste Seite der Lüge ist vielleicht die, daß, wenn man sie unaufhörlich wiederholt, man sich selbst von ihr betrügen läßt. Man sollte gleichzeitig auch mit der Methode brechen, die zukünftige Größe der „ukrainischen“ Nation mit diesen Fiktionen zu eskontieren, deren man sich sowohl den eigenen Landsleuten gegenüber bedient, um sie im Glauben an die Zukunft zu bekräftigen, als auch Fremden gegenüber, die für die Dauer sich wirklich nicht sehr geschmeichelt fühlen müssen, wenn man ihnen unaufhörlich zumutet, daß sie von der Existenz einer so „großen unbekannten Nation“ nichts wissen. Die Wirklichkeit, die wahre Lage dieser 34 Millionen Menschen, aus welchen die Gesamtheit der zukünftigen ruthenischen Nation besteht, die tatsächlichen Hebel ihres nationalen Lebens richtig einzuschätzen, das ist der einzige Ausgangspunkt, von dem in der Zukunft alle Bemühungen um ihre Entwicklung ausgehen sollten — *et veritas liberabit vos . . .*

Vae illis qui malum bonum dicunt et pereant qui nigrum in candidum vertunt . . . Nieder also mit den falschen Götzen des *haidamakischen* Kults, der so erschreckende Fortschritte im „Ukrainismus“ der letzten Epoche machte, die ruthenische Seele vergiftend. Es fehlt wahrlich nicht an Elementen, die von diesen ungesunden Überlieferungen frei sind und die als Fundamente für den zukünftigen Bau einer wahren nationalen

Kultur dienen könnten, und gerade im Rahmen dieser Kultur würde das ruthenische Volk zu einer Nation heranreifen, berufen, seinen Platz in Europa einzunehmen. Doch das Wichtigste für seine Zukunft ist, daß es eine richtige Auswahl dieser Elemente treffe, denn damit sie ihren Aufgaben gerecht werden, müssen sie von dem Gerechtigkeitsgefühl und der Erkenntnis der Pflichten, die von den einzelnen Nationen auf den ihnen von der Vorsehung vorgezeichneten Bahnen zu erfüllen sind, geleitet werden. Es ist unmöglich, diese Ideologie, die dem Christentum innewohnt, mit pietätvollen Erinnerungen der Kosaken- und *Haidamaken*-, „Helden“ zu vereinigen. Es sei also noch einmal gesagt: im Namen der Wahrheit sollen diese Erinnerungen darauf beschränkt werden, was sie Wahres an sich haben, um jene wesentlich antichristlichen Götzen, denen man zu lange Altäre errichtete, zu stürzen; das ist die zweite Etappe, die notwendig überwunden werden muß, soll ein edles, erhabenes Ideal die ruthenische Nation einer lichten, erhabenen Zukunft zuführen.

Würde sie in dieser neuen Ära, die wir ihr vom Herzen wünschen, so hartnäckig wie heute an der modernen Bezeichnung der „ukrainischen“ Nation festhalten? Gleichviel, — vorausgesetzt, daß nur das verschwinde, was in diesem Namen tendenziös ist. Doch worauf die Ruthenen nicht verzichten werden — und mit gutem Recht — ist der Begriff der nationalen Einheit, die die ehemalige Ukraina und ihre territorialen Auswüchse in Südrußland mit dem früheren Rot-Reußen über die zentrale Zone der ruthenischen Länder Podolien, Wolhynien und Polessien vereinigt.

Ein Teil dieser zentralen Zone befindet sich seit mehreren Monaten nicht mehr unter der russischen Herrschaft, deren oppressives System die kulturelle Entwicklung des Ruthenismus so gewaltig erschwert; sie ist zur Zeit von österreichischen und deutschen Truppen besetzt. Wir werden uns hüten, unfruchtbare Mutmaßungen über die politische Zukunft dieses Gebietes, wie der benachbarten, von Ruthenen bewohnten Länder, die eigentliche Ukraina mit inbegriffen, aufzustellen. Doch dürfte es vielleicht nicht zu sehr gewagt sein, anzunehmen, daß nach Friedensschluß die Verhältnisse sich in dieser oder jener Richtung für die Ruthenen günstiger gestalten werden, als sie es vor

dem Krieg waren. Und wenn auch die politische Vereinigung der ruthenischen Länder jedenfalls vielmehr undenkbar erscheint, so ist es doch sehr wohl möglich, daß ihre nationale Einheit leichter über die politischen Grenzen hinweg aufrecht zu erhalten sein wird infolge der Umwandlungen, die man zu gewärtigen hat. In diesem Falle wird die ganze Zukunft der vielen Millionen der ruthenischen Bevölkerung in erster Linie von ihrer zukünftigen kulturellen Entwicklung abhängen, die letzten Endes darüber entscheiden wird, ob ihr Nationalcharakter verwischt oder ob aus dem Boden so vieler Millionen Seelen eine besondere Nation erstehen wird — eine ruthenische . . . ukrainische . . . kleinrussische . . ., auf den Namen, den man ihr geben wird, kommt es nicht an.

Ein Umstand, über den wir nicht zweifeln, ist, daß diese kulturelle Entwicklung — wenn sie ihr Ziel erreichen soll — nicht ausschließlich das Vorbild jener intellektuellen Arbeit, die während der letzten 20 Jahre in den „ukrainischen“ Kreisen vollzogen wurde, befolgen sollte. Es wäre ungerecht, zu bestreiten, daß diese intellektuelle Bewegung auf ernste Erfolge zurückblicken kann. Doch formulieren wir die Frage aufrichtig: eine gewisse Zahl von Bänden, die von der Schewtschenkogesellschaft und ihrer jüngeren Schwester in Kiew publiziert wurden . . . ist dies eine nationale Kultur? Die Arbeit, deren Früchte in diesen Bänden vorliegen, ist gewiß verdienstlich und wird — hoffen wir — keine verlorene Mühe für die Zukunft des Ruthenismus sein. Man wußte trotz gewaltiger Hindernisse mit großem Erfolg die dornenvollen Schwierigkeiten zu überwinden, die eine Sprache, wie die ruthenische — bis dahin ein Volksidiom — auf jedem Schritt darstellt, wenn man es versucht, sie auf dem wissenschaftlichen Gebiete zu handhaben. Als Frucht einer in einem solchen Idiom geübten Gedankengymnastik wird durch die Bemühungen der um diese beiden Gesellschaften vereinten jungen Leute ein unschätzbares Werkzeug der kulturellen Entwicklung der neu belebten Nation, die nationale Schriftsprache, ausgebildet und ausgestaltet. Es wäre bloß zu wünschen, daß derselbe Gelehrte, der sich darin gefällt, seinen weiten Gesichtskreis durch häufige Anführungen eines Taine, eines Haeckel, eines Lombroso zu betonen, gleichzeitig nicht die „ukrainischen“ Studenten dazu auffordert, die

Universitätsaula zu überfallen und dort die Porträte polnischer Gelehrter zu vernichten; möge er vorderhand zumindest Worte des Tadels solchen Ungeheuerlichkeiten gegenüber finden. . . .

Die ruthenische Sprache verdankt gewiß viel diesen wissenschaftlichen, auf deutsche Art recht korrekt geführten Studien. Möge sie siegreich die Gebiete in Angriff nehmen, die sie bisher nur ganz leise berührte und deren Wert für die menschliche Seele von höchster Tragweite ist. Möge der ruthenische intellektuelle Boden von Elementen befruchtet werden, die geeignet sind, eine des Namens „nationale Literatur“ würdige Bewegung hervorzubringen.

Ohne Religion ist auf die Dauer keine wahre Kultur denkbar. Auf die Gefahr hin, bei manchen Lesern Anstoß zu erregen, stehen wir nicht an, offen diese durch Jahrhunderte hindurch von der Geschichte bewiesene Wahrheit zu behaupten; wer geneigt wäre, sich über sie hinwegzusetzen, möge bedenken, daß selbst die Apostel des Monismus an Stelle des Christentums eine neu zu erfindende Religion zu setzen wünschen . . .

Es gibt keine wahre Kultur ohne Religion. Für den Fall, daß die zukünftige nationale Entwicklung der Ruthenen sich über ihr ganzes ethnographische Gebiet erstrecken sollte, fragen wir, woher sollte dieses die kulturelle Bewegung befruchtende religiöse Element entspringen? Weder die wesentlich nationalistische, dem Ruthenismus feindlich gesinnte offizielle russische Kirche, die „als Kirche tot ist“, noch die stundistische Sekte könnte es hervorbringen. Nur von dem, in der wiedergeborenen, verjüngten unierten Kirche befestigten Katholizismus kann man einen belebenden Hauch erwarten.

Der Ruthene ist von Natur aus sehr intelligent und mit reichlichen Talenten ausgestattet. Es ist sonderbar, auf den ersten Blick unerklärlich, daß nach 65 Jahren der Arbeit seine literarische Produktion sich so unbedeutend darstellt, das künstlerische Gebiet völlig brachliegt. Man kann wohl sagen, daß die Auferstehung der tschechischen Nation sich in derselben Zeit in viel günstigeren Verhältnissen vollzogen habe; welcher Abgrund jedoch scheidet die tschechische Kultur von dem, worauf man fast mit Scham den Namen der ruthenischen Kultur anwendet. *Poëtae nascuntur* — das ist wahr — große Schriftsteller, Dichter oder Prosaiker, ebenso wie Künstler, Musiker,

Maler, Bildhauer können unmöglich auf Befehl hervorgezaubert werden, selbst vermittelt übertriebener Aufmunterungen, wenn der psychische Boden, aus dem sie herauswachsen sollen, einen Geniekeim sich nicht entfalten und zum Ideal nicht empor-schwingen läßt. Haß und nichts als Haß; nationaler und sozia-ler Haß — das ist keine Atmosphäre, in der die wahre Kultur atmen könnte. Und darin liegt zugleich der Grund der chamä-leonenhaften Natur, die einen fanatischen „Ukrainer“ so leicht sich in einen Moskalophilen oder glatt in einen Russen ohneweiters umwandeln läßt. Lediglich auf den Haß gestützt, kann das nationale Gefühl sich in einem Nationalismus von krassesten Farben offenbaren; aber ohne nationale Kultur, ohne tiefe Anhänglichkeit an das, was sie für die Befruchtung der Seele mit edlen Instinkten ausströmt, wird sich dieses nationale Gefühl nie zu einem wahren Patriotismus erheben, der fähig wäre, fest und standhaft ernste Proben zu bestehen.

Poëtae nascantur — das ist es, was man den Ruthenen wünschen soll — *et instaurentur in Christo...*

ZWEITER THEIL.

ZWEITER THEIL.



ANHANG I.

Gebiet — Bevölkerung.

1. Die östliche Gruppe.

Das von den Ruthenen — sei es in kompakten Massen, sei es in Mischung mit anderen Nationalitäten (jedenfalls zumeist mit starkem Übergewicht des ruthenischen Elements) — bewohnte Gebiet beträgt etwa 800.000 Quadratkilometer. Die „ukrainischen“ Führer betonen diesen Umstand mit viel Selbstbewußtsein, indem sie feststellen, daß kein einziger europäischer Staat — Rußland ausgenommen — ein solches Ausmaß erreicht. Etwas weniger als der zehnte Teil dieses Gebietes gehört Österreich-Ungarn an (Ostgalizien, die nördliche Bukowina und ein Teil des nordöstlichen Ungarns, alles zusammen etwa 75.000 Quadratkilometer mit mehr als vier Millionen Einwohner). Der Rest befindet sich unter russischer Herrschaft.

Die ruthenischen Länder (die gemischten Gebiete mitinbegriffen) erstrecken sich zwischen den Karpathen, dem linken Ufer des Dniestr (von Chocim an), der nördlichen Küste des Schwarzen Meeres und den Ufern des Kuban im Kaukasus — im Süden; im Norden reichen sie an eine von der Mündung des San in die Weichsel längs des mittleren Laufs des Bug, durch das Quellgebiet der Narew und den ganzen Lauf der Pripet bis zu den Tälern der Desna und der Sož gezogene Linie. Im Westen ist das ruthenische Gebiet durch den San und den Bug begrenzt¹⁾, während ihre östliche Grenze eine lange Kurve bildet, die, von der Gegend von Brjansk (35° von Gr.) ausgehend, leicht

¹⁾ Es überschreitet das rechte Ufer dieser beiden Flüsse nur um eine schmale Zone, in der zumeist das polnische Element überwiegt.

gegen Südosten abbiegt, längs des rechten Ufers des Don läuft, diesen Fluß unweit von seiner Mündung durchquert und bis an die nördlichen Terrassen der kaukasischen Berge, nahe von Stauropol reicht.

In den dialektologischen Studien unterscheidet man in diesem weiten Gebiete 12—14 verschiedene Mundarten¹⁾, die jedoch nicht weit voneinander entfernt sind. Deshalb wollen wir nicht nach diesem Gesichtspunkt die Volksstämme dieser Länder gruppieren; wir ziehen ihm den geschichtlichen und jenen des Einflusses verschiedener Kulturabschattungen, den sie während der letzten Jahrhunderte erfahren haben, vor. Dieses Kriterium wird nicht schwer zu finden sein. Eine Gruppe würde jene Länder umfassen, die zu Polen vor seiner Teilung gehörten; die zweite dagegen diejenigen Gebiete, die außerhalb der ehemaligen Grenzen des alten polnischen Reiches gelegen sind. Die Wahl dieses Kriteriums ist vom kulturgeschichtlichen Standpunkt so einleuchtend, daß ihre nähere Begründung wohl überflüssig erscheinen wird. Die erste Gruppe, mag sie auch nicht ganz in den Kreis der westlichen Kultur eingetreten sein, hat sich ihr jedenfalls unter der polnischen Herrschaft stark genähert und hört bis auf den heutigen Tag nicht auf, unter ihrem Einfluß zu stehen, da die dieses Gebiet bewohnenden Ruthenen mehr oder weniger mit den Polen vermischt sind. Die Bevölkerung dieser Länder bestand lange Zeit hindurch aus Katholiken griechischen Ritus oder ist es noch heute. Die andere Gruppe hingegen, die einen wesentlichen Teil des durch und durch schismatischen christlichen Orients darstellt, befand sich nie in einem unmittelbaren Verkehr mit Westeuropa.

Es gibt aber zwei Gebiete, deren Geschichte wie auch ihre heutige Lage die Frage offen lassen, ob man sie der ersten oder der zweiten Gruppe zuzählen soll. Das sind die russischen Gouvernements Tschernihow und Kiew. Es scheint uns jedoch zutreffender, sie unter die Länder der östlichen Gruppe zu zählen, da dort die Wirkung des polnischen und katholischen Elements weder mächtig noch dauerhaft — aller-

¹⁾ Tschubinskij unterscheidet 14 „kleinrussische“ Dialekte, Rudnytzkij zählt ihrer zwölf auf und vereinigt sie in vier Gruppen.

dings die westlichen Grenzgebiete des Gouvernements Kiew ausgenommen — war.¹⁾

Das Gebiet, in dem das ruthenische Element am dichtesten vertreten ist, ist das Gouvernement Poltawa, der wahre Kern der östlichen Gruppe. Die Ruthenen bilden dort 93% der gesamten Bevölkerung, während in den beiden östlichen Gouvernements Kiew (79%) und Charkow (80%) ihre numerische Kraft diese Höhe nicht erreicht. Sie ist noch viel ungünstiger in dem Gouvernement Tschernihow, nördlich von jenem von Poltawa, wo sie durchschnittlich 66·5% erreicht.

In diesen vier Gouvernements beträgt die Gesamtzahl der Ruthenen etwa 11,950.000, und wenn man davon die westlichen Teile des Kiewschen Gouvernements abzieht, nur etwas mehr als 10 Millionen. Dieses Gebiet gehört den Ruthenen seit 5—10 Jahrhunderten. Nur auf dem Gebiet des Gouvernements Charkow, das bis zum XVIII. Jahrhundert sehr schwach bevölkert war, haben sie sich unter der russischen Herrschaft weiter ausgedehnt. Von diesem Kern aus gegen Süden und Nordosten sich verbreitend, haben die Ruthenen im Laufe der verflossenen zwei Jahrhunderte in einem starken kolonisatorischen Drang die benachbarten, bisher beinahe völlig unbewohnten Länder besetzt. Auf diese Weise hat sich vor allem im Süden eine lange und breite Kette — sozusagen von jungen Sproßen der ehemaligen eigentlichen Ukraina gebildet. Das sind die Gouvernements Cherson mit der Hauptstadt Odessa (54% Ruthenen, 21% Russen), Jekaterinoslaw (69% Ruthenen, 17% Russen), Krim (42% Ruthenen, 28% Russen), schließlich der westliche Teil des weiten Dongebietes auf dem rechten Ufer dieses Stromes, wo man etwa eine Million Ruthenen zählt. Die (tatsächlich) ukrainische Kolonisation, die im Süden gar keine Hindernisse fand und dort in den erwähnten Gouverne-

¹⁾ Was die westlichen Bezirke des Kiewschen Gouvernements, und zwar jenes von Radomyśl (zumindest 4·7% Polen), von Skwira (zumindest 4% Polen) und vor allem jenes von Berdyczów (wohl mehr als 10·2% Polen) betrifft, so sollte man davon nicht absehen, sie der westlichen Gruppe zuzuzählen. Die angeführten Ziffern, die auf Grund der Angaben der offiziellen russischen Statistik berechnet sind, sind gewiß niedriger als die wahre Zahl der diese Gebiete bewohnenden Polen, obwohl man versucht hatte, hier einige Korrekturen auf Grund der auf die Berichte der dortigen katholischen geistlichen Behörden gestützten Berechnungen vorzunehmen.

ments die Zahl von etwa 6,600.000 erreichte, stieß im Norden, an den südlichen Grenzen der Gouvernements von Kursk und Woronesch auf die großrussische Expansion und erreichte dort die Zahl von nur etwa 1,880.000 ruthenischer Einwohner (Kursk 670.000 = 22%, Woronesch 1,210.000 = 36%), die an den Ufern der Flüsse Seym, Oskol und Don sich angesiedelt haben.¹⁾

Das Gebiet der östlichen Gruppe, welcher man ohneweiters den Namen „ukrainisch“ zuerkennen darf, besteht also: 1. aus der ehemaligen eigentlichen Ukraina, die eine Fläche von 155.390 Quadratkilometern oder von etwa 130.000 Quadratkilometern umfaßt, wenn man die westlichen Bezirke des Gouvernements Kiew in Abzug bringt (Gouvernement Poltawa 49.896, Charkow 54.495, Kiew Gesamtfläche 51.000 Quadratkilometer); 2. aus dem Gouvernement Tschernihow (52.400 Quadratkilometer); 3. aus der gewaltigen Ebene von ungefähr 340.000 Quadratkilometern Umfang, wo die südlichen Ansiedler der ehemaligen Ukraina verstreut wohnen; 4. aus einem etwa 50.000 Quadratkilometer umfassenden Gebiet, das von ihrer nördlichen Kolonisation besetzt ist. Dieses Gebiet stellt demnach in seiner Gesamtheit eine Fläche von beinahe 600.000 Quadratkilometer dar, deren Bevölkerung mehr als 20½ Millionen Ruthenen beträgt. Nach Abzug des oben erwähnten Gebietes (westliche Bezirke des Gouvernements Kiew) würden diese Ziffern etwa 580.000 Quadratkilometer und 19 Millionen Einwohner umfassen.

Das Ganze beträgt $\frac{3}{4}$ des ruthenischen Gesamtgebietes und ungefähr $\frac{2}{3}$ der ruthenischen Gesamtbevölkerung.

2. Westliche Gruppe.

Zwei Drittel des von der westlichen Gruppe besetzten Gebietes befinden sich unter russischer Herrschaft; ein Drittel

¹⁾ Die oben angeführten Prozente sind nach den Angaben der Volkszählung von 1897, der einzigen Quelle für diesen Gegenstand, zitiert. Sie sind enthalten in der offiziellen Veröffentlichung „Pjerwaja obschtschaja pjerepis nasjelenja Rassijskoj Impjerii 1897 goda, wypusk 7 (Rodnyja jasyki)“, Petersburg 1905. Derselben Quelle hat auch Rudnytzkij die Daten für sein jüngst veröffentlichtes Werk: Ukraina, Land und Volk (Wien 1916, S. 147—157) entnommen, wo man aber manchmal kleine Ungenauigkeiten — wahrscheinlich Rechen- oder Druckfehler, gelegentlich selbst zuungunsten des ruthenischen Elementes — vorfindet. (Gouvernement Charkow 70% anstatt 80%, Tschernihow 86% an Stelle von 66½%, Poltawa 95% an Stelle von 93%.)

gehört zu Österreich-Ungarn; inbezug auf die Zahl der Bevölkerung zählt der russische Teil 7,404.000 (64·87%) bzw. nach Vornahme oben erwähnter Korrektur ungefähr 9 Millionen; der österreichisch-ungarische Teil 3,977·500 (35·13%). Trotz der großen Unterschiede, die diese beiden abgesonderten Teile kennzeichnen, sowohl wegen der kirchlichen Union, die in Österreich-Ungarn besteht, als auch infolge der besonderen Eigentümlichkeiten des russischen und österreichischen Regimes, gibt es nichtsdestoweniger in einem und dem anderen Teile eine Menge gemeinsamer Züge, die sie in auffallender Weise von jenen der östlichen Gruppe unterscheiden. Die Abschaffung der Union, die in Rußland unter der Regierung Nikolaus I. im Jahre 1839 vollzogen wurde, stellt in einem kleinen nordöstlichen Winkel seines Gebietes (das gemischte Gebiet von Chełm) eine verhältnismäßig neue, erst seit 40 Jahren datierende Tatsache dar; die tragischen Einzelheiten dieses Vorfalles sind von der Geschichte als ruhmvoller Ehrentitel für das ruthenische Volk verzeichnet, und zwar als eines mit fester Treue zur katholischen Kirche im Blute der Märtyrer getränkten Heroismus.¹⁾ Auf dem restlichen Gebiete herrscht seit 3 bis 4 Generationen die orthodox-schismatische russische Staatskirche und befestigt sich dort von Tag zu Tag immer stärker. Selbst unbestimmte Überlieferungen der Union sind dort verschwunden. Wenn gewisse Spuren ihrer Einwirkung auf die menschliche Seele in deren Tiefe sich bewahrt haben, das Gedächtnis kennt keine Erinnerungen mehr an die katholische Vergangenheit dieses

¹⁾ Erinnern wir an die Ursache, derentwegen jener kleine Winkel des halbruthenischen Gebietes, der das Gouvernement Chełm bildete, im Jahre 1839 von jenen Maßregeln nicht betroffen wurde, die sonst überall in Rußland die kirchliche Union verdrängten. Eine gemischte Bevölkerung bewohnt dieses Gebiet, wobei die Zahl der Polen (Katholiken lateinischen Ritus) überwiegt (47% gegenüber 36·2% Ruthenen). Auf dem Wiener Kongreß im Jahre 1815 wurde dieses Land in die Grenzen des polnischen Königreichs einbezogen und mit dem Kaiserreich Rußland durch eine Personalunion vereinigt; dieses war bis zum Jahre 1831 ein vollständig autonomer Staat und stand selbst bis 1867 unter eine ganz abgesonderten Verwaltung: hier blieb — als direkte Folge dieser Tatsache — die kirchliche Union bestehen bis zum Jahre 1876, ihre Abschaffung in dem ganzen russischen Reich überlebend. Wegen mancher das Gebiet von Chełm — dessen ethnographische Verhältnisse in diesem Kriege viele Veränderungen erfahren haben — betreffender Besonderheiten wolle der Leser mehrere im Anhang VII, Nachträge zu S. 183. enthaltene Einzelheiten zu Rate ziehen.

Volkes. All dies hängt damit zusammen, wie die Union dort abgeschafft wurde. Der arme unierte Bauer wurde kaum gewahr, daß eine Änderung stattgefunden habe. Die Regierung und die kirchlichen Behörden, mit dem abtrünnigen Metropoliten Sjemaschko an der Spitze, haben weislich dabei viel Vorsicht angewandt. Die unierten Geistlichen, die als Abtrünnige ihren Vorgesetzten folgten, blieben fast alle in ihren Stellen; die Liturgie, nur wenig von jener der schismatischen Kirche verschieden, wurde anfangs fast gar nicht geändert. Nur langsam, im Laufe der letzten 30 Jahre, hat man in den einst unierten *Zerkwas* den berüchtigten Vorgang der liturgischen „Purifikation“ vorgenommen, indem man an Stelle des lange geduldeten und jedem Pfarrkinde teuren Zeremoniells verschiedene Gebräuche des der schismatischen Kirche eigentümlichen Gottesdienstes setzte, wobei man oft auf Unzufriedenheit und Opposition seitens des Volkes stieß. Was die bis 1839 unierten Geistlichen, die nachher schismatische Popen geworden sind, anbelangt, so zeigten sie anfangs nicht sehr viel Eifer darin, ihren neuen Charakter hervortreten zu lassen; es gab sogar lange Zeit viele unter ihnen, die heimlich behaupteten, Kryptokatholiken geblieben zu sein. So traurig die Tatsache ihrer Abtrünnigkeit war, ist es andererseits unleugbar, daß, so lange ihre Reihen nicht vollkommen verschwunden waren, der schismatische und antikatholische Fanatismus durchaus keine Wurzel in dem Popenmilieu dieses weiten Gebietes gefaßt hat. Leider ist es aber ganz anders, seitdem die aus Mittelrußland stammenden Popen oder sogar in russischen Seminaren erzogene Söhne und Enkel der Abtrünnigen die Geistlichenstellen dort bekleiden. Schließlich hat sich die schismatische Orthodoxie des ruthenischen Volkes dieser Gebiete augenscheinlich — infolge einer tatkräftigen und zielbewußten Aktion russischer Geistlicher in Wolhynien, Polessien und Podolien — bemächtigt, wobei sie oft eine fanatische Färbung annimmt.¹⁾

Trotz alldem sind verschiedene Spuren der verschwundenen Union in dem Charakter des ruthenischen Volks, das das russische Gebiet der westlichen Gruppe bewohnt, nicht zu verkennen; sie kommen in mehr oder weniger auffallenden Einzelheiten

¹⁾ S. oben S. 120.

in verschiedenen Gegenden zum Vorschein. Das Gebiet selbst erstreckt sich, die westlichen Bezirke des Gouvernements Kiew mit inbegriffen, auf etwa 170.000 Quadratkilometer und umfaßt (abgesehen von den erwähnten Bezirken) die an Galizien angrenzenden Gouvernements, d. i. 1. Podolien (81% Ruthenen); 2. Wolhynien (70% Ruthenen), woran sich im Norden die südlichen Teile der Gouvernements von Grodno und Mińsk anschließen, die sich von Wolhynien in bezug auf die ethnographischen Verhältnisse und die Lage der Volksschichten wenig unterscheiden; 3. schließlich das ehemalige „Podlachien“, d. h. das Gebiet von Chełm und den südöstlichen Teil des Gouvernements Grodno, das erst seit der dritten Teilung von Polen abgerissen wurde, das aber äußerlich dem eigentlichen ehemaligen Podlachien sehr ähnlich sieht.

Der typische Zug dieses Gebiets, der es wesentlich von der östlichen Gruppe unterscheidet, besteht darin, daß auf seiner ganzen Oberfläche das polnische Element sich seit 5 Jahrhunderten stark unter der ruthenischen Dorfbevölkerung verstreut vorfindet. Wohl hat es seit der Teilung Polens erhebliche Verluste erlitten in den durch die Daten der Aufstände von 1831 und 1863 bezeichneten Etappen, und zwar sowohl infolge der zahlreichen Konfiskationen und Zwangsenteignungen des polnischen Grundbesitzes¹⁾ wie auch infolge der scharfen, in unerbittlicher Weise angewandten Maßregeln der russischen Regierung, die die Polen zu den Verwaltungsämtern und zu dem Lehrpersonal in den Schulen nicht zuläßt. Wollte man über diesen Gegenstand die offizielle Statistik zu Rate ziehen oder vielmehr nach ihren Angaben das diese Gebiete bewohnende polnische Element bewerten, so müßte man die polnische Bevölkerung in Wolhynien mit nur 6·2% und in Podolien sogar mit nur 2·3% (Volkszählung von 1897) veranschlagen. Doch berücksichtigt man die ausgesprochene Tendenz dieser Statistik und greift auf die in den Berichten der kirchlichen Behörden der katholischen Kirche enthaltenen Angaben zurück, so gelangt man zur folgenden Bestimmung der heutigen numerischen Kraft der Polen: in Wolhynien 10·5% (353.600) und in Podolien 8·9% (305.000). Sie ist aber in den einzelnen Bezirken dieser Gouvernements

¹⁾ Vgl. S. Smolka, *L'Europe et la Pologne à la veille et au lendemain de son démembrement*. Rome 1915, S. 100.

sehr verschieden, so daß sie in manchen 12% übersteigt (in dem Bezirk Płoskirów reicht sie bis auf 22·7% heran), während sie in den südlichen Distrikten von Podolien auf 2% fällt. Als eine wichtige Tatsache ist jedoch hervorzuheben, daß fast die Hälfte des Grundbesitzes sich dort noch in polnischen Händen befindet, in Wolhynien fast die Hälfte, in Podolien etwas mehr als die Hälfte (53%). All die grausamen Mittel der Konfiskation und Enteignung vermochten nicht, den unerschöpflichen Bestand an Lebenskraft des Polonismus und des Katholizismus in diesem Gebiete zu vermindern. Jeder Wohnsitz eines polnischen Besitzers bildet dort ein Bollwerk, welches unaufhörlich den Einfluß all dessen, was die westliche und katholische Weltanschauung kennzeichnet, ausstrahlt. Die Beziehungen zwischen den polnischen Magnaten und den ruthenischen Bauern sind dort im allgemeinen gute. Man kann sich deshalb leicht vorstellen, daß diese ruthenische Bevölkerung, die erst seit drei Generationen schismatisch ist, gewaltig sich von den eigentlichen Ukrainern von jenseits des Dniepr und von den an das Schwarze Meer grenzenden Ebenen unterscheidet.

Der zweite Teil der westlichen Gruppe, derjenige, der zu Österreich-Ungarn gehört, ist mit anderen Worten gesagt — das Ost-Galizien. Die Ruthenen der Bukowina (305.000) — Schismatiker — reihen sich vom politischen und nationalen Standpunkt vollkommen ihren galizischen Landsleuten an und bilden nur sozusagen eine Abteilung der großen Gruppe der letzteren; die fast halbe Million (462.000 nach der offiziellen Statistik) Ruthenen in Ungarn zählt fast gar nicht mit, da sie zu wenig entwickelt und zu schwach sind, um den Bemühungen der Regierung, die sie zu magyarisieren sucht, Trotz zu bieten.¹⁾

Von 81 Bezirken Galiziens sind 23 durchwegs polnisch, die anderen sind von einer gemischten Bevölkerung bewohnt, wo das Verhältnis zwischen dem polnischen und dem ruthenischen Element sehr verschieden ist, von jenem von 96·78% Polen und 3·06% Ruthenen (Łańcut) oder 95·46% Polen und 4·46% Ruthenen (Strzyżów) beginnend und durch eine lange Kette verschiedener Abschattungen bis auf jenes von 12·12% Polen und 87·08% Ruthenen (Peczenizyn) oder jenes von 13·72% Polen

¹⁾ Vgl. oben S. 71.

und 84·94% Ruthenen (Bohorodczany) gelangend. In fünf Bezirken beträgt die ruthenische Bevölkerung 80—87%, in zehn 70—80%, in acht 60—70%, in der Mehrzahl der gemischten Gebiete, d. h. in 17 Bezirken gegen 50%, in fünf 40—50%, in einem 30—40%, in zwei 20—30%, in vier 10—20%, in drei 3·06—8·4%. Da die Grenzbezirke zweier russischer benachbarter, an den östlichen Grenzen Galiziens anliegender Gouvernements (Wolhynien und Podolien) ein gewaltiges Übergewicht der ruthenischen Bevölkerung aufweisen (70·81%), so könnte man geneigt sein anzunehmen, daß ihre numerische Stärke in Galizien vom Westen nach dem Osten steige, was aber durchaus nicht richtig ist. Im Gegenteil, an den östlichen Grenzen des Gebietes, das ehemals dem früheren Palatinat Podolien angehörte, gibt es drei Bezirke, wo das polnische Element sogar überwiegt (Skałat 52%, Tarnopol 51·43%, Trembowla 51·78%), und in manchen benachbarten Bezirken fällt es nur um 4—9% unter 50% (Buczacz 46·63% Polen, 53% Ruthenen; Husiatyn an der russischen Grenze 44·24% Polen, 55·66% Ruthenen; Zbaraż, ebenfalls an der russischen Grenze gelegen, 42·93% Polen, 56·98% Ruthenen; Brzeżany 40·92% Polen, 58·92% Ruthenen; Złoczów 40·13% Polen, 59% Ruthenen). Am dichtesten befindet sich das ruthenische Element in den Karpathen, wo es sogar den oberen Lauf des San überschreitet, in den Gebirgsbezirken von Lisko (69% Ruthenen), Sanok (45·36%), Krosno (15·36%), Jasło (8·4%) und sich dann in den zwei benachbarten Bezirken von Gorlice (24·2%) und Grybów (17·74%) verdichtet, um seine westlichen Grenzen in dem Bezirke von Nowy-Sącz (12·83%) und seine nordwestlichen in jenem von Brzozów (12·05%) zu erreichen. Neben dieser breiten Gebirgszone befindet sich das ruthenische Element in Galizien am dichtesten in den nördlich vom Dniestr gegen Nordwesten von Wolhynien sich erstreckenden Ebenen, einem Gebiet, wo die ruthenische Bevölkerung überwiegt, mit Ausnahme des Bezirkes von Lemberg, das eine eher polnische ethnographische Insel bildet (75% Polen, 22·23% Ruthenen), und der oben erwähnten benachbarten Bezirke, wo die Bevölkerung in dem Verhältnis von 50% mehr oder weniger gemischt ist. Auf dieser Ebene, welche etwa 12 Bezirke umfaßt, beträgt die numerische Stärke des ruthenischen Elements durchschnittlich 63·99%, überschreitet sogar

in zwei Bezirken 70% (Żydaczów 74·92%, Żółkiew 72·35%) und fällt in dem von Cieszanów auf 51·38%.

Das vom rechten Ufer des San sich erstreckende Ostgalizien ist also ein Gebiet von gemischter Bevölkerung im eigentlichsten Sinne dieses Wortes; wir glaubten, uns erklärlicherwise mit diesem Lande, das man den ruthenischen „Piemont“ zu nennen pflegt, ganz besonders beschäftigen zu müssen. Man wird deshalb wohl für berechtigt halten, daß wir die oben angeführten Einzelheiten nicht für überflüssig betrachteten, deren Kenntnis uns unerläßlich scheint, soll der Leser in der Lage sein, sich eine eigene Meinung über einen wesentlichen Gegenstand unserer Studie zu bilden.

3. Ethnische Aufsaugungen.

Der kulturgeschichtliche Gesichtspunkt, den wir in den vorausgeschickten Erörterungen bei der Einteilung des ruthenischen Volksstammes in Anwendung gebracht haben, wird wohl aufs einfachste die wesentlichen einschlagenden Unterschiede hervortreten lassen. Es mag aber, wenn auch nur flüchtig, darauf hingewiesen werden, daß parallel damit eine Einteilung nach einem anderen Gesichtspunkte durchgeführt werden könnte, und zwar nach demjenigen der Rassenunterschiede.

Es ist eine unleugbare Tatsache, daß in Podolien und der Ukraina in den Schoß der ruthenischen Bevölkerung viele polnische Elemente eingetreten sind, die von ihr vollkommen assimiliert wurden. In der lebhaften Kolonisationsströmung dieser Länder seit dem XV. bis zur Hälfte des XVII. Jahrhunderts wanderten große Massen der polnischen Landbevölkerung gegen die östlichen Reichsgrenzen aus, um sich in den wenig bevölkerten Provinzen festzusetzen, die die zeitgenössischen Schriftsteller *terra lacte et melle fluens* zu nennen pflegten. Die rege Beteiligung des polnischen Landvolks an diesem kolonisatorischen Drang rief im Laufe des XV. Jahrhunderts innerhalb der westlichen altpolnischen Provinzen weitgehende Besorgnisse in bezug auf deren Entvölkerung hervor, so daß dadurch in der Gesetzgebung Einschränkungen der Freizügigkeit veranlaßt wurden, die schließlich dazu geführt haben, die Landbevölkerung an die Scholle zu binden.

Fragt man, auf welche Weise diese polnischen Volksmassen unter polnischer Regierung sich so vollständig entnationalisiert haben, so berührt man ein Problem, dessen Gegenstand geeignet ist, das ehemalige Polen einer schweren „Unterlassungssünde“ zu zeihen. In seiner Expansion nach dem Osten vernachlässigte es stark die religiösen Interessen der neu kolonisierten Grenzmarken, was sowohl vom politischen als auch vom religiösen Standpunkt ein arges, unverzeihliches Versehen war. Diese unleugbare Tatsache, die mehr oder weniger entschuldbar ist, insofern es sich um die Epoche vor 1569 handelt, als diese Länder einen Teil des Großfürstentums Litauen bildeten, stellt sich in einem anderen Lichte seit der Union von Lublin (1569) dar, die sie dem Königreich Polen einverleihte. Vor 1569 verfügte die junge katholische Kirche des Großfürstentums Litauen, seit 1386 daselbst eingeführt, kaum über genügende Kräfte, um sich mit der südlichen Peripherie dieses Staates zu befassen, und da das schwierige Problem der kirchlichen Union niemals von der Tagesordnung verschwand, so kümmerte man sich nicht zu sehr darum, ob die polnische Kolonisation in Podolien und in der Ukraina, die nirgends in verdichteten Massen, sondern vielmehr verstreut unter der ruthenischen Bevölkerung auftrat, für immer katholisch nach lateinischem Ritus bleiben oder in absehbarer Zeit uniert werden sollte. Kurz nach 1569 stieg die Frage der religiösen Union immer mehr an die Oberfläche der Probleme wesentlich politischer Natur, doch bevor sich dieses Werk vollzogen und befestigt hatte, haben die polnischen Ansiedler allmählich ihr religiöses Bekenntnis und gleichzeitig ihre von der eingeborenen Bevölkerung verschiedene Nationalität eingebüßt. In Ermangelung katholischer Kirchen, die sich nur in den wenigen Städten der Provinz befanden, besuchten die polnischen Bauern die schismatischen *Zerkwas*, was dieses katholische Element in einer oder zwei Generationen zu ausgesprochenen Schismatikern umbildete, die ebenso an dem Kultus der nationalen ruthenisch-russischen Kirche hingen, wie die eingeborenen Ruthenen; gemischte Ehen vervollständigten rasch diese für die katholische wie für die polnische Sache so unheilvolle Entwicklung. Es gab nur zwei katholische Bistümer auf diesem weitausgedehnten Gebiete von etwa 300.000 km^2 , das

von Kiew und das von Kamieniec Podolski, doch verfügten sie über zu geringe Ausstattung, um die wichtigen Bedürfnisse in bezug auf neu zu gründende Pfarren und neu zu erbauende Kirchen befriedigen zu können. Im Verhältnis zu den Reichtümern, die den Bischöfen und Prälaten des Königreichs Polen in ihren allzu großen Diözesen, deren Umfang durch sieben Jahrhunderte hindurch nicht vermindert wurde, zur Verfügung standen, waren die beiden Bischöfe von Kiew und Kamieniec einfach Bettler; sie zeigten sich nur sehr selten in ihren Diözesen, da sie von den reichlichen Benefizien bei den Kathedralen von Krakau, Plock, Posen usf. Nutzen zogen, die sie vor ihrer Konsekration erlangt haben und die sie auf Grund allzu leicht erreichbarer Dispensen beibehielten. Es ist traurig, aber es muß zugegeben werden: der hohe polnische Klerus dieser Zeiten, zu sehr um sein Wohlergehen bedacht, verkaufte um ein Linsengericht gerade so die Seelen seiner Herde, wie er damit zugleich leichtfertig die nationale Sache verriet. Der in bezug auf das Finanzwesen sehr schwache Staat ließ sich aber in dieser Beziehung eine nimmer wieder gut zu machende Vernachlässigung zu schulden kommen.

Wenn infolgedessen die Tatsache der Aufsaugung eines fremden, aber allerdings blutverwandten, durchwegs slavischen Elements in der ethnischen Struktur der ruthenischen Bevölkerung in Podolien und der westlichen Ukraina festgestellt werden muß, so kommt andererseits in den östlichen Teilen dieser Gebiete eine vollkommen verschiedene Erscheinung der Aufsaugung eines ethnisch wesentlich fremdartigen Elements zum Vorschein. Es waren dies die Überbleibsel der ehemaligen Nomaden der türkischen Rasse, welche in den Steppen der Ukraina und des Pobereze¹⁾ hausten, und die die mongolische Invasion nicht absorbiert hätte, um sie mit den Tataren zu verschmelzen. Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß die Aufsaugung dieses wilden und abenteuerlustigen Elements durch den von Natur aus friedlichen und eher sogar apathisch angelegten ruthenischen Volksstamm viel zur Bildung der Kosakenbanden beigetragen hat, über die wir im Anhang V eingehender handeln werden. In den schriftlichen Geschichts-

¹⁾ Pobereze = Gebiet zwischen dem Dniestr und dem Bug.

quellen fließen spärlich direkte Andeutungen in bezug auf diesen ethnologischen Prozeß, der unzweifelhaft in bedeutsamer Weise auf die späteren Schicksale des ruthenischen Volksstammes eingewirkt hat. Doch fehlt es nicht an anderwärtigen unzerstörbaren Dokumenten, die den schriftlichen Denkmälern gegenüber keineswegs als minderwertig betrachtet werden können und vollkommen geeignet erscheinen, auf diese wichtige Frage ein helles Licht zu werfen. Sie sind in den anthropologischen Merkmalen des ethnischen Typus der Bevölkerung dieser Gebiete zu suchen, der so auffallend verschieden vom wolhynischen und podolischen Typus erscheint; äußerlich Gesichts-, Haar- und Augenfarbe, Wuchs, anthropometrische Merkmale usf.; in psychischen Zügen: Temperament, Denkungsart.

Das Gebiet der anthropologischen Studien ist zu neu, als daß man in einer derart flüchtigen Übersicht mehr tun könnte, als den soeben berührten Gegenstand, der von ernstesten wissenschaftlichen Untersuchungen kaum in Angriff genommen wurde, in wenigen Worten anzudeuten. Es genügt jedoch, darauf hinzuweisen, was hierüber in den grundlegenden Arbeiten von Tschubinskij sowie in manchen verdienstlichen ethnologischen Untersuchungen in den Publikationen des Lemberger Schewtschenkovereins vorliegt.¹⁾ So unvollkommen und lückenhaft noch heutzutage die Verarbeitung des hiebei in Betracht kommenden Materials im Verhältnis zu dessen gewaltiger, vielfach noch völlig unberührter Gesamtheit erscheint, so verdankt man ihr doch die Erkenntnis starker Einwirkungen der türkischen Rasse in der ethnischen Bildung eines beträchtlichen Teiles der Bevölkerung der eigentlichen Ukraina. Diese unleugbare wissenschaftliche Tatsache ist geeignet, umsomehr unser Interesse zu erwecken, als die Gruppierung der ruthenischen Volksstämme, wie wir sie soeben auf historischer Grundlage vorgenommen haben, nicht viel, wie es scheint, von jener

¹⁾ Es mag noch angedeutet werden, daß außer dem polnischen und türkischen auch die Aufsaugung des rumänischen Elements (welches an und für sich sicher als ein ethnisches Kreuzungsprodukt zu betrachten ist) in der ethnischen Bildung des ruthenischen Volksstammes zweifellos ist, was namentlich in dem Typus der karpathischen Gebirgsbewohner zum Vorschein kommt.

entfernt ist, die man vom anthropologischen Gesichtspunkte aus vornehmen würde.¹⁾

¹⁾ Es wird nicht überflüssig sein, zu bemerken, daß man — mit Rücksicht darauf, was die jüngsten Erfahrungen in bezug auf die sogenannten „Ergebnisse“ der bisher vorgenommenen anthropologischen Untersuchungen aufweisen — das vermeiden sollte, was beispielsweise Rudnytzkij in seinem Buche „Ukraina, Land und Volk“, Wien 1916, S. 179 ff., tut, indem er die Durchschnittszahlen der verschiedenen anthropologischen Merkmale für das ganze Gebiet der von den ruthenischen Volksstämmen bewohnten Länder berechnet (Wuchs, Brustumfang, Arm- und Beinlänge, Schädel- und Nasenform, Gesichtsbreite, Augen- und Haarfarbe). Eine ganz unfruchtbare Arbeit, die nur geeignet ist, die ganze Frage zu verdunkeln, besonders wenn es sich um einen Gegenstand handelt, wie der unsrige, wo ernste wissenschaftliche Untersuchungen, obwohl noch nicht genug fortgeschritten, immerhin hinreichen, auffallend typische Unterschiede unter den einzelnen ruthenischen Ländern in bezug auf die oben angeführten Merkmale festzustellen. Was würde man sagen, wenn es einem Anthropologen einfallen würde, solche für die gesamte Bevölkerung der Vereinigten Staaten oder nur für das Russenreich zu berechnen?

ANHANG II.

Sprache.

1. Sprache und Dialekte.

Wie man in gewissen Kreisen das Problem streitig findet, ob es eine ruthenische Nation gibt, welche ihre heutigen Führer die „ukrainische“ zu nennen belieben, so ist man ebenso über die Frage uneinig: Gibt es eine besondere, ruthenische, „ukrainische“ genannte Sprache oder ist es nur ein Dialekt der russischen Sprache, dessen sich als Mundart die zahlreiche Bevölkerung des weiten Gebietes, das wir soeben betrachtet haben, bedient?

Indem wir dieses Thema anfassen, sehen wir uns in einen Bereich von Fragen hineingezogen, der sich nur mittelbar mit dem unserer Fachstudien berührt. Doch glauben wir nicht, es umgehen zu können, denn dies würde heißen, viele wesentliche Punkte des Problems, das wir uns in dieser Arbeit zu behandeln vorgenommen haben, im Schatten zu lassen. In unserer Eigenschaft als Historiker konnten wir nicht umhin, uns mit diesem Gegenstand insoweit zu beschäftigen, um sozusagen als fernstehender Berichterstatter die betreffenden Ansichten anerkannter Autoritäten auf dem Gebiete der slavischen Philologie in wenigen Worten zusammenzufassen. Dies dürfte wohl hinreichen, um daraus Folgerungen zu ziehen, denen wir während der langen Reihe von Jahren, die wir dem Studium der Geschichte Osteuropas gewidmet haben, nicht gleichgültig gegenüberstehen durften.

Es soll gleich zu Anfang dieser Berichterstattung hervorgehoben werden, daß es wahrlich unnütz ist, bei Behandlung dieses Gegenstandes sich nebeneinander zweier Bezeichnungen zu bedienen, und zwar jener, mit der man bis auf unsere Tage die Ruthenen bezeichnete und dieser, die sie kürzlich als *nom*

de bataille gewählt haben (Ukrainer). Die slavische Philologie — mögen ihre verschiedenen Nationalitäten angehörenden Vertreter noch so geneigt sein, den Ansprüchen der „Ukrainer“ zu willfahren — könnte ihnen doch nicht leicht die alten Bezeichnungen „kleinrussisch“, „Kleinrusse“ (so viel wie „ruthenisch“, „Ruthene“), die in der Terminologie seit dem Anfang der wissenschaftlichen Studien auf diesem Gebiete der Sprachforschung festgesetzt sind, opfern. Auf sämtlichen Gebieten der Wissenschaft ist es eine üble Sache, wenn in der Terminologie eine Verwirrung entsteht und in unserem Fall wäre diese Verwirrung noch besonders unliebsam, da die Philologie bereits die technische Bezeichnung „ukrainisch“ gut kennt, allerdings aber nur als einen Namen für eine Dialektengruppe des Idioms, dessen sich die Ruthenen („Klein-Russen“) bedienen.

Wir haben es vorgezogen, von einem „Idiom“ zu sprechen, ohne selbstverständlich dem einen Sinn beizumessen, der etwa jemanden verletzen könnte — lediglich um nicht der Entscheidung der Frage, ob das Ruthenisch eine besondere Sprache oder ein Dialekt ist, vorzugreifen.

Es sei uns gestattet, zu bemerken, daß diese vom Standpunkte der Sprachforschung behandelte Frage uns in bezug auf die Schlußfolgerungen, die man daraus ziehen könnte, ziemlich unfruchtbar scheint. Handelt es sich um den Grundsatz, nach dem irgend ein Idiom als eine besondere Sprache oder als ein Dialekt zu betrachten wäre, so sei es erlaubt zu bemerken, daß eine solche Frage einfach vom Standpunkte des „gesunden Menschenverstandes“ beantwortet werden sollte. Indem wir diese Vorbemerkung wagen, hoffen wir uns schmeicheln zu können, daß — so naiv auch dies klingen mag — anerkannte, fachmännisch geschulte Sprachforscher dieser Auffassung ihre Zustimmung durchaus nicht versagen würden.

Neben den Sprachen von so bedeutender Entwicklung, daß sie zum Ruhm der großen Nationen gereicht, die an der Spitze der intellektuellen Bewegung der Welt schreiten — neben dem Englischen, dem Französischen, dem Deutschen, ist es unmöglich, den Charakter einer „besonderen Sprache“ solchen Idiomen, wie dem Baskischen oder dem im Aussterben begriffenen Aïno, zu versagen; es ist unmöglich, sie nur als Dialekte zu qualifizieren. Im Gegenteil, von der Behauptung ausgehend,

daß es „besondere Sprachen“ sind — in der vollsten Ausdehnung dieses Wortes — würde ein Gelehrter, wenn er sich gründlichen Studien des Baskischen oder des Aïno widmen würde, zur Feststellung gelangen, daß es eine Reihe verschiedener Dialekte der beiden Sprachen gebe, möge die Zahl der Basken oder der Aïnos noch so bescheiden und der Gebrauch ihrer Idiome noch so beschränkt sein. Andererseits wäre es einfach unsinnig und lächerlich, den Charakter einer „besonderen Sprache“ dem Holländischen absprechen zu wollen, obwohl vom Standpunkte der germanischen Philologie das Holländische nichts anderes ist, als eine bescheidene Abart der plattdeutschen Dialektgruppe, wie das Vlämische, das Friesische und die verschiedenen Differenzierungen des Plattdeutschen, jener Mundart der Bevölkerung von Oldenburg, Hannover, Schleswig-Holstein, Mecklenburg. Einst ein Dialekt wie die anderen Produkte des Plattdeutschen, hörte das Holländische seit langem auf, es zu sein und erlangte den Rang einer „besonderen Sprache“, dank der weltlichen Stellung der Niederlande und der nationalen Literatur, in der eine Frucht dieser Stellung anzuerkennen ist.

Doch da die Ruthenen in ihrem erklärlichen Ehrgeiz um die Titel, die sie neben andere Nationen Europas stellen würden, sich nicht auf eine ähnliche Geschichte wie jene Hollands berufen können noch eine mit der holländischen vergleichbare Literatur zur Verfügung haben, so ist nichts natürlicher, als daß es ihnen daran gelegen ist, daß man ihr Idiom als eine „besondere Sprache“ anerkenne und daß sie sich mit solcher Zähigkeit der Auffassung widersetzen, die ihr nur den Charakter eines russischen Dialekts beimißt. Das ist um so mehr begründet, als sie vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt vollkommen recht haben, während die Russen — jene zumindest, die es vorziehen, sich darüber hinwegzusetzen, was die Wissenschaft sagt — hartnäckig darauf bestehen, das Ruthenische als eine russische Mundart zu behandeln.

Parallel mit allen derartigen Behauptungen, die unaufhörlich von Seiten der offiziellen Kreise verlautbart werden, huldigen die russischen Gelehrten, die man nicht einer günstigen Stimmung den Ruthenen (Klein-Russen) gegenüber verdächtigen kann, — mit der kaiserlichen Akademie in Petrograd

an der Spitze¹⁾ — der reinen wissenschaftlichen Wahrheit, indem sie behaupten, daß das „Kleinrussische“ eine besondere, vom Russischen verschiedene slavische Sprache ist. Das fällt ihnen um so leichter, als die loyale Anerkennung dieser unleugbaren Tatsache durchaus keine politischen Konsequenzen nach sich zieht und diesen oder jenen Gelehrten, einen entschiedenen Verfechter dieser wissenschaftlichen Wahrheit, nicht hindert, die Absichten der Regierung und die Maßregeln gutzuheißen, deren diese sich bedient, um alles, was den „masepinischen Separatismus“²⁾, berührt zu unterdrücken. Abgesehen von allem, was in der Haltung dieser Gelehrten sympathisch oder unsympathisch erscheinen könnte, muß es anerkannt werden, daß ihre wissenschaftlichen Ansichten durch Erwägungen politischer Färbung nicht im geringsten berührt werden. Heutzutage sollte es doch als ein völlig veralteter Gesichtspunkt betrachtet werden, der originellen Struktur eines Idioms, die nicht gestattet, es unter die Dialekte dieser oder jener Sprache einzureihen (vgl. das Baskische und das Aïno) in bezug auf eventuelle Ansprüche des betreffenden Volkes auf den Rang einer Nation irgendwelche Bedeutung zuzuschreiben.

Um jedoch in derartigen Fragen vom rein sprachwissenschaftlichen Standpunkt urteilen zu können, hält man sich besonders an drei Kriterien, und zwar: 1. das der Phonetik, 2. das der grammatikalischen Struktur (Morphologie) und 3. das des Wortschatzes, namentlich der Semasiologie (Bedeutung der Worte). Die Syntax kommt hier kaum in Betracht; so glauben wir zumindest, denn die Ausgestaltung ihrer Grundsätze wird so stark von den Eigenarten des historischen Bodens, auf dem sich eine Sprache entwickelt, beeinflußt, daß sie erst nach einem langen und kulturell bedeutsamen Entwicklungsgang sich als festgesetzt darstellen, was nicht mehr gestatten würde, ein solches Idiom unter die Dialekte irgend einer Sprache zu zählen, sondern uns bestimmen müßte (wie es mit dem Holländischen

¹⁾ Im Jahre 1905 hat die Akademie der Wissenschaften von St. Petersburg diese Ansicht in einer Denkschrift über die Abschaffung des berüchtigten Ukas von 1876, der den Gebrauch des Klein-Russischen in den in Rußland erscheinenden Druckschriften verboten hatte, ausgesprochen.

²⁾ Vgl. oben Seite 17.

der Fall ist), ihm den Charakter einer „besonderen Sprache“ zuzuerkennen. Für den Gegenstand, der uns hier beschäftigt, hat ebenfalls der grammatikalische Bau (die Morphologie) nur eine ganz beschränkte Bedeutung, weil er fast in allen slavischen Sprachen (die bulgarische ausgenommen) ziemlich derselbe ist, so daß sie, mögen sie auch in bezug auf die beiden anderen Kriterien weit voneinander entfernt sein, nur geringfügige Unterschiede auf diesem Gebiete aufweisen.

2. Groß-Reußisch — Ruthenisch — Weiß-Reußisch.

In dem östlichen Zweig der slavischen Sprachen gibt es drei verschiedene Dialektgruppen: 1. die groß-reußische, aus deren Untergrund (insbesondere aus dem des moskowitischen Dialekts) die heutige russische Sprache, d. i. die Schrift- und Amtssprache des russischen Kaiserreichs sich entwickelt hatte; 2. die ruthenische („klein-reußische“) und 3. die weiß-reußische.

Der Leser, der vom Inhalt des zweiten Kapitels (oben S. 16—34) Kenntnis genommen hat, wird wohl finden, daß diese sprachliche Verzweigung vollkommen der geschichtlichen Entwicklung der reußischen Welt entspricht.

Jede dieser drei Dialektgruppen bildet eine sprachliche Einheit für sich, die aus verschiedenen, wenig voneinander abweichenden Mundarten besteht. Jedoch alle drei insgesamt, obwohl jede Gruppe durch auffallende charakteristische phonetische Züge gekennzeichnet wird, bilden ein namentlich ebenfalls auf phonetischem Gebiete sowohl von den westslavischen (Polnisch, Böhmisches und das ausgestorbene Polabisches) als auch von den südslavischen Sprachen (Slowenisch, Serbokroatisch, Bulgarisch) abgesondertes Sprachgebiet. Dies ist eine unleugbare Tatsache, an der man nicht rütteln darf, ohne sich einfach der Lächerlichkeit auszusetzen.¹⁾ Aber andererseits — und das ist

¹⁾ Dies muß mit der größten Entschiedenheit hervorgehoben werden, da man heutzutage auf „ukrainischer“ Seite sich sogar soweit verrannt hat, sonderbare Behauptungen in bezug auf die vermeintliche nähere Verwandtschaft des Ruthenischen („Ukrainischen“) mit den südslavischen Sprachen als mit dem Russischen aufzustellen. Auf derartige Äußerungen stößt man in der reichhaltigen, während des Krieges so stark angewachsenen Literatur, die den Zweck hat, die fremde Leserwelt über die „Ukraina“ und was damit zusammenhängt, zu unterrichten; vgl. oben S. 129 ff. und unten Anhang VII, Nachtrag zu S. 129 ff. So sym-

gerade die praktische Seite, die im täglichen Leben am meisten bedeutet — verständigt sich jeder Weißreube ausgezeichnet nicht nur mit dem Ruthenen, sondern auch mit seinem polnischen Nachbarn, gerade so wie der letztere leicht das Weißreubische und das Ruthenische versteht, während es für einen Ruthenen oder Weißreuben, sich mit einem Großrussen zu verständigen recht schwer ist.

Diese Tatsache, die ebenso unbestreitbar ist wie die vorhergehende, ist nicht schwer zu erklären. Ein Umstand, der zweifellos viel dazu beiträgt, ist, daß die Polen bis auf den heutigen Tag reichlich fast in allen Gegenden sich verstreut befinden, wo man Weißreubisch spricht und ebenso in einem großen Teil des ruthenischen Gebiets. Ferner muß man sich daran erinnern, daß während mehrerer Jahrhunderte diese beiden Gebiete zum ehemaligen Polen gehörten, so daß ihre Mundarten, sowohl das Ruthenische als auch das Weißreubische, lange unter dem Einfluß des Polnischen standen, während sie, von dem Großrussischen vollkommen abgesondert, sich mit ihm in gar keiner Berührung befanden.¹⁾ Doch beide diese Ursachen haben nur sekundäre Bedeutung; der Grund, welcher eine solche Kluft zwischen dem Ruthenischen und dem Weißreubischen einerseits und dem Großrussischen andererseits, insbesondere in bezug auf die Semasiologie (Wortbedeutung) schafft, ist auf einem ganz anderen Gebiete, das von höchster Bedeutung ist, zu suchen.

Ruthenisch und Weißreubisch, deren sprachliche Verzweigung sich auf (mehr oder weniger) rein slavischem Boden vollzogen hat, entwickelten sich unter fortschreitender Ausgestaltung ihrer phonetischen Eigenarten, ohne in sprachlicher Beziehung den Einwirkungen irgend eines heterogenen Rassenelements ausgesetzt zu sein. Das Großreubische hingegen entstand auf einem dem Slaventum vollkommen fremden Gebiete, als das Idiom der slavischen oder bereits slavisierten Ankömmlinge, parallel mit dem gleichzeitigen ethnologischen Prozesse, in dem

pathisch auch solche in der Hitze des Gefechtes durch russophobe Stimmung eingegebene Entgleisungen erscheinen mögen, müssen sie um so entschiedener als völlig unangebracht bezeichnet werden, da sie doch geeignet sind, in bezug auf die wesentlichsten Punkte des ruthenischen Problems grundfalsche Meinungen in die Welt zu streuen.

¹⁾ Vgl. unten Anhang III—V.

das niedrigerstehende eingeborene ostfinnische Element durch das höher entwickelte eingewanderte aufgesaugt wurde und sich die Sprache des ersteren angeeignet hat. Infolgedessen ist der großreußische Wortschatz mit vielfachen finnischen Elementen bereichert, die lediglich phonetisch dem slavischen Idiom der Einwanderer angepaßt wurden.¹⁾ Diese Umwandlungen vollzogen sich auf einem von den übrigen reußischen Ländern abgelegenen und durch längere Zeit vollständig isolierten Gebiete, in unmittelbarem Verkehr mit den Eingeborenen, die damals noch ihr finnisches Idiom sprachen und unter dem beständigen Einfluß eines harten nördlichen Klimas, das geeignet war, physiologisch die Stimmorgane zu beeinflussen. Doch war dies nicht die einzige bedeutsame Invasion eines dem Slavischen vollständig fremden Elements auf dem Gebiete des großreußischen Wortschatzes. Während der langen Dauer des mongolischen Jöches, das auf Moskowien lastete, drang dort eine Menge mongolischer Elemente ein, die die slavischen Ausdrücke der ehemaligen Einwanderer verdrängten. Und eben wegen solcher heterogenen Elemente, die im Überfluß in die großrussischen Mundarten, insbesondere in jene der östlichen Gruppe, eingedrungen sind, haben sie sich gewaltig von dem Stamm, aus dem sie hervorgegangen sind, entfernt.

Doch dies ist noch nicht alles. Bei diesem Losreißen machte sich noch ein anderes Moment von höchster Wichtigkeit geltend, dessen praktische Tragweite nicht genug scharf betont werden kann. Insofern es sich nur um exotische Worte finnischen oder mongolischen Ursprungs handelt, die sich die großreußische Sprache angeeignet hat, so sind die Schwierigkeiten, sie zu verstehen, nicht unüberwindlich, weil ihre Zahl schließlich nicht so erdrückend ist. Die ärgsten Mißverständnisse im sprachlichen Verkehr der Ruthenen und Weißreußen mit den Großreußen werden hauptsächlich dadurch hervorgerufen, daß es im Großreußischen eine Menge rein slavischer Worte gibt, die ihre Bedeutung völlig geändert haben: nicht selten bedeuten sie gerade das Gegenteil von dem, was darunter der Ruthene versteht.

¹⁾ Bezüglich dieser Behauptung, die unseres Erachtens unerschütterlich begründet dasteht, verweisen wir den Leser auf die unten im Anhang IV, § 1 enthaltenen Betrachtungen.

Dies bietet ein ganz eigenartiges Interesse, wenn man es vom ethno-psychologischen Standpunkt aus betrachtet, insbesondere in bezug auf die Adjektive, d. h. auf die Bezeichnung der Eigenschaften. Man bemerkt da recht interessante Erscheinungen einer semasiologischen Metamorphose, die geeignet sind, in einer bezeichnenden Weise zu beleuchten, welch gründliche Gedankenumbildungen sich im Schoße der großreußischen Volksstämme vollzogen haben, in bezug auf die Auffassung gewisser, durch Adjektive ausgedrückter, psychischer und moralischer Eigenschaften, insbesondere was das Gute und Böse betrifft. Diese Hinweise, so knapp und dürftig sie hier geboten werden können, dürften für die Charakteristik der Hauptunterschiede genügen, die unter den drei Zweigen der reußischen Welt auf sprachlichem Gebiete obwalten. Deutlich kommt darin auch vielfaches zum Vorschein, was, als Ausdruck schwerwiegender ethno-psychologischer Momente betrachtet, einen jeden vorurteilslosen Beobachter mit dazu veranlassen muß, die beiden westlichen Zweige der reußischen Welt, die in sprachlicher Beziehung ebenbürtig nebeneinander stehen, dennoch als ein gewisses zusammenhängendes Gebilde dem Großrussentum gegenüberzustellen. Man erkennt darin ebenso gut eine anthropologische Tatsache, wie das Produkt einer geschichtlichen Entwicklung. Nachdem wir das letztere Moment oben im Kap. II des Ersten Teiles (S. 22—33) nur flüchtig angedeutet haben, werden wir versuchen, seine charakteristischen Merkmale unten, in Anhang III—VI, einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Die Ruthenen und die Weißreußen sind sozusagen leibliche Vettern, die heutzutage einander wenig kennen, die aber, der eine wie der andere, in dem Russen (dem Moskowiter, *Moskal*, nach ihrem gemeinsamen Sprachgebrauch), so genau sie ihn auch zu kennen in der Lage sind, nur einen entfernten Verwandten sehen. Sie fühlen sich moralisch und geistig so sehr von ihm entfernt, der langjährigen „Bekanntschaft“ zum Trotz, wie geographisch die betreffenden Gebiete von einander geschieden sind: das eine, von dem ruthenischen und weißreußischen Volksstamm bewohnt, liegt ganz im Becken des Schwarzen Meeres und am oberen Lauf zweier Zuflüsse der Ostsee, das andere, das großreußische, erstreckt sich im Becken des Kaspischen Meeres. Abgesehen von dem geschichtlichen

Entwicklungsgänge, durch den die Völker geschaffen und ausgestaltet werden, sind dies auch zwei geographisch abgesonderte Zonen: die des äußersten Ostens des Okzidents und die des äußersten Westens des über den Ural bis zum Stillen Ozean sich erstreckenden Orients.

Und dennoch wäre es ein Fehler von schwerwiegenden Folgen, wollte man, durch diese scharfen Gegensätze verführt, die Berechtigung des Begriffes der reußischen Welt, welche die beiden vorgeschobenen Vorposten des Westens und des Ostens umfaßt, leichten Herzens in Abrede stellen.¹⁾

Eine merkwürdige, in der Kulturgeschichte einzig dastehende Erscheinung, ohne deren richtige Bewertung man auf Schritt und Tritt Gefahr läuft, bei der Betrachtung der damit zusammenhängenden Probleme im Dunkeln zu tappen. Dies ist denn auch bedauerlicherweise nur zu oft der Fall.

¹⁾ Vgl. oben S. 22.

ANHANG III.

Weißreußen.

1. Entstehung.

Wenn man von Weißreußen¹⁾ sprechen will, so muß vor allem bemerkt werden, daß man sich dieser Benennung in zweifachem Sinne bedient: erstens im engeren Sinne, der im Zusammenhang mit der geschichtlichen Geographie steht, — und zweitens im weiteren Sinne, dem der Ethnographie.

In der ersten Bedeutung umfaßt Weißreußen:

1. den südöstlichen Teil des Gouvernements Witebsk jenseits der von Dünaburg nach Siebiez gezogenen Linie;
2. die Gouvernements Smoleńsk (die östlichen Grenzgebiete ausgenommen) und Mohilew (in seiner Gesamtheit);
3. den östlichen Teil des Gouvernements Mińsk jenseits der Berezyna.

Dieses ganze Gebiet — der ehemalige Kern Weißreußens im XI. Jahrhundert, der später dem Großfürstentum Litauen angehörte — kam unter die russische Herrschaft seit der ersten Teilung Polens (1772) — in seinem östlichen Teile (Smoleńsk) sogar früher in der Folge der Kriege zwischen Polen und Moskowien. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch wendet man die Bezeichnung Weißreußen nur auf das oben bezeichnete Gebiet an.

Soweit es sich jedoch um das Gebiet handelt, welches von der weißreußisch sprechenden Bevölkerung bewohnt wird, so umfaßt es außer den oben genannten Landstrichen:

1. den größten Teil des Gouvernements Wilno, seine nördlichen, von Litauern bewohnten Grenzgebiete ausgenommen, ebenso wie mehrere litauische und polnische ethnographische

¹⁾ Wegen der Bezeichnung Weißreußen vgl. unten Anhang VII, Nachträge zu S. 26 ff.

Inseln, die auf dem ganzen Gebiet dieses Gouvernements verstreut sind;

2. fast das ganze Gouvernement Grodno mit Ausnahme seiner südlichen Zone (ruthenische Bezirke von Brześć Litewski und Kobryń);

3. fast das ganze Gouvernement Mińsk mit Ausnahme seiner südlichen Grenzgebiete auf dem rechten Ufer der Pripet (ruthenische Bezirke).¹⁾

Die Gesamtfläche dieses ethnographischen Gebiets beträgt ungefähr 200.000 Quadratkilometer; die polnische Bevölkerung ist dort überall reichlich vertreten, besonders dicht in den westlichen Grenzgebieten (Bezirke Białystok, Sokółka, Bielsk) und in der Umgegend vom Wilno.

Erinnern wir an den Ausgangspunkt der Entstehung des weißrussischen Elements.²⁾ Sein Kern war der alte, slavische Stamm der Kriwitschi, welcher, kaum von den Rurikiden unterjocht, sich von ihrem waregoreußischen Reich losgerissen hatte, um das selbständige Fürstentum vom Połock zu bilden. Obwohl es eine Linie der Rurikiden war, die seitdem dort durch mehrere Jahrhunderte regierte, so sah sie sich von den Ihrigen verstoßen und fühlte sich vielmehr zu den Überlieferungen der alten Dynastie der Kriwitschi, von der sie durch die Mutter ihres Gründers abstammte, hingezogen. Wegen dieser Tatsache vollzog sich die weitere Entwicklung Weißrussens abseits von den anderen Teilen der russischen Welt.

Außer diesen Einzelheiten, die auf seine geschichtliche Entwicklung zurückzuführen sind, unterscheidet sich das weißrussische Element auch vom ethnologischen Standpunkt durch auffallende Züge, die ihm einen ganz besonderen Charakter verleihen. Weißrussen hatte, indem sich die Herrschaft seiner Fürsten in dem Tal des Niemen ausbreitete, beträchtliche Massen des dort eingeborenen litauischen Elements aufgesaugt. Diese Tatsache wird deutlich durch Ergebnisse der linguistischen, auf die Topographie dieser Gebiete bezüglichen Forschungen beleuchtet und darf als zweifellos gelten. Man findet dort unter offenbar uralten Benennungen der Flüsse, Anhöhen, Wald-

¹⁾ Vgl. oben S. 185.

²⁾ Vgl. oben S. 26.

strecken usw. eine große Anzahl topographischer Nomenklaturen, die entschieden auf den litauischen Wortschatz zurückzuführen sind, wenn sie auch erwiesenermaßen seit lange mit einem dem Slavischen volksetymologisch angepaßten Äußeren ausgestattet erscheinen, so daß es oft nicht leicht ist, darin eine litauische Wurzel zu erkennen. Ein bedeutender Teil der weißrussischen Bevölkerung dieser Gebiete kann wohl nicht einmal als Nachkommenschaft der einstigen slavischen Ansiedler des ursprünglich litauischen Gebiets betrachtet werden, sondern vielmehr als slavisierte Litauer, die sich die Sprache ihrer Herrscher, wie auch einer gewissen Anzahl auf ihrem Boden verstreuten und vom Gebiet der alten Kriwitschi stammenden Einwanderer angeeignet haben. Derselbe Vorgang vollzieht sich noch vor unseren Augen in manchen Gegenden, namentlich an den nordwestlichen Grenzen des weißrussischen Sprachgebietes, wo man noch vor kaum einigen Jahrzehnten rein litauisch sprach; die Alten verstehen es, die neue Generation bedient sich bereits ausschließlich des Weißrussischen.

Wir müssen aber noch ein anderes Problem der geschichtlichen Ethnologie hervorheben, das die Bildung des Weißrussischen betrifft und das nicht so leicht zu lösen ist, wie die unleugbare Tatsache der Aufsaugung des litauischen Elements.

Die älteste Chronik von Kiew, jene vom Anfang des XII. Jahrhunderts, deren manche Elemente aber auf das XI. Jahrhundert zurückgehen, zählt (gerade unter diesen Elementen) 14—20 verschiedene slavische Volksstämme auf, die einst im X. Jahrhundert auf dem Gebiet vom finnischen Golf bis zum Schwarzen Meer verstreut waren, und führt sie als jene an, die von den Normannen unterworfen unter ihrer Herrschaft das große Reich der Rurikiden gebildet haben.¹⁾ Diese Volksstämme mußten sich wohl zur Zeit der normännischen Eroberung seit langem von anderen slavischen Gruppen abgesondert haben, weil ihre Sprache durch eine Reihe auffallender phone-

¹⁾ Vgl. oben S. 23 ff. Die Zahl dieser Volksstämme ist schwerlich genau festzustellen, da man oft nicht weiß, ob diese oder jene Bezeichnung, von der die Chronik spricht und die sie mehrmals wiederholt, einem ganzen Volksstamm oder nur einem gewissen Teil eines Volksstammes zuzuschreiben wäre (z. B. die Buzaner, die Wolhynier).

tischer Besonderheiten, die das Russisch, Weißreußisch und Ruthenisch kennzeichnen und diese drei Sprachen insgesamt von jenen der Westslaven — namentlich von ihren nächsten Nachbarn: *Lechiten*¹⁾ oder Polen — scheiden.

Und sicher von diesem Standpunkt aus, wie auch von jenem der jedem der genannten Volksstämme eigentümlichen Sitten, betrachtet sie der Chronist als ein abgesondertes Ganzes, obwohl kein politisches Band sie vor der Ankunft der Normannen vereinigte. Er hebt jedoch hervor, und zwar sehr entschieden, daß zwei Stämme dieser Gruppe (die Radimitschen und die Wiatitschen) *Lechiten* (Polen) waren, die sich von ihren Stammverwandten abgesondert hatten, um sich im Tal des oberen Dniepr und jenseits dieses Flusses gegen Osten festzusetzen. Wenn dies der Wahrheit entspricht, so sind dann diese beiden Stämme nichtsdestoweniger in die gesamte reußische Welt eingetreten, sowohl in bezug auf ihre Sprache als auch auf ihre Kultur byzantinischen Ursprungs. Doch da das Gebiet der ehemaligen Radimitschen gerade auf dem Südostrande Weißreußens zu suchen wäre, so ist es gut möglich, daß dieses *lechitische* Element von dem Weißreußischen aufgesaugt wurde. Diese Ansicht würde sogar eine feste Unterstützung in einer auffallenden Besonderheit des Weißreußischen finden, welches es sowohl vom Ruthenischen als auch vom Großrussischen unterscheidet. Es sind dies die weichen Konsonanten *é* und *dź*, die ausschließlich dem Polnischen eigentümlich sind und an denen man den phonetischen Einfluß des von dem Weißreußischen aufgesaugten *lechitischen* Radimitisch ersehen könnte.

Es wäre aber ein starker Anachronismus, solche Absorptionerscheinungen als eine Art „Russifizierung“ der litauischen oder lechitischen Stämme zu betrachten, die langsam in den Kreis der Herrschaft des Fürstentums von Połock be-

¹⁾ Die slavische Philologie bezeichnet mit dem konventionellen Namen *Lechitisch* die Mundarten, unter welchen nur das Polnisch sich zum Rang einer besonderen, durch ihre reiche Literatur ausgezeichneten Sprache erhoben hat, während die anderen (Wendisch, Polabisch, Obotritisch usw.) fast vollständig verschwunden sind. Ihr ehemaliges Gebiet erstreckte sich im X. Jahrhundert bis jenseits der unteren Elbe, doch nur winzige Überreste sind davon übriggeblieben, die in den slavischen Dialekten der Wenden in Sachsen und Brandenburg fortleben. Die Bevölkerung, die noch heutzutage diese Dialekte spricht, beträgt nur etwa 90.000.

ziehungsweise der den Seitenlinien seines Fürstenhauses zuerkannten Apanagen eingetreten sind. In dieser Zeit kümmerte man sich gar nicht darum, welche Sprache die Bevölkerung der erworbenen Gebiete sprach, Hauptsache war, daß sie pünktlich die ihr auferlegten Abgaben leistete. Doch der Litauer eignet sich leicht eine fremde Mundart an, was man bis auf den heutigen Tag ebensogut an den Grenzen der litauischen und weißrussischen Sprachgebiete wie in Amerika unter den zahlreichen litauischen in den Vereinigten Staaten ansässigen Einwanderern beobachten kann. Es war also eine durchaus spontane Entnationalisierung des eingeborenen Elements, welche gegen Osten nicht nur die Herrschaft des Fürstenhauses von Połock, sondern auch das Gebiet der weißrussischen Sprache ausbreitete. Diese Vergrößerung Weißrussens, das zumindest um das Zweifache des ursprünglichen Gebiets der Kriwitschi gewachsen ist, vollzog sich seit der zweiten Hälfte des XI. Jahrhunderts, vornehmlich aber im Laufe des XII. Die litauische Bevölkerung war um diese Zeit in kleine Stämme verteilt, welche, nach dem, was man darüber weiß, weder die Kraft noch Lust hatten, sich diesen leichten Eroberungen zu widersetzen. Nach dem, was man weiß — sagten wir — weil die Geschichte des Fürstentums Połock, das vollständig von den Mittelpunkten der russischen Welt abgeschieden war, fast vollständig im Dunkeln liegt. Was wir darüber wissen, ist, daß es diesem Fürstentum niemals gelungen ist, einen Mittelpunkt politischer Macht zu bilden, wie jene im Nordosten und Süden, Moskowien und das Fürstentum Halitsch, über die wir unten in den Anhängen IV und V handeln werden. Die Teilungen des fürstlichen Erbgutes, die in jeder Generation fortschreitend sich wiederholen, führten bald zu einem Zerfall in kleine souveräne Fürstentümer, die untereinander durch nichts verbunden waren, als durch die Verwandtschaft ihrer Oberhäupter.¹⁾

In bezug auf den westlichen Teil des weißrussischen Sprachgebietes darf wohl als festgestellt die Tatsache gelten,

¹⁾ Diesem Stamm ist eine gewisse Anzahl fürstlicher Familien des rurikidischen Geschlechts entsprossen, und zwar sowohl russischer als auch polnischer — je nachdem ihre Ahnherren im Laufe der Zeit (XV.—XVII. Jahrhundert) zu Moskowien übergegangen sind oder auf ihrem heimatlichen Boden unter litauischer, nachher polnischer Herrschaft verblieben. Ihre Abkunft von den ehe-

daß darin mit der Unterwerfung dieses ursprünglich litauischen Gebietes unter das Fürstentum Połock bereits seit dem XI. und XII. Jahrhundert nicht nur der Gebrauch der weißreußischen Sprache, sondern auch das Christentum und die Herrschaft der nationalen reußischen Kirche sich ausgebreitet hat.

Im Laufe des XIII. Jahrhunderts kam es schließlich zur Bildung eines kräftigen politischen Mittelpunkts auf rein litauischem Boden. Litauen, aus langem, nahezu prähistorischem Schlummer erwacht, unter Mendogs Alleinherrschaft (1219—1263) plötzlich zu bedeutender Macht emporgestiegen, nach seinem Tode einem zeitweiligen Verfall preisgegeben, dann mit Anfang des XIV. Jahrhunderts zu einer Großmacht ausgestaltet, bemächtigte sich nicht nur des oberen Niemenbeckens, sondern in der Folgezeit sogar des Fürstentums Połock, ohne jedoch daß dies die nationale, seit langem festgesetzte Physiognomie dieser Länder in ethnographischer Beziehung umgewandelt hätte.¹⁾ Im Gegenteil, das weißreußische Element, unter den Fittichen seiner nationalen Kirche entwickelt, übte seit dem Anfang der litauischen Herrschaft einen immer stärkeren Einfluß auf seine neuen Herren aus.

Nach der Vereinigung des Großfürstentums Litauen mit dem Königreich Polen 1386 fand sich Weißreußen auf demselben Wege seiner zukünftigen Bestimmung, wie die ruthenischen Länder jenseits des Pripet. Wir handeln darüber unten im Anhang V, § 3.

2. Die religiöse Frage in Weißreußen.

Es wird wohl angezeigt sein, bereits an dieser Stelle auf ein Problem hinzuweisen, worin die spätere Entwicklung Weißreußens bedeutsam von jener der ruthenischen Länder abweicht: das Problem des religiösen Gebiets. Nachdem die kirchliche Union vom Brześć Litewski (1595) einmal festen Fuß gefaßt hatte, fand sich Weißreußen unter seinem erziehenden Einfluß

maligen Fürsten von Połock ist unbedingt für das Fürstenhaus Drucki festgestellt, das erwiesenermaßen von den Dynasten des kleinen Fürstentums Druck an der Orscha abstammt und einst weit verzweigt, nach Aussterben anderer Linien, nunmehr in zwei bis auf heute erhaltenen Linien blüht, der polnischen, derer von Drucki-Lubecki, und der russischen, derer von Drutzkij-Sokolinskij.

¹⁾ Vgl. unten Anhang V, § 3.

ebenso wie die ruthenischen Länder. Doch in den letzteren leistete das Schisma lange Zeit der Union einen viel stärkeren und wirksameren Widerstand und nur erst einige Jahrzehnte nach den Kosakenkriegen (1648—1654) hat sich die unierte Kirche daselbst befestigt, das ist nachdem Polen der vorübergehenden Herrschaft der Türken Podolien und Südukraina entrissen hat.¹⁾ In Weißreußen war die unierte Kirche gleichfalls vielfachen Angriffen des schismatischen Elements ausgesetzt und es gab dort Kämpfe, deren Höhepunkt in dem Märtyrertod des heiligen Josaphat Kuncewicz, des unierten Erzbischofs von Połock, seinen Ausdruck findet. Doch wie dies sich auf jedem Schritt in der Geschichte der Kirche wiederholt, wurde auch hier das Märtyrerblut zu einer Saat, aus der die religiöse Wiedergeburt Weißreußens hervorwuchs und sich rasch verbreitete. Während zweier Jahrhunderte, bis zur Abschaffung der Union durch Nikolaus I., fand dort die unierte Kirche ein Bollwerk, das selbst für diesen mächtigen Zaren nicht so leicht zu bewältigen war, wie im Süden jenseits der Pripet.

Wilno, die Hauptstadt Litauens — eine seit zwei bis drei Jahrhunderten vollständig polnische Stadt, auf einer ethnographischen polnischen Insel an den Grenzen des litauischen und weißreußischen Sprachgebietes gelegen — bildete den Mittelpunkt der Verwaltung der unierten Kirche. Von dort aus wurde sie durch ihr Oberhaupt — den Titularmetropolitan von Kiew, der aber in Wilno seinen Wohnsitz hatte — geleitet; von dort aus kamen die kräftigen Gegenstöße gegen die Schmähschriften der Schismatiker, die von Kiew aus ausgestreut wurden; von dort strahlte das bedeutendste unierte Basilianer-Kloster seinen Glanz aus, in unmittelbarer Nähe des Wunderbildes von Ostrobrama blühend und selbst sozusagen von einem Heiligenschein umgeben in pietätvoller Erinnerung an den heil. Josaphat, der sich daselbst zu seinem Märtyrium im heldenhaften Kampfe für die heilige Sache der Kirchenunion vorbereitete. Die zahlreichen basilianischen Klöster, die in ganz Litauen und Weißreußen verstreut waren, bildeten durch zwei Jahrhunderte hindurch ein weit verzweigtes Netz ihrer Bollwerke — uneinnehmbare Posten bis zur Teilung Polens, bis zur Zeit, als es der russischen

¹⁾ Vgl. unten Anhang V, § 9.

Regierung gelungen war, zuerst den Miasmen des religiösen Indifferentismus und dann schismatischen Anwandlungen auch dorthin sporadisch Zutritt zu verschaffen. Als Tirailleure im ganzen Lande verstreut, suchten die weißbreußischen Basilianerklöster den religiösen Bedürfnissen der unierten Bevölkerung genüge zu leisten, dort, wo die Wirksamkeit der Weltgeistlichkeit, sofern diese, von dem Krebschaden der Union, dem Mangel des Zölibats behaftet, dieser Aufgabe nicht gewachsen war. Das Beispiel der Basilianer wirkte jedoch stark auf diesen Klerus ein, und wenn es sich auch der darunter von altersher eingewurzelten Priesterehe gegenüber ohnmächtig zeigte, so leuchteten doch gerade die weißbreußischen Priester als echte Perlen unter der unierten Geistlichkeit. Die weißbreußischen Basilianer hatten so viel Ansehen in dem ganzen Lande erworben, daß ihre Lehranstalten von dem Adel des Großfürstentums Litauen längere Zeit hindurch anderen Schulen vorgezogen wurden. Noch fast am Vorabend der Abschaffung der Union leisteten die zahlreichen Basilianer-Schulen dem Erziehungswesen dieses Landes erhebliche Dienste — aus ihnen sind doch so manche Zeitgenossen des Adam Mickiewicz, die in der ersten Generation nach der Teilung Polens eine ansehnliche Rolle gespielt haben, hervorgegangen.

In der Tat waren diese weißbreußischen Basilianer größtenteils Polen, zumeist nicht einmal polonisierte Weißbreußen, sondern urwüchsige Polen oder seit mehreren Generationen echt polnischen Familien angehörig. In Ermangelung von geistlichen Berufen unter der weißbreußischen Bevölkerung, die immer mehr auf Volksmassen zusammenschrumpfte, waren es Polen, die nur zu dem Zwecke vom lateinischen Ritus zum griechisch-unierten übergingen, um in die Basilianerklöster eintreten zu können. Die nationale Frage war doch damals Weißbreußen und Litauen vollkommen fremd. Alles was man dort über die Volksmassen emporgestiegen vorfand, war seit langem durch und durch polnisch. Dies galt nicht nur von dem unzähligen polnischen Adel des Landes, den man nicht unberechtigterweise „Nation“ nannte, denn es gab dort so viele Abschattungen sozialer und wirtschaftlicher Lage in den zahlreichen Schichten des höheren sowie des niederen Adels, von den Besitzern winziger Meierhöfe angefangen bis zu den gewaltigen Magnaten, deren

Vermögen und Macht oft jene des polnischen Königs überstieg.¹⁾ Polnisch war auch das Bürgertum der größeren Städte Wilno, Grodno, Mińsk, Połock, Witebsk. Außerhalb der großen weißrussischen Bauernmassen war dieser nationale Charakter nur dem Handwerker und dem Kleinkrämer dieser Stadtgemeinden wie auch anderer kleinerer Städtchen und Marktflecken beizumessen, insofern dieses Element dort noch nicht von den Juden verdrängt war. Selbst die Familien der unierten Geistlichen waren vielmehr polnisch oder waren es durch und durch. Die Polonisierung des Landes — zumindest der oberen gesellschaftlichen Schichten — hatte sich dort so spontan vollzogen, wie mehrere Jahrhunderte vorher die Entnationalisierung der eingeborenen Litauer, die Weißrussen geworden sind, ohne es zu wissen.²⁾ Es gab aber einen großen Abstand zwischen der einen und anderen Entwicklung wegen der Unterschiede, der die polnische und weißrussische Sprache von der litauischen scheidet. Die weißrussischen Bauern, ihre jedem Polen leicht verständliche Mundart nicht vergessend, bedienten sich ihrer fernerhin in dem Verkehr mit ihren Gutsherren und blieben weiterhin Weißrussen.

Doch ließ unsere Zeit, wiewohl sie überhaupt für das nationale Erwachen vergessener Nationalitäten so überaus günstig ist, nicht eine solche nationale weißrussische Bewegung entstehen, die mit ähnlichen Strömungen in den ruthenischen („kleinrussischen“) Gebieten zu vergleichen wäre, und unbedeutende Anwandlungen, die man in dieser Beziehung feststellen könnte, scheinen bis auf den heutigen Tag jeder Lebenskraft zu entbehren. Dies hängt mit einer Reihe von Tatsachen zusammen, deren Betrachtung uns zu weit von unserem Gegenstand abbringen würde, weshalb wir uns auf die Berührung der wichtigsten Anhaltspunkte beschränken müssen. Die Ruthenen haben — in Ermangelung einer ununterbrochenen nationalen Vergangenheit — zumindest mannigfaltige geschichtliche Überlieferungen bewahrt, die viel zu ihrem nationalen Erwachen beigetragen haben; Weißrussen hat dagegen eine Vergangenheit hinter sich, sozusagen ohne nationale Geschichte,

¹⁾ Vgl. oben S. 31 f.

²⁾ Vgl. oben S. 28 und 203.

und es fehlt ihm durchaus an solchen Elementen der nationalen Tradition. Der psychische Boden der ruthenischen Bauernmassen war immer der Einflößung eines sozialen Hasses gegen die höheren Klassen leicht zugänglich, und da diese Klassen in den ruthenischen Ländern jahrhundertlang polnisch waren und in den meisten derselben bis auf den heutigen Tag polnisch geblieben sind, so ist es ganz erklärlich, daß die nationale ruthenische Propaganda darin ihre Hauptkraft schöpfte. Der Weißreüße hingegen, den man als apathisch bezeichnet, zeigt sich unendlich weniger solchen Einflüsterungen zugänglich, was man wohl weniger seiner angeblichen Apathie zuschreiben sollte, als der Erziehung der weißreüßischen Seele durch zumindest zwei Jahrhunderte hindurch, die ihr von Seiten der unierten Kirche zuteil wurde, eine Erziehung, deren Wirkungen das Schisma zu verwischen nicht vermochte.

Es ist zur Zeit völlig unmöglich festzustellen, wie viele Weißreüßen der russischen Staatskirche angehören und wie viele katholisch (lateinischen Ritus) sind. Die Letzten, die niemals Unierte gewesen, wurden grundsätzlich von der Abschaffung der Union nicht getroffen, manche Ausnahmefälle des offenbaren Mißbrauchs der geltenden Gesetze ausgenommen.¹⁾ Die Schismatiker fühlen sich im allgemeinen zum russischen Nationalismus hingezogen, der auch seinerseits selbstverständlich nichts unter-

¹⁾ Es dürfte nicht ohne Interesse sein, hier einen andersartigen, ganz eigentümlichen Ausnahmefall zu erwähnen. Eine adelige polnische Familie weißreüßischen Ursprungs (Jaczynowski) verdankt ihr Privileg, katholisch verblieben zu sein, einem ganz besonderen Umstande. Diese Jaczynowskis waren Unierte und infolge der die Abschaffung der Union (1839) betreffenden Ukase wurden sie offiziell als „orthodoxe“ anerkannt. Einer von ihnen, ein eifriger Katholik, wurde infolgedessen von akuter Schwermut betroffen und verbrachte ganze Tage auf den Knien vor dem Wunderbilde der heiligen Jungfrau von Ostrobrama zu Wilno; man ließ ihn ungehindert, weil er als Wahnsinniger betrachtet wurde. Als aber Nikolaus I. nach Wilno kam, verließ Jaczynowski die Kapelle, in welcher sich das Wunderbild befindet und woneben der Zar mit seinem Gefolge vorüberfahren sollte, und warf sich vor den kaiserlichen Wagen mit einem Papier in der Hand. Man hielt ihn an, doch der Zar ließ sich das Papier zeigen: es war ein Bittgesuch, das das Ansuchen enthielt, man möge der Familie Jaczynowski erlauben, katholisch zu bleiben. Das Herz des unerschütterlichen Nikolaus I. ward gerührt und er schrieb auf dem Gesuch die berüchtigten Worte: *Astawit Jacinowskich w zabluźdżeniu* (man lasse die Jaczynowskis im Irrtum). Das ist authentisch; der Verfasser kennt persönlich die Familie.

läßt, was hiefür gewinnen könnte — die Katholiken neigen vielmehr zum polnischen Element hin.

Trotzdem gab es zwischen 1839 und 1905 viele Weißbreußen, die offiziell „als Orthodoxe“ anerkannt wurden, aber in der Tat Kryptokatholiken verblieben sind. Das ist eine unbestreitbare Tatsache, die nach 1905 klar zutage trat, als viele dieser Unglücklichen, das Toleranzedikt sich zunutze machend, offiziell Katholiken wurden.

Während dreier Generationen hatten sie es nicht gescheut, sich den größten Gefahren auszusetzen, indem sie heimlich die katholischen Kirchen besuchten und in ihrer schismatischen Pfarrkirche nur in der Osterzeit zur Jahresbeichte erschienen, worüber eine strenge Kontrolle ausgeübt wurde. In bezug auf den Empfang der Sakramente in den katholischen Kirchen stießen sie auf unerhörte Schwierigkeiten, um die betreffenden Geistlichen der Gefahr einer Verbannung nach Sibirien oder dem tiefen Rußland nicht auszusetzen. Man sah daher auch nach der Veröffentlichung des Toleranzedikts Massenbekehrungen entgegen, was sich jedoch, wenn sie auch zahlreich waren, in dem erwarteten Umfange nicht bewährt hat. Aber der Weißbreuße ist mißtrauisch. Es sind recht viele Fälle bekannt, wo die kryptokatholischen Weißbreußen sich nicht entschließen konnten, den offiziellen Übertritt zum Katholizismus zu vollziehen, indem sie meinten: „Das ist sicher nichts als eine Falle; die Beamten wollen uns ausfindig machen; warten wir lieber ab.“ Später stellte die russische Bürokratie jedem Versuch eines Übertritts schwer zu bewältigende Hindernisse entgegen, und es war einem armen weißbreußischen Bauern wahrlich nicht leicht, einen Schutz gegen diese Schikanen der Beamten zu finden, weil alles, was als „katholische Propaganda“ aufgefaßt werden kann, bis auf den heutigen Tag strengstens untersagt ist.

In all dem ist man wohl berechtigt, Probleme zu erblicken, deren Lösung der nahen Zukunft vorbehalten sein dürfte.

ANHANG IV.

Groß-Rußland.

1. Das Finnisch-Slavische.

Wie in der Bildung Weiß-Reußens war die Aufsaugung eines ethnisch heterogenen Elementes das Hauptmoment in der geschichtlichen Entwicklung *Groß-Rußlands*, des ursprünglich bescheidenen Kerns des heutigen großen Rußlands. Sein Keim läßt sich fast in dem Augenblick feststellen, in dem die Absonderung Weiß-Reußens sich vollzogen hat, doch seine weiteren Entwicklungsstadien ziehen sich durch zwei Jahrhunderte hindurch und hängen eng mit der politischen Geschichte der Rurikidenmonarchie zusammen, während der Teilung dieses Reiches in eine Reihe von Fürstentümern, die anfangs der Oberherrschaft der Großfürsten von Kiew unterworfen, nachher vollständig souverän geworden sind.

Der ursprüngliche Kern *Groß-Rußlands* befand sich gerade in jenen nördlichen Grenzgebieten des warego-reußischen Reiches, deren Hauptort Nowgorod war und die sich als erste den normännischen Ankömmlingen¹⁾ ergeben haben, um nachher von deren Nachfolgern zugunsten von Kiew ihr Ansehen einzubüßen. Es gab dort seit den ältesten Zeiten eine von slavischen und finnischen Elementen gemischte Bevölkerung. Die Rurikiden scheinen in der Folgezeit diesen nördlichen Gegenden ihres Reiches keinen besonderen Wert beigelegt zu haben, deshalb wurden sie zu Apanagen der jüngeren Mitglieder der Dynastie verwendet, die sich gegebenenfalls beeilten, sie für etwas Besseres im Zentrum des warego-reußischen Reichs zu vertauschen. Da in der Folge die Fürsten von Nowgorod oft wech-

¹⁾ Vgl. oben S. 23.

selten, ohne dort einen besonderen Zweig der Dynastie festsetzen zu können, so haben sich gerade in Nowgorod die ursprünglichen Beziehungen zwischen dem zum Ergreifen der Zügel der Regierung eingeladenen Herrscher und dem Volke unverändert aufrecht erhalten, — dem Volke, das sich damit zufrieden gab, um den Preis der Abgaben, die man dem Herrscher leistete, von ihm regiert und beschützt zu werden.

Dieser Wunsch, sich von jeder Mühe in Bezug auf die Regierungsgeschäfte zu befreien, mag er noch so wunderlich scheinen, ist in Wirklichkeit nicht so sonderbar, wenn man beachtet, daß Nowgorod schon vor der normännischen Invasion ein recht wichtiger Mittelpunkt des Handels war. Später wurde diese Stadt immer mehr zu einem erstklassigen Handelszentrum, einem großen Markt der orientalischen Produkte, welche vom Kaspischen Meere über die Wolga kamen, um sich im Westen auf dem Wege über die Ostsee zu verbreiten. Die Bewohner Nowgorods, da sie als Handelsleute gezwungen waren, weite Reisen zu unternehmen, schätzten recht hoch die Möglichkeit, nur an ihre Geschäfte denken zu können, indem sie ihren Herrschern, den Rurikiden, überließen, sich mit den Regierungsangelegenheiten zu befassen.

Mit dem *groß-russischen* Element, welches das heutige Rußland geschaffen hat und daselbst vorherrschend ist, hängt so eng der Gedanke des autokratischen Prinzips zusammen, daß diese sonderbare Eigentümlichkeit des Kerns, aus dem er sich entwickelt hat, wirklich verwunderlich scheinen könnte. Man würde vergeblich in der Geschichte ein solches Beispiel der Idee eines in der Tat verwirklichten „sozialen Vertrags“ suchen, wie er in diesen Beziehungen zwischen der Regierungsgewalt und der Bevölkerung des alten Nowgorod zutage tritt. Allmählich bildete sich dies in ein echt republikanisches Regime in Nowgorod und in dem von ihm später losgelösten Psków um, beide durch vier Jahrhunderte blühende Städte, in denen die regierenden, jedesmal mit Willen der Bevölkerung aus dem Rurikiden-Geschlecht erwählten Fürsten in der Tat nichts anderes waren, als gemietete und von der Republik besoldete *Condottieri*. Unter dem Schutz einer solchen Verfassung und in der Entwicklung seines blühenden Handels entfaltete Nowgorod eine lebhaft kolonisatorische Bewegung gegen Osten und Nord-

osten auf dem oberen Lauf der Wolga und seiner Nebenflüsse, auf der großen, von finnischen Stämmen bewohnten Fläche. Und eben diesem Handelsaufschwung verdankte „Nowgorod das Große“ seine Größe, wie auch dem Umstand, daß die Etappen der russischen Kolonisation immer bedeutendere Fortschritte im Becken der Wolga machten, um im zwölften Jahrhundert das Gebiet der Kama zu erreichen, wo in einer Entfernung von 1000 Kilometern von Nowgorod sich nach Muster der Mutterstadt die Republik von Wiatka gebildet hat.

Die südliche Zone der halb slawischen, halb finnischen Ansiedlungen dieser weiten, aber dünn gesäten Nowgoroder Kolonisation¹⁾ reizte allmählich die Gelüste des immer zahlreicher werdenden Geschlechts der Rurikiden. Diese so weit vom Zentrum ihres Reiches entfernten Gebiete hatten wohl mehrere Generationen von Pionieren der slavischen Ansiedlung vorübergehen gesehen, die dort die ersten Keime einer eng mit der russischen Kirche zusammenhängenden, byzantinisch angehauchten Nationalkultur pflanzten, bevor jene nördlichen Grenzmarken des Rurikidenreiches sich zu einer gewissen Be-

¹⁾ Wir sind über den Hergang der slavischen Ansiedlung des ostfinnischen Wolgagebietes nur recht spärlich unterrichtet, doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß daran die Insassen der nordwestlichen Grenzmarken des alten Reußenreiches, mit Nowgorod an der Spitze, vorzugsweise beteiligt waren. Zuerst bestand wohl diese Kolonisation in nichts anderem, als in Errichtung von Faktoreien, die den Handelsverkehr mit den Ostfinnen, namentlich mit den finnischen Jägern vermittelten, um die viel geschätzten Pelzwaren zu beschaffen. Eine solche in den äußersten Nordosten vorgeschobene Faktorei (Wiatka) hat sich, wie erwähnt, dank ihrer geographischen Lage und ihrer damit zusammenhängenden Bedeutung, in diesem Handelsverkehr zu einem nach dem Vorbild der Mutterstadt ausgestalteten besonderen Staatswesen entwickelt. Andererseits kann es ebenfalls keinem Zweifel unterliegen, daß in den südlichen Landstrichen dieses weiten Kolonisations-terrains sich gleichzeitig Ansiedler aus den angrenzenden reußischen Gebieten (namentlich aus demjenigen der Radimitscher und Wiatitscher) niederließen. So begegneten hier und verschmolzen wohl auf ihrer Peripherie zwei vom Nordwesten und vom Süden her zufließende kolonisatorische Strömungen. Bekanntlich scheidet sich Groß-Reußen dialektisch in zwei Gruppen von Mundarten, eine nördliche (die *okajuschtschija*), wo das etymologische *o* auch *o* ausgesprochen wird, und die südliche (die *akajuschtschija*), wo es in nicht betonten Silben zumeist völlig in *a* übergeht. Ist darin eine Spur der beiden verschiedenen Ansiedlungsströmungen zu erkennen? Die Grenzlinie, welche die beiden Gruppen voneinander scheidet, zieht sich von Nordwesten gegen Südosten und streift etwa in ihrem Mittelpunkt die nördlich nächst Moskau gelegene Gegend.

deutung innerhalb dessen emporgeschwungen haben. Für die späteren Schicksale der ganzen reußischen Welt war dies eine Tatsache von ganz besonderer Tragweite, daß in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts dieses Gebiet als Apanage auf Georg den Langarmigen, den jüngsten von den zahlreichen Söhnen des letzten wahren Großfürsten von Kiew, Wladimir Monomachos (1113—1125) überging, desjenigen, welcher noch eine wahre Souveränität über das ganze Reich der Rurikiden fast in seiner ganzen Ausdehnung ausgeübt hatte. Georg, der während der langen inneren Kämpfe unter den Fürsten aus dieser Dynastie sich schließlich des großfürstlichen Thrones bemächtigte, war einer der hervorragendsten russischen Herrscher. In aufrichtiger Anhänglichkeit zum rauhen Boden seiner nördlichen Apanage, deren Hauptstadt Susdal¹⁾ war, und den raschen Verfall der Größe Kiews voraussehend, schuf er aus dem finnisch-slavischen Gebiet des Wolgabeckens den Brennpunkt einer neuen „groß-russischen“ Macht, die man allmählich so zu benennen begann, indem man dem früheren südlichen Mittelpunkt der Monarchie der Rurikiden den Spitznamen „Klein-Rußland“ beigab. Ein Streit zwischen Esau und Jakob oder vielmehr zwischen Isaak und Ismael, wo die Rechte der Erstgeburt und der Legitimität gegenüber den Quellen wahrer Kraft zurücktraten.

Auf diese Weise bestand das finnisch-slavische Gebiet Groß-Rußlands vom XII. Jahrhundert aus zwei besonderen Teilen, die sich erst nach 300 Jahren vereinigten. Den einen bildete die lange von Nowgorod abhängige nördliche Zone mit republikanischem Regime; den anderen die südliche Zone mit Susdal, dann Wladimir, schließlich Moskau als Hauptstadt, — die Wiege der moskowitzischen Autokratie. Es waren zunächst nur recht schwache Ansätze des autokratischen Prinzips, die,

¹⁾ Susdal, heute ein kleiner Marktflecken, etwa 200 Kilometer nordöstlich von Moskau entfernt, liegt auf der rechten Seite des Wolgabeckens. Später wurde die Hauptstadt dieser neuen, von Georg Dolgorukij (dem Langarmigen) gegründeten Macht nach Wladimir an der Klasma übertragen und nachher, als in dem Wettkampf der fürstlichen Linien von Twer und Moskau — beide von Georg Dolgorukij abstammend — jene von Moskau den Sieg davontrug, erhob sich diese Stadt für eine Reihe von Jahrhunderten zum Mittelpunkt des groß-russischen oder moskowitzischen Reichs.

dem Boden des Byzantinismus entsprungen, dann unter den Fittichen der nationalen, von Byzanz abhängigen Kirche gepflegt — von Georg Dołgorukij dorthin von Kiew verpflanzt wurden, doch fanden diese Keime von Anfang an einen besonders günstigen Boden im moskowitischen Reich unter der starken Hand seines Gründers und der aus ihm entsprossenen Linie der Rurikiden. Es ist durchaus nicht unrichtig, mit dem Namen eines Reichs diese neue Macht zu bezeichnen, die den Namen eines Zarats erst im XV. Jahrhundert angenommen hat, als Erbschaft und nach dem Fall von Konstantinopel, — da das moskowitische Reich seit langem eine besondere Welt für sich bildete, die wenig dem Rest der Welt der Rurikiden ähnlich sah. Politisch befolgte es lange denselben Weg, auf welchem das ganze frühere Reich dieser Dynastie sich in kleine Fürstentümer zerbröckelte, infolge von Teilungen des Gebiets, die sich bei jeder Generation wiederholten; aber in Moskowien waren diese Fürstentümer nur einfache Apanagen und über alle erstreckte sich die Oberherrschaft der in Susdal, dann in Wladimir und zuletzt in Moskau residierenden Herrscher, die in Erinnerung an die großfürstliche Stellung der früheren Souveräne von Kiew den Titel Großfürsten führten. Da das Ansehen der Hauptstadt sich noch nicht genügend festgesetzt hat, als daß der Name „moskowitisch“ für die Bezeichnung dieser besonderen Welt geeignet wäre, so nannte man sein Gebiet „*das von jenseits der Wälder*“, weil ein breiter Strich von gewaltigen Wäldern es vom Rest der Fürstentümer der Rurikiden schied, mit denen es lange fast gar keinen Verkehr aufrecht erhielt.

Selbst heutzutage noch fehlt es nicht an Slavisten, die, den Ergebnissen so vielfacher ernster anthropologischer Untersuchungen zum Trotz, die Tatsache bestreiten, daß die Groß-Russen als ein aus verschiedenen Elementen zusammengesmolzenes ethnisches Gebilde betrachtet werden müssen. Diesen gelehrten Kreisen fällt es schwer, sich mit dem feststehenden Tatbestand zu befreunden, daß bei der Bildung des Moskowitischen das östliche Finnisch, von einem slavischen Anstrich überzogen, bei weitem überwiegend war. Wenn dies bei so manchen Slavisten Anstoß erregt, um so weniger kann es verwundern, daß Laien, die sich um die Ergebnisse wissen-

schaftlicher Forschungen nicht kümmern, denen aber der vermeintliche Slavismus Rußlands als Glaubensartikel gilt und den Angelpunkt ihrer gesamten Gedankenwelt bildet, geradezu in Wut geraten, sobald sie zu hören bekommen, daß die (Groß-) Russen keine Slaven seien. Ohne nur derartige reizbare Stimmungen in Betracht zu ziehen, muß den wissenschaftlichen Verfechtern des angeblichen Slavismus Groß-Rußlands gegenüber folgendes festgestellt werden. Da sie vorzugsweise — heutzutage wohl beinahe ausschließlich — unter Sprachforschern zu finden sind, so lassen sie sich allzustark durch die ihrem eigenen Forschungsgebiet entnommenen Gesichtspunkte beeinflussen, wobei wohl individuell nur zu sehr die Versuchung mitwirken mag, dasjenige, was Einem vom politischen Standpunkte paßt, mit scheinbar wissenschaftlicher Beweisführung zu stützen. Ihre Behauptung, daß Russisch doch eine rein slavische, wenn auch von nichtslavischen Einsickerungen nicht ganz freie Sprache ist, wird gewiß von keinem vernünftigen Menschen bestritten werden. Wird dies aber bei Erörterung oder gar bei Lösung eines rein anthropologischen Problems als ausschlaggebend hingestellt, während anderweitige, bedeutend mehr ins Gewicht fallende Kriterien außer Acht gelassen werden, so kann man nicht umhin, eine solche Stellungnahme als völlig unwissenschaftlich zu bezeichnen. Es möge nur die Frage aufgeworfen werden, wie denn vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt das Idiom zu bestimmen wäre, das unter der Bezeichnung des jüdischen Jargons bekannt ist. Niemand dürfte bestreiten wollen, daß dies nichts anderes ist als eine, wenn auch von fremden Einsickerungen nicht freie deutsche Mundart, und trotzdem betrachtet niemand den Volksstamm, der sich dieses Idioms bedient, für einen Zweig der germanischen Rasse.¹⁾

Jede Kreuzung des Blutes trägt zur Befruchtung der Lebenskraft bei: eine biologische Tatsache, die sich auch Schritt

¹⁾ Wir dürfen nicht, zumindest nicht von Seiten der Sprachforscher, den Vorwurf erwarten, daß eine solche Sprache wie die russische mit einem verdorbenen Jargon nicht zu vergleichen wäre. Der Fachmann kennt doch überhaupt auf sprachlichem Gebiete keine „Verderbtheit“, und was der Laie als solche bezeichnet, ist vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte betrachtet nichts anderes als eine mehr oder weniger lehrreiche „sprachliche Erscheinung“. Wer

für Schritt auf dem Gebiet der Geschichte bewahrheitet. Ist es also nicht einfach kindlich, wenn man hartnäckig eine anthropologische Tatsache leugnen will, die doch keineswegs zuungunsten der russischen Nation gedeutet werden sollte. Es ist wohl überflüssig, daran zu erinnern, daß aus dem ugro-finnischen Stamm zwei europäische Nationen hervorgegangen sind, die sich überall einer aufrichtigen Sympathie erfreuen, was sie auch sicher sowohl in Anbetracht ihrer ethnischen Eigenschaften als wegen ihrer kulturellen Entfaltung verdienen. Selbst wenn es sich um die russischen Aspirationen in bezug auf Völker handelt, deren slavischer Charakter nicht in Frage gestellt werden könnte, so fällt hierin sicher die Sprache bedeutend mehr ins Gewicht als all die unwägbaren Elemente, die mit dem Rassenproblem zusammenhängen, und die slavische Sprache des Puschkin, des Turgenjeff, des Tolstoj bildet ein unübertragbares Eigentum der russischen Kultur, auf das sie stolz zu sein unstreitig berechtigt ist.

2. Moskowien.

Die zwei Teile Groß-Rußlands, das republikanische Nowgorod und das autokratische Moskau, beide gegenüber anderen reußischen Gebieten mit ihrem besonderen finno-slavischen Charakter gekennzeichnet, unterschieden sich untereinander vorzugsweise durch den Gegensatz ihres politischen Regierungssystems; Nowgorod war übrigens von Anfang an zweifellos mehr slavisch als finnisch — Moskowien war es umgekehrt. Selbst die Ansiedler des Gebiets *von jenseits der Wälder* stammten bereits größtenteils vom slavischen, mit dem finnischen vermengten Element; auf diese Weise bestand das ethnische Produkt, das sich dort festsetzte, zumeist aus Slaven, die zwei finnische Filter passiert haben. Die eingeborenen Insassen des oberen Wolgabeckens, die sich so leicht von ihrem finnischen Idiom lossagten, um sich jenes der Einwanderer anzueignen, stellten sich durch-

könnte es verantworten, ob der jüdische Jargon sich nicht eines Tages zu einer literarischen, konsolidierten und grammatisch geregelten Sprache ausgestalten wird. Die russische Sprache vor Lomonossoff (s. unten Anhang VI, § 2) befand sich aber auf einer von ihrem heutigen Stand vielleicht weit entfernteren Entwicklungsstufe als es verhältnismäßig heutzutage der jüdische Jargon ist.

aus nicht schwach in anderen Beziehungen im Verkehr mit den letzteren. Dies wird durch viele ostfinnische ethnischen Inseln bezeugt, die bis auf den heutigen Tag in dem östlichen Teil dieses Gebiets sich bewahrt haben und sogar bis jetzt heidnisch geblieben sind, hauptsächlich in den Gegenden, wo die dichten Massen des eingeborenen Elements einen stärkeren Widerstand der Aufsaugung durch die eingewanderte Bevölkerung leisteten.

Dieser Unterschied zwischen den beiden Teilen des großrussischen Gebiets verwischte sich allmählich im Laufe von vier Jahrhunderten, seit 1478, dem Datum der moskowitischen Eroberung, durch die Nowgorod zu einer Provinz des Zarats geworden ist. Er verschwand umso leichter, als das reine Nowgoroder Element daselbst bald zu bestehen aufhörte infolge der grausamen Gemetzel und der massenhaften Deportationen, — Maßregeln, die die Eroberer gegen ihre neuen Untertanen zu ergreifen angemessen fanden. Das war nach moskowitischer Art des XV. Jahrhunderts und es entsprach vollkommen der gewaltigen Veränderung, die der östliche Teil Groß-Reußens während der zwei vorhergehenden Jahrhunderte durchgemacht hatte, indem es sich nicht nur immer mehr von dem Wesen der slavischen Seelenanlagen, sondern auch von denen des finno-slavischen Stammes, aus dem gleichzeitig das Moskowitische und das Nowgorodische hervorgesprossen sind, entfernte. Der mächtige mongolische Einfluß hatte Moskowien bis zu seinem Innersten durchdrungen, von der Mitte des XIII. Jahrhunderts angefangen, seit seiner Unterwerfung unter das gewaltige Reich der Dschingiskhaniden. Die Großkhane dieses Reichs, wie auch die an der Spitze seiner einzelnen Bestandteile stehenden Khane zielten durchaus nicht darauf ab, die verschiedenen unterjochten Staatswesen, die als Annexe in die Gesamtheit ihres ungeheueren Reichs eintraten, zu vernichten. Man ließ dort zumeist die Dynastien, die vor der mongolischen Eroberung dort regierten, zurück, ohne sich allzu sehr in die inneren Angelegenheiten zu mengen. Es genügte, wenn ihre Oberhäupter genau ihre Obliegenheiten als Tributpflichtige erfüllten. Jeder Verdacht irgend eines Widerstandversuches hatte selbstverständlich schreckliche Repressionsmaßnahmen zur Folge und die Geschichte von Moskowien ist an Fällen reich, wo Großfürsten irgend eine unbe-

gründete, ihre Treue betreffende Anzeige mit dem Kopfe bezahlten. Der Khan suchte auf diese Weise seine moskowitischen Vasallen einzuschüchtern, um entweder den Nachkommen der enthaupteten Großfürsten gegenüber die Höhe der Abgaben hinaufzuschrauben oder sogar außer dem gewöhnlichen Tribut auf außerordentlichem Wege gewaltige Summen auszupressen. Mehrere dieser unglücklichen Fürsten, die nach der Residenz der Khane berufen wurden, um dort enthauptet zu werden, werden heutzutage als Heilige der russischen Kirche verehrt.

Aber gerade diese Eigenart terroristischen Druckes wurde merkwürdigerweise zur Quelle eines Entwicklungsganges, der den moskowitischen Staat mit einer ganz besonderen Lebenskraft auszustatten vermochte. Man gab sich dazu allerdings her, die geheiligte Person des Khan auf eine sonderbare Weise zu verehren, indem der Großfürst ein Stück Wachs, auf dem des Khanen Fußsohle abgedrückt war (*Basma*), ehrfurchtsvoll küßte — eine Zeremonie, die in Anwesenheit hoher mongolischer vom Khan delegierter Beamten und vor dem versammelten Volke veranstaltet wurde. Der Khan verlangte dies, doch befriedigte er sich damit durchaus nicht: man mußte zahlen, zahlen und nochmals zahlen. Da es sich nun um den großfürstlichen Kopf handelte und nur Säcke voll Gold und Silber das einzige Mittel waren, das Schwert des Damokles von ihm abzuwenden, so bemühten sich die Großfürsten von Moskau, in einer sehr eindringlichen Weise immer volle Säcke zu haben. Doch um die Zukunft besorgt, hüteten sie sich wohl, allzusehr die Beutel ihrer Untertanen zu plündern, außer wenn es nicht ein Fall höchster Not war. Um stets in der Lage zu sein, die Forderungen der Khane und ihrer Beamten zu befriedigen, war es unerläßlich, einen geregelten Zufluß der großfürstlichen Einkünfte zu sichern, und gerade die Verwaltung des gewaltigen Mongolenstaates konnte hier als unvergleichliches Modell dienen.

Man würde im Irrtum sein, wenn man annehmen wollte, daß diese ungeheure und barbarische Macht keine gut geregelte Verwaltung gehabt hätte, im Gegenteil sie war viel besser organisiert als jene im Westen Europas zur Zeit der Kreuzzüge und in der darauf folgenden Periode. Ohne diese wären die Mongolen nur eine Horde gewesen, wie etwa die Hunnen-

schar Attilas, die mit dem Tode des schrecklichen Eroberers in Trümmer fiel, wie so manche den Hunnen verwandte asiatische Volksscharen, die sich nach den Hunnen über Europa ergossen.

Die Dschingiskhaniden, deren Gewalt auf ganz Asien und Osteuropa durch mehrere Jahrhunderte lastete, verdankten diese Verwaltungselemente nicht nur dem Genie ihres mächtigen Ahnherrn, sondern vor allem der sorgfältigen Erziehung, die er in seiner als Geisel in China verbrachten Jugend genossen hatte. Er wußte sie sinnig zugunsten seines Reiches auszunützen. Seine ausgezeichnete Kenntnis des wundervollen Verwaltungsmechanismus, der stramm dem Staate dient und das Individuum kaltstellt: ein reifes Produkt der langen Entwicklung der chinesischen Kultur, die bereits vor Dschingiskhan ihren Höhepunkt erreicht hatte — blieb er bereits zu Zeiten des gewaltigen Eroberers stationär, überbot jedoch an wirksamem Fiskalismus alles, was die geschichtliche Entwicklung bis dahin aufzuweisen vermag. Die Erbschaft dieses Mechanismus, vermittelt durch das mongolische Reich seinem westlichen Vasallen, wurde dann zu einem unveräußerlichen Gut des moskowitischen Staates, um scheinbar seine unzerstörbare Kraft, in der Wirklichkeit aber seine Schwäche zu bilden.¹⁾ Seine Marke — das ist der *Tschin*, ein chinesischer Ausdruck zur

¹⁾ Liest man die Erzählungen Giragos, eines armenischen Schriftstellers aus der Zeit der Eroberungen des Dschingiskhan, so könnte man sich im heutigen Rußland glauben, so viele Klagen gibt es dort in bezug auf die Verwaltungsschikanen und das von den mongolischen Behörden geübte Drangsalieren der Bevölkerung. L. Cahun wiedergibt folgenden interessanten Bericht (Lavisserambaud, Histoire générale etc., II, 947): „Giragos zeichnet uns ein lebhaftes Bild jenes Verwaltungsschreckens und jener Papiertyrannie, die den Leuten des Mittelalters entsetzlich vorkamen. Es war nicht die mongolische Unordnung, die ihnen Schrecken einflößte, es war das Übermaß an Ordnung. Überall, wo diese schrecklichen Verwalter an der Arbeit waren, ließen sie ihre Marke in der Sprache durch drei Worte zurück: *Yassak* „das Reglement“, *Ya-Men* „das Büro“, *Yam* „die Poststelle, wo man die Pässe vidiert“. Zuerst wurde mit allgemeiner Entwaffnung begonnen. Dann kam die Konskription der Pferde und Maulesel an die Reihe, nachher die große Plage der Papierhaufen, der Kataster und die Volkszählung. Sie trugen alle Personen im Alter von 10 Jahren angefangen mit Ausnahme der Frauen ein. . . . Sie besteuerten alle Handwerker . . . die Teiche und Seen, wo man fischte, die Eisenbergwerke, die Schmiede und die Maurer.“

Bezeichnung eines Rangs der bürokratischen Hierarchie: auf den Bahnen des Regierungssystems der *Tschinowniks* und durch seine Werkzeuge vollzog sich die spätere Entwicklung des Zarats, um in der Folgezeit die territoriale Erbschaft der Dschingiskhaniden an sich zu reißen.

Durch strammes Funktionieren dieses Verwaltungsmechanismus wurde der moskowitzische Staat in der Folgezeit zu einem Reservoir solch beträchtlicher Mittel und vortrefflich disziplinierter Kräfte, daß er nach anderthalb Jahrhunderten sich zu einer mit Erfolg gekrönten Erhebung aufzuraffen vermochte. Es war ihm gelungen, das mongolische Joch in einem Augenblicke abzuschütteln, als die Goldene Horde, unter deren Herrschaft er sich befand, innerlich zerrüttet und durch die gegenseitige Bekämpfung vieler, dem Dschingiskhanidengeschlecht entsprossener Prätendenten geschwächt war. Um die wiedergewonnene Freiheit zu behaupten, wurde Moskau auf den Weg einer Angriffsaktion gewiesen, die zunächst zur Einverleibung angrenzender mongolischer Gebiete führte, sich aber bald zu einer großartigen Expansion gegen Osten ausgestaltete, die den moskowitzischen Staat immer mehr von dem slavischen Boden entfernte. Bereits zu Ende des XVI. Jahrhunderts bis zum Becken des Irtisch und des Ob ausgebreitet, fand diese Expansion ihre natürlichen Grenzen erst an den Küsten des Stillen Ozeans, die von den moskowitzischen Eroberern in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts besetzt wurden. Diese Eroberungen waren nach der völligen Erschütterung und Niederschmetterung der mongolischen Macht, welcher die Hilfsquellen der chinesischen Erbschaft für die Dauer zur Erhaltung ihrer Lebenskraft nicht ausreichten, im ganzen nicht allzuschwer. Seit dem Anfang dieser Expansion, während und nach der Unterwerfung der Khanate von Kasan und Astrachan — Überreste der in Trümmer zerfallenen Goldenen Horde — begann das mongolische ethnische Element immer mehr das moskowitzische zu durchdringen, und zwar im Wege der Aufsaugung der mongolischen Bevölkerung überall, wo sie sich nicht in dichten Massen befand, ebenso wie durch Aufnahme einer Anzahl entnationalisierter mongolischer Fürstenhäuser in die Reihen der moskowitzischen Aristokratie. Es war also nicht nur der politische und soziale Mechanismus

mongolischen Gepräges, der hier verpflanzt wurde, es war zugleich das mongolische Blut, das in Fülle in die Adern seiner einstigen Sklaven, die später seine Herren geworden sind, eingedrungen war.

3. Das Zarat.

In Europa betrachtete man auch lange Zeit Moskowien als eine durchwegs asiatische Macht, während die anderen beiden Teile der reußischen Welt, Weiß-Reußen und die ruthenischen Länder — Gebiete, die mit Polen vereint waren — sich eben durch dieses Band mehr als sonst dem Westen näherten und immer mehr von Groß-Reußen sich entfernten. Der hervorragendste Vertreter des asiatischen Moskwien dieser Periode (XIV. bis XVII. Jahrhundert) war der vorletzte Zar aus dem Rurikidengeschlecht, der berüchtigte Iwan der Grausame (1533—1584), dessen ein halbes Jahrhundert währende Regierung eine so charakteristische Prägung seinem Reiche aufdrückte. Eine zügellose Grausamkeit, durchwegs nach mongolischer Art, verbunden mit einer kleinlichen byzantinischen Frömmerei, wurde zur typischen Vertreterin des Moskowitischen. Denn man muß dies mit Nachdruck hervorheben: das byzantinische Element, unter dessen Einfluß durch 6 Jahrhunderte vor diesem Zaren die reußische Welt sich gebildet hat, gewann noch entschieden an Kraft in Moskowien während seiner asiatischen Periode. Das war die unmittelbare Folge der imperialistischen Anmaßungen und Allüren, die immer mehr auf dem Hofe von Moskau nach dem Fall Konstantinopels seit Iwans des Grausamen Großvater, dem ersten „Zaren“ Iwan III. (1462—1505) zur Geltung kamen. Dieser hatte nach der Heirat mit einer Erbin der Herrscher des byzantinischen Reichs den Titel eines Zaren (Kaiser) mit dem Wappen des zweiköpfigen Adlers angenommen und betrachtete sich bereits als Erbe der einzigen legitimen, den Autokraten des „Neuen Roms“ zufallenden Macht.

Es folgte darauf die letzte Etappe der groß-russischen Entwicklung, diejenige, deren Erzeugnis die Großmacht des heutigen Rußlands ist und die mit der Person Peters des Großen zusammenhängt (1689—1725). An der ethnischen Struktur der moskowitischen Welt, wie sie sich seit drei Jahrhunderten befestigt

hatte, sind keine wesentlichen Änderungen eingetreten, dagegen umwandelte sich nicht nur ihre äußere Physiognomie, sondern auch ihr inneres Wesen dem alten Moskowien gegenüber, und zwar durch Einführung völlig neuer konstitutiver Elemente, die sich allmählich mit jenen byzantinischen und mongolischen Ursprungs verschmolzen. Es waren dies Elemente der westlichen Kultur, von ausgesprochen protestantischem und dem „aufgeklärten Despotismus“ des XVIII. Jahrhunderts entliehenem Gepräge. Dieser doppelte Charakter blieb ihnen so lange eigen, daß sogar heutzutage alles, was in Rußland an Westlichem zu finden ist, seinen ausgesprochenen Stempel trägt. Er kennzeichnet die Grundlinien der russischen Weltanschauung, soweit an ihr westliche Einflüsse zum Vorschein kommen; nicht weniger behauptet dieser doppelte Charakter seine Vorherrschaft — trotz so mannigfaltiger Reformen, die im Laufe von zwei Jahrhunderten vollzogen wurden — in den leitenden Prinzipien der russischen Verwaltung, deren wesentliche Umrisse von Peter dem Großen nach den Ratschlägen seines deutschen Freundes Leibniz gezeichnet worden sind; er beherrscht unanfechtbar das gesamte kirchliche Gebiet des modernen Rußlands infolge der Reformen, die dieser Zar der Verfassung der russischen Kirche auferlegt hat.

Dieser letzte Punkt ist von entscheidender Bedeutung, weil er in einer gewaltigen Weise das religiöse Leben eines Volkes, dessen Seele so tief von ihm durchdrungen ist, beeinflußt, und während andere Gebiete des nationalen Lebens in der Lage sind, sich viel leichter dieser Erbschaft Peters des Großen zu entschlagen, zeigt sie sich in der Verfassung der russischen Staatskirche so stark eingewurzelt, daß es unendlich schwer fällt, sich vorzustellen, auf welche Weise sie da verschwinden könnte.

Peter der Große wußte sehr geschickt zwei ganz verschiedene Elemente, die an und für sich nichts Gemeinsames haben außer dem, was in ihnen beiden stark antikatholisch ist, eng zu verschmelzen: jenes des byzantinischen Cäsaropapismus und das der protestantischen Landeskirche. Diese Art von Mischung wurde sehr sinnig der Fiktion der sogenannten synodalen Verfassung der „orthodoxen“ Kirche angepaßt — jener, die der christliche Orient seit den ersten Jahr-

hundertens des Christentums bewahrt zu haben behauptet. Nach Abschaffung des Moskauer Patriarchats und Übertragung der Leitung der russischen Kirche an die in Petersburg residierende „heilige Synode“ wird die russische Kirche fiktiv von dieser aus Delegierten des russischen Episkopats zusammengesetzten Körperschaft verwaltet. An der Spitze der „heiligen Synode“ steht aber faktisch ein weltlicher Beamter vom Range eines Ministers, der „Prokurator“, und eben dieser *Tschinownik* regiert in der Tat die russische Kirche, während die Mitglieder der „heiligen Synode“, die oft wechseln, zu nichts anderem dienen, als unter Mitwirkung teils geistlicher, teils weltlicher Subalternbeamter die zur Regierung über die Seelen der Gläubigen bestimmte bürokratische Maschine in Bewegung zu setzen. Das ist der Cäsaropapismus in verbesserter und erweiterter Auflage — ein Cäsaropapismus, der viel strammer als sein byzantinisches Original zu wirken in der Lage ist und sich mehr oder weniger von anstoßerregenden, bereits seinerzeit mit den modernen Anforderungen des „aufgeklärten Despotismus“ schwer vereinbarenden Maßnahmen fernzuhalten vermag.¹⁾ Dort, am Goldenen Horn, mögen die Patriarchen im allgemeinen noch so sklavisch den „Autokraten des Neuen Roms“ gegenüber gewesen sein, kam es dennoch mitunter zu vereinzelten Fällen der „Auflehnung“ und die unausgesetzte Aufsicht des Staates verfügte über keine ähnlichen Mittel, um das religiöse Leben nach dem Willen des Autokraten zu gestalten — hier ist die Kirche völlig zu einem „Departement“, einem wichtigen Zweig der Verwaltung des Zarats herabgedrückt worden.

Der letzte männliche Nachkomme der Romanoffs, Peter der Große, fand bei seiner Thronbesteigung das Zarath „moskowitisch“ — er überließ es als „russisch“ seinen Erben deutscher Abkunft, Protestanten von Geburt, die zur schismatischen Kirche übergegangen sind, um Zaren zu werden. Durch sein Werk errang er für dieses gewaltige Reich den ihm seither gesicherten Platz im europäischen Konzert, wo der mächtige Baß des neuen Virtuosen sich zwei Jahrhunderte

¹⁾ Jeder Russe gerät leicht in Aufregung und bezeichnet es als grobe Unwissenheit, wenn er vom Zaren als dem Oberhaupt der russischen Kirche sprechen hört. Nicht im geringsten — behauptet er — die kirchliche Verfassung seines Vaterlandes sei jene der Katakombenzeit, die *synodale Verfassung*.

hindurch mit so vielem Erfolg vernehmen läßt. Seit dem Ableben Peters stößt man inmitten einer fast allgemeinen Bewunderung für den wahren Gründer Rußlands auch dort auf Ansichten, die in ein recht abfälliges Urteil über sein Gesamtwerk auslaufen, vornehmlich in bezug auf die schroffe Weise, in welcher der Bruch mit den alten nationalen Überlieferungen vollzogen wurde. Zumeist erschallen solche Beschuldigungen in den sogenannten „slavophilen“ Kreisen. Ohne auf Erörterungen über diesen Gegenstand einzugehen, muß festgestellt werden, daß das Rußland Peters des Großen trotz seiner Annäherung an den Westen sich nichtsdestoweniger von den beiden anderen Teilen der reußischen Welt (Weiß-Reußen und Klein-Reußen) entfernt hatte, sogar bedeutend mehr, als in den Zeiten des ehemaligen Moskowiens. Darin ist die Wirkung des spezifischen Charakters jenes westlichen Elements, den wir soeben hervorgehoben haben und woraus der große Zar die wesentlichen Triebfedern der „Europäisierung“ seines Reichs zu schaffen suchte, nicht zu verkennen.

ANHANG V.

Der ruthenische Volksstamm.

1. „Die Unterlassungssünde.“

Nach Absonderung Weiß- und Groß-Reußens haben sich naturgemäß die übrigen Gebiete des einstigen Waregerreichs in ihrer Gesamtheit ebenfalls zu einem besonderen Glied der gewaltigen Reußenwelt ausgestaltet, auf welches seither vorzugsweise die althergebrachte Benennung ruthenisch — ruthenische Länder und ruthenischer Volksstamm¹⁾ — überging. War dies doch das Mutterland der gesamten Reußenwelt, von ethnisch-fremden Einwirkungen unberührt, deren Mitwirkung bei der Absonderung der beiden anderen Zweige Reußens so stark in den Vordergrund tritt, und wenn es auch in viele Teilfürstentümer zergliedert war, so stand es doch unter der Oberherrschaft der Großfürsten von Kiew, Nachfolger der einstigen waregischen Alleinherrscher, und schien daher besonders zur Fortsetzung der alten Überlieferungen des Rurikidenreiches berufen. Im Norden an Weiß- und Groß-Reußen angelehnt, erstreckten sich die ruthenischen Länder von der Pripet bis zu den Ostkarpathen, im Südosten und Süden ohne bestimmte Grenzen, bis sie sich in den fernen, weit an das Schwarze Meer reichenden Steppen verlieren. Über die großen Wasserfälle des Dniepr hatte sich die reußische Kolonisation auch in der Glanzperiode des Rurikidenreiches nicht auszubreiten gewagt, denn ostwärts und südwestwärts von ihnen hausten wilde Nomadenhorden türkischer Rasse, seit jeher eine Geißel der ruthenischen Grenzmarken. Durch diese Horden wurden auch

¹⁾ *Ruś* (s. *weich*) als Kollektivsubstantivum bezeichnet sowohl das (Reußen-) Ruthenenvolk, also auch zugleich das von diesem Volke bewohnte Land — lateinisch *Ruthenia*, *Rutheni*, vgl. oben S. 15.

wohl die südlichsten Ausläufer der reußischen Welt im Boh- und Dniestrgebiete, die alten Uhlitscher und Tywerzen, die immer nur lose an das Waregerreich angegliedert waren, vollständig aufgesaugt, so daß sie bereits im Laufe des XI. Jahrhunderts aus der Geschichte Reußens verschwinden.

In Byzanz, von dem die nationale Kirche Reußens abhing — das einzige Band, das jahrhundertlang alle seine drei Abzweigungen vereinte — hat man sich um das, den ruthenischen Ländern eigene Erbe der glorreichen Traditionen des einstigen Reußenreiches wenig gekümmert. Um sie von den anderen reußischen Gebieten zu unterscheiden, ist somit in der Kanzlei des byzantinischen Patriarchats mit dem XIII. Jahrhundert eine neue Benennung dieses Gebietes üblich geworden, die jenen ehrwürdigen Traditionen keineswegs Rechnung trug. Es scheint überhaupt, daß in bezug auf die geographische und ethnographische „Terminologie“ des enormen, einst warego-reußischen Gebietes nicht nur in unseren Tagen eigentümliche Schwierigkeiten obwalten. Die Byzantiner, seit langem der Kräfte gewahr, die der jungen finnoslawischen Macht *von jenseits der Wälder* (Moskowien) selbst zur Zeit des mongolischen Jochs innewohnten, nannten sie „das große Reußen“ (Μεγάλη Ῥωσσία) und wandten den Namen „Klein-Reußen“ (Μικρά Ῥωσσία) auf den Haufen kleiner ruthenischer Fürstentümer im Süden an.¹⁾

Der Niedergang Klein-Reußens war mit fortschreitendem Sinken Kiews, seines natürlichen Mittelpunkts, der zugleich durch dritthalb Jahrhunderte den mächtigen Kern des ganzen warego-reußischen Reichs gebildet hatte, aufs engste verbunden.

Während des ganzen X. und XI. Jahrhunderts war Kiew viel und viel mehr als die Hauptstadt eines großen Reichs. Es wurde doch zur Reichshauptstadt nur wegen seiner Bedeutung im damaligen Welthandel, wodurch die Rurikiden bewogen wurden, sich dort niederzulassen und die lange unversiegbaren Reichtümer dieser Stadt der Expansion ihrer Herrschaft dienstbar zu machen. Kiew behauptete unter den damaligen Vermittlern zwischen Osten und Westen einen hervorragenden Rang, indem es die asiatischen Waren, die auf kontinentalen Wegen und über das Schwarze Meer kamen, gegen die Pro-

¹⁾ Vgl. unten Anhang VII, Nachträge zu S. 26.

dukte Nordostens und Westens austauschte, welche über die Ostsee, die Gewässer von Peipus und Ladoga und deren südliche Zuflüsse sowie schließlich über den Dniepr herübergebracht wurden: ein einträglicher Austausch von Spezereiwaren und Erzeugnissen der orientalischen Industrie gegen Rohstoffe und Pelze, die damals im Orient sehr gesucht waren.

Die Bedeutung dieser Handelsarterie begann seit dem Anfang der Kreuzzüge zu sinken, während die unmittelbaren Handelsbeziehungen zwischen dem Westen und dem Osten sich immer lebhafter auf dem kürzeren Wege über das Mittelmeer entwickelten. Zieht man jedoch das Gesetz der gewohnheitsmäßigen Trägheit, welches bekanntlich das Gebiet des Welthandels beherrscht und in jenem so entlegenen Zeitalter um so schwerer zu bewältigen war, so könnte man wohl annehmen, daß Kiew noch lange mit dem Emporkömmling der italienischen Kommunen erfolgreich hätte rivalisieren können, falls anderweitige, von der Umwandlung der Verhältnisse des Welthandels unabhängige Umstände an seinem Niedergange nicht mitgewirkt hätten. Zu gleicher Zeit wurde nämlich die kontinentale Pulsader, an deren Ausläufern Kiew lange Zeit in seiner Größe erglänzte, durch Sorglosigkeit seiner Herrscher und seiner zu bequemen Einwohner gelähmt. Dies sei erlaubt als die große „Unterlassungssünde“ zu bezeichnen, die rasch gezüchtigt wurde, indem durch ihre Folgen sozusagen das Erstgeburtsrecht der reußischen Welt, durch den Kern der ruthenischen Länder verwirkt, auf das unternehmungslustige geschichtliche Gebilde *jenseits der Wälder*, das des künftigen Moskowiens, überging.

Da die Mündungen der asiatischen Handelsarterie sich tatsächlich an der nördlichen Küste des Schwarzen Meeres, in der Krim konzentriert befanden, so erforderte das vitale Interesse des Kiewschen Handels einen freien Durchzug über den unteren Lauf des Dniepr oder vielmehr über die an den Ufern dieses Flusses gelegenen Steppen, da die Schifffahrt durch die großen Wasserfälle sehr erschwert war. Man stieß da auf verschiedene Übelstände, selbst zur Zeit des höchsten Aufblühens Kiews, weil diese unbewohnten Steppen, wie soeben erwähnt wurde, Nomaden-Volksstämme türkischer Rasse beherbergten, welche vom Raub lebten, den Durchzug der Handelsleute gefährdeten und sowohl die ruthenischen Grenzmarken als die blühenden

Häfen des Schwarzen Meeres beunruhigten. Den tapferen Rurikiden des X. und XI. Jahrhunderts gebrach es aber nicht an Mitteln, den freien Weg über die Steppen zu schützen und zu sichern: hat doch in Cherson Wladimir der Große die Taufe empfangen und durch mehrere Jahrzehnte bestand sogar ein warego-reußisches Fürstentum auf dem Vorgebirge zwischen dem Schwarzen und dem Asowschen Meer, das Fürstentum vom Tmutarakan, welches als Apanage für die jüngeren Rurikiden diente. Das beweist zur Genüge, daß die Nomaden-Volksstämme der Petschenegen die mehr oder weniger geregelten Beziehungen zwischen den Küsten des Schwarzen Meeres und der Residenz der Großfürsten zu unterbinden nicht vermochten.

Diese Zustände änderten sich aber vollkommen auf Kosten der Interessen Kiews, als die Stelle der Petschenegen von der sichtlich viel zahlreicheren und zugleich noch wilderen Horde der ihnen stammverwandten Komanen (*Połoutzy*) eingenommen wurde, welche die Überreste der früheren in diesen Gegenden hausenden Nomaden aufgesaugt haben. Es handelte sich dann nicht mehr darum, den freien Weg über die Steppen gegen diese Barbaren zu schützen, es galt vor allem ihre schrecklichen Einfälle abzuwehren. Sie vernichteten nicht nur bald die südliche Zone der ruthenischen Ansiedlungen und hielten schroff ihren Vormarsch gegen das Schwarze Meer auf, sondern bedrohten immer mehr mit ihren Plünderungen selbst die Umgegend von Kiew, so daß diese sich der Gefahr, unter ihr Joch zu fallen, ausgesetzt sah. Man war sich dessen nicht bewußt, scheint es, daß es eine Frage von Leben oder Tod war. Anstatt alle Kräfte aufzubieten, um die Macht dieses Feindes zu brechen, die Komanen zu vernichten oder sie vollständig wegzujagen und sich die Herrschaft über die Meeresküste zu sichern, begnügten sich die Rurikiden mit vorübergehenden Erfolgen, die die Barbaren von den Toren Kiews zurückstießen, oder, was sogar das häufigste war, sie verhandelten mit ihnen, um sich vor ihren Einfällen von Fall zu Fall zu schützen. Manche Fürsten heirateten sogar komanische Prinzessinnen, um die entsetzliche Horde zu beschwichtigen. Die Folge all dessen war, daß die Handelsgröße Kiews ein für allemal erlosch. Nachdem im XIII. Jahrhundert der unerschöpfliche asiatische Vulkan wilder Horden die Mongolen der Dschingiskhaniden, durch die

der Reihe nach die Komanen aufgesaugt wurden, gegen Europa geschleudert hatte, fanden sie in Kiew kaum mehr, als größtenteils zertrümmerte Denkmäler des früheren Ruhms dieser Stadt.

So war es dazu gekommen, während des Niedergangs und kurz vor dem völligen Ruin Kiews, daß in den unaufhörlichen inneren Kriegen, die „Klein-Reußen“ zerfleischten und deren Hauptziel gewöhnlich der Besitz der alten Reichshauptstadt bildete, nicht wegen ihrer tatsächlichen Bedeutung blutig gekämpft wurde, sondern vielmehr in unverilgbarer Erinnerung an den großfürstlichen Titel, der die Fürsten von Kiew auszeichnete und ihnen immerhin ein gewisses Ansehen verlieh. Einen reelleren Wert hatte noch in dieser Zeit Kiew als Residenz des Oberhauptes der nationalen Kirche. Doch der Metropolitansitz in Kiew wurde unter den obwaltenden Umständen immer mehr zu einem wahrhaften Anachronismus; die Großfürsten von Moskowien wußten auch davon Nutzen zu ziehen, um ihn nach Moskau zu übertragen, wodurch die Hauptstadt Klein-Reußens schließlich zum Rang eines ganz unbedeutenden Ortes herabgefallen ist, der bald diesem, bald jenem Nachbarfürstentum angehörte, so daß sein Gebiet im Laufe des XIV. Jahrhunderts sich fast vollständig in der Geschichte verwischt.

2. Rot-Reußen.

Im Augenblick, als Kiew auf dem Höhepunkt seiner ruhmreichen Entwicklung sich befand, unmittelbar vor der Bekehrung Wladimirs des Großen (988)¹⁾, vergrößerte sich das warego-reußische Reich um eine neue Eroberung. Es war dies das im Becken des oberen Dniepr gelegene Land der Chroboten — mehrweniger das heutige Ostgalizien. In der Geschichte der warego-reußischen Macht war die Eroberung dieses Landes nichts mehr als eine der zahlreichen Etappen ihrer Expansion — eine der letzten oder vielleicht sogar die letzte, weil seit dem Ausgang des X. Jahrhunderts das Reich der Rurikiden aufgehört hatte, sich durch kriegerische Erwerbungen zu vergrößern.

Es ist nicht ganz klar, zu welcher Gruppe der slavischen Volksstämme die von Wladimir dem Großen unterworfenen Chro-

¹⁾ Vgl. oben S. 24.

baten gehörten: zur *lechitischen* (polnischen) oder zur östlichen — sagen wir kurzweg — nachher reußischen Gruppe, auf deren Boden das Waregerreich sich gebildet hat. Die älteste Chronik von Kiew sagt, über die Eroberung dieses Landes berichtend, ausdrücklich, daß Wladimir es den Polen (*Ljachy*) entrissen hat. Man könnte darin die Ursache sehen, weshalb dieses Gebiet lange Zeit zu einem Zankapfel zwischen den Rurikiden und der Piastendynastie geworden ist, unter deren Zepter in dieser Zeit Polen infolge ihrer territorialen Erwerbungen auf dem Gebiete der *lechitischen* Volksstämme im Bilden begriffen war. So lange die Macht der Piasten überwog, suchten sie diese Provinz zurückzugewinnen, was ihnen sogar zweimal gelungen ist, so daß im Laufe des auf die Eroberung Wladimirs folgenden Jahrhunderts das Gebiet am Dniestr durch 40 Jahre hindurch Polen, durch 60 Jahre den Herrschern von Kiew angehörte. Schließlich gewannen die letzteren endgültig Oberhand und seit dem Ende des XI. Jahrhunderts bildete *Rot-Reußen* — so wurde dieses Gebiet genannt — einen Teil des warego-reußischen Reichs und diente als Apanage den jüngeren Linien der Rurikiden. Immerhin nachdem das Christentum in Rot-Reußen sich verbreitet oder zumindest dort Wurzel geschlagen hatte, trat dieses Land unter dem Einfluß der orientalischen Kirche mit slavischem Ritus vollständig in den Kreis der reußischen Welt und wenn auch ihre Insassen vorher einen *lechitischen* Volksstamm gebildet hatten, so ruthenisirten sie sich vollständig unter der Herrschaft der Rurikiden.

Und eben auf dem Boden dieses strittigen Landes bildete sich mit dem Fall der Größe Kiews ein neuer Kern politischer Macht, die während einer kurzen Spanne Zeit sich ernstlich zu befestigen schien, die aber nach einigen Jahrzehnten unter bedeutenden äußeren Gefahren bereits im Niedergange begriffen war, bis sie endlich um die Mitte des XIV. Jahrhunderts aus der Geschichte völlig verschwand. Die Stadt Halitsch am Dniestr war die Hauptstadt dieses ephemeren ruthenischen Reiches. Seine Grenzen zogen sich auch vorübergehend entlang des Pruth bis zu der Mündung der Donau, und von der anderen Seite den ganzen oberen Lauf des Bug umfassend, überschritten sie im Nordosten das linke Ufer der Pripet. Es war fast ein umgekehrtes Dreieck, dessen Spitze das Schwarze Meer berührte

und dessen Basis von etwa 500 Kilometern Länge sich jenseits der Pripet erstreckte; die Höhe dieses Dreiecks betrug ungefähr 1000 Kilometer. Auf dieser weiten Oberfläche gab es eine Reihe winziger Fürstentümer, die von dem Herrscher von Halitsch, Roman dem Tapferen, Gründer dieses durchwegs ruthenischen Reiches (1198—1205), und seinen Nachkommen abhängig waren.

Doch von weit größerem Gewicht als diese beträchtliche territoriale Ausbreitung war für das Halitscher Reich seine geographische Lage, die es notwendigerweise in unmittelbaren Verkehr mit dem Westen Europas setzte. Um dieselbe Zeit, als die junge großrussische Macht *jenseits der Wälder* (die nachher moskowitzische) unter das mongolische Joch fiel, um immer mehr von asiatischen Elementen durchdrungen zu werden, entwickelte sich auf dem entgegengesetzten Pol der reußischen Welt diese neue Macht, wie es schien, von großer Zukunft, deren vitale Interessen sie zum Eintritt in den westlichen Kulturkreis drängten. Es war dies die Wirkung ihrer Beziehungen mit den benachbarten oder nahe gelegenen Ländern: Polen, Ungarn, Böhmen; auch mit Österreich der letzten Babenberger und der ersten Habsburger. So war es ganz natürlich, daß dieser ruthenische Staat sich bald auf dem Wege befand, eine Union mit der katholischen Kirche einzugehen und das byzantinische Schisma zu verlassen, welches einige Jahrzehnte nach der Taufe Wladimirs des Großen ausgebrochen, daselbst noch nicht fest genug eingewurzelt war, als daß die Wiedervereinigung dieses Gebietes mit Rom im XIII. Jahrhundert große Schwierigkeiten hätte bieten können. Es kam dazu in der Tat unter dem Pontifikat Innozenz' IV., dessen Legat im Jahre 1254 den Herrscher von Halitsch, Daniel Romanowitsch, gekrönt hat, indem er ihm die königliche Krone *Rutheniens* auferlegte. Man sieht darin die leider zu früh verwelkte Frucht des apostolischen Eifers des heil. Hyazinthus; dieser große polnische Schüler des heil. Dominikus hat wahrlich nicht umsonst eine Hälfte seines Lebens dem Werke der Kirchenunion geopfert, indem er mit einem Gefolge seiner Genossen die ruthenischen Ebenen bis an die Ufer des Dniepr durchquerte, um dort gegen das Schisma zu kämpfen und das Ideal des *Unus Pastor* zu predigen. Da aber die Annäherung dieses Sommerkönigs von Ruthenien an Rom vielmehr einer politischen

Rechnung entsprungen war, um der westlichen Christenheit für einen Kreuzzug gegen die Mongolen ein Interesse beizubringen, so verschwanden die schwachen katholischen Anwendungen der Halitscher Dynastie in kurzer Zeit und der Einfluß der ruthenischen, zum Patriarchat von Byzanz haltenden Hierarchie gewann rasch Oberhand, ohne selbst Spuren dieser vorübergehenden Union zurückzulassen. Um jedoch darüber im klaren zu sein, welches Ziel diese Evolution Rutheniens verfolgte, mag man nur die zeitgenössische Chronik von Halitsch (die sog. *Ipaticiewskaja Ljetopis*) lesen — ein unschätzbares, von bedeutender schriftstellerischer Begabung zeugendes Quellenwerk.¹⁾ Man sieht sich bei dieser Lektüre in die Mitte der ruthenischen Welt des XIII. Jahrhunderts übertragen, da sie so treu und malerisch vor die Augen tritt — einer rein ruthenischen Welt — man atmet dort bei jeder Seite den wohlthuenden Hauch der eindringenden westlichen Kultur ein und es ist schwer, von dieser reizenden Chronik, ohne dem Gefühl tiefen Bedauerns zu scheiden, daß der Drang gegen den Westen, der darin hervortritt, so schroff aufgehalten wurde und das Gebiet von Halitsch unter den letzten Romaniden in die stockende Trägheit des Byzantinismus zurückgefallen ist. Ein Jahrhundert nach dem Tode des Gründers dieser eintägigen Macht ist es sogar nicht leicht, die Reihe seiner letzten Nachkommen genau wiederherzustellen, so nichtig war während der ersten Jahrzehnte des XIV. Jahrhunderts ihre geschichtliche Rolle und die ihres Staates. Man schreibt diesen raschen Verfall von Halitsch der Nachbarschaft der Tataren zu, welche als Vorposten der mongolischen Horde die Steppen an den Grenzen des Gebiets der Romaniden besetzt hatten und so die Bewegungsfreiheit dieser Fürsten lahmlegten. Jedenfalls war das Gewicht dieser Gefahr nicht mit der Last des mongolischen Joches zu vergleichen, welche in derselben Zeit Moskowien zu erdulden hatte, da es dem Zentrum dieser barbarischen Macht so nahe gelegen war. Halitsch, welches nur mit ihrer äußersten Peripherie in Berührung stand, zog sich verhältnismäßig leichten Kaufs aus dieser unbequemen Lage zurück, indem es nur einen gar nicht bedeutenden Tribut zahlte; man hatte selbst für die

¹⁾ Vgl. oben S. 128 f.

Zukunft nicht zu große Forderungen in dieser Beziehung zu befürchten, weil die unübertroffene Finanzverwaltung der mongolischen Horde vortrefflich die Mittel ihrer Tributpflichtigen kannte und die allzu verarmten Gebiete zu schonen wußte. *Rot-Reußen* war aber um diese Zeit durchaus nicht reich, da es von der Meeresküste zurückgedrängt und von unternehmungslösen Fürsten regiert war, die zwischen einer zu harten Abhängigkeit von der mongolischen Horde und irgend einem mutigen Aufschwung schwankten, durch Allianz mit den benachbarten katholischen Herrschern sich davon zu befreien. Sie konnten sich jedoch zu einer kühnen Tat nicht aufraffen, in der Befürchtung, daß sie im Falle eines Mißerfolges dies mit ihrem Kopfe bezahlen würden.

In diesem Zustand eines halb sklavischen Vegetierens ging *Rot-Reußen* (1340—1350) unter die polnische Herrschaft über. Als Agnat der letzten Fürsten des ausgestorbenen Romanidengeschlechts besetzte Kasimir der Große, König von Polen¹⁾, ihr Gebiet — eine *res nullius* im wahren Sinne dieses Wortes —, dessen Besitz gleichzeitig von den Tataren und dem litauischen Reich beansprucht wurde. Das letztere, damals noch heidnisch, war in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts zu einer bedeutenden Macht angewachsen, nachdem es sich von seinem Kern auf dem Lauf des Njemen bis zu den von den Tataren besetzten Steppen ausgebreitet hatte.

3. Litauische Eroberungen und das polnische Regime.

Die Bildung des Großfürstentums Litauen — eine sonderbare, in ihrer Art einzige geschichtliche Erscheinung — war das Werk zweier Eroberer, des Vaters und des Sohnes (Gedymin 1315—1340, Olgerd 1345—1377), die in einem halben Jahrhundert ihre Herrschaft über halb Osteuropa — ungefähr ein Quadrat von mehrweniger 700 Kilometern Seitenlänge — auszudehnen vermochten. Schwerlich würde man allerdings in der gesamten Weltgeschichte solch leichte Eroberungen

¹⁾ Der letzte unabhängige Herrscher von *Rot-Reußen*, Boleslaus Georg (1324—1340), Neffe der beiden letzten Romaniden, war ein Piast von der masowischen (jüngeren) Linie dieser ersten national-polnischen Dynastie.

wiederfinden. Die junge litauische Macht verschlang, ohne auf einen Widerstand zu stoßen, diesen ganzen Haufen winziger Fürstentümer, deren Gesamtheit Weiß-Reußen bildete und deren mehrere sich bereits der Oberherrschaft der Vorgänger des Gedymin im Laufe des XIII. Jahrhunderts ergeben haben. In der Folgezeit erstreckten sich die litauischen Eroberungen auf südlich gelegene ruthenische Fürstentümer ähnlichen Typus, die sich vom Halitscher Reich bei seinem Niedergang losgelöst hatten. Man unterwarf sich willig dieser Herrschaft, weil sie ihre Vasallen gegen die Mongolenhorde schützte, die sie immer von der Ferne bedrohte und deren fiskalische Organe (*Baskake*) oft selbst in diesen entfernten Gegenden erschienen, um dort die Tributzahlungen zu erpressen. Infolge dieses Hergangs war das Großfürstentum Litauen nur auf einem fünften Teil seiner Oberfläche — in seinem nordwestlichen Winkel — litauisch, auf vier Fünfteln zumindest war es im Grunde genommen weiß-reußisch bzw. ruthenisch, so daß bereits Gedymin es angemessen fand, in seinen lateinischen Urkunden den merkwürdigen Titel *rex Letwinorum et multorum Ruthenorum* zu führen. In sämtlichen reußischen Erwerbungen ließen die litauischen Eroberer den ganzen Haufen eingeborener Teilfürsten aus dem Geschlechte Ruriks auf ihren Besitzungen fortbestehen; sie fielen jedoch im allgemeinen auf das Niveau der vornehmsten Großgrundbesitzer zurück und waren einzelnen Prinzen der Dynastie Gedymins unterworfen, die dort von dem in Wilno residierenden Großfürsten als Statthalter eingesetzt wurden. Die litauischen Prinzen lehnten sich sofort stark an die einheimische Bevölkerung an; sie ließen sich taufen und, zu frommen Bekennern der reußischen Nationalkirche geworden, näherten sich dem eingeborenen Element noch mehr durch ihre Heiraten mit reußischen Prinzessinnen. Auf diese Weise drang bald der Einfluß der reußischen Kirche und der reußisch-byzantinischen Kulturelemente wie auch der reußischen Mundarten in die gesamte Dynastie Gedymins und gewann immer mehr an Boden in Litauen selbst, das weiterhin heidnisch blieb wie ebenfalls das Staatsoberhaupt — der Großfürst — und diejenigen Prinzen seines Hauses, die vorderhand für keine Verwaltungsstellen in den reußischen Gebieten ausersehen waren.

Im Laufe dieser raschen Entwicklung, in der Litauen die Gefahr drohte, in dem ethnischen Element der eroberten Provinzen aufzugehen, vollzog sich im Jahre 1386 unter der Regierung eines der zahlreichen Enkel des Gedymin die unerwartete Tatsache, durch deren Folgen unverhofft die Gesamtgestaltung Osteuropas vollständig umgewandelt wurde: die Vereinigung des Großfürstentums Litauen mit dem Königreich Polen. Der Großfürst Jagello entsagte dem litauischen Heidentum, ließ sich im Krakauer Dome katholisch taufen, heiratete die regierende Königin von Polen, Hedwig d'Anjou und bestieg den polnischen Thron. Vom politischen Standpunkt war dies eine Art Kompromiß. Seit der Erwerbung Rot-Reußens durch Kasimir den Großen standen Polen und Litauen auf dem ruthenischen Boden der einstigen wolhynischen Annexe dieses Landes feindlich einander gegenüber. Es galt, zwischen einem hartnäckigen Kampf und der Vereinigung der beiden Reiche zu wählen; von beiden Seiten entschied man sich für die zweite Alternative. Mit der Besteigung des polnischen Thrones durch den Großfürsten von Litauen hielt der Katholizismus seinen Triumpheinzug in dem eigentlichen Litauen, das bisher heidnisch war, während seine reußischen Provinzen schismatisch-orthodox blieben, wodurch das Problem einer Kirchenunion zu einer Lebensfrage für Polen sowohl vom politischen als auch religiösen Standpunkt geworden ist. Weiß-Reußen und die ruthenischen Länder fanden sich mit einemmal unter dem Zepter der Jagellonen vereinigt, nach einer vier Jahrhunderte währenden vollständigen Scheidung; mußte man doch auf vierhundert Jahre zurückgreifen, um auf den vorübergehenden Augenblick zu stoßen, wo sie zusammen Bestandteile des alten warego-reußischen Reichs bildeten.¹⁾ Zur selben Zeit vollzog sich *jenseits der Wälder* die Umbildung Moskowiens, nachdem es soeben das mongolische Joch abgeschüttelt hatte, zu einem unabhängigen, mit bedeutenden Machtmitteln ausgestatteten Staatsgebilde, welches, in seinem Wesen finno-reußisch und von mongolischen Elementen durchdrungen, bereits durch diese seine Eigenarten bestimmt war, sich zu einer auf unausgesetzte Eroberungen hinausgehenden Macht auszugestalten. Ihre Herrscher konnten es nicht ver-

¹⁾ Vgl. oben S. 26 und 203 ff.

schmerzen, daß ihnen Litauen auf seinem Eroberungswege in den west- und südreußischen Gebieten zuvorgekommen war. Waren es doch Länder derselben Zunge und Religion, so weit sich auch Moskowien von ihnen in seinem eigenartigen Entwicklungsgange entfernt hatte.¹⁾ So blieben sie immer der wesentlichste Zielpunkt der expansiven Politik des moskowitischen Zarats, das inmitten jahrhundertelanger Kämpfe mit dem polnisch-litauischen Reiche um West- und Südrußen, sich um so leichter gegen den Osten verbreitete, wo es nie auf ernsten Widerstand stieß. Von dort aber schöpfte es reichliche Mittel, um in der Folgezeit sein politisches Hauptziel, die Vereinigung „aller Rußen“ unter der Herrschaft des russischen Zaren, zu erreichen.

Inzwischen, während der vier Jahrhunderte ihrer Angliederung an Polen, wurde der Abgrund immer tiefer, durch den die weißreußischen und ruthenischen Länder zunächst von Moskau, dann vom Rußland Peters des Großen geschieden waren. Dieser Abstand vertiefte sich in dem Maße, als sie sich in Verbindung mit Polen dem Westen und der westlichen Kultur näherten. Das einzige diesen drei Zweigen der reußischen Welt durch die verflossenen Jahrhunderte gemeinsame Moment war die nationale reußische Kirche. Anfangs war sie überall wesentlich eine und dieselbe, reußisch und orthodox-schismatisch; nachher, nach der Festsetzung der ruthenischen, unierten Kirche und ihrem Triumph in den Grenzen des polnischen Staates,

¹⁾ Dieser Gegensatz zwischen Litauen und Moskau, durch ihre Rivalität auf westreußischem Boden bestimmt, trat bereits zu Ende der mongolischen Herrschaft über Moskowien scharf hervor und gab wiederholt Anlaß zu feindlichen Zusammenstößen. Überaus bezeichnend ist eine auf die reußische Expansion Litauens bezügliche Äußerung Olgerds. Von Westen her war bekanntlich Litauen unausgesetzt durch den Deutschen Orden bedrängt, dessen Mission an der Ostsee ernst in Frage gestellt wurde, nachdem sich die heidnischen Litauer zum Christentum bekehrt hatten. Als dieser Gegenstand schon zu Olgerds Zeit bei einem der vielen Bekehrungsversuche berührt wurde, ist dabei auch darauf hingewiesen worden, daß der zum Kampfe gegen die Heiden bestimmte Ritterorden nach Podolien verpflanzt werden könnte, um auf diesem neuen Posten die Christenheit gegen die Tataren zu verteidigen. Da sagte Olgerd, er würde dies nie zulassen, weil dann der Orden seine Herrschaft über die benachbarten ruthenischen Länder auszubreiten suchen würde, alle Ruthenen müssen aber Litauen angehören. Diese interessante Äußerung ist durch ein zeitgenössisches, vollkommen glaubwürdiges Quellenzeugnis verbürgt.

blieben weiterhin als — wenigstens äußere — überaus auffallende Ähnlichkeits- und Verwandtschaftsmerkmale insbesondere die gemeinsame slavische Liturgie, der julianische Kalender, vor allem aber die Priesterehe, die von der Union von Brześć nicht angetastet wurde, bestehen.

In Angliederung an das mächtige Jagellonenreich und in dessen Gefüge eröffneten sich vor dem ruthenischen Element derartige Aussichten einer nationalen Entwicklung, wie sie nie vorher aufgetreten sind. Diese Tatsache verdient um so entschiedener hervorgehoben zu werden, als sie zumeist nicht nur völlig verkannt oder übersehen wird, sondern von tendenziöser oder durch Voreingenommenheit beeinflusster Geschichtsschreibung vollkommen verdreht wird, und zwar in einer der historischen Wahrheit gegenüber geradezu hohnsprechenden Weise.

Um die Mitte des XVI. Jahrhunderts waren im Großfürstentum Litauen folgende Verse populär, die in wörtlicher Übersetzung lauten:

Polen blüht durch sein Latein,
Litauen blüht durch sein Ruthenisch.
Ohne das erstere bringst du es zu gar nichts in Polen,
Ohne das andere machst du dich lächerlich in Litauen.

So war es in der Tat die zwei ersten Jahrhunderte der polnisch-litauischen Union hindurch, im XV. und XVI. Jahrhundert, in dem Rahmen des Jagellonischen Föderativstaates. Ruthenisch war nicht nur die Schriftsprache des selbständigen, zu jener Zeit mit Polen nur durch eine Personalunion (oder vielmehr dynastische Union) verbundenen litauischen Staates: es wurde zur Umgangssprache der höheren Gesellschaftsschichte, sowohl der „zahllosen“ Weiß- und Klein-Reußen als auch der litauischen Minorität, indem es zugleich lange die Alleinherrschaft in der großfürstlichen Kanzlei, in der Redaktion sämtlicher offizieller Akten und als Gerichtssprache behauptete. Dem Gegensatz zum Trotze, der erklärlicherweise mit der Union von 1386 das zum Katholizismus bekehrte staatsbildende litauische Element von dem orthodox-schismatischen reußischen schied, behielt das Ruthenisch in sprachlicher Beziehung lange Zeit unangefochten seine Vorherrschaft, die es vor 1386 dank

seinem kulturellen Übergewicht dem rohen Litauertum gegenüber im Reiche der Gedyminiden errungen hatte. Man wolle an die Gesichtskreise denken, die sich infolgedessen in kultureller Beziehung vor dem ruthenischen Element des Großfürstentums Litauen und der angrenzenden, dem Königreiche Polen angehörigen Gebiete eröffneten, welche letztere (Rotreußen und Podolien) sich einer reichlichen Territorialautonomie erfreuten. Was aber ganz besonders hervorgehoben werden muß, ist, daß durch die Angliederung der weitausgedehnten reußischen Gebiete an das Jagellonenreich eine ungemein günstige Grundlage zur festen nationalen Konsolidierung und Ausgestaltung des reußischen Elements geschaffen wurde, die auch im Laufe des XV. und bis zur Mitte des XVI. Jahrhunderts unausgesetzt bedeutende Fortschritte machte. Die Geschichte dieser Zeit weist nicht im geringsten Unterschiede oder gar Gegensätze zwischen Weißreußisch und Kleinreußisch auf: alles wird nicht anders als Reußen, reußisch, in eigener Sprache als *Rus*, *Russynty*, *ruskij*, in lateinischer als *Rutheni*, *ruthenicus* bezeichnet. Die Schriftsprache war gemeinsam: das alte liturgische, den Anforderungen des alltäglichen Lebens durch mehr oder weniger starke Einwirkungen der lebendigen Umgangssprache angepaßte Kirchenslavisch, worin sogar die dialektische Differenzierung des Weiß- und Kleinreußischen nur in recht beschränkter Weise zum Vorschein kommt. Das reußische Nationalbewußtsein erhält sich und wächst sogar unaufhörlich unter den Reußen des Jagellonenreiches, und zwar mit augenscheinlichem Übergewicht des spezifisch ruthenischen (kleinrussischen) Elements. Die letztere Erscheinung ist wohl auf zweierlei zurückzuführen. Erstens war hierin die unter den Reußen des Jagellonenreiches den Fürstengeschlechtern und dem Adel Wolhyniens zugefallene führende Rolle im Spiel; zweitens mögen dabei gewisse, auf die zwei verschollenen Glanzperioden des ruthenischen (südreußischen) Elements — die Kiewer und Halitscher Epoche — zurückgehende historische Überlieferungen mitgewirkt haben, die hiebei der bläßen Geschichtslosigkeit der weißreußischen Gebiete gegenüber sicher in die Wagschale fielen. Das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit erhielt sich aber und wurde immer stärker unter Einwirkung zweier von einander grundverschiedener

Gegensätze, welche die Reußen des Jagellonenreiches zu einem einheitlichen Ganzen verband: einerseits auf kirchlichem Gebiete und in dem Rahmen des gemeinsamen Förderativstaates den katholischen Polen und Litauern gegenüber — andererseits, nach auswärts, in politischer Beziehung, dem schismatisch-orthodoxen Moskowien gegenüber, mit dem das Jagellonenreich im Kampfe stand; mit geringen Ausnahmen persönlicher Färbung erfreute es sich immer der unverbrüchlichen Treue ihrer Reußen.

Denn dies kann nicht bestritten werden: vom politischen Standpunkt aus betrachtet, war der Übertritt Jagellos zur katholischen Kirche ein wahrhaft gewagter Schritt. War doch Jagello — wie der Titel Gedymins lautete — „Beherrscher vieler Reußen“, und das Heidentum fand viel mehr Gnade bei den „orthodoxen“ Reußen, als die „lateinische Häresie“, zumal das sichtlich im Absterben begriffene litauische Heidentum, dessen Tage kurz vor 1386 sichtlich gezählt waren. In Byzanz, in der Umgebung des Patriarchen, betrachtete man damals die Bekehrung des „Königs der Feueranbeter“¹⁾ als eine Frage der Zeit und man sah dort dieser seit lange ersehnten Erweiterung des Machtbereiches des Patriarchats freudig entgegen. Um so bitterer war die Enttäuschung, als Litauen unverhofft über die Nacht katholisch wurde. Trotzdem war es in den reußischen Ländern Litauens nur zu ganz vereinzelten Fällen einer Auflehnung des enttäuschten orthodoxen Elements gegen den katholisch gewordenen Herrscher gekommen: der deutlichste Beweis, wie die Reußen des Großfürstentums Litauen instinktiv die Vorteile erkannten, die sich ihnen in der Angliederung ihrer Gebiete an das Jagellonenreich erschlossen, so daß sogar durch die Katholisierung des eigentlichen Litauens der Anziehungskraft des orthodoxen Moskowiens auf die Dauer kein Vorschub geleistet wurde.²⁾

¹⁾ So wird mitunter in den Akten des Patriarchats Olgerd, Jagellos Vater, genannt, was wohl damit zusammenhängt, daß unter den rituellen Bräuchen des litauischen Heidentums die Erhaltung des nie zu erlöschenden heiligen Feuers eine hervorragende Rolle spielte.

²⁾ Eine dauernde, später sogar im Steigen begriffene Entfremdung des reußischen Elements Litauen gegenüber infolge dessen Katholisierung ist nur in den Grenzgebieten von Nowogrod-Sjewjerski und Bransk wahrzunehmen, deren Fürsten (Rurikiden) bereits vor 1386 nach Moskau gravitierten, wie es scheint, aus religiösen Beweggründen.

Man könnte nun leicht sich herausgefordert sehen, zu fragen, wie es denn möglich war, daß unter den geschilderten Umständen die höheren reußischen Gesellschaftsschichten des polnisch-litauischen Föderativstaates dennoch dem allmählich fortschreitenden Prozesse der Entnationalisierung unterlegen sind?

Diese einzigartige, im Laufe des XVI. und des XVII. Jahrhunderts vollzogene Entwicklung ist eine ziemlich komplizierte Tatsache.¹⁾ Wir haben die wesentlichen Züge dieser Erscheinung im Ersten Teil in flüchtigem Überblick skizziert²⁾; hier möge noch folgendes in Betracht gezogen werden. Eins ist sicher: Von einer planmäßig betriebenen, gezwungenen Polonisierung zu sprechen wäre einfach absurd; was soeben über das Ansehen ausgeführt wurde, dessen sich die ruthenische Sprache in Litauen lange Zeit erfreute, dürfte zur Abwehr solcher Anschuldigungen genügen. Fügen wir bloß hinzu, daß niemand je den Gedanken hatte, daran zu rütteln. Es ist reiner Anachronismus, eine derartige politische Konzeption — diejenige der nationalen Vergewaltigung — einer Epoche anzupassen, wo das nationale Gefühl überhaupt erst im Bilden begriffen war. Im XV. Jahrhundert unterwarf sich doch Westpreußen aus freien Stücken dem Königreich Polen, um sich von der Herrschaft des Deutschen Ordens zu befreien, und die deutschen Städte dieser Provinz mit Danzig an der Spitze wetteiferten in Opfern an Blut und Geld, um mit Polen vereint zu bleiben; sie hatten darin Erfolg bis zur Teilung dieses Reichs, obwohl sie durch und durch deutsch waren, freilich in politischer Hinsicht von einem polnischen Patriotismus durchdrungen. Was das zum großen Teile aus reußischen Gebieten gebildete Großfürstentum Litauen anbelangt, so hörte es nie auf, einen vollständig autonomen Staat zu bilden; anfangs nur in persönlicher, dann auch in parlamentärer Union mit dem Königreich Polen. Da jenes große Ansehen, das die ruthenische Sprache dort genoß, die Frucht eines langen geschichtlichen Entwicklungsganges aus der Zeit vor der Union war, so stieg es noch nach ihr auf Kosten der nationalen Mundart, der litauischen. Die letztere fristete dort ihr Dasein nur als Sprache der

¹⁾ Vgl. O. Halecki, Das Nationalitätenproblem im alten Polen. Krakau 1916, S. 65—77.

²⁾ S. oben S. 31—34.

Bauernbevölkerung. Niemand hatte dafür ein Interesse. Es war demselben Schicksal ausgeliefert, der dem Baskischen oder Bretonischen in Frankreich zuteil wurde. Die Notwendigkeit, ruthenisch oder vielmehr das liturgische ruthenisierte Alt-slavisch zu sprechen und zu schreiben, drang sich nach der Union mit Polen von selbst in einer ganz besonderen Weise auf, weil mit dem Fortschritt der kulturellen Entwicklung, die damit verbunden war, das tägliche Leben die höheren Klassen zwang, zwischen dem Latein und der ruthenischen Sprache zu wählen und die letztere in diesen Kreisen seit langem in Gebrauch war. Nichtsdestoweniger drang das Latein, „durch welches Polen blühte“, die liturgische Sprache der katholischen Kirche, allmählich in Litauen ein, um schließlich dem Polnischen Platz zu machen, das sich seit dem XVI. Jahrhundert in dem ganzen Großfürstentum Litauen wegen des ununterbrochenen Verkehrs mit den Polen und unter dem Einfluß der raschen Entwicklung der polnischen Literatur immer mehr verbreitete.¹⁾

Es war also eine durchaus spontane Polonisierung, welche die vollständige Entnationalisierung der höheren Klassen des litauischen, weißrussischen und ruthenischen Elements zur Folge hatte. Neun bis zehn Generationen folgten aufeinander, bis diese Umwandlung sich endgültig vollzogen hatte, indem sie von Jahrzehnt zu Jahrzehnt an Terrain gewann, ohne daß die polnischen Behörden dazu beizutragen hätten. Im übrigen hatten in den Grenzen des autonomen Großfürstentums diese Behörden nichts dreinzureden, während in den südlichen bis 1569 außerhalb des litauischen Staates abgesonderten und erst seither dem Königreich Polen einverleibten Gebieten (Wolhynien, Podolien, Ukraina), die immer den Einfällen der Tataren ausgesetzt waren, ganz andere Sorgen obwalteten, als die ihrer angeblichen „Polonisierung“, die völlig dem Geist dieser Epoche fremd war.²⁾

¹⁾ Für die wichtige Rolle, die die vorübergehende Expansion des Protestantismus in Polen in diesem Entwicklungsgang spielte, vgl. oben S. 32 und unten § 5 dieses Anhangs (S. 257 ff.).

²⁾ Wir verweisen hier den Leser auf unsere Ausführungen in bezug auf die rasche spontane Polonisierung des ruthenischen Adels während der Kosakenkriege und deren Folge im § 10 dieses Anhangs. Sehr charakteristisch in dieser Beziehung ist die Tatsache, die einige Jahrzehnte nach diesen Kriegen zum

Was die Bauernmassen anbelangt, die weiterhin weißrussisch und ruthenisch sprachen, so wenig man sich in dieser Zeit mit dieser Klasse in Polen geradeso wie in ganz Europa befaßt haben mag, so wurden sie doch auch vom Einfluß des westlichen, vom Polonismus vertretenen Elements betroffen. Das war ganz natürlich wegen des ununterbrochenen Verkehrs mit den polonisierten Edelleuten und mehr noch wegen des Triumphs der unierten Kirche, welche seit Anfang des XVIII. Jahrhunderts endgültig über das Schisma in den Grenzen des polnischen Reichs Oberhand gewann. Ein großer Teil des ruthenischen Volksstammes, derjenige, der sich nach den Kosakenkriegen außerhalb der polnischen Grenzen befand, bekam diesen Einfluß des Katholizismus und des Polonismus nicht zu fühlen, was bereits oben in den Erörterungen über die Bevölkerung der am linken Dnieprufer und in den an der Küste des Schwarzen Meeres gelegenen Gouvernements angedeutet wurde.¹⁾

4. Die Union von 1569 — Die Ukraina.

Unter mannigfaltigen Ungerechtigkeiten, die Polen seit seiner Teilung zu erdulden hat, ist eine von ganz besonderer

Vorschein kommt und in auffallender Weise den endgültigen Vollzug dieser interessanten Entwicklung kennzeichnet. Auf dem ganzen Gebiet des Großfürstentums Litauen und ebenfalls in den südlichen obengenannten Provinzen, die seit 1569 dem Königreich Polen einverleibt wurden, war die offizielle Sprache der Bezirksgerichte (*Judicia castrensia et terrestria*) durch fast drei Jahrhunderte (XV. bis XVII.) die weißrussische und die ruthenische, der dem zahlreichen Adel dieser Länder eigenen Mundart entsprechend. Doch der Fortschritt der Polonisierung läßt sich im Laufe dieser drei Jahrhunderte schon in der Konstruktion der offiziellen Aktenstücke dieser Behörden, wie z. B. Zeugenaussagen, Testamenterrichtungen usf., feststellen: sie werden immer häufiger in polnischer Sprache abgefaßt, während die stereotypen Formeln zu Anfang und am Schluß des Dokuments nach der früheren Sitte weißrussisch oder ruthenisch redigiert sind. Es war dies nichts anders als offizieller Konservatismus, den polnische bzw. polonisierte Beamten nicht anzutasten dachten, was allerdings die Parteien, welche den wesentlichen Inhalt der Urkunde diktierten, nicht hinderte, dies in polnischer Sprache zu tun, weil diese bereits zu ihrer Muttersprache geworden war. Schließlich, als dieser allzu gewissenhafter Archaismus praktisch zu unbequem wurde, brach man zu Ende des XVII. Jahrhunderts mit der seit langem veralteten Tradition und erst seit dieser Zeit finden sich die Amtsakte des Großfürstentums Litauen wie auch in Wolhynien, Podolien und der Ukraina durchwegs in polnischer Sprache abgefaßt.

¹⁾ Vgl. oben S. 180, 185.

Art hervorzuheben: die systematische Verleumdung seiner geschichtlichen Vergangenheit seitens seiner natürlichen Feinde. Bei manchem Historiker, dem ein solcher Vorwurf nicht erspart werden kann, wird dies wohl nur darauf zurückzuführen sein, daß es mitunter nicht ganz leicht sein mag, mangels tieferer eingehender Studien auf einem entlegenen Forschungsgebiete, vielfachen politisch angehauchten vorgefaßten Meinungen gegenüber eine vorurteilsfreie kritische Stellung einzunehmen. Doch ist es nicht minder sicher, daß recht viele Gelehrte, die sich in den letzten Jahrzehnten mit der polnischen Geschichte beschäftigt haben, von einer in die Augen springenden, Polen feindseligen Tendenz nicht freizusprechen sind. Infolgedessen sind so manche durchwegs irrige Grundlinien der historischen Auffassung in bezug auf Polens Vergangenheit sozusagen zu einem Gemeingut des Publikums geworden, wodurch ihre lichtesten Momente verkannt oder verdunkelt, ihre unleugbaren oder vermeintlichen Schattenseiten in gehäbigster Weise übertrieben werden.

Die Ungerechtigkeiten, denen gegenüber die polnische Geschichtswissenschaft im allgemeinen eine allzu unempfindliche Haltung eingenommen hat, übersteigen jedes Maß, wenn es sich darum handelt, jene Tatsache zu bewerten, welche in der Wirklichkeit den glänzendsten Ehrentitel der Vergangenheit Polens bildet: die Union mit Litauen. Die Verunstaltung der historischen Wahrheit in der Auffassung dieser Tatsache ist das Werk der russischen Geschichtsschreibung, doch vermochte sich ihren Einwirkungen auch die deutsche Wissenschaft nicht zu verschließen; was aber die junge „ukrainische“ Geschichtsschreibung anbetrifft, so hat sie nichts unterlassen, um noch alles Ungünstige, was die Russen über die polnisch-litauische Union vorgebracht haben, hinaufzuschrauben.

Die Union „der Freien mit den Freien, der Gleichen mit den Gleichen“ — nach den erhabenen Worten, die als Losung dem Akte von 1569 vorleuchten, — ein einzig dastehender Fall in der Geschichte, wird als Werk der Gewalt, der nationalen polnischen Unsättlichkeit hingestellt. Um einer solchen Vergewaltigung der geschichtlichen Wahrheit einen Schein der Glaubwürdigkeit zu verleihen, wird vornehmlich der lange und hartnäckige Widerstand der litauischen und ruthenischen Mag-

naten gegen die endgültige Konsolidierung der Union in übertriebener Weise ausgebeutet. Man zieht dabei nicht in Betracht, daß das nationale Moment hier gar keine Rolle spielte und daß die Stellungnahme dieser Aristokraten lediglich durch die Interessen ihrer Kaste bestimmt war. Gleichzeitig verschweigt man selbstverständlich die Haltung der großen Masse, des mittleren und kleinen Adels Litauens, weil er ununterbrochen, mehrere Generationen hindurch der Befestigung der Union, in der er richtig das einzige Mittel eines wirksamen Schutzes gegen die Anmaßungen der litauischen Oligarchie erkannte, freundlich gegenüberstand. Man mußte in der Tat zu einer seltsamen, in geschichtlichen Forschungen unerhörten Verschweigungsmethode greifen und geradezu lächerliche Anachronismen sich zu Schulden kommen lassen, um diese wahrhaft hehre, freie Vereinigung von Nationen, diese endgültige Krönung einer internationalen Föderation, diesen Triumph der Grundsätze einer gesunden Freiheit und einer festen territorialen Autonomie im Lichte eines schauerlichen Gewaltsakts erscheinen zu lassen.¹⁾

Infolge der Union von 1569 wurden sämtliche ruthenischen Länder des Jagellonenreichs dem Königreich Polen einverleibt, mit der einzigen Ausnahme von Polessien; dieses an den Ufern der Pripet gelegene Gebiet, sumpfig und wenig bevölkert, seit jeher enger mit dem Großfürstentum Litauen verbunden, blieb an dasselbe angehängt. Durch Angliederung an das Königreich Polen erhielt das ruthenische Element, das lebhaft diese Veränderung begrüßt hatte, alle gesetzgeberischen Garantien, die für die Aufrechterhaltung der nationalen Rechte²⁾, wie auch für die Wahrung der Privilegien seiner nationalen Kirche er-

¹⁾ Vgl. O. Halecki, Das Nationalitätenproblem im alten Polen. Krakau 1916, S. 56. Der Verfasser der angeführten Schrift arbeitet an einer ausführlichen Monographie über die Union von 1569, die bald (in deutscher Sprache) erscheinen wird. Wir sind ihm zu aufrichtigem Danke verpflichtet, daß er zur Bekräftigung der vorangeschickten Zeilen uns einen bündigen Abriß seiner diesbezüglichen Forschungen zur Verfügung gestellt hat, den wir unten im Anhang VII (Nachtr. zu S. 247) mit seiner Einwilligung einzuschalten uns erlauben. Es wird darin reichlich auch schätzbares, bis dahin unbekanntes archivalisches Material unter Anführung der betreffenden Quellenangaben verwertet.

²⁾ Siehe unten Anhang VII, Nachtrag zu S. 247.

forderlich erschienen. Die unter derselben Herrschaft mit Rot-Reußen und Podolien vereinten Neuerwerbungen des Königreichs bildeten in der Folge ein einheitliches, durchwegs oder überwiegend ruthenisches Gebiet, das in seiner Gesamtheit mehr als die Hälfte des polnischen Staates umfaßte. Die Ruthenen hatten gewiß jeden Grund, während der Verhandlungen über die Union von 1569 diese Änderung herbeizuwünschen. Sie bot in der Tat wichtige Vorteile für ihre nationale Sache. In diesem Augenblick verlor sie nichts durch die Loslösung der ruthenischen Länder vom Großfürstentum Litauen, wo die spontane Polonisierung des weißreußischen Adels solche Fortschritte während des XVI. Jahrhunderts bereits gemacht hatte, daß für eine ernste nationale Konsolidierung dieser beiden Zweige des westreußischen Elements keine Aussichten mehr vorhanden waren. Hingegen war durch die Wiedervereinigung aller ruthenischen Länder im Gefüge des Königreichs einer spezifisch ruthenischen Konsolidierung in wirksamer Weise Vorschub geleistet. Alle Gebiete, die diesem Staatswesen angehörten, erfreuten sich einer weitgehenden Provinzialautonomie und der Staat selbst befand sich beim Erlöschen der Jagellonen auf dem Wege jener eigentümlichen politischen Entwicklung, die ihn in eine „Republik“ — so lautete seine offizielle Bezeichnung — umwandelte, in eine tatsächlich föderative Republik mit parlamentarem Regime und einem Wahlkönig an der Spitze. Seit dem Ende des XVI. Jahrhunderts verschiebt sich im politischen Leben Polens sein Schwerpunkt immer mehr gegen Osten, infolge der seinen östlichen Gebieten, wo das ruthenische Element vorherrschte, innewohnenden Bedeutung. War es doch um diese Zeit daselbst überall vorherrschend, mit Ausnahme Rot-Reußens und seiner nördlichen Ausläufer (Belz, Podlachien), jener Gebiete, auf denen die polnische Ansiedlung parallel mit der fortschreitenden Polonisierung des eingeborenen Adels ansehnliche Fortschritte im Laufe der zwei Jahrhunderte vor der Union von 1569 gemacht hatte. Dasselbe spielte sich mehr oder weniger in den westlichen Gebieten Podoliens ab, als Folge der mächtigen kolonisatorischen Bewegung, die sich dort seit dem XIV. Jahrhundert entwickelt hatte. Doch mit Ausnahme dieser beiden Provinzen hatte nach der Union von 1569 das ganze gewaltige, gegen Osten und Süden ausgedehnte

Gebiet — Wolhynien, das Pobereze¹⁾, die Ukraina — ein durchwegs ruthenisches Gepräge.

Die Ukraina . . . es ist das erstemal, daß es uns erlaubt ist, in diesem flüchtigen geschichtlichen Überblick uns dieser Benennung zu bedienen, ohne uns eines offenbaren Anachronismus schuldig zu machen, wie dies hartnäckig Herr Hruschewskij und seine Schüler tun, indem sie von der Ukraina selbst in der Geschichte des X. oder XIV. Jahrhunderts sprechen. Was würde man sagen, wenn es jemandem einfiele, von der Eroberung Österreichs durch die Legionen des Tiberius zu sprechen? . . .

Das Substantiv *ukraina* bedeutet in verschiedenen slavischen Sprachen: Grenzgebiet²⁾; im Ruthenischen hat es, wie es scheint, seit entfernten Zeiten die spezifische Bedeutung eines den Einfällen der Barbarenhorden ausgesetzten Gebietes angenommen; eine unmittelbare Folge der geographischen Lage der östlichen ruthenischen Grenzländer. In diesem Sinne tritt dieses Wort zum erstenmal in der zu Ende des XIII. Jahrhunderts niedergeschriebenen Chronik von Halitsch auf.

Es ist dort die Rede von dem im Jahre 1187 erfolgten Tode eines tapferen Fürsten von Perejaslaw, Wladimir Hlebowitsch, des heldenhaften Verteidigers seines Teilfürstentums

¹⁾ Man nannte so gewöhnlich den westlichen Teil des Palatinats von Bratylaw, der zwischen dem Dniestr und dem Boh liegt. Dieses Palatinat, die echte südliche Mark des Jagellonenreichs, war tatsächlich nur ein Annex Podoliens: ein Annex, der bis zur Union von 1569 dem Großfürstentum Litauen einverleibt war, während der westliche Teil Podoliens einen Bestandteil des Königreichs Polen, auch in dieser Zeit, bildete.

²⁾ *Kraj*, ein allen slavischen Mundarten gemeinsames Wort, bedeutet ursprünglich den Saum irgend eines Gegenstandes, seine äußeren Grenzen; in seiner weiteren semasiologischen Entwicklung gewann das Wort in allen slavischen Sprachen die Bedeutung „Land“, „Gebiet“ und dieser Sprachgebrauch hat seine ursprüngliche Bedeutung verdrängt (vgl. *finis* im Lateinischen). Die Vorsilbe *u-* gibt dem Wort die Bedeutung eines Bruchstückes; die Endung *-ina* (*Sapieha* — *Sapieżyna*) umwandelt das Masculinum in das Femininum, indem sie mitunter auch die begriffliche Herabsetzung des betreffenden Objekts in bezug auf Ausmaß oder innere Bedeutung bewirkt (*ród* — *rodzina*), oft sogar mit Beigeschmack gewisser Geringschätzung (*człowiek* — *człowieczyna*). Durch Zusammenwirken dieser etymologischen Elemente hat das Wort *Ukraina* in verschiedenen slavischen Idiomen die Bedeutung „Grenzgebiet“, auch Zubehör (Annex) eines Landes angenommen. Vgl. oben S. 5 und 16.

gegen die Überfälle der komanischen Horden.¹⁾ Das Fürstentum von Perejaslaw war ein Grenzgebiet im eigentlichsten Sinne; fortwährend von den komanischen Einfällen überflutet und schrecklich verwüstet, verschwindet es auch für lange Zeit aus der Geschichte, kurz nach dem Tode dieses Fürsten. Diesem Sprachgebrauch gemäß kannte man verschiedene *Ukrainen*, nördliche und südliche, weißrussische und jene an dem Ufer des Dniepr. Doch da gerade die letzteren *Ukrainen* namentlich seit dem Ausgang des XV. Jahrhunderts ein ständiges Objekt der Tatareneinfälle bildeten und dadurch auf sich die allgemeine Aufmerksamkeit lenkten, so lokalisierte sich diese Benennung für die Bezeichnung der gewaltigen Steppen an dem unteren Lauf des Dniepr, zwischen den südlichen Grenzen des moskowitischen Reiches und dem von den Tatarennomaden besetzten Gestade des Schwarzen Meeres.

Diese Ukraina — Ukraina *κατ' ἑξοχήν* — umfaßte zur Zeit der Union von 1569 eine breite, grenzenlose, den Grenzpalatinaten Kiew und Bratzlaw angehörende Gebietszone, welche, auf Grund der Union vom Großfürstentum Litauen gesondert, dem Königreich Polen einverleibt wurde. Grenzenlos — sagten wir — weil gegen Osten und Süden die Ukraina in der Tat gar keine Grenzen hatte, indem sich ihr Gebiet in unbewohnten Steppen verlor, aber auch im Westen war ihre Grenze nicht leicht genau zu bestimmen, da in manchen Gegenden der Sprachgebrauch schwankte, ob sie der Ukraina angehören oder nicht. Sicher wurde nie an die Ukraina gedacht, wenn man von Schitomir oder Bratzlaw sprach. Alles aber, was sich jenseits dieser Gebiete erstreckte, war schon rein Ukraina, in deren Mitte die ehemals glorreiche Stadt Kiew sich erhob, die stets, selbst in den Zeiten ihres gänzlichen Verfalls, jedem ruthenischen Herzen wegen der Trümmer ihrer ehemaligen Größe und ihrer berühmten

¹⁾ Die „Ukrainer“ von heute glauben sich berechtigt, den angeführten Passus der Halitscher Chronik zur Unterstützung ihrer fantastischen Ansicht, daß diese von ihnen bevorzugte Bezeichnung, die sie für ihre Nation und deren Gebiet gewählt haben, auf eine so entfernte Zeit zurückgeht, ins Gefecht zu führen. Diese Behauptung, einmal hingeworfen, auf einem offenbaren Mißverständnis aufgebaut, aber unaufhörlich kritiklos wiederholt, beginnt bereits in der Literatur der sog. „ukrainischen“ Frage festen Fuß zu fassen. Das ist auch ein Muster jener „Selbsttäuschungen“, von denen oben S. 129 ff. die Rede war.

Klöster teuer war. Mit einem Worte, die Ukraina begann dort, wo das südöstliche Grenzgebiet des polnischen Reiches wenig bevölkert war und sie erstreckte sich weit jenseits des Dniepr und des Boh, an den Ufern der Sula und des Psiol, wie auch in den südwärts gelegenen, wilden, bis an das Schwarze Meer reichenden Wüsteneien, wo die zerstreuten Verstecke nomadischer Tataren anzutreffen waren — in jenen weiten geheimnisvollen Ebenen, die man gewöhnlich die wilden Steppen (*Dzikie Pola*) nannte.

Die Ukraina teilte das Schicksal der benachbarten ruthenischen Provinzen und gewann vielmehr durch ihre Einverleibung in das Königreich Polen im Jahre 1569, weil dieses jedenfalls über wirksamere Mittel verfügte, als das Großfürstentum Litauen, um sie gegen die Tatarenüberfälle zu verteidigen. Gewiß waren diese Verteidigungsmittel, die Polen anzuwenden vermochte, bei weitem nicht ausreichend; aber nichtsdestoweniger begannen die ukrainischen Steppen nach der Union von 1569 eine ganz andere Physiognomie anzunehmen als unter der litauischen Herrschaft. Seit dieser Zeit entwickelte sich eine bedeutende kolonisatorische Bewegung auf den ukrainischen Steppen, so daß dieses gewaltige, bisher fast völlig unbewohnte, jeder Kultureinwirkung beinahe vollständig verschlossene Gebiet sich immer mehr bevölkerte; gleichzeitig erstand in der fortschreitenden Kolonisation ein Damm gegen die Barbarenüberfälle. Das ruthenische Wolhynien — das Bollwerk und die Pflanzschule des fürstlichen Elements dieser Nation — war in erster Linie berufen, die führenden Unternehmer auf dem Gebiete dieser kolonisatorischen Bewegung beizustellen; ihr verdankten auch die wolhynischen Oligarchen, mit den Wiśniowieckis und Zbaraskis an der Spitze, das Anwachsen ihrer Besitzungen zu wahrhaft fantastischen Dimensionen. Parallel mit dieser für die weitere Entwicklung des ukrainischen Problems überaus wichtigen historischen Erscheinung und als ihre Folge trat eine andere zutage, deren Tragweite noch entscheidender war. Die fortschreitende Kolonisierung der an stärker bevölkerte Gebiete grenzenden ukrainischen Steppen ließ an ihrer Peripherie rasch das kosakische Element sich entwickeln, das man noch am Vorabend der Union keiner Beachtung würdigte. Jetzt steckte in seiner Entfaltung der Kern eines für die zukünftigen Schicksale der Ukraina

höchst wichtigen Problems. Wir kommen darauf bald (unten § 6) nach der Erörterung des religiösen, den ruthenischen Volksstamm betreffenden Problems zurück, — gerade jenes Problems, dessen gleichzeitige Entwicklung dem politischen Charakter des kosakischen Elements ein ganz besonderes und für die Zukunft der Ruthenen entscheidendes Gepräge aufdrückte.

5. Die Kirchenunion.

In Polen betätigte sich jahrhundertlang das Bestreben, die östlichen Nachbarn der allgemeinen Kirche zuzuführen, von der sie in der Morgenröte ihrer geschichtlichen Entwicklung geschieden wurden; es tritt bereits in einer Zeit zum Vorschein, wo dieses Problem noch irgend einer politischen Färbung entbehrte. Die ältesten urkundlichen Belege hiefür rühren aus dem Zeitalter der Kreuzzüge her, bald nach der kirchlichen Scheidung des christlichen Westens und Ostens und knüpfen sich an die Person des Bischofs von Krakau Mathäus (1143—1165), eines Zeitgenossen des heil. Bernhard von Clairvaux. Er versuchte, diesen berühmten Apostel der Kreuzzüge, der „das Wahrzeichen seines Zeitalters“ genannt wird, den Wundertäter, der durch sein Wort in den menschlichen Seelen Wunder zu wirken vermochte, zu einer Missionsreise in die reußischen Länder zu bewegen; Bernhards frühzeitiger Tod (1153) ließ diesen Gedanken nicht ausführen. Wenige Jahrzehnte darauf unterzog sich dieser Aufgabe der heil. Hyazinthus Odrowąż (1185—1257), ein Jünger des heil. Dominikus, der den apostolischen Geist seines Meisters in seine Heimat zu verpflanzen gewußt hat, um von dort aus, von einem Gefolge polnischer Dominikaner umgeben, einen guten Teil seines Lebens der Missionstätigkeit unter den Ruthenen zu widmen. Im XIV. Jahrhundert verfolgte dieselben Ziele der einzige König Polens, dem die Geschichte den Beinamen „der Große“ zuerkannt hatte, Kasimir (1333—1370), der letzte der nationalen Dynastie der Piasten, nachdem er Rot-Reußen seinem Reiche einverleibt hatte. Bald darauf, sechzehn Jahre nach dem Tode Kasimirs, vollzog sich die Vereinigung Polens mit Litauen, und da in dem Jagellonischen Doppelreiche die Reußen das numerisch überwiegende, von einer katholischen Dynastie

beherrschte Element bildeten, so hat sich das Problem der Kirchenunion selbstverständlich in den Vordergrund der religiösen, kulturellen und politischen, der polnischen Nation aufgedrungenen Probleme emporgeschwungen, um nie mehr daraus zu verschwinden. Unter der Regierung Jagellos (1386—1434), während des Konstanzer Konzils schien dieses religiös-kulturelle Ideal sich bereits in der Tat zu verwirklichen, nachdem sämtliche ruthenischen Bischöfe des Jagellonenreichs, in der Synode von Nowogrodek versammelt, den Entschluß gefaßt hatten, sich dem heiligen Stuhl zu unterwerfen und in Konstanz erschienen sind, um dort das Werk der Union zu vollziehen. Dieses wurde durch die baldige Schließung des Konzils nur vertagt, ohne weitgehende Anregungen, die bis nach Byzanz reichten, zu verfehlen. Nach Wiedereröffnung des Konzils ist auch dieses Betreiben auf einer breiteren Grundlage aufgetreten und hat unter Mitwirkung der namhaftesten kirchlichen und weltlichen Vertreter des gesamten christlichen Orients, mit dem Kaiser und dem Patriarchen von Byzanz an der Spitze, zum Abschluß der ephemeren allgemeinen Kirchenunion von Florenz (1439) geführt. Nach ihrem baldigen, jähen Sturz im byzantinischen Reich und nach dessen sofortigem Untergang (1453) erhielt sich die Union durch einige Jahrzehnte nur in den reußischen Ländern des Jagellonenstaates aufrecht, während Moskowien sich ihr schroff entgegenstellte — das unbezwingbare, unerschütterliche Bollwerk des Schisma auch in dem einzigen Augenblicke, als der Kampf gegen Rom sogar von Byzanz aufgegeben wurde.¹⁾

Demselben Gedankengang, der die Union von Florenz entstehen ließ, entsprang der Feldzug, den der ältere Sohn Jagellos, Ladislaus II., König von Polen und Ungarn, gegen den Sultan Mohamed II. unternahm, um Byzanz zu Hilfe zu eilen; von seinen Bundesgenossen verlassen, fand er den Heldentod in der Schlacht von Warna (1444), der bald der Fall von

¹⁾ Infolge der feindseligen Stellungnahme Moskowiens gegen die Union von Florenz wurde in Moskau endgültig ein von dem Kiewer abgesonderter Metropolitanat errichtet, was vollständig das die beiden „orthodoxen“ Hierarchien, jene von Moskowien und jene der Jagellonischen Monarchie, vereinigende Band zerriß. Dieser Bruch — eine vom politischen Standpunkt wichtige Tatsache — war die einzige ernste und dauerhafte Folge der Union von Florenz.

Konstantinopel folgte. Seit dieser Zeit begann sich die wieder-auferstehende Idee der Kreuzzüge zur Befreiung der Christen der Balkanländer an den Gedanken der kirchlichen Union, die sie gleichzeitig von dem schismatischen Marasmus befreien sollte, anzuschließen. Diese beiden eng miteinander verbundenen großartigen Ziele, die sich gegenseitig ergänzten, fanden in Polen einen günstigen Boden — einen viel günstigeren als irgendwo anders — für deren ernste Realisierung. Das sind durchaus keine willkürlichen Vermutungen oder „Selbsttäuschungen“; diese Gedanken kamen wirklich zum Vorschein sowohl in der polnischen Literatur jener Zeit, als auch in den Verhandlungen der polnischen Reichstage, um ihre Frucht in dem kriegesischen Anstoß gegen die Türken, der von den glorreichen Siegen Sobieskis gekrönt wurde, hervorzubringen.

Es hat aber eine Zeit gegeben, wo das Interesse für die Kirchenunion in Polen merklich im Schwinden begriffen war und während mehrerer Jahrzehnte des XVI. Jahrhunderts gar nicht zum Ausdruck kam: eine offenbare Wirkung des vollständigen Mißerfolges der Union von Florenz. Obwohl gerade in dem Jagellonenreich das Werk der Union den Fall Konstantinopels überlebt hatte, fristete sie hier ihr kümmerliches Dasein nur auf der Oberfläche der ruthenischen Kirche, ohne im religiösen Leben der Bevölkerung Wurzel zu fassen. Denn selbst der Klerus war den byzantinischen Überlieferungen und seiner alten Voreingenommenheit gegen den heiligen Stuhl treu geblieben, wenn auch dessen Suprematie von den ruthenischen Bischöfen formell anerkannt wurde, trotz ihrer wenig aufrichtigen, zwischen Rom und Byzanz schwankenden Haltung. Schließlich riß auch dieses schwache, die ruthenische Hierarchie mit der römischen Kirche vereinigende Band zu Anfang des XVI. Jahrhunderts vollständig. Man kann sich leicht vorstellen, daß dies eine starke Enttäuschung in bezug auf die wesentliche Idee der Union und die Aussichten ihrer ernstesten Verwirklichung zur Folge haben mußte. Später, im Laufe des XVI. Jahrhunderts, war der religiöse Boden der Jagellonenmonarchie den Bestrebungen einer kirchlichen Union durchaus nicht günstig. Der Protestantismus hatte dort so ansehnliche Eroberungen gemacht, sowohl in Polen als in Litauen, daß der Katholizismus eine Zeitlang seine Erhaltung

hauptsächlich nur der relativen Einigkeit des katholischen Elements, der im gegnerischen Lager herrschenden, durch verschiedene Sekten geschürten Zwietracht gegenüber verdankte. Das Interesse für das ruthenische religiöse Problem hat unter solchen Umständen jede Lebenskraft eingeübt, umsomehr, als der ungesunde Begriff der nationalen Kirche, dem mehr oder weniger das Vorbild des anglikanischen Neugebildes vorleuchtete, sich um diese Zeit in Polen großer Popularität erfreute. Der theologische Dilettantismus des Adels betrachtete die zukünftige nationale Kirche als eine Art Amalgam, das aus verschiedenen dogmatischen und rituellen, allen Konfessionen, dem Katholizismus, den mannigfaltigen Sektenlehren und dem orientalischen Schisma entnommenen Elementen zusammenzuschweißen wäre.

Seitdem jedoch in den letzten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts der rasche Aufschwung der katholischen Restauration im Fortschreiten begriffen war — ein Werk der ersten polnischen Jesuiten — erwachten bald inmitten der unerwarteten Erfolge dieser Bewegung auch die alten, auf die Kirchenunion gerichteten Bestrebungen, und zwar mit einer bisher noch nie betätigten Lebenskraft. Ihr bedeutendster Vorkämpfer war der berühmte Jesuit Skarga (1536—1612), ein hinreißender Prediger, der hervorragendste Schriftsteller der polnischen Literatur seiner Zeit, derjenigen, die den Namen der „Goldenen Epoche“ trägt, Verfasser einer langen Reihe von Werken, die durch drei Jahrhunderte gelesen und wiedergelesen bis auf den heutigen Tag in Polen bewundert werden. Eines der Hauptwerke dieses polnischen Bossuet unter dem Titel „Über die Einheit der göttlichen Kirche“, im Jahre 1577 veröffentlicht, 1590 in zweiter Ausgabe erschienen, war zum Ausgangspunkt einer lebhaften, der kirchlichen Union zustrebenden Bewegung geworden. Dieses Buch trug mächtig dazu bei, die Ruthenen aus einem langen und tiefen Schlafe zu wecken und den intellektuellen Boden dieser Nation zu befruchten. Zunächst offenbarte sich dieses Erwachen insbesondere in polemischen Flugschriften, die gegen die harten, von Skarga vorgebrachten Wahrheiten gerichtet wurden; hart waren sicher diese Wahrheiten, aber mit Begeisterung vorgetragen und von einem aufrichtigen Gefühl für die ruthenische Nation geleitet. Es begann aber

inmitten der hiedurch ausgebrochenen literarischen Streite — in dem Maße, als das Interesse für das Problem der Union stieg —, der Gedanke der Union auch unter den Ruthenen selbst Wurzel zu fassen. Selten — man darf es ohne Übertreibung sagen — zeitigte ein literarisches Werk solche unmittelbare Wirkungen auf dem realen religiösen und politischen Boden: die darin gebotene, ebenso geistreiche als tiefe Erörterung des Zustandes der ruthenischen Kirche, deren entsetzliche Mißstände unerbittlich entlarvt wurden, belebte gewaltig den nationalen Geist der Ruthenen, der in der Atmosphäre der damaligen Sektenbewegung und ihrer siegreichen Eroberungen eingeschlummert war.¹⁾

¹⁾ Das Aufsehen, welches Skargas Werk hervorgerufen hatte, findet einen beredten Ausdruck in der Tatsache, daß 13 Jahre nach seinem Erscheinen, als das Buch neugedruckt werden sollte, dem Verfasser es schwer fiel, sich ein Exemplar zu verschaffen. Schismatiker wie Protestanten stürzten sich begierig auf die erste Ausgabe, häufigst allerdings zu dem Zwecke, um ihre Exemplare zu vernichten. Trotzdem, obwohl man das ausgezeichnete Buch den Flammen preisgab, las man es und dachte über dessen Inhalt nach. Es dürfte von Interesse sein, daraus den vom kirchlichen „Altslavisch“ handelnden Passus nachzulesen. *„Mit der „altslavischen“ Sprache bringt man es nicht weit in der Wissenschaft. Versteht sie doch jetzt kein Mensch mehr vollkommen. Gibt es denn auf der ganzen Welt eine Nation, die sie so spricht, wie man es in den (altslavischen) Büchern findet? Es bestehen auch keine grammatikalischen Regeln noch Mittel, um sie festzustellen, auch fehlt es an Lehrbüchern für den Unterricht. Deshalb müssen eure Popen, wenn sie „altslavisch“ verstehen wollen, zu Polnisch Zuflucht nehmen — Doktoren einzig im Alphabet und in Aussprache. Sie haben auch keine anderen Schulen, als um die Kunst des Lesens zu erlernen. Und das ist die ganze wissenschaftliche Vollkommenheit eurer aller geistlichen Grade. Darin liegt die Quelle der Ignoranz und der Fehler ohne Ende, wenn Blinde von Blinden geführt werden.“* Diese schwache Seite des ruthenischen Klerus betonend, führt der Verfasser aus, daß die Union mit der römischen Kirche das einzige Mittel wäre, einer solchen Ignoranz abzuhelpen. Vergeblich würde man es bei den Griechen suchen, *„wo die Wissenschaft dahingesiechen ist, sich vollständig den Katholiken zuwendend. Außerdem kennen diese weder das Altslavisch noch das Ruthenisch. Ganz anders in der römischen Kirche, wo das Latein herrscht, so daß selbst ein Katholik aus Indien über Gott mit einem Polen sprechen kann und ihn leicht versteht“.* Erinnern wir daran, daß es der unvergleichliche Meister der polnischen Prosa ist, der all dies schreibt, wobei er noch geistreich bemerkt: *„Die Griechen haben es gut verstanden, euch Ruthenen irre zu führen, indem sie euch den heiligen Glauben gebracht haben ohne ihre griechische Sprache und euch auf euer Slavisch verwiesen, damit ihr nie ernste Bildung und Wissenschaft erwerben könnt.“* Vgl. unten Anhang VI, § 2.

Der beklagenswerte Zustand dieser Kirche um die Mitte des XVI. Jahrhunderts konnte wirklich zur Verzweiflung jeden Ruthenen bringen, dessen geerbte Neigung für seine alte nationale Liturgie ihn daran hinderte, sich von ihr abzuwenden, um dieser oder jener Sekte, die immer mehr an Boden in Polen und Litauen gewannen, sich anzuschließen. Man mußte ernstlich mit der Gefahr rechnen, daß die höheren ruthenischen Klassen von der Sektiererbewegung aufgesaugt werden, die damit beendet hätte, daß nur die unwissenden Volksmassen an den Glauben ihrer Ahnen treu festhielten. In dem Palatinat von Nowogródek allein, wo man zu Anfang der protestantischen Bewegung mehr als 600 adeliger „orthodoxer“ Familien zählte, blieben in kurzer Zeit nicht mehr als 16 zurück, so ungeheuer war diese rasche Desertion, deren Folgen für die nationale ruthenische Sache die unheilvollsten waren. Der Ruthene wurde in dem Augenblick, in dem er seine nationale Kirche verließ, zum Polen, da er sich zum Polonismus durch die Sprache des protestantischen Gottesdienstes, durch das lebhafteste Interesse, welches er den Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Sekten, die von ihren polnischen Oberhäuptern geführt wurden, entgegenbrachte, hinreißen ließ. Nachher, zur Zeit der katholischen Restauration, die ebenso rasch vor sich ging, wie vorher die protestantischen Eroberungen, bekehrte sich bald die Mehrzahl der nach ihrem Beitritt zur Sektiererbewegung polonisierten ruthenischen Familien zum Katholizismus und sie blieb auch in der Folgezeit polnisch, da sie schon während des protestantischen Entwicklungsstadiums sich ihres ruthenischen Charakters entledigt hatte.

Es war also eine Reaktion des nationalen Gefühls, welche das Meiste dazu beigetragen hat, in den ruthenischen Kreisen ein lebhaftes Interesse für die im Buche Skargas berührten Probleme zu erwecken. Es gab auch außerdem andere und sehr starke Momente, die zur gleichen Zeit der Sache der Union dienten, indem sie allmählich die Ruthenen mit ihrem wesentlichen Gedanken vertraut machten und manche unter ihnen sich damit befreunden ließen. In den polnischen Kreisen betätigte er sich bereits sehr nachdrücklich, als Skarga ihm einen solchen beredten Ausdruck in seinem Buche zu geben wußte. Der König Stephan Bathory (1576—1586), den geistreichen

Betrachtungen seines intimen Freundes, des genialen italienischen Jesuiten Possevino, der sich damals auf seinem Hofe längere Zeit aufhielt, ein geneigtes Ohr schenkend, wurde zu einem eifrigen Verfechter dieses Bestrebens. In dem Geiste dieser beiden großen Männer, die ihren Zeitgenossen selten zugängliche Gesichtskreise umfaßten, verknüpfte sich die Idee der Kirchenunion eng mit den Plänen eines gewaltigen Kreuzzugs gegen die Türken. Wenn nicht alles trügt, war dies in der Tat der einzige ausführbare, auf völlig reeller Basis aufgebaute Plan, der wahrhaft geeignet war, die schismatischen Völker der Balkanländer zugleich vom ottomanischen Joch und von dem Marasmus des byzantinischen Schismas zu befreien — ein großartiger Gedanke, der inmitten kleinlicher Rivalitäten unter den christlichen Mächten scheiterte, mangels eines aufrichtigen Interesses, das man im Westen diesem Werke entgegenbrachte. So war es auch ganz natürlich, daß der Widerhall solcher Ideen auf einem politischen Boden, wo dem ruthenischen Adel eine so wichtige Rolle zugefallen war, einen starken Eindruck auf ihn nicht verfehlen konnte. Trotzdem ist es sicher, daß man sich von polnischer Seite wohl hütete — mit Vorbedacht wohl — unter den Ruthenen eine allzu sichtliche Propaganda für die Idee der kirchlichen Union zu entfalten, und es wird durchaus nicht übertrieben sein, zu behaupten, daß sie daselbst immer mehr durch eigene elementare Kraft Boden gewann, und zwar vornehmlich infolge einer gesunden Reaktion des nationalen Gefühls, welches durch die Fortschritte des Protestantismus und die sie begleitenden Erscheinungen einer raschen Entnationalisierung stark beunruhigt wurde.

Man anerkannte in der Tat immer lebhafter in der Union die einzige Waffe für einen wirksamen Schutz dessen, was den nationalen Charakter der ruthenischen Kirche ausmachte, das ist, seine gemütvolle, reizende Liturgie. Vorausgesetzt, daß die Union an diesem Gegenstand einer tiefen, seit 15—20 Generationen genährten Anhänglichkeit nicht rüttelte, das *filiouque*, das Problem des Fegefeuers, selbst das Primat des römischen apostolischen Stuhls waren für die bedeutende Mehrheit des ruthenischen Adels im allgemeinen gleichgültig. Auch unter den Vorkämpfern der Unionsbewegung — Bischöfen, die zumeist aus dem ruthenischen Hochadel hervorgegangen waren — gewann das Inter-

esse für die nationale Seite des Problems Oberhand über die rein theologischen Gesichtspunkte. In ihren Reihen gab es ruthenische Senatoren von gestern, die Witwer geworden¹⁾, auf die weltliche Stellung verzichtet hatten, um sie gegen einen bischöflichen Stuhl, eine gewöhnlich einträglichere Stellung, einzutauschen. Man muß sich dessen bewußt sein, daß dank ihrem ständigen Verkehr mit dem polnischen Adel sie durchaus nicht von gehässiger Voreingenommenheit gegen die römische Kirche und ihre angebliche „Häresie“ eingenommen waren: Vorurteile, die seit jeher in der ruthenischen geistlichen Kaste eingewurzelt waren, insbesondere in den Reihen des „schwarzen Klerus“, wie man die reußischen Mönche zu bezeichnen pflegte. Sie ließen sich daher leicht von der Idee der Union hinreißen, da sie außer ihr kein Mittel für eine wirksame Reform ihrer nationalen Kirche sahen. Der lahmgelegte Organismus ihrer Kirche durfte doch von Seiten des byzantinischen Patriarchats kaum irgend einen belebenden Hauch erwarten, da dieses stets ein halbtotes kirchliches Gebilde darstellte und seit mehr als einem Jahrhundert zu einem sklavischen Werkzeug der Hohen Pforte geworden war. Sollte es noch Illusionen in bezug auf diesen Gegenstand geben, so mußten sie vollständig verschwinden, zumindest unter allen, deren guter Glauben nicht zu bestreiten war, angesichts der mannigfaltigen, stets erfolglosen Bemühungen, die das Patriarchat zu unternehmen nicht unterließ, um das religiöse Leben der ruthenischen Kirche unter dem Eindruck der durch die Tätigkeit Skargas und seiner Genossen auferweckten Bewegung wieder zu beleben. Denn diese intellektuelle und religiöse Bewegung blieb in Byzanz nicht unbemerkt: das Patriarchat, von dem die ruthenische Kirche unmittelbar abhing, war sich vollkommen der Gefahr bewußt, durch welche in diesem Teile seines Herrschaftsgebiets die „*Orthodoxie*“ bedroht schien, und da dies auch seine pekuniären Interessen sehr nahe anging, so war es ernstlich dadurch beunruhigt.

¹⁾ Da in der orientalischen Kirche das obligatorische Zölibat nur die Bischöfe und den Ordensklerus bindet, so sind es in der Regel fast ausschließlich nur Mönche, die die Bischofswürde bekleiden. Doch gilt dies nirgends als bindende Vorschrift und in den ruthenischen, Polen angehörenden Ländern wich man oft von diesem Gebrauch ab, der lediglich von der einfachen Tatsache abhing, daß es außerhalb der Witwer unter dem weltlichen Klerus gar keine Unverheirateten gab.

Die Befürchtung, das Werk der Union dieser Haltung des Patriarchats gegenüber zu gefährden, legte den ruthenischen Bischöfen, Anhängern der Kirchenunion, die Pflicht einer großen Vorsicht auf. Als Folge einer eifrigen und rührigen, von mehreren Legaten des Patriarchats, die von Zeit zu Zeit die ruthenischen Diözesen bereisten, entwickelten Tätigkeit konnte man ein gewisses Aufleben des religiösen Bewußtseins der orthodox-schismatischen Kreise bemerken, die oft selbst fanatische Färbung annahm, besonders in einigen Städten, wo das bürgerliche ruthenische Element zahlreicher vertreten war. Zu diesem Zwecke diente die Organisation oder vielmehr die entsprechende Ausgestaltung von kaufmännischen und Handwerker-Innungen, die derartigen Tendenzen vom religiösen, durchaus schismatischen Gepräge angepaßt wurden (*Bratztwa*). Jedoch viel mehr als von dieser Seite her war die Unionbewegung von denjenigen eifrigen Bemühungen des Patriarchats und seiner Organe bedroht, durch welche für die Sache des Schisma die ruthenischen Fürstengeschlechter, bisher noch Orthodoxe oder zumindest Namensorthodoxe, unter denen die wachsende Gleichgültigkeit für ihre Kirche sich immer schärfer bemerkbar machte, gewonnen werden sollten; mehrere von ihnen, besonders in Litauen, hatten sich doch bereits der protestantischen Bewegung angeschlossen oder waren sogar unlängst nach einer kurzen protestantischen Etappe in den Schoß der katholischen Kirche übergegangen.

In diesen Kreisen nahm die unbestritten hervorragendste Stellung der Herzog Konstantin Wasyl von Ostróg (1527—1608), das Haupt dieses berühmten wolhynischen, von den Rurikiden abstammenden Fürstengeschlechtes, ein.

Das Ansehen des Herzogs Konstantin war bereits so hoch gestiegen, daß es selbst dem Nuntius Spanocchi, einem wohlunterrichteten und sehr intelligenten Diplomaten, den merkwürdigen Gedanken einzuflößen vermochte, den er in seinen Berichten an den heiligen Stuhl ausgesprochen hat, nach dem Tode des Königs Stephan Bathory diesen ruthenischen Oligarchen in die erste Reihe der Kandidaten für den polnischen Thron zu setzen. Sein Vermögen erreichte in der Tat einen märchenhaften Umfang, sein Grundbesitz erstreckte sich

auf einer Fläche von etwa 12.000 Quadratkilometern¹⁾, auf der man 80 Städte und Städtchen (nach anderen Angaben sogar 200—300) und 2700 Dörfer zählte; sein jährliches Einkommen wurde auf eine Million Dukaten geschätzt. Recht begreiflich war daher das Bestreben der byzantinischen Patriarchen, aus diesem gewaltigen Machthaber einen treuen Vorkämpfer des orthodoxen Schisma zu machen, umsomehr, als seine Ehe mit der einzigen Tochter des berühmten Großhetman Tarnowski das Schloß von Ostróg mit dem polnischen Element überflutete und sogar der ältere Sohn des Herzogs Konstantin, der dieser Ehe entsprossen war, sich zum Katholizismus bekehrte. Er selbst — ein charakterloser Schwachkopf von einem grenzenlosen Hochmut — schwankte lange Zeit zwischen dem treuen Festhalten an den religiösen Überlieferungen seiner Ahnen und der starken Versuchung, sich zur Höhe seiner Zeit durch Willfährigkeit den protestantischen und sozinianischen Doktrinen gegenüber emporzuschwingen. Deshalb bildete das prachtvolle Schloß von Ostróg eine Stätte, wo die verbissensten Sektierer mit großem Lärm um die Seele oder vielmehr um die Gunst und den Schutz des mächtigen Herrn kämpften; aber wie so viele Tatareneinfälle an den Bollwerken dieser herrlichen Feste scheiterten, vermochten die Wühlungen der Sektierer nicht, die orthodoxe Festigkeit des Fürsten Konstantin zu erschüttern. Diese Festigkeit des direkten Nachkommens des heiligen Wladimirs des Großen fand jedoch nicht so sehr in seiner religiösen Überzeugungstreue Nahrung, als in der Eitelkeit des verwöhnten Oligarchen, die sich vornehmlich durch seine ganz ausnahmsweise Stellung der ruthenischen Kirche gegenüber geschmeichelt fühlte. Gestützt auf das traditionelle Ansehen, dessen sich seine Ahnen in dieser Beziehung erfreuten, wurde diese Stellung neuerdings durch das königliche Privileg, das ihm das Patronat der ruthenischen Kirche übertrug, in offizieller Weise bekräftigt, unter Verleihung des formellen Rechtes, Kandidaten für die freigewordenen bischöflichen Stühle

¹⁾ Das ist genau der Umfang Oberösterreichs (11.982 Quadratkilometer) und mehr als jener Kärntens (10.326) oder der Bukowina (10.441), etwas weniger als das Königreich Sachsen (14.993), fast zweimal so viel als das Großfürstentum Oldenburg und das Dreifache des Großherzogtums Braunschweig; unter den Staaten des Deutschen Reiches gibt es 12 von einem 4—13mal kleineren Ausmaße.

vorzuschlagen. Als anerkannter Patron dieser Kirche konnte er sie nicht leicht durch den Übertritt zu dieser oder jener Sekte verraten. Ganz was anderes wäre es, sie nach seiner Art zu „reformieren“, durch Umbildung des dogmatischen Bodens mit protestantischen und sozinianischen Elementen, selbst ohne ausgesprochene Abneigung für gewisse Konzessionen dem Katholizismus gegenüber. Deshalb täuschte man sich auch lange, daß er der Idee der Union nicht unnahbar sein würde.¹⁾

Wenn Konstantin mit den Führern der Unionsbewegung sprach, befestigte er sie oft in ihren Illusionen in bezug auf seine unionsfreundliche Gesinnung. In seiner oberflächlichen und dilettantischen Auffassung des Problems ließ er sich von schmeichelhaften Hoffnungen leiten, daß in seiner Person sein heiliger Patron, Konstantin der Große, der Vereiniger der beiden, seit langem geschiedenen Kirchen, auferstehen werde. Als er aber sich dergleichen Äußerungen entgleiten ließ, daß man in diesem beabsichtigten großen Werke jeden unnützen Ballast von „menschlichen Erfindungen“, wie etwa die Sakramente und andere ähnliche Dinge, abschaffen sollte, mußten notwendigerweise die Illusionen der Katholiken oder katholisch gesinnten Orthodoxen zerfließen und man sah sich gezwungen, das Werk der Union heimlich und ohne Wissen des Patrons der ruthenischen Kirche zu vollziehen. Nach langen Beratungen von fünf Synoden, die Jahr auf Jahr zwischen 1590 und 1595 in Brześć Litewski aufeinander folgten, beschloß das ruthenische, von dem Metropolit von Kiew und Halitsch, dem Erz-

¹⁾ Skarga wandte sich direkt an den Herzog von Ostróg, indem er ihm sein Werk über die Union widmete. In der Widmung zögerte er nicht, ihn „den ersten (durch seinen Rang) in der griechischen Kirche“ zu nennen; er hob den dynastischen Ursprung seiner Familie, sein persönliches „Interesse für göttliche Dinge“, seine Tugenden, sein großes Vermögen hervor. All dies war Konstantin bei weitem nicht genug, der an Schmeicheleien ganz anderer Art gewohnt war. So fand das epochemachende Werk des berühmten Jesuiten keine gute Aufnahme im Schloß von Ostróg, woher auch sofort eine bissige Antwort kam, die ein Höfling des Herzogs, ein gewisser Motowiło, ein ausgesprochener Sozinianer, verfertigt hatte. Deshalb versäumte auch ein alter Freund des Herzogs Konstantin, Fürst Kurbskij, ein eifriger Vorkämpfer der schismatischen Orthodoxie, jedoch von hoher Intelligenz und in religiösen Fragen bewandert, nicht, an den Machthaber von Ostróg mit lebhaften Vorwürfen heranzutreten, daß er der Verbreitung solcher „antichristlicher Infamien“, von denen es im Schriftchen Motowiłos wimmelte, seine Unterstützung angedeihen ließ.

bischof von Połotzk und Witebsk wie auch sechs Diözesanbischöfen vertretene Episkopat endgültig die Union der ruthenischen Kirche mit der römischen und entsandte die Bischöfe von Wladimir und Luck zu Gregor XIII., damit sie ihm die Unterwerfung der ruthenischen Kirche dem heil. Stuhl gegenüber kundgeben. Der Herzog von Ostróg fand sich unverhofft einer vollzogenen Tatsache gegenüber.

Wir haben uns — von der Art, in der wir unseren Gegenstand behandeln, abweichend — lange mit der Person des Herzogs von Ostróg befaßt, mit Rücksicht auf die traurige, aber bedeutsame Rolle, die er in der weiteren Entwicklung der ruthenischen Nation, nicht nur auf religiösem Gebiete, sondern auch in bezug auf deren politische Schicksale spielte.

Von dem Abschluß der Union beiseite geschoben, fühlte er sich aufs tiefste in seinem Stolz getroffen und widmete den Rest seines Lebens der Rache. Er lebte noch 13 Jahre nach dem Unionsschluß, und diese Spanne Zeit genügte ihm, um diesem Werke eine starke, gegen die Union gerichtete — die „disunierte“, wie man in Polen seither alles, was mit dem orthodoxen Schisma im Zusammenhang stand, nannte — Bewegung entgegenzusetzen, die, geschickt mit Hilfe seiner unerschöpflichen Mittel organisiert, durch die Wühlungen des Patriarchats von Konstantinopel unterstützt wurde. Der unmittelbare Erfolg der Haltung des Herzogs war die Abtrünnigkeit zweier ruthenischer Bischöfe, jener von Lemberg und Przemyśl, in deren Folge nach ihrer Rückkehr zum Schisma das ehemalige Rot-Reußen für lange Zeit zum Mittelpunkt des erbitterten Kampfes gegen die Union wurde.¹⁾ Dann befestigte sich in den ruthenischen Ländern eine zahlreiche Gruppe des Adels, Männer oder Familien, die sogar früher der Union günstig gegenüberstanden — in ihrer bis dahin gar nicht scharf ausgeprägten schismatischen Orthodoxie, sich vor dem Ansehen des Herzogs beugend, welcher als geborenes Oberhaupt ihrer Nation betrachtet wurde. In erster Reihe war es aber das bürgerliche Element mehrerer Städte, mit Lemberg und Wilno an der Spitze — ein Element, das seit lange von Groll gegen seine katholischen Mitbürger getragen um so leichter zu fanatisieren war, um als gefügiges

¹⁾ Vgl. oben S. 158 und unten Anhang VII, Nachtr. zu S. 8.

Werkzeug der Tätigkeit des Patriarchats und seiner Organe zu dienen. In eigentümlichen „Verbrüderungen“ (*Bratztwa*) organisiert und stramm diszipliniert, von deren Führern in seiner „disunierten“ Erbitterung bestärkt, unternahm es einen leidenschaftlichen Kampf gegen die ruthenischen Bischöfe, deren Sitze an die Städte, wo sich diese Körperschaften gebildet hatten, gebunden waren. Es war doch selbstverständlich nicht genug, die Union vor der ganzen Welt zu proklamieren; was nützte dies, wenn ihre tatsächliche Verwirklichung in den Seelen der Gläubigen auf Schritt und Tritt ernstlich gefährdet, ja sogar vollständig durch das Treiben der orthodoxen „Verbrüderungen“ lahmgelegt wurde, um so mehr, als die Bestrebungen dieser Körperschaften auch den formell unierten, aber in der Tiefe seines Herzens schismatisch gesinnten Klerus hineinzureißen vermochten.

Die Worte „Disunion“, „disuniert“, deren man sich seither in Polen zur Bezeichnung des orthodoxen Schisma bediente, drückten in der Tat ganz zutreffend das Wesentliche dieser von dem Herzog von Ostróg in Bewegung gesetzten Aktion aus. Es war dies nicht so sehr Opposition gegen den Katholizismus als solchen, als vielmehr fanatische unerbittliche Erbitterung gegen die Union. In dieser ausgesprochen fanatischen Färbung der ruthenischen „Disunion“ tritt offenbar das Werk ihres Anstifters, die giftige Frucht des gekränkten Stolzes des Herzogs von Ostróg in den Vordergrund. Die ganze „disunierte“ Bewegung bewahrt lange Zeit das Gepräge seiner Denkungsart und seiner Bestrebungen; dies offenbart sich auch deutlich auf dem politischen Boden. Wie er selbst, versagten auch seine „disunierten“ Anhänger nicht im mindesten in aufrichtiger Anhänglichkeit an Polen; sie verletzten nicht nur ihre loyale Treue dem König und dem Staat gegenüber nicht, sondern ihr Milieu wetteiferte vielmehr in politischem Patriotismus mit ihren Mitbürgern der westlichen, rein und urwüchsig polnischen Palatinate. Soweit in bezug auf diese Zeit von Nationalismus die Rede sein kann, so tritt er viel merklicher in dem entgegengesetzten Lager, dem „unierten“, hervor, ohne es jedoch von einem politisch durchaus korrekten Weg abschwenken zu lassen. Eine leicht erklärliche Erscheinung: da der Ausgangspunkt der Unionsbewegung aus der tiefen Neigung für das Ruthe-

nische hervorgegangen ist, so blieb die nationale Farbe stets das Merkmal der Union und ihrer eifrigsten Anhänger. Das tritt auffallend auf dem von der Polemik zwischen Unierten und Disunierten befruchteten intellektuellen Boden zutage: während die letzten sich zumeist, besonders in den Anfängen dieser Bewegung, in ihrer literarischen Betätigung des Polnischen bedienen, suchen jene im Gegenteil alle Schwierigkeiten zu bewältigen, die sich der Anpassung des Ruthenischen zu schriftstellerischen Zwecken entgegenstellten, und zeichnen auf diese Weise den Weg für die Bildung einer nationalen literarischen Sprache. Die der Union innewohnende Lebenskraft zeigt sich offenbar in der Tatsache, daß sie inmitten so ungünstiger Verhältnisse doch nicht zugrunde gegangen ist und den Angriffen der Feinde Trotz zu bieten vermochte, obwohl sie bedauerlicherweise einer wirksamen Unterstützung von Seiten der offiziellen polnischen Kreise und des polnischen Klerus vollständig entbehrte.¹⁾ Sie wußte sich im Süden, in Wolhynien und den benachbarten ruthenischen Ländern trotz der feindlichen Bewegung, die der gekränkte Stolz des Herzogs von Ostróg entfesselt hatte, aufrecht zu erhalten; im Norden fand sie eine kräftige Stütze in Weiß-Rußen auf dem religiösen, vom Blut ihres ersten Märtyrers, des Erzbischofs von Połotzk, des heil. Josaphat Kuncewicz (†1623) getränkten Boden.

Im Augenblick des Märtyrertodes des heiligen Josaphat glaubte bereits das Patriarchat von Konstantinopel der Union durch die im Jahre 1620 vollzogene Wiederherstellung der „disunierten“ Hierarchie in Polen den Todesstoß versetzt zu haben. Es war dies das Werk des Patriarchen Cyrill Lukaris, ehemaligen Rektors der Akademie von Ostróg, des bösen Geistes des Herzogs Konstantin. Auch diesem Stoße unterlag die Union nicht, obwohl er sie in der Tat empfindlich getroffen hat, und zwar durch den mächtigen Impuls, der dadurch der Entwicklung der kosakischen Frage gegeben wurde.

6. Die Kosaken.

Wir sind in diesem raschen Überblick der Schicksale des ruthenischen Volksstamms zu einem Wendepunkt gelangt, dessen

¹⁾ Vgl. unten Anhang VII, Nachträge zu S. 265.

richtige Bewertung für die Auffassung des ruthenischen Problems von entscheidender Bedeutung ist.

Zu Anfang dieses Überblicks wurde eine Erscheinung von ganz besonderer Tragweite berührt, der wir die Bezeichnung einer historischen „Unterlassungssünde“ beizulegen nicht anstehen.¹⁾ Es war für den mächtigen Kiewer Staat eine Lebensfrage, sich die Herrschaft über das nahe Gestade des Schwarzen Meeres zu sichern — eine weltgeschichtliche Aufgabe, die ohne wirksame Bezwungung oder gar Ausrottung der wilden, in den Steppen am Dniepr hausenden Nomadenhorden unausführbar war.²⁾ Dies erforderte gewiß sowohl außergewöhnliches Aufbieten aller Kräfte des jugendlichen Staatswesens als auch planmäßige Anwendung von Mitteln, deren Inangriffnahme nur einem wahrhaft bedeutenden Herrscher hätte zugemutet werden können. In einem Wladimir Monomachos (1113—1125) scheint hiefür vielleicht der Stoff vorhanden gewesen zu sein, und die Stellung, die ihm in der Überlieferung des ruthenischen Volksstamms trotz seiner kurzen Regierung zuerkannt worden ist, mag großenteils darauf zurückgeführt werden, daß er seinen Staat auf die Bahnen zu lenken versuchte, auf denen diese historische, von dem Selbsterhaltungstriebe gebotene Aufgabe vorleuchtete. Eine Reihe von Unterlassungssünden, von denen die folgenden Generationen nicht freizusprechen sind, bilden in ihrer Gesamtheit sozusagen die tragische Schuld, an der das Kiewer Reich zugrunde gegangen ist, ohne der auf seinem Boden in Bildung begriffenen Nation zu einem Entwicklungsgange verholfen zu haben, der ihren reichen Anlagen und den ihr innewohnenden materiellen wie geistigen Kräften entsprochen hätte.

Nach Ablauf voller vier Jahrhunderte tritt in der Geschichte der wilden pontischen Steppen, allerdings unter ganz veränderten Verhältnissen, dieselbe „Unterlassungssünde“ zum Vorschein, die sich ebenfalls als eine Art tragischer Schuld an dem von ihren Folgen betroffenen Staatswesen rächt. Hier trifft die Schuld nicht den ruthenischen Volksstamm, sondern

¹⁾ Vgl. oben S. 228.

²⁾ Die Entfernung Kiews vom Schwarzen Meer beträgt in gerader Linie gegen 400 km; die südliche Grenze der ruthenischen Ansiedlung war in der Glanzperiode des Kiewer Reichs etwa 250—300 km von der Meeresküste entfernt.

den Staat, in dessen Gefüge er eingetreten war; sie trifft auch, und zwar in einem viel höheren Grade, als dies von den Ruthenen des XI. bis XII. Jahrhunderts gelten kann, die Nation, welche in jenem Staate mehr als irgend wo anders zur Trägerin der Staatsgewalt und der Staatsidee geworden war: die polnische Nation. Es mußte fürwahr als eine Lebensfrage Polens im eigensten Sinne des Wortes angesehen werden, seine Herrschaft bis an die Küsten des Schwarzen Meeres auszudehnen, auf dem geschichtlichen Wege, der bereits von seinem größten Könige, dem letzten Piasten, vorgezeichnet, wiederholt von dessen Nachfolgern, soweit es ihnen an tieferem Verständnis für die historische Sendung Polens nicht gebrach, in Angriff genommen wurde, ohne jedoch unglücklicherweise zu ernsteren Erfolgen zu führen. Leicht war diese Aufgabe auch im XVI. und XVII. Jahrhundert nicht, wie zur Zeit des Kiewer Reiches, es stellten sich ihr sogar bedeutendere Hindernisse entgegen, denn es galt nicht nur die in den Steppen lose herumirrenden Nomadenhaufen zu vernichten, sondern zugleich die in der Krim festgesetzte Perekopsche Tatarenhorde zu bezwingen, hinter welcher die scheinbar nicht zu erschütternde Macht des osmanischen Reiches stand.¹⁾ Wie es dem auch gewesen sein mag, die von Polen in bezug auf die „Wilden Steppen“ des Schwarzen Meeres begangene Unterlassungssünde ließ auf deren Boden ein Problem von unermeßlicher Bedeutung erstehen — zuerst eine unscheinbare Wolke, die lange mit Geringschätzung betrachtet wurde, aus der sich aber dann ein entsetzlicher Sturm entrollte: das Unheil Polens und des ruthenischen Volksstamms. Dies war das kosakische Problem.

Kasak ist ein türkisches Wort, allen Mundarten der türkischen Stämme gemeinsam, denn es bezeichnet einen Begriff, in dem eine der wesentlichsten Eigenarten der Lebensweise aller türkischen Stämme in ihrer ursprünglichen mittelasiati-

¹⁾ Um das Maß der *polnischen* „Unterlassungssünde“ gerecht zu bewerten, müßte in eine ausführlichere Behandlung dieses für die osteuropäische Geschichte überaus wichtigen Problems eingegangen werden, in welcher von einer näheren Erörterung mancher Einzelheiten unmöglich abgesehen werden könnte und die uns daher zu weit von unserem Gegenstand abschwenken ließe. Wir verzichten jedoch darauf nicht, hierfür wenigstens die wesentlichsten Anhaltspunkte anzudeuten, was unten im Anhang VII (Nachtr. zu S. 267) versucht wird.

schen Heimat zum Ausdruck kommt. *Kasak* ist nichts anderes als ein Geschöpf, das sich von dem Haufen, welchem es angehört, abgesondert hat: ebenso ein verlaufenes, herumirrendes Vieh als ein Mensch, der seine Horde verlassen hat und auf Abenteuer gegangen ist. Mancher solcher Kosak, der Monotonie des langweiligen Hordenlebens überdrüssig, wenn er sich auf seinem Herumirren mit anderen unternehmungslustigen Kosaken zusammengefunden hat, deren Haufen infolge glücklicher Abenteuer immer mehr heranwuchs — wußte mitunter an dessen Spitze eine neue Horde zu bilden. Manchem, dem ein besonders günstiger Glücksstern vorgeleuchtet hatte, war es sogar beschieden, unbewußt und unbemerkt Urheber weltgeschichtlicher Begebenheiten zu werden. Dies geschah, wenn es einem Kosakenhelden gelungen war, einen beträchtlichen Haufen ebenso abenteuerlustiger Genossen um sich zu versammeln, der als Produkt einer Auswahl besonders kräftiger Elemente, durch seine Großtaten bald das Ansehen der Horden weit überholte, aus denen seine Anführer hervorgegangen waren. Der Ruf ihrer Erfolge vermochte oft ganze Horden zu hypnotisieren und zu weiteren Abenteuern hinzureißen. So bildeten sich oft jene Lawinen, die in Mittelasien geradezu aus Nichts erstanden und durch Fortreißen beträchtlicher Horden, denen sie auf ihrem Wege begegneten, zu einer großartigen Macht angewachsen, sich dann verheerend über Osteuropa ergossen.

Ähnlich mag wohl der Bildungsgang auch jener Horden gewesen sein, durch deren Anprall das Reich der Chasaren zuerst erschüttert, dann zugrunde gerichtet wurde und welche nach seinem Untergange innerhalb seiner einstigen Grenzen sich festgesetzt haben, um in der Folgezeit dem Ansturm neuer blutsverwandter Ankömmlinge zu weichen oder vielmehr von ihnen aufgesaugt zu werden. Ihren weiteren Zügen gegen Westen — etwa nach Art ihrer hunnischen und avarischen Vorgänger oder gar ihrer mongolischen Nachfolger — war seit dem X. Jahrhundert der Weg verlegt, auch scheinen sie (die Petschenegen, die Polowtzer, die schwarzen Klobuken usw.) zu schwach und nicht zahlreich genug gewesen zu sein, um mit Erfolg in die Fußstapfen der Hunnen zu treten. So mußten sie mit angestammtem Nomadisieren in den Steppen zwischen den Wolga- und Donaumündungen vorliebnehmen, sich mit Plün-

derung der ruthenischen Ukrainen und der griechischen Städte an der Meeresküste begnügend.

Das Kosakentum — eine spezifische Eigenart dieser Rasse — hörte selbstverständlich nicht auf, auf den unermesslichen Steppen, wo diese wilden Horden hausten, zu blühen. Es nahm jedoch gerade auf diesem Boden ein besonderes, von dem urwüchsigen Kosakentum Zentralasiens abweichendes Gepräge an, indem sein verführerischer Reiz immer mehr Abenteurer nordwärts gelegener, angesiedelter, kultivierter Länder verlockte, in jene Steppen zu ziehen, um daselbst nach Kosakenart in ungebundener Freiheit ihr Leben zu fristen oder sich unternehmungslustigen kriegerischen Kosakenscharen anzuschließen. Das letztere übte einen besonderen Reiz auf derartige Elemente, denn Raub und Plünderung wurde nie unter den Kosaken verschmäh't, wenn sie sich auch außerhalb ihres räuberischen Berufes vorzugsweise mit Jagd, Fischerei oder Bienenzucht beschäftigten und nur zeitweilig in größeren Haufen zusammengeschart, von kundigen, tatkräftigen Anführern geleitet, weit glänzendere Erfolge als vereinzelt oder in winzigen Geschwadern zu erreichen suchten. In großen Banden, die sich zum Zwecke eines kriegerischen Unternehmens im größeren Stil zu bilden pflegten, um sich bald nach erreichtem Erfolg wieder aufzulösen, konnten sie sogar weite Züge in angesiedelte Gebiete des Jagellonenreiches unternehmen, auch bis zu den Meeresküsten vordringen, oder, wenn es ihnen gelang, einen klugen, gebildeten Heerführer zu finden, auf ihren leichten Kähnen den Dniepr entlang und dann über das Meer bis an den Bosporus gelangen. Für so etwas schwärmte der Kosak, sowohl durch das Abenteuerliche solcher Kriegszüge gereizt als durch die reiche Beute angelockt.

Die Eigenart des Kosakentums dieser Steppen, im Gegensatz zu jenem seiner asiatischen Heimat, bestand hauptsächlich in allmählicher Verwischung seines urwüchsigen ethnischen Charakters. In dem Maße, als der immer stärkere Zufluß von Abenteurern aus nördlichen Gebieten im Zunehmen begriffen war, verlor das Kosakentum der osteuropäischen Steppen sein ursprünglich türkisches (turkmenisches) Gepräge — es slavisierte sich immer mehr oder richtiger gesagt, es ruthenisierte sich, weil der Zufluß aus benachbarten ruthenischen Ländern immer entschiedener überwog. Auch in den östlichen Steppen am Don

war dieser Zufluß überwiegend reußisch, da er aber großreußischen, moskowitischen Landstrichen entstammte, so hat das Element der Don-Kosaken ein ausgesprochen großreußisches Gepräge angenommen, während demjenigen der ukrainischen Dniepr-Kosaken die ruthenische Färbung eigen war. Es hat zwar in ihren Reihen nicht an Ankömmlingen aus aller Herren Ländern gefehlt, worunter viele Polen — einfache Abenteurer oder Missetäter, die dem Arm der Gerechtigkeit entflohen waren — infolge ihrer höheren Bildung eine hervorragende Rolle spielten. Doch war dort der ruthenische Volksstamm so stark vertreten, daß die verschiedenartigen Elemente des ukrainischen Kosakentums bereits im Laufe des XVI. Jahrhunderts zu einem mit geringen Ausnahmen ausgesprochen ruthenischen Ganzen zusammengeschmolzen waren.

Die bei weitem größere Bedeutung, die sich die Kosaken der Ukraina im Vergleich mit den Don-Kosaken errungen haben, hängt aufs engste mit der geographischen Lage ihres Gebietes sowie mit den dadurch bedingten Beziehungen zu dem polnischen Reiche zusammen. Durch die Nähe der Küsten des Schwarzen Meeres sowie auch durch die verhältnismäßige Nähe Konstantinopels war ihnen die Möglichkeit geboten, weite Raubzüge in die türkischen Gebiete zu unternehmen, denen eine gewisse an das Heroische streifende Färbung nicht abgesprochen werden kann. Dies erweiterte unleugbar ihren Gesichtskreis und trug gewiß nicht wenig zur Stärkung ihres Selbstbewußtseins bei. Daß es ihnen aber möglich war, derartige weite Kriegszüge zu unternehmen, was eine kundige — sagen wir einfach „intelligente“ Leitung erforderte — dies war die unmittelbare Folge ihrer Nachbarschaft mit Polen, woher ihre bedeutendsten Heerführer der ersten geschichtlichen Etappe des ukrainischen Kosakentums stammten: meistens ungeratene Söhne angesehener Familien des polnischen Hochadels, denen es in der Heimat zu eng war und die sich in die fernen „Wilden Steppen“ verließen, um an der Spitze ebenso wilder Kosakenbanden in Kämpfen mit Tataren und Türken Lorbeer zu erringen. Ist doch im XVI. Jahrhundert ein Lanckoroński zum Abgott der Kosaken geworden; er lebt auch bis auf den heutigen Tag in den ukrainischen Liedern und Überlieferungen fort. Wäre es nun Polen gelungen, seine Herrschaft bis an das Schwarze Meer auszu-

dehnen, so hätte dies seit der Mitte des XVI. Jahrhunderts, nachdem das ukrainische Kosakentum zu einer gewissen Macht herangewachsen war, nicht nur die Vernichtung der Horden, die in den „Wilden Steppen“ hausten, nicht nur die Bezwingung der in der Krim festgesetzten Perekopschen Tatarenhorde erfordert, sondern zugleich eine ernste Auseinandersetzung mit den ukrainischen Kosaken, die bereits aufgehört hatten, einzig und allein ein unstetes, sozusagen fließendes Element darzustellen, sondern zu einer festeren, teilweise strammen Organisation sich emporzuschwingen vermochten. Was das letztere anbelangt, ist dies nicht ohne Zutun jener „hochwohlgeborenen“ polnischen Ankömmlinge geschehen, ohne deren Mitwirkung es den urwüchsigen Kosaken überaus schwer war, es zu irgend etwas, was mit einer festeren Organisation im Zusammenhange stand, zu bringen. Von Belang war in dieser Beziehung die in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts vollzogene Befestigung einiger schwer zugänglicher Felseninseln auf dem Dniepr, unterhalb der großen Wasserfälle (*Porohy*), wo sich fortwährend feste Stützpunkte für das bisher recht lose Kosakenleben erhielten (*Ssitsch*).¹⁾ Dank jenen festen Stützpunkten, konnte sich das ukrainische Kosakentum — das Saporogische, das ist dasjenige von jenseits der großen Dnieprwasserfälle — gewissermaßen konsolidieren. Bis dahin versammelten sich bedeutendere

¹⁾ Die kosakische Legende, die sich sowohl in der polnischen (namentlich in der belletristischen) Literatur tief eingewurzelt hat, nicht weniger aber von der russischen Geschichtsschreibung ernst genommen wurde und dann sich geradezu zu einem Angelpunkte der „ukrainischen“ Ideologie ausgestaltet hat, verfehlte nicht, eine wirkliche im Jahre 1556 vollzogene Tatsache mit einem legendären Nimbus zu bestrahlen, welche die historische Auffassung des kosakischen Problems auf Irrwege geführt hat. Ein wolhynischer Machthaber jener Zeit, Fürst Demetrius Wiśniowiecki, der ähnlich wie vorher Lanckoroński in dem Kosakenwesen (oder Unwesen) des XVI. Jahrhunderts eine hervorragende Rolle spielte, hat 1556 auf der Dnieprinsel Chortyza eine Befestigung errichtet, u. z. zu dem ausdrücklichen Zwecke, „böse Menschen in Zucht zu halten“, wofür er den Dank des letzten Jagellonenkönigs Sigismund Augusts erntete. Es mochten daran weitergehende Pläne geknüpft gewesen sein, bei dem unsteten Wesen Demetrius Wiśniowieckis ist es aber dazu nicht gekommen. Die Befestigung auf der Insel Chortyza blieb jedoch weiter bestehen und wurde als *Ssitsch* bezeichnet. *Ssitsch* bedeutet nämlich eine durch Verhaue und Palisaden veranstaltete Befestigung. Nachdem nun in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts an dem unteren Lauf des Dniepr die große historische *Ssitsch* — eine Schöpfung des Kosakenatamans Sirko — entstand,

Kosakenbanden vorwiegend nur in der „Saison“ der vorzunehmenden Kriegs- und Raubzüge, im Frühjahr oder im Sommer, um sich im Herbst wieder aufzulösen. Dieses „Saison-Kosakentum“ blieb jedoch selbstverständlich auch weiter bestehen und verlieh noch lange Zeit dem ganzen Kosakenwesen sein eigentümliches Gepräge, während die *Ssitschen* auf felsentartigen Dnieprinseln seither einen festen Kern bildeten, an den sich immer zu Anfang einer neuen Saison kürzlich aufgelöste und wiedergeborene kriegerrische Kosakenscharen anlehnen konnten.

Polen ist in seiner bedauernswerten „Unterlassungssünde“ in bezug auf seine südöstlichen Grenzmarken doch nicht so weit gegangen, um auf die Dauer dem kosakischen Problem keine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Dies war ganz einfach unmöglich, weil die Kosaken, wenn sie auch mit besonderer Vorliebe weite Kriegszüge nach der Krim und in die türkischen Provinzen unternahmen, doch viel häufiger die benachbarten polnisch-ruthenischen Gebiete heimsuchten und auch ihre weiteren Plünderungszüge, die sie gegen die Krim oder die türkischen Küsten unternahmen, die Politik Polens oft in recht unbequemer Weise durchkreuzten. Sie riefen nicht nur immer repressive Maßnahmen von seiten der Khane der Perekoper Horde hervor, die sie mit Verwüstung Podoliens und Rot-Reußens rächten, sondern, was

die zum Mittelpunkt und Wahrzeichen des damaligen freien Kosakentums wurde und mit der sich nach dessen Untergang die Erinnerungen an seine Glorie verflochten, so ist es erklärlich, daß die Überlieferung (wohl vielmehr die „gelehrte“ Überlieferung) den Ursprung der *Ssitsch* Sirkos in das XVI. Jahrhundert verlegte und mit der unschuldigen *Ssitsch* Wiśniowieckis auf Chortyza verknüpfte. Durch diese falsche Überlieferung wurde die Auffassung der Geschichte der Kosaken in ihren wesentlichsten Punkten verunstaltet, in viel bedauerlicherer Weise als die Ansichten über die slavischen Urzustände durch die Fälschungen Hankas. Vergewärtigt man sich nämlich, daß eine Erscheinung, die den Schlußstein einer Entwicklung bildete, für deren Ausgangspunkt gehalten war und daß dies geradezu ein Glaubensartikel geworden ist, so kann man sich leicht vorstellen, welch ein Unheil dadurch — nicht nur auf rein wissenschaftlichem Gebiete — angerichtet wurde. Wenn aber der *Ssitsch* Wiśniowieckis in der Volksüberlieferung eine über das Tatsächliche weit reichende Bedeutung beigelegt wurde, so ist dies wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß sie möglicherweise ein Modell für derartige Befestigungen der Dnieprinseln gebildet hat, deren Bedeutung für die Weiterentwicklung des Kosakenwesens nicht bestritten werden kann. Vor 1556 stößt man wenigstens in den Quellen auf Erwähnung von *Ssitschen* — soviel mir bekannt ist — nicht.

noch mehr bedeutete, sie gaben fortwährend zu ernstestem Beschwerden seitens der Hohen Pforte Anlaß und bedrohten das polnische Reich mit einem gefährlichen Zusammenstoß mit der osmanischen Macht. All dies führte zu wiederholten Versuchen, das unbändige Kosakenelement, welches, in Zucht gehalten, sich als eine nicht zu unterschätzende militärische Kraft bewähren konnte, einer gewissen Reglementierung zu unterziehen. Leicht war dies jedoch keineswegs zu bewerkstelligen, und da es der polnischen Regierung nicht gelungen ist, in dieser Beziehung manche schwerwiegende Fehler zu vermeiden, so wurde die „kosakische Frage“ in den ersten Jahrzehnten des XVII. Jahrhunderts sozusagen zu einer Quadratur des Kreises, an der die Staatsklugheit der polnischen Krone und der leitenden Kreise Polens fortwährend scheiterte.¹⁾ Doch stellte die durch das anwachsende Kosakentum bewirkte offene Wunde für das polnische Staatswesen keine allzu ernste Gefahr, solange sich mit der „kosakischen Frage“ das mit dem Gegensatze von „Union“ und „Disunion“ zusammenhängende religiöse Problem nicht verschmolzen hatte.

Dies geschah im Jahre 1620 infolge einer Tatsache, durch welche — möchte man sagen — der vor kurzem verstorbene Herzog von Ostróg der verhaßten unierten Kirche von jenseits her einen „Stich ins Herz“ versetzt hat.

7. Union und „Disunion“.

Der jüngst verstorbene Moskauer Professor Klutschewskij, den man gewiß unter die Meister der modernen Geschichtsschreibung zu zählen berechtigt ist, äußert sich folgendermaßen über die alten Kosaken der Ukraina²⁾:

¹⁾ Wollten wir hier auf die in bezug auf das Kosakentum am Ende des XVI. und Anfang des folgenden Jahrhunderts von der polnischen Regierung vorgenommenen Maßnahmen sowie auf die dadurch hervorgerufene weitere Ausgestaltung des ukrainischen Kosakenwesens näher eingehen, so würde dies die Aufmerksamkeit des Lesers viel zu weit von den wesentlichsten Punkten unserer Übersicht ableiten. Wir haben daher vorgezogen, eine bündige Zusammenstellung der darauf bezüglichen Tatsachen unten im Anhang VII (Nachtr. zu S. 273) einzuschalten, auf die wir hier ausdrücklich verweisen.

²⁾ *Kurs russkoj istorii prafjessora W. Klutschewskawo*, III, 140. Moskau 1908.

„Dem Kosaken gebrach es an jeglichem sittlichen Halt. In dem ganzen polnischen Reiche hat es wohl kaum eine Klasse gegeben, die sich auf einer derart niedrigen Stufe der ethischen und gesellschaftlichen Entwicklung befunden hätte: höchstens könnte der höhere Klerus der kleinreußischen („orthodoxen“) Kirche vor der Union in bezug auf seine Verwilderung mit dem Kosakentum (*Kasatschestwo*) in Vergleich gebracht werden.“

Der Verfasser würde es kaum gewagt haben, sich in einer so drastischen Weise über dieses heikle Thema auszudrücken und ist nur froh, die angeführten Worte des namhaften russischen Historikers zitieren zu können, ohne die Richtigkeit seiner Meinung zu bestreiten.

Unter den vielen und so mannigfaltigen, legendär ausgemalten Phantasiebildern, durch die das ukrainische Kosakentum jahrelang verherrlicht wurde¹⁾ und durch die heutzutage sein immerwährender Kult in dem „ukrainischen“ Lager aufrecht erhalten wird, ist wenigstens so grundfalsch wie die Legende von der vermeintlichen tiefen Religiosität des kosakischen Elements. Es wäre sicher unangebracht, die Kosaken als einfache Räuber hinzustellen, ebenso unzutreffend, als wenn man ihnen den Charakter idyllischer Fischer, Bienenzüchter und Jäger beilegen wollte oder sie — was auch mitunter geschieht — für heldenhafte Verteidiger der Christenheit gegen den Anprall der orientalischen Barbarei zu halten geneigt wäre. Sonderbarerweise waren in dem alten Kosakentum mehr oder weniger all diese Elemente gemischt vertreten, am wenigsten gewiß das letzte. Sie waren einfach Kosaken und dies besagt alles, soweit man sich in das Wesentliche dieses eigenartigen Begriffs hineinzu-denken vermag.

¹⁾ Es muß zugestanden werden, daß die polnische (besonders die belletristische) Literatur des XIX. Jahrhunderts darin Unglaubliches geleistet hat, indem das Romantische, das Märchenhafte des ausgelassenen Kosakenwesens auf die Einbildungskraft so mancher polnischer Schriftsteller kräftig einwirkte. Erst bei Sienkiewicz ist in dieser Beziehung eine gewisse, auf dessen ernste Quellenstudien und ungewöhnliche historische Intuition zurückzuführende Ernüchterung wahrzunehmen, wofür denn auch dieser in der ganzen zivilisierten Welt für eine literarische Größe ersten Ranges geltende Mann seitens graduierter Mitarbeiter der „Ukrainischen Nachrichten“ wie ein armseliger Stümper behandelt wird. Vgl. oben S. 83 f.

Würde man behaupten, daß sie, namentlich in der ersten Periode ihrer Geschichte, religiös indifferent waren, so würde dies sicher auf krassen Anachronismus hinauslaufen. Nichtsdestoweniger wurden sie von den Zeitgenossen, die sie gut kannten, als „Menschen ohne jede Religion“ hingestellt; fremde Berichtstatter haben sogar gemeint, sie wären Muselmanen. Bei dem das Wesen des Kosakentums kennzeichnenden immerwährenden Zufluß abenteuerlichster Elemente aus aller Herren Ländern, bei ihrer Lebensweise, war es einfach undenkbar, daß sich in ihren Reihen irgend eine an ernste Religiosität annähernd erinnernde Geistesrichtung hätte erhalten können. Es gebrach auch den herumirrenden Abenteurern, die sich von Zeit zu Zeit zu kriegesischen Banden zusammenscharten, um Beutezüge vorzunehmen, an jeglichen Momenten eines religiösen Kultus, wenn auch von primitivster Art, geschweige denn an Andachtspraktiken oder gar elementarer Unterweisung über göttliche Dinge. Waren es doch größtenteils verwegene, gottvergessene Flüchtlinge, die im engen Zusammenleben mit der wilden Natur der wüsten Steppen selber verwilderten und, in ihrem Alltagsleben unaufhörlich allen möglichen Gefahren des rohen Steppenlebens ausgesetzt, während der Jahressaison der Raubzüge in ferne Länder zogen, um von dort her reiche Beute zu holen. Im Beginn der kosakischen Entwicklung war darin zweifellos das turkmenische Element alter Steppennomaden recht stark vertreten: wohl vielmehr heidnische Geisteranbeter als Muselmanen. Später, bei zunehmendem Zufluß aus benachbarten ruthenischen Gebieten, drangen gewiß in das ursprüngliche Kosakentum blasse Erinnerungen an manche christliche Glaubenslehren ein, jedoch von überreichen mythischen Elementen des ruthenischen Volksaberglaubens stark überwuchert, mit all dem Zubehör jener phantastischen Geisterwelt: Dämonen, Vampiren, bösen und guten Feen, Drachen und sonstigen schrecklichen Ungeheuern.¹⁾ Auf dem märchenhaft fruchtbaren Boden einer solchen Weltanschauung, auf den Bahnen des ungebundenen Kosakenlebens, schmolz all dies zu etwas ganz Eigenartigem zusammen, was fernerstehende Beobachter zu der Ansicht veranlaßte, die Kosaken wären einfach Heiden oder gar „Menschen ohne alle Religion“.

¹⁾ Vgl. oben S. 155 f.

So schlecht war es doch nicht um jene Schichte der breiten Kosakenwelt bestellt, welche durch die von der polnischen Regierung vorgenommene Reglementierung dieses Elements in mehr geordnete Verhältnisse versetzt oder eingedrängt wurde.¹⁾ Um 1620 bestand doch ein mehr weniger diszipliniertes Kosakenheer unter Anführung eines von dem König ernannten Feldherrn (*Hetman*), welches zwar mit den freien Steppenkosaken immer in gewisser Berührung stand und mit ihnen gewissermaßen seelenverwandt war, auf das jedoch das harte Urteil von Klutschewskij in seinem vollen Umfang kaum anzuwenden wäre. An der Spitze dieses königlichen Kosakenheeres stand seit 1614 der Hetman Konaschewytsch-Sahajdatschnyj, ein berühmter Feldherr, seinem König (Sigismund III.) aufrichtig und treu ergeben und ebenso ein treuer Bekenner der orthodoxen Kirche. Seine Jugendjahre reichten in die Zeit der Union von Brześć Litewski und in die Anfänge der von Ostróg her geschürten „disunitischen“ Bewegung, deshalb war er auch vor 1620 der Union und den Jesuiten abhold.

Im Jahre 1620 ist dieser heldenhafte Kosakenfeldherr zum Hort der „Disunion“ geworden, zu ihrem begeisterten Vorkämpfer aus rein ideellen Beweggründen. Durch ihn und seine Nachfolger, durch die aus seiner Schule hervorgegangenen Offiziere (Atamane, Essauls) wurden zunächst die von ihnen befehligten regulären Kosakentruppen zu fanatischer Bekämpfung der Union hingerissen, worauf sich diese Bewegung immer mehr auch unter den wilden, bis nun vielmehr halbheidnischen Steppenkosaken verbreitete. Leichter ist doch dergleichen Elementen Haß, Fanatismus, Unduldsamkeit als religiösen Sinn beizubringen.

¹⁾ Zur Zeit des Hetman Konaschewytsch-Sahajdacznyj (um 1620) bestand das reguläre Kosakenheer aus 6 Reiterregimentern zu je 1000 Mann, die in ihren ständigen Lagern bei Białacerkiew, Korsuń, Kaniów, Czehryn, Czerkassy und Perejasław Garnison hielten. In diesen Städten konnten sie auch in den dort befindlichen Zerkwas dem pomphaften orientalischen Gottesdienste beiwohnen, was sicher einen tiefen Eindruck auf die kriegerischen Scharen nicht verfehlte. Abgesehen von einem solchen Einfluß der religiösen Zeremonien, konnte wohl von anderweitigen Faktoren der religiösen Bildung keine Rede sein; später ist dazu die fanatisierende, von schismatischen *Tschernzen* (Mönchen) geübte, gegen die Union und schließlich gegen alles Katholische gerichtete Propaganda hinzugekommen.

All dies war das Werk des einstigen Rektors der Ostróger Akademie, Cyrill Lukaris, der inzwischen zu hohen Würden in der schismatischen Kirche gelangt war und seit kurzem als Patriarch von Konstantinopel ihre Leitung übernommen hatte. Dieser Grieche — seinerzeit der böse Geist des Herzogs Konstantin von Ostróg, der viel zu dessen Stellungnahme in bezug auf die Kirchenunion beigetragen hatte — kannte Polen genau, sowohl aus der Zeit, als er mehrere Jahre an der Ostróger „Akademie“ gewirkt hat, als auch aus späteren Jahren, da er als Emissär des Patriarchats die ruthenischen Provinzen bereiste, um die von Herzog Konstantin geförderte „disunitische“ Bewegung zu beleben. Er war ein Mann von seltener Begabung, sehr gebildet, was er seinem längeren Aufenthalt an den deutschen protestantischen Hochschulen verdankte. Vom Hause aus ein verbissener Schismatiker, in seinen Lehr- und Wanderjahren von protestantischen Doktrinen durchdrungen, war er von einem Hasse gegen die katholische Kirche und das Papsttum erfüllt, der schwerlich weder von irgend einem seiner Glaubensgenossen noch von einem Sektierer überboten werden konnte und der in seinen späteren Jahren in dem Maße im Steigen begriffen war, als der geistreiche Grieche sich über den fortschreitenden Aufschwung des durch das Tridentinum verjüngten Katholizismus vollkommen Rechenschaft zu geben vermochte. Polen war ihm besonders verhaßt, das Polen Skargas und der darin im fortwährenden Fortschritte begriffenen katholischen Restauration. In den polnischen Angelegenheiten bewandert, namentlich aber in bezug auf die Verhältnisse der ruthenischen Länder gut unterrichtet, war er vielleicht der erste, der die Bedeutung des schwierigen kosakischen Problems zu bewerten in der Lage war, da er darin das Mittel erblickte, mit einem Schlage für das polnische Reich eine überaus ernste Gefahr auf politischem Gebiete heraufzubeschwören und zugleich der schismatischen Kirche, deren Oberhaupt er geworden war, zum Siege über die verhaßte Union zu verhelfen.

Bald nachdem er den Patriarchenstuhl bestiegen hatte, erschien (1620) in Kiew sein Abgesandter, einer der höchsten Würdenträger der orientalisch-schismatischen Kirche, kein Geringerer als Theophanos, Patriarch von Jerusalem, und brachte

dort nichts weniger zustande, als die Wiederherstellung der orthodox-schismatischen Hierarchie in dem polnisch-litauischen Reiche. Bis dahin gab es in Polen seit der Union von Brześć — abgesehen von den beiden rotreußischen Diözesen, deren Bischöfe sich von der Union abgewandt hatten — keine regelrecht geordnete schismatische Hierarchie, da doch die Union von dem ruthenischen Episkopat vollzogen wurde und die schismatische, „disunitische“ Bewegung in erster Linie gegen die an der Union festhaltenden Bischöfe gerichtet war. So rührig sich auch diese Bewegung betätigen mochte, so fanatisch sie auch seitens der schismatischen „Verbrüderungen“ (*Bratztwa*) betrieben wurde, war sie an und für sich nichts anderes als Rebellion gegen die reguläre kirchliche Autorität: dies war sie bis 1620, so lange auf sämtlichen Bischofsstühlen der ruthenischen Kirche, mit Ausnahme derer von Lemberg und Przemyśl, der Union treu ergebene, regelrecht konsekrierte und eingesetzte Kirchenfürsten saßen. Mögen sie auch so heftigen Anfeindungen seitens der schismatischen „Verbrüderungen“ und ihrer Gönner ausgesetzt gewesen sein, mochte es sogar zu derart krassen, aufrührerischen Ausschreitungen kommen, wie in Witebsk, wo der Diözesanbischof von fanatischen Rebellen ermordet wurde, offiziell herrschte bis 1620 in der reußischen Kirche Polens einzig und allein die Union und machte tatsächlich in bezug auf ihre innere Kräftigung immer größere Fortschritte. In der Ermordung des Erzbischofs von Polotzk erblickt man sogar gewissermaßen den Höhepunkt der gegen die Union gerichteten schismatischen Bewegung, und da sie seit diesem Zeitpunkte wenigstens in Weiß-Reußen entschieden in Abnahme begriffen war, um bald vor der siegreichen Union die Waffen zu strecken, so wären wohl auch die südreußischen, ruthenischen Länder über kurz oder lang einer ähnlichen Entwicklung zugeführt worden, hätte die Wiederherstellung der schismatischen Hierarchie die „Disunitierten“ Wolhyniens, Rot-Reußens, Podoliens und insbesondere der weitausgedehnten Ukraina zur fanatischen Betätigung ihres antikatholischen Eifers nicht angespornt. Seit 1620 wurde jedoch auf einmal die Lage eine ganz andere als zwischen 1596 und 1620: in sämtlichen Bischofssitzen der reußischen Kirche Polens standen schismatische Bischöfe den unitierten gegenüber und erfreuten sich der Anhänglichkeit der ruthenischen Bevölkerung, die in

einzelnen Gebieten sogar zu wahrhafter Begeisterung stieg, während die letzteren, eine Zeitlang von den Regierungsbehörden als einzig legale kirchliche Autorität betrachtet, nur ihrem Schutze die Möglichkeit verdankten, daß sie kläglich sich auf ihren Bischofssitzen behaupteten.

Man wird wohl fragen, wie es denn möglich war, daß Theophanos sich erlauben konnte, eine Maßnahme von einer solchen, auch in politischer Beziehung so weitreichenden Tragweite innerhalb der Grenzen des polnischen Reichs, in der Hauptstadt eines Palatinats der polnischen Krone vorzunehmen, ohne auf den Widerstand der Regierung zu stoßen, zumal dies gerade zur Zeit Sigismunds III. geschehen ist, jenes Königs, der sich unter allen Herrschern Polens durch seine beinahe an Fanatismus grenzende katholische Gesinnung auszeichnete.

Zur Erklärung dieser Tatsache genügt es nicht, festzustellen, daß sie sich im strengsten Geheimnis abgespielt hatte und der König ungeahnt vor ein *fait accompli* gestellt wurde. So ein Schattenkönig war der erste Wasa auf dem polnischen Throne doch nicht, daß er sich eine solche unerhörte Einmischung in die Rechte eines Souveräns in irgend einem anderen Momente hätte gefallen lassen. Es war dies ein wahrhaft genialer Streich von seiten des einstigen Rektors der Oströger „Akademie“, daß er hierfür gerade diesen Augenblick aussersehen hat; es lag doch auch vorher nahe, so etwas zu versuchen, soweit dies halbwegs ausführbar hätte erscheinen können.

Das Patriarchat von Konstantinopel, seit mehr als andert-halb Jahrhunderten ein gefügiges, sklavisches Werkzeug der Hohen Pforte, hat ihr durch den Streich des Cyrill Lukaris einen Dienst von unübersehbarer Bedeutung geleistet. Man denke nur, daß dies gerade im Beginn des Dreißigjährigen Krieges geschehen war, wo es sich wie kaum je vorher um die Machtstellung des Habsburgischen Hauses, jenes unerschütterlichen Bollwerks der Christenheit gegen das Vordringen der ottomanischen Macht, handelte. Sigismund III. war mit dem Wiener Hofe eng verbunden und eben vor 1620 fest entschlossen, den lange aufgeschobenen Kampf Polens gegen die Türken kräftig aufzunehmen, um einerseits die vitalsten Interessen seiner südlichen, von den Einfällen der Perekoper Tataren

fortwährend bedrohten Provinzen zu schützen, andererseits den Habsburgern die Hand zu reichen und die südöstliche Front ihrer Truppen in wirksamer Weise zu entlasten. Um diesem Vorhaben Sigismunds zuvorzukommen, bereitete im Jahre 1620 Sultan Osman II. seinen gewaltigen Feldzug gegen Polen vor. Er hat bekanntlich zu dem entscheidenden Zusammenstoß bei Cecora (19. September 1620) geführt, der zwar mit einer Niederlage der Polen endigte und den der greise, berühmte Kronfeldherr Żółkiewski mit seinem Heldentode bezahlte, der aber doch die Türken zum Rückzug genötigt hatte, worauf im nächstfolgenden Jahre durch den großen, von den polnischen Heerscharen bei Chocim errungenen Sieg die südlichen Gebiete des Reiches für längere Zeit halbwegs gesichert wurden.

Vergegenwärtigt man sich diese Sachlage, so erscheint die am Vortage des Krieges von 1620 vollzogene Maßnahme des Patriarchats sowohl in bezug auf ihre wesentlichen Zwecke, als auch auf ihre unmittelbaren Folgen in wahrhaft greller Beleuchtung. Lukaris kannte zu genau die polnischen Verhältnisse und namentlich war er sich der offenen Wunde bewußt, die sich infolge des Gegensatzes zwischen der Union und „Disunion“ in den ruthenischen Ländern aufgetan hatte, um die Bedeutung der Wiederherstellung der schismatischen Hierarchie in Kiew zutreffend zu bewerten. So geheim denn auch die von dem Patriarchen von Jerusalem vorgenommene Maßnahme ausgeführt wurde, hat man es nicht versäumt, den Kosakenhetman Konaschewytsch-Sahajdatschnyj in das Geheimnis zu ziehen. Mit Theophanos in Kiew zusammengetroffen, leistete er bei der Konsekrierung der „orthodoxen“ Bischöfe den feierlichen Eid, die wiederaufgerichtete schismatische Hierarchie mit allen Kräften des gesamten Kosakentums zu verteidigen und zu beschützen. Recht kennzeichnend ist, daß der Patriarch dem glaubensfesten Kosakenhetman gewissermaßen als einen Glaubensartikel einzuprägen gesucht hat, ja nicht mehr mit Moskowien zu kämpfen. Sahajdatschnyj hatte sich nämlich in letzter Zeit während der Kriege Polens mit Moskau erhebliche Verdienste erworben.

All dies erklärt vollkommen die Stellungnahme des Königs der Wiedererrichtung der schismatischen Hierarchie gegenüber. Wenn die Niederlage bei Cecora sich nicht zu einem

völligen Zusammenbruch der polnischen Wehrkraft ausgestaltet hatte, wenn es sogar so bald gelungen war, sie bei Chocim siegreich zu rächen, so war dies größtenteils der aufopferungsvollen, treuen Haltung Sahajdatschnyjs zu verdanken, sowie der tatkräftigen Mitwirkung der Kosaken, und zwar nicht nur des winzigen, aus sechs Regimentern bestehenden „königlichen“, regulären Kosakenheeres, sondern der gewaltigen Kosakenscharen, die auf den Wink ihres berühmten Hetmans aus den ukrainischen Steppen herbeigeeilt waren. So sehr sich denn auch dagegen das Gewissen Sigismund III. sträuben mochte, er befand sich in einer Zwangslage und es war ihm einfach unmöglich, gegen die wiederaufgerichtete schismatische Hierarchie energisch aufzutreten. Man mußte sich daher mit bedauernswerter, geradezu erniedrigender Halbheit behelfen: die „orthodoxen“ Bischöfe wurden lange Zeit ignoriert. Offiziell nicht anerkannt, waren sie umsomehr in der Lage, ohne durch irgend welche Berührung mit den Staatsbehörden einer Kontrolle unterworfen zu sein, die Union in wirksamster Weise zu bekämpfen und sogar der schismatischen Propaganda eine immer mehr staatsgefährliche Färbung zu verleihen.

Die Schwäche, die sich Sigismund III. — gewiß gegen seine innerste Überzeugung — hat zu schulden kommen lassen, war durch die mehr als laue Haltung der polnischen Kreise, auch des hohen polnischen Klerus, der Union gegenüber gewissermaßen zu einer Notwendigkeit geworden. Skarga, der begeisterte Hofprediger, der einen großen Einfluß auf den König ausübte, lebte nicht mehr seit 1611; umsonst hatte er in prophetischer Weise vor Halbheiten und Schwächen gewarnt, in denen er den Keim des Niedergangs, ja der künftigen „Zerfleischung“ seines Vaterlands voraussagte. Mit Skarga war die Generation ins Grab niedergestiegen, die, von einer tieferen Auffassung der historischen Mission Polens beseelt, sich nicht so leicht durch die „Mißerfolge“ der Union hätte beirren lassen; einer ihrer bedeutendsten Vertreter, der Kronfeldherr Zółkiewski, war eben auf dem Schlachtfelde von Cecora gefallen. Auf dem Schauplatze erschien eine neue Generation, die sich immer mehr der kleinmütigen Anschauung zuneigte, die Union wäre ein „mißlungenes Werk“ und hätte ihren wesentlichen Zweck sowohl in religiöser als in politischer Be-

ziehung verfehlt, indem das ruthenische Element, anstatt sich der katholischen Kirche zu nähern, größtenteils durch den Gegensatz zwischen Union und „Disunion“ in der feindseligen Stimmung dem Katholizismus gegenüber nur bedeutend gestärkt wurde. So stieß auch Sigismunds III. Sohn und Nachfolger, der „liberale“ Ladislaus IV., auf keinen erheblichen Widerstand, als er das seit 1620 Bestehende nach fünfzehn Jahren offiziell anerkannte und einen Sohn des Fürsten der benachbarten Wallachei, Peter Mohyla, regelrecht in den Kiewer othodoxen Metropolitansitz einsetzte.

An Königstreue ließ es sich auch Mohyla nicht fehlen; dem Polonismus war er sogar vielleicht mehr als seine unierten Gegner zugeneigt. Ein in jeder Hinsicht bedeutender Mann war dieser Metropolit der schismatischen Kirche in Polen. Sein Lebenswerk bestand in einer bald so weit gediehenen Verjüngung dieser Kirche, daß auf sie zur Zeit seiner Leitung kaum mehr die drastische Äußerung Klutschewskijs über ihren niedrigen Stand unter den Vorgängern Mohylas angewandt werden kann.

8. Auf vulkanischem Boden.

Peter Mohyla war kein Freund der Kosaken. Dieser äußerst begabte walachische Prinz, der sich in seinen jungen Jahren, zur Zeit Heinrichs IV. länger in Paris aufhielt und dort eine sorgfältige Bildung genossen hatte, wurde erklärlicherweise durch das rohe, barbarische Wesen des Kosakentums angewidert. Nachdem er es eine Zeitlang mit der militärischen Laufbahn unter polnischen Fahnen versucht und sich in der Schlacht bei Chocim ausgezeichnet hatte, verzichtete er bald auf kriegerische Lorbeeren, ließ sich fünf Jahre nach Wiederherstellung der schismatischen Hierarchie in Polen als Basilianermönch scheren, wurde Archimandrit der altberühmten Petscherskaja Ławra in Kiew und bestieg kurz darauf den Metropolitanstuhl der ruthenischen Kirche. Von einem walachischen Fürstensonne, einstigen Pariser Studenten und nachherigen tapferen Krieger konnte man unmöglich verlangen, daß er sich mit besonderer Sorgfalt der seelsorgerischen Tätigkeit in seinem weitausgedehnten Sprengel zugewendet hätte,

was auch keineswegs in den Traditionen des höheren schismatischen Klerus lag. Erhebliches hat er dagegen als „orthodoxer“ Kirchenfürst auf kulturellem Gebiete geleistet, durch seine wirkungsvolle Initiative im Bereiche wissenschaftlicher Studien, namentlich aber durch die Errichtung der berühmten Kiewer Akademie, in der eine Pflanzstätte reger literarischer Bewegung, nicht nur auf theologischem Gebiete, erstand und sich unter den Fittichen des geistreichen Metropoliten zu einer hellen Leuchte des Wissens in den ruthenischen Ländern zu entfalten begann. Es galt ja von der „orthodoxen“ Kirche jenes erniedrigende Joch der krassen Ignoranz abzuschütteln, deren schreiende Eigenarten den feinen Zögling der Sorbonne gewiß nicht weniger anwidern mochten, als es in der vorigen Generation mit dem Jesuiten Skarga der Fall gewesen war. Aus einem durch und durch schismatischen, der katholischen Kirche feindseligen Milieu — demjenigen eines regierenden rumänischen Fürstengeschlechtes — hervorgegangen, in der Pariser Atmosphäre der Hugenottenkämpfe in seinen antikatholischen Gesinnungen gekräftigt, sah Mohyla das Heil der schismatischen „Orthodoxie“ in der intellektuellen Verjüngung des ruthenischen Elements, in dem er ihren berufensten Träger erblickte. An Konstantinopel, das unter dem türkischen Joche seufzte, war doch unmöglich zu denken, das halbasiatische Moskau zählte damals ebenso wenig, die rumänische Heimat Mohylas konnte noch ebenfalls nicht in Betracht kommen.

So wird es nicht verwundern, daß Mohyla, mit Geringschätzung auf die Kosaken herabsehend, den seelsorgerischen Aufgaben, die sich dem Oberhaupte der orthodoxen Kirche auf dem rohen Boden dieses halbheidnischen Elements erschließen konnten, gar keine Aufmerksamkeit schenkte. Um so eifriger erwiesen sich — allerdings nach ihrer Art — die zahlreichen Scharen seiner „streitenden“ Gefolgschaft, die *Tschernzen* (Mönche) der alten Monastyre (Klöster) der glorreichen Hauptstadt Reußens sowie deren Schwesteranstalten von jenseits des Dnieprstromes. Von denselben Mängeln behaftet, die seinerzeit Skarga so meisterhaft der reußischen Orthodoxie vorzuwerfen verstand, unwissend und roh, um so fanatischer aber der schismatischen Orthodoxie ergeben und das wirksamste Mittel des Seelenheils in verbissener Bekämpfung der katholischen „Häre-

sie“ erblickend, nahmen sie sich mit Begeisterung der halbheidnischen Seelen ihrer kosakischen Volksgenossen an, um ihnen den erbitterten Haß des Katholizismus einzufußßen, namentlich aber der Kirchenunion, die ihnen selbstverständlich als der schnödeste Verrat an der angestammten Rechtgläubigkeit ihres Volksstammes galt.¹⁾

Manche Umstände haben dabei mitgewirkt, daß die unausgesetzte Wühlarbeit der fanatischen *Tschernzen* einen von Jahr zu Jahr günstigeren Boden in der breiten Kosakenwelt fanden. Sie erweiterte sich tatsächlich — diese eigenartige Welt — in dem Maße, als sich die Ukraina ausbreitete, nachdem ihre östlichen Grenzgebiete infolge der fortschreitenden Kolonisation der unbewohnten Steppen, die Linie der Suła überschreitend,

¹⁾ Unter den vielen in ihrer Schärfe geradezu unvergleichlichen Beobachtungen Mackenzie-Wallaces über die wesentlichen Charakterzüge der russischen religiösen Ideologie ist es wohl angezeigt, hier eine seiner Bemerkungen hervorzuheben, die mehr weniger auf alle Reußen paßt, indem sie unstreitig dem gemeinsamen Boden des reußischen Byzantinismus entsprungen ist. Der schottische Gelehrte erzählt, er habe in einer Gegend, die von Angehörigen verschiedener von der russischen Kirche abgesonderter Sektierer, auch aber von Tataren bewohnt wird, bei einem orthodoxen Bauern über die Sekte der Molokaner Erkundigungen einzuholen gesucht. Auf seine Frage, was denn von Molokanern zu halten wäre, wurde ihm geantwortet: *Nitschewo*, es wären recht anständige Leute. Nachdem er sich aber über die Religion der Molokaner zu unterrichten gesucht hat, bekam er die bündige Auskunft zu hören: „Ah, dies ist eine ganz andere Sache, ihre Religion ist die allerschlechteste.“ — „Sie muß aber doch besser sein, als die der Tataren.“ — „O nein, die tatarische Religion ist viel besser.“ „Wie so denn? Die Molokaner sind doch Christen.“ — „Wie soll ich Ihnen dies erklären? Dem Tataren hat der liebe Herrgott seine eigene Religion wie seine gelbe Haut gegeben, und der Molokaner hat sich die seinige selber ausgedacht.“ Mackenzie-Wallace meint, diese Anschauung wäre für die religiöse Ideologie des Russen kennzeichnend. Nach landläufiger, tief eingewurzelter Überzeugung sei der Pole dazu da, um Katholik, der Deutsche, um Lutheraner, der Tatar, um Mohammedaner zu sein; die Orthodoxie sei aber das angeborene Recht und Privileg eines *Russkij Tschelowjek*, die Glorie der *Matuschka Russia*, an der er sich schwer versündigt, wenn er der Orthodoxie untreu geworden ist. Diese Beobachtung, die tatsächlich so manche Eigenarten des russischen religiösen Lebens zu erklären geeignet ist — auch die Gleichgültigkeit des Russen in bezug auf das Missionswesen, sofern es sich nicht um politische Rücksichten handelt — wirft auch ein helles Licht auf die Stellung des offiziellen Rußlands der unierten Kirche mit deren nationalen Liturgie gegenüber. Dasselbe, vielleicht mehr weniger unbewußte Gefühl lag auch wohl der Erbitterung des südlichen Reußen des XVII. Jahrhunderts der Kirchenunion gegenüber zugrunde.

sich dem Psioł und der Worskla näherten. Gewaltig war diese Ansiedlungsströmung, die sich in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts auf dem märchenhaft üppigen Boden der Ostukraina entfaltete — die unversiegbare Quelle unermeßlichen Reichtums der wolhynischen Fürstengeschlechter, in deren Fußstapfen bald als Gründer weitausgedehnter Latifundien urwüchsige Polen, Magnaten vom Schlage der Potockis, Kalinowskis, Koniecpolskis folgten. Zumeist waren dies königliche Donationen an verdiente Krieger oder auch an mächtige, ehrgeizige Oligarchen, deren Gunst sich der König durch wohlfeile Schenkungen wüster, herrenloser Steppen erkaufte. Weite Flächen nahm dort auch die Krone selbst in ihren Besitz, ohne dadurch bedauerlicherweise für den Staatsschatz Erhebliches zu gewinnen, indem die auf solche Weise errichteten Starosteien als *panis bene merentium* (ein terminus technicus) ebenfalls an hervorragende Senatoren verliehen wurden, die dann als lebenslängliche Nutznießer der kolonisierten Ländereien nur ein Viertel recht mäßig berechneter Einkünfte ihrer Starosteien dem Staatssäckel für Erhaltung der bewaffneten Macht zuzuführen verpflichtet waren.¹⁾

Gewiß erging es recht gut in ihren Lebzeiten den übermächtigen Kolonisatoren der Ukraina, deren unermeßliche Latifundien, an Flächeninhalt manche Kleinstaaten des damaligen Mitteleuropas überholend, um die Jahrhundertwende

¹⁾ Ein Leser, der diesem Gegenstande ein näheres Interesse zu schenken geneigt wäre, dürfte es nicht bereuen, wenn er den unlängst von der Krakauer Akademie der Wissenschaften herausgegebenen, auf die Jahrhundertwende um 1600 bezüglichen historischen Atlas der ruthenischen Länder anschauen wollte. Es ist ein in der Tat großartiges Werk des bedeutendsten Kenners der Geschichte des ruthenischen Volksstamms, Alexander Jabłonowski († 1913). Aus 16 Karten bestehend, im Maßstabe 1 : 300.000 entworfen, stellt dieser Atlas ein äußerst anschauliches Bild der Besitzverhältnisse in den ruthenischen Ländern des polnischen Reiches um 1600 dar (Rot-Reußen, Wolhynien, Podolien und Ukraina). Die verschiedenen Gruppen von Besitzungen (Latifundien, kleinerer Privatbesitz, Starosteien und Kirchengut sowohl der katholischen als der orthodoxen Kirche) sind mit verschiedenen Farben bezeichnet; sogar die Besitzungen einzelner mächtiger Familien, u. zw. nicht nur der bedeutendsten Machthaber, sondern auch des angesehenen Hochadels, sind leicht durch die beigetzten Nummern zu erkennen. Der Titel lautet polnisch: „Atlas historyczny Rzeczypospolitej Polskiej. Epoka przełomowa w. XVI—XVII. Dział II: Ziemie ruskie Rzeczypospolitej opr. A. Jabłonowski. Warszawa-Wiedeń, 1889—1904.

und im Laufe des XVII. Jahrhunderts die wüsten Dnieprsteppen in ein bebautes Land umzuwandeln begannen. In der Folgezeit, vor dem Richtstuhl der Geschichte haben sie hingegen kein Glück gehabt, und zwar nicht nur in der russischen sowie in der ihr nachhinkenden jungen „ukrainischen“ Geschichtsschreibung, sondern nicht weniger bei den namhaftesten polnischen Historikern. Die landläufige, sowohl in der Überlieferung als in der historischen Literatur festgesetzte Beurteilung dieser Machthaber, denen man die Hauptschuld an dem ukrainischen Kataklysmus des XVII. Jahrhunderts zuzuschreiben pflegt, ist unseres Erachtens in gewisser Einseitigkeit zu weit gegangen, ohne vielfachen Lichtseiten des durch diese Magnaten ausgeführten Ansiedlungswerkes genug Rechnung zu tragen. Auf jeden Fall sollte hiebei ein Moment nicht außer acht gelassen werden, über das man sich in der Behandlung dieser Frage beinahe völlig hinweggesetzt hatte. Der oligarchische Typus der auf dem Boden der ukrainischen Kolonisation erstand, war vom Hause aus entschieden kein polnischer, sondern vielmehr ein ruthenischer. Waren es doch vorzugsweise wolhynische Fürsten dynastischer Herkunft¹⁾, Sprößlinge der souveränen Beherrscher der Dnieprländer (Rurikiden), die als Pioniere der Steppenkolonisation bald nach der Union von 1569 dieses kulturelle Werk in Angriff genommen hatten. In ihrem und ihrer Nachkommen Besitz waren auch größtenteils die ukrainischen Latifundien geblieben, solange sie der Kataklysmus des XVII. Jahrhunderts nicht hinweggefeht hatte. Ihre Lebensweise, ihr Gebaren, sowohl in politischer als auch in kultureller, gesellschaftlicher Beziehung, hat sich auch gewissermaßen zu einem Modell ausgestaltet, nach dem sich allmählich der spätere Typus des polnischen Hochadels umgebildet hat, so grundverschieden von dem alten, urwüchsig polnischen Typus der Tenczyńskis, Tarnowskis, auch noch der Rytwiańskis, Łaskis oder sogar der Zborowskis. Denkt man an die Eigenarten jenes neuen oligarchischen Typus — und zwar seiner beiden Abarten, einerseits der wolhynischen Wiśniowieckis, Zasławskis, Kowelskis, anderseits der ihnen nachfolgenden polnischen Emporkömmlinge mit den Potockis an der Spitze — so ist dies sicher eine große Einseitigkeit, wenn man den

¹⁾ Vgl. oben S. 241, 251.

vielfachen Lichtseiten dieses Typus kein rechtes Verständnis entgegenbringt; an Schattenseiten hat es da gewiß nicht gefehlt wie ebenfalls an dem Eifer, sie in den Vordergrund der historischen Darstellung zu schieben. Waren dies doch kriegslustige, tapfere Paladine jener heroischen Kämpfe mit den Tatarenhorden, die selten ein Jahr vergehen ließen, ohne diese Grenzmarken mit ihren Plünderungszügen heimzusuchen; unter ihrem Befehl standen ihre eigenen, aus ihren märchenhaften Reichtümern unterhaltenen, erprobten Kriegerscharen, an deren heldenhaftem Widerstand doch immer der Anprall der Barbaren zusammenbrach; ihre prächtigen Residenzen, ihre befestigten, verstreuten Schlösser, die von brausendem, lebensfrohem Getümmel eines ritterlichen Kriegervolkes erschallten, bildeten ebensoviele kräftige Vorposten einer reichen, in die weiten Steppen vordringenden Kulturentfaltung von ausgesprochen westeuropäischem Gepräge; durch ihre frommen Stiftungen, durch die vielen, verschiedenen Orden angehörenden Klöster, die inmitten von gestrigen Wüsteneien erstanden, wurde eine reichhaltige Saat innigen religiösen Lebens gestreut, deren Aufkommen um die Mitte des Jahrhunderts durch den Ausbruch der unseligen Kosakenkriege zugrunde gerichtet wurde.

Es ist in dieser Kolonisation, trotz ihrer mannigfaltigen Mängel, ein großartiger Zug wahrzunehmen, der an die Ottonen und ihre kulturellen Verdienste erinnert. Versetzt man sich im Gedanken, bei Betrachtung vielfältiger mit dieser Kolonisation im Zusammenhang stehender Erscheinungen, in noch entlegenere Zeiten, so stößt man leicht an die Anfänge einer welthistorischen Entwicklung, die in die Merowingerzeit hinüberreicht. Es war in diesen Latifundien ein Stoff vorhanden, den man mit den Donationen der Frankenkönige vergleichen könnte: in seinem Boden schien eine eigenartige, der mittelalterlichen Feudalität verwandte historische Entwicklung zu keimen, die sich vielleicht nicht allzu schwer den Anforderungen des modernen Verfassungslebens hätte anpassen können. In ihrem Keime erstickt oder auf Irrwege geraten, ist diese Entwicklung auf halbem Wege stehen geblieben: zu wenig ausgestaltet, um etwas Reifes,ersprießliches zu zeitigen, hat sie nur dazu beigetragen, den Staat, auf dessen Peripherie sie sich entfaltete, zu schwächen und zu sprengen. Als Oligarchen

waren diese Herren zu stark, als daß dies mit den elementaren Bedingungen des Gedeihens eines Staates, dem sie angehörten, vereinbar gewesen wäre; andererseits blieben sie zu schwach, um durch etwaige ordnungsmäßige Angliederung ihrer zu einer Art von Staatswesen ausgestalteten Besitztümer an das gemeinsame Vaterland dessen Interessen zu dienen.¹⁾

Zur Ansiedlung der ukrainischen Latifundien und Starosten wurden verschiedenartige Elemente herangezogen. Die polnische Bauernbevölkerung der westlichen Palatinate des Königreichs stellte auch hiezu eine Zeitlang ein beträchtliches Kontingent.²⁾ Am meisten suchten jedoch selbstverständlich die mächtigen Plantatoren der Ukraina hiefür das einheimische Element zu verwenden — d. i. die bis nun freien, an ungebundenes Treiben gewohnten Kosaken. Man kann sich leicht vorstellen, wie wenig dies den Kosaken gefiel. Es handelte sich zumeist nicht darum — namentlich zu Beginn der ukrainischen Kolonisation — die Kosaken als Ackerbauer an die Scholle zu binden; wenn man sie aber auch gewähren ließ, ihr Alltagswerk von Fischern, Jägern, Bienenzüchtern fortzusetzen, und von ihnen vorderhand nicht mehr verlangte, als den Verwaltern der Latifundien in Naturalien mäßige Abgaben zu leisten, so fiel es diesen Leuten doch schwer, sich auch in

¹⁾ Auf die Gefahr hin, mich dem Gelächter mancher Mitarbeiter der „Ukrainischen Nachrichten“ auszusetzen, welche sich über die „Fabeln“ eines Heinrich Sienkiewicz mit unglaublicher Geringschätzung aussprechen, wage ich zu behaupten, daß mir in der gesamten Weltliteratur wenig derartiges bekannt ist, was als Meisterwerk der historischen Intuition den in dem I. Bande des Romans *„Mit Feuer und Schwert“* enthaltenen Schilderungen an die Seite gestellt werden könnte. Ich denke hiebei insbesondere an das meisterhafte Bild der Residenz von Jeremias Wiśniowiecki in Łubny. Wer übrigens die Arbeitsart dieses Schriftstellers näher kennt, wird allerdings ebensoviel Bewunderung seiner schöpferischen Einbildungskraft wie seinem auf eingehenden mühsamen Einzeluntersuchungen begründeten Quellenstudium zollen.

²⁾ Wie dies oben S. 189 bereits angedeutet wurde, unterlag jenes polnische in die südlichen Grenzmarken eingewanderte Ansiedelungselement einer raschen Entnationalisierung, und zwar infolge völlig ungenügender Fürsorge für seine religiösen Bedürfnisse, indem es in Ermangelung katholischer Kirchen und katholischer Geistlichkeit dem Gottesdienste in den ruthenischen Zerkwas beizuwohnen genötigt war. Diese Erscheinung ist in weitem Umfange ganz besonders bei der Ansiedelung Podoliens zutage getreten, an der sich das polnische Element in weit größerem Maßstabe beteiligte, trifft aber ebenfalls auf die Kolonisation der Ukraina zu.

ein derartiges Abhängigkeitsverhältnis zu fügen. Dies ist umso begreiflicher, als sie dadurch gerade daran gehindert wurden, was dem Kosakenleben seinen unvergleichlichen Reiz verlieh und seit jeher aus benachbarten Gebieten den Zufluß neuer Kosakenelemente förderte: es war ihnen die Beteiligung an kosakischen Beutezügen während der Kriegssaison verwehrt oder zumindest in recht fühlbarer Weise erschwert. Was war aber der Kosak wert, wenn er auf kriegerische Großtaten in der Beutesaison verzichten sollte? Er hörte einfach auf, Kosak zu sein.

Das Kosakentum glich immer dem physikalischen Phänomen der Ebbe und Flut. Neben Steppenbewohnern, die nichts anderes als echte Kosaken waren, wimmelte es in den Steppen von sozusagen „zeitweiligen“ Kosaken — Landstreichern, kühnen, verwegenen Ankömmlingen aus benachbarten, aber auch aus fernerliegenden Gebieten, die nach der Ukraina herüberkamen, um die Reize des ungebundenen Kosakenlebens zu genießen. Es war ihnen eine Freude, sich an dem einen oder anderen Beutezug zu beteiligen, worauf sie, dergleichen Genüsse satt, in ihre Heimat, zu ihren Weibern und Kindern und auch zum alltäglichen Frondienste in die Dörfer ihrer Gutsherren zurückzukehren pflegten. Je mehr sich nun geordnete Verhältnisse in den benachbarten Gebieten einzubürgern begannen, was mit der Kolonisierung der wüsten Steppen zusammenhing, umso kräftiger suchten die Gutsherren, namentlich aber ihre gestrengen Verwalter, einem solchen Unwesen zu steuern. Von dort her drangen bald immer strengere Maßregeln in der Behandlung der Insassen herrschaftlicher Latifundien auch in die östlichen Grenzgebiete ein und die steigende Härte rief Empörungen hervor, die sich in furchtbar grausamer, barbarischer Weise betätigten. Es ist doch so erklärlich, daß die ungebundene Kosakennatur bei wiederholtem Aufbrausen aufrührerischer Bewegungen sich leicht zu entsetzlichen Greueltaten entfesselte, die dann zu ebenso grausamer Repression führten und allmählich massenhaftes Brennmaterial von Leidenschaften anhäuften, auf welches nur ein Funken zu fallen brauchte, um in weiterem Umfange Meutereien auflodern zu lassen.

Den fanatischen Wühlereien zahlreicher *Tschernzen* aus den Kiewer und manchen anderen jenseits des Dniepr gelegenen

Monastyren war es eine gar leichte Sache, dergleichen gefährliche Funken zu erzeugen. Die verschiedenartigen Elemente einer fortwährend zunehmenden sozialen Erbitterung, die oft durch rücksichtslose Härten der Gutsverwalter sogar gerechtfertigt erschien, verschmolzen sich mit Einwirkungen der fanatischen Propaganda eines wilden, unerbitterlichen Hasses gegen Andersgläubige zu einer Stimmung, die auf die Dauer das Fortbestehen geordneter Verhältnisse in der Ukraina unmöglich machte. Das gottgesegnete, üppige, in merklicher kultureller Entwicklung begriffene Land an den beiden Ufern des Dniepr wurde auf diese Weise sozusagen zum Heimatsboden endemischer, immer wieder auflebender Rebellion, deren häufiges Auftreten, jedesmal grausam in Blut erstickt, unter der Asche scheinbarer Ruhe nie erlöschende Funken des Aufruhrs fortglimmen ließen.

Parallel mit den Fortschritten der ukrainischen Kolonisation waren auch in der Entwicklung des Kosakentums wesentliche Umwandlungen eingetreten. Am Vorabend des großen Kataklysmus, in den vierziger Jahren des XVII. Jahrhunderts, stellte es ein ganz anderes Bild dar als im Momente der Union von 1569 oder gar noch im Laufe des XV. Jahrhunderts, wo man zuerst von ihm zu hören bekommt. Außer dem eigentlichen, freien, halbwegs nomadisierenden Kosakentum der Steppen, welches fortzubestehen nicht aufgehört hatte, aber mit der fortschreitenden Ansiedlung der Ukraina auf die Dauer doch unvereinbar war, hatten sich mehrere Abarten dieses Elements ausgebildet, auf die insgesamt die Benennung „Kosaken“ angewandt wurde. Alle waren sie auch tatsächlich mit den Steppenkosaken des alten Schlages innig seelenverwandt, und die Lebensweise der letzteren — das mit Jagd, Fischerei, Bienenzucht leicht vereinbare Herumirren, umstrahlt von dem Reiz größerer oder bescheidener Beutezüge während der Kriegssaison — bildete immer das Ideal eines echten Kosaken.

Will man die vorgeschickten Ausführungen zusammenfassen, um die am Vorabend des großen Kataklysmus vollzogene Verzweigung der breiten Kosakenwelt präziser zu bestimmen, so würde sich etwa eine folgende Einteilung derselben ergeben, wobei es nicht außer acht gelassen werden sollte, daß unter einzelnen Abarten des Kosakentums manche Übergangsabschattungen bestanden, in denen sich deren ausschlaggebende Kenn-

zeichen zum Teile verwischten. Am schärfsten waren die regulären, „königlichen“ Kosakenregimenter von der übrigen Kosakenwelt abgesondert, oder sollten es wenigstens sein, was jedoch angesichts des Grundcharakters des Kosakenwesens nicht so leicht durchzuführen war. Ist doch ihr Kontingent immer schwankend gewesen, den strengsten Bestimmungen zum Trotz, durch welche die Zahl der Regimenter und ihrer Mannschaft reglementsmäßig begrenzt war. Brauchte man sie ins Feld zu führen, so gerieten die betreffenden Bestimmungen außer Geltung. Dies geschah aber nicht oder nur selten im Wege ordnungsmäßiger Vorkehrungen, die etwa mit einer Mobilisierung von Reserven hätte verglichen werden können, sondern in einer vielmehr ordnungswidrigen Weise, indem sich den regulären Kosakentruppen oft in beträchtlichen Massen verschiedenartige Kosakenelemente anschlossen. Eine bedeutende Vermehrung dieser Wehrkraft, die auf diese Weise so leicht zu erreichen war, erschien nur zu oft im Augenblicke einer ernststen Gefahr so erwünscht, daß man sich über die geltenden Rechtsbestimmungen hinwegsetzte, durch die es Insassen von Latifundien und Starosteien verboten war, den grundherrschaftlichen Boden zu verlassen. Eine besondere Abart der Kosaken bestand nun eben in jenen Insassen von Latifundien, auch in kleineren privaten Besitzungen sowie in den Starosteien — wie erwähnt, ein recht unstetes Element, welches sich immer nach dem alten freien Kosakenleben zurücksehnte und ungeachtet aller Verbote zumindest zeitweilig sich an dessen Genüssen zu erfreuen wußte. Aus den Reihen dieser Bevölkerung wurden halbbereguläre Truppen herrschaftlicher Kosaken gebildet, deren viele *Ssotnien* (Hunderte, Eskadronen) unter dem Banner des betreffenden Machthabers, eines Wiśniowiecki oder Potocki, standen und von ihren bewährten Offizieren befehligt wurden. Dies waren entweder einzelne jenen Machthabern treu ergebene Edelleute, mitunter aber auch Kosaken, die sich durch ihre Kriegstaten hervorgetan hatten.

Hinter all dem stand geheimnisvoll die alte echte Kosakenwelt der Steppen, deren unermessliche Oberfläche von der fortschreitenden Kolonisation noch unberührt geblieben war — ein durch und durch wildes, ungebundenes Element. Es war vollkommen unmöglich, seine numerische Stärke auch nur annähernd

zu schätzen, umsomehr als es in immerwährender Fluktuation begriffen war. Das Phänomen der Ebbe und Flut — des unaufhörlichen Zuflusses von verwegenen, zumeist verwilderten Flüchtlingen und Abenteurern aus benachbarten und ferngelegenen Ländern — bildete doch immer das wesentliche Kennzeichen dieses gefährlichen Elements.

Gefährlich war es tatsächlich im höchsten Grade, namentlich in Anbetracht der Eigenarten des vulkanischen Bodens der angesiedelten Ukraina. Mit den „königlichen“ Kosaken, mit den „herrschaftlichen“ um so leichter, mit den Insassen der Latifundien und Starosteien, so sehr sie sich alle nach dem „gelobten Lande“ ihrer Vorfahren, nach dem Kosakenwesen der alten, guten, verschollenen Zeit sehnten — wäre man doch über kurz oder lang zu Ende gekommen. Sollte es aber einmal zu einer gewaltigen Eruption auf dem vulkanischen Boden der angesiedelten Ukraina kommen, der sich die *Tschern* — die „schwarze Masse“ der wilden Steppenkosaken — anzuschließen vermöchte, so müßte daraus für das polnische Staatswesen eine Gefahr erstehen, der seine Kräfte bei weitem nicht gewachsen waren.

Man könnte fragen, wie denn so lange dem Auftreten dieser entsetzlichen Gefahr auf dem vulkanischen Boden der Ukraina vorgebeugt werden konnte?

Es war darin nicht die Staatsklugheit der leitenden polnischen Kreise im Spiele. Die *Tschern* — das wilde Steppenelement — war eine Masse, die ohne eine kundige Leitung lange Zeit keine wahrhaft ernste Gefahr darstellte. Und es war keine ganz leichte Sache, die wilde *Tschern* zu bemeistern; dies erheischte ganz eigenartige Geistes- und Seelenanlagen. Ähnlich bestanden auch seit Jahrhunderten in Zentralasien ungeheure Horden mongolischer Rasse, der ihnen innewohnenden Kraft unbewußt, ohne daß die wiederholten Eruptionen ihres vulkanischen Bodens, die in mannigfaltigen aufeinanderfolgenden Invasionen Osteuropas zum Vorschein kamen, eine weltgeschichtliche Bedeutung zu erreichen vermöchten. Erst einem Dschingis Khan war es gelungen, aus jenen Elementen eine fürchterliche Macht von welthistorischer Bedeutung zu bilden.

In der Mitte des XVII. Jahrhunderts hat die Ukraina eine Miniatur oder vielmehr eine Karikatur Dschingis Khans gezeitigt. Dies war der Kosakenhetman Bogdan Chmielnicki.

9. „Der Ruin.“

Mit diesem Ausdruck wird seit jeher, von den Zeitgenossen angefangen, die Reihe der Begebenheiten bezeichnet, die sich in der Ukraina und den angrenzenden Gebieten nach Ausbruch des großen Kosakenaufstandes unter Bogdan Chmielnickis Führung (1648) abspielten. Eine treu das Tatsächliche bezeichnende Benennung, die sowohl in der polnischen als auch in der ruthenischen Überlieferung zu finden ist.

Bogdan Chmielnicki war ein polnischer Edelmann des Wappens Abdank, ruthenischer Herkunft, ein typischer Vertreter der vielverbreiteten Abart *gente Rutheni, natione Poloni*. Wenn von Chmielnicki die Rede ist, so ist es unmöglich, auf das Anekdotenhafte, das übrigens quellenmäßig vollkommen beglaubigt ist, auf das Romanhafte, das den Ausgangspunkt seines Auftretens und der damit zusammenhängenden Ereignisse von welthistorischer Bedeutung bildet, zu verzichten. Denn, so sehr man sich in der Regel hüten soll, Zwischenfällen persönlicher Natur bei Ergründung eines Ausgangspunktes von welthistorischen Begebenheiten zu viel Wert beizumessen, in dem Fall Chmielnicki springt das rein Persönliche so auffallend in die Augen, daß man das Wesentliche völlig verwischen und verunstalten würde — was auch in diesem Falle nur zu oft geschieht — wenn man sich über den romanhaften Zwischenfall hinwegsetzen wollte, dessen Folgen der bescheidene Edelmann vom Wappen Abdank die ihm sicher in der Geschichte gebührende Rolle verdankt.

Ohne das Zusammentreffen all der verschiedenartigen Umstände, die im vorhergehenden Abschnitte beleuchtet wurden, wäre es gewiß einer auch unendlich bedeutenderen Individualität unmöglich gewesen, einen solchen „Ruin“ heraufzubeschwören; beinahe ebenso sicher ist es aber, daß ohne einen solchen Mann, von derartigen Seelenanlagen, das Kosakentum des XVII. Jahrhunderts es schwerlich zu etwas mehr gebracht hätte, als alle seine übrigen, immer an Ohnmacht streifenden Betätigungen, sowohl vor 1648 als auch nach dem Tode dieses gewaltigen, jeglichem Gewissensbedenken hohnsprechenden Heerführers.

Zu Ende des XVI. Jahrhunderts geboren, war er der Sohn eines niedrigen Verwaltungsbeamten der Starostei Czehryn¹⁾, der in Kriegszeit die Stelle eines Kosakensotnik (etwa Rittmeister) versah, und auf dem Schlachtfelde bei Cecora den Heldentod fand (1620). In einer Jesuitenschule gebildet, hatte Bogdan Chmielnicki an der Seite seines Vaters tapfer bei Cecora gekämpft, wobei er in türkische Kriegsgefangenschaft geriet. Die wenigen Jahre, die er in der Türkei verlebte, dürften wohl als seine „Lehrjahre“ betrachtet werden, — die zweite Schule, die jener bei den Jesuiten genossenen an die Seite zu stellen ist. Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft wirtschaftete er auf einem kleinen Gute der Czehryner Starostei, das bereits seinem Vater überlassen wurde, wobei er sich in einen Streit um eine Frau mit dem Vizestarosten verwickelte. In der Folge verlor er das ihm überlassene Gut und sein Sohn soll gezüchtigt worden sein. Durch diese Härte fühlte er sich aufs tiefste getroffen; war er doch nicht daran gewohnt, sich als der erste beste behandeln zu lassen: als Jesuitenzögling und schriftkundiger Mann, eine Seltenheit unter Leuten, die wegen ihrer Familientradition mit den Kosaken in näherer Berührung standen, genoß er eines gewissen Ansehens bei sämtlichen Abarten des damaligen Kosakentums, hatte sich sogar zweimal an Gesandtschaften beteiligt, welche von den Kosaken an König Ladislaus IV. abgeordnet wurden. So verfügte er über unschätzbare Sachkenntnis in bezug auf das ganze Kosakenwesen: auch die *Tschern*, die wilden Kosaken, die so leicht zu gewaltigen Kriegerhaufen zusammenzuscharen waren, kannte Chmielnicki vortrefflich und mochte sich klar vorstellen, wie die schreckliche *Tschern* anzufassen wäre.

Niemand dürfte es bestreiten, daß die Behandlung, die ihm von seiten des kleinen Machthabers von Czehryn zuteil geworden, das heiße Blut des bescheidenen, von kosakischer Tradition durchdrungenen Edelmanns aufwallen lassen mußte. Er dachte nur an Rache, sollte auch die Welt darunter untergehen. Der Rachedurst war aber am leichtesten an der Spitze aufrührerischer Kosakenbanden zu stillen, und kaum je bot sich

¹⁾ Czehryn, einer der südöstlichen Punkte des polnischen Reichs, an der Tasmina, an deren rechtem Ufer bereits die sogenannten „Wilden Steppen“ begannen.

in der Ukraina ein so günstiger Augenblick, eine große Rebellion hervorzurufen.

Das gesamte Kosakentum — soweit dieses Element damals überhaupt für tatsächlich politische Strömungen empfänglich sein konnte — steuerte instinktiv zwei Zielen zu. Die große Masse sehnte sich nach der „Freiheit“, das ungebundene Kosakenleben ungestört zu genießen — die regulären Kosakentruppen fühlten sich in ihrer Reglementierung beengt und beanspruchten besonders eine so weit wie möglich gehende Erhöhung ihres Kontingents. Beide Wünsche berührten sich eng, verflochten sich beinahe, denn wären der Erhöhung des Kosakenkontingents keine Schranken gesetzt — was selbstverständlich an und für sich, wenn auch nur aus finanziellen Rücksichten, unmöglich war — so würde es einem jeden kriegslustigen Kosaken freistehen, in das Kosakenheer einzutreten, das dann zu einer solchen kriegerischen Macht angewachsen wäre, daß keine Obrigkeit sie im Zaum zu halten vermocht hätte.

Scharf präzisiert treten diese Aspirationen allerdings urkundlich kaum zutage, nichtsdestoweniger ist es sicher, daß sie instinktiv die Kosakenseele beherrschten. In der Gedankenwelt des Kosaken war deshalb sogar für „Königstreue“ Raum genug, und für einen heldenmütigen König, der sie nach ihrer Ahnen Art gegen die Türken kämpfen und weite Beutezüge unternehmen ließe, wären sie gewiß bereit gewesen, ihren letzten Blutstropfen zu opfern. Leicht kann man sich daher vergegenwärtigen, daß unbestimmte, seit Jahren kreisende Gerüchte, König Ladislaus IV. bereite einen großartigen Feldzug gegen die Türken vor, wobei den Kosaken eine wichtige Rolle zugedacht wäre, unter dem gesamten Kosakentum ein mächtiges Wallen hervorrufen mußte, umsomehr, je weniger bestimmt die Gerüchte über die vom Königsthron zugesagten „Freiheiten“ lauteten, die sämtlichen Kosaken nach einem glücklichen Ausgang des Türkenkrieges als wohlverdienter Lohn zuteil werden sollten. Ebenso leicht ist es, sich vorzustellen, wie gefährlich auf dem vulkanischen Boden der Ukraina die bittere Enttäuschung wirken mußte, als man zu vernehmen begann, der große Feldzug gegen die Türken sei ins Wasser gefallen — die verhaßten „Herren“ und „Machthaber“ hätten den guten König an der Ausführung seiner Pläne gehindert, dieselben, deren Verwalter

seit jeher auf die halbkosakische Bevölkerung der Ukraina einen so stark sich fühlbar machenden Druck ausübten.

So war bereits auf dem „vulkanischen Boden“ eine gewaltige Eruption nahe, als Chmielnicki auf den Dnieprinseln, inmitten der freien Saporoger, erschien und gleichzeitig in den weiten Steppen sich die Kunde verbreitete, es werde bald losgehen. Unter Kosaken, die nicht ganz wild waren, kreisten sogar Gerüchte, es sei ein Mann gekommen, von Seiner Majestät mit weiten Vollmachten ausgestattet, um die tapferen Kosaken gegen die verhaßten „Machthaber“ zu führen oder wenigstens in Schutz zu nehmen. Dies mochte auf manche Kosakenelemente magisch wirken, denn es gab entschieden solche, in deren Seele das Gefühl der „Königstreue“ tief wurzelte. Die letzteren mochten sich auch im ersten Augenblicke enttäuscht fühlen, als sie auf den Dnieprinseln anstatt eines Königsboten ganz andere, recht mächtige Kriegshorden erblickten: den Häuptling der Perekoper Horde Tuhaj-Bey in eigener Person, von den Befehlshabern der Horde und deren Scharen umgeben. Der Khan¹⁾ war seit langem gegen Polen erbittert; er verstand es wohl, daß der geplante Feldzug vor allem die völlige Vernichtung der Perekoper Horde zum Ziele haben sollte. Der in türkischen und tatarischen Sachen bewanderte Chmielnicki wußte den Tatarenhäuptling zum Erscheinen in der *Dniepr-Ssitsch* und dann über die Nacht zu engem Bündnis mit der entsetzlichen Macht, die unter seiner Führung in Bildung begriffen war, zu bewegen.

Entsetzlich war diese Macht, weil darin selbstverständlich die aus den Steppen herbeieilende *Tschern* in erdrückender Weise überwog und dieser ihr eigenes Gepräge des wilden Kosakentums verlieh; sämtliche anderweitige Elemente wurden von der *Tschern* sozusagen geistig aufgesaugt, wenn auch die *Tschern* selbst als Kriegervolk den Befehlen des „Hetman“ Chmielnicki und dessen zumeist aus besseren Kosakenelementen bestehenden Unterbefehlshabern zu folgen willig war. Eine Horde — und dies war eine Horde — läßt sich lange instinktiv in strammer Zucht halten, wenn sie an ihrer Spitze einen tüchtigen Khan sieht — mag er auch „Hetman“ heißen und nebenbei

¹⁾ Der regierende Perekoper Khan war Ismael-Girej: Tuhaj-Bey war Feldherr der Horde und Ismael-Girejs rechter Arm.

Busenfreund eines echten Tatarenkhans sein. Der Hordeninstinkt bindet ein derartiges Element an einen Heerführer, dessen Bildung und Geistesanlagen umsomehr glückliche Kriegszüge und reiche Beute erhoffen lassen, als in Ermangelung einer intelligenten Führung eine Horde erfahrungsgemäß sich zu rascher Vernichtung verurteilt sieht.

War dies eine nationale Erhebung, als sich zahllose Massen im Frühjahr 1648 in der Nähe der Dnieprinseln zusammenscharten, um im Bunde mit den Tataren nach echter Tatarenart gegen Norden und Westen auf Beute zu ziehen? War dies eine nationale Erhebung — wie dies bei Russen und „Ukrainern“ als ein Axiom gilt —, wenn das ruthenische Nationalwesen von seiten des Staates, dem dieser Zug den Todesstoß versetzen sollte, nicht im mindesten gefährdet war? Vielleicht könnte man glauben, das nationale Gefühl wäre in jener Zeit so vollkommen mit dem konfessionellen zusammengeschmolzen, daß es sich tatsächlich um die nationale Sache handelte, wenn es galt, die „Disunion“, das Schisma, gegen die Union, die Jesuiten, schließlich gegen das katholische Polen in Schutz zu nehmen. Dies trifft aber nicht im geringsten auf den Zeitpunkt zu, da die große Kosakenrebellion ausgebrochen war, am Schluß der 14jährigen Regierung eines Königs, der sein Walten mit der offiziellen Anerkennung der auf so tückische Weise wiederhergestellten und auch von seinem „erkatholischen“ Vater lange geduldeten „disunierten“ Hierarchie eröffnet hatte und dem der Vorwurf nicht erspart werden kann, daß er, durch politische Motive geleitet, der Union den ihr gebührenden Schutz der polnischen Krone beinahe völlig entzogen hat. Sicher bedeutete in dieser Erhebung viel der unversöhnliche Haß gegen die Union, seit Jahren durch die schismatischen *Tschernzen* unter der kosakischen *Tschern* geschürt — Haß, Haß und nichts als Haß, der sich auch in den gemeinsam mit den tatarischen Verbündeten verübten unerhörten Greuelthaten reichlich Luft zu machen vermochte. Was jedoch unbedingt keinem Zweifel unterliegen kann, all diese — *sit venia verbo* — „ideellen“ Elemente waren völlig fremd jenem Manne, den sein Rachedurst zu einer verräterischen Entgleisung gebracht hatte und auf eine Bahn führte, wo er, mit den Tataren verbunden, lange selber nicht wußte, wohin er steuerte . . .

Es ging los. Das Selbstbewußtsein der beiden Horden wurde von Anfang an durch unerwartete Erfolge gehoben und bis zu wahrhaftem Wahn gesteigert. Der Rebellion, deren Umfang nicht gehörig bewertet wurde, stellten sich zuerst ganz unzureichende Kräfte entgegen: in zwei aufeinanderfolgenden Schlachten (Zólte Wody und Korsuń) wurde die ganze zu Gebote stehende polnische Streitkraft, von den beiden Kronfeldherren befehligt, aufgerufen. Da traf die unverhoffte Nachricht vom frühzeitigen Ableben König Ladislaus IV. ein und das Wahlkönigreich stand herrenlos da, der entsetzlichen Invasion preisgegeben, den inneren Gefahren der bevorstehenden Königswahl ausgesetzt. So erklang die betäubende Ouverture des schrecklichen Kosakenschauspieles¹⁾, des einzig in der Geschichte dastehenden „Ruins“.

In dem dritten Jahr dieses entsetzlichen Blutbades entschied die Schlacht bei Beresteczko²⁾, eine der größten in der Weltgeschichte, über die Richtung, die die Entwicklung des kosakischen Problems in der Folgezeit angenommen hat.

Diese Schlacht fand in den Tagen vom 29. Juni bis zum 6. Juli 1651 statt. Mehrere Hunderttausend Kombattanten nahmen an ihr an beiden Seiten teil, an der Spitze des allgemeinen Aufgebots des polnischen Adels der König Johann Kasimir, an der Spitze der Kosaken und Tataren Bogdan Chmielnicki und Tuhaj-Bey. Der schismatische Patriarch von Jerusalem befand sich in dem tatáro-kosakischen Lager, um die für die gemeinsame Sache Kämpfenden zu segnen und der endgültigen Zerschmetterung Polens und des Katholizismus im Osten Europas beizuwohnen. Denn von jenen ungeheuren be-

¹⁾ Ohne hier auf die Einzelheiten der Kosakenkriege eingehen zu können und indem wir als unsere Aufgabe betrachten, nur ihre markantesten, für die weiteren Schicksale des ruthenischen Volksstammes ausschlaggebenden Züge hervorzuheben, verweisen wir den Leser auf die knappe Zusammenstellung der betreffenden allerwichtigsten Tatsachen, die wir unten im Anhang VII (Nachtr. zu S. 229 ff.) folgen lassen.

²⁾ Beresteczko in Wolhynien am Styr an den Grenzen des heutigen Gouvernements Wolhynien gelegen, 6 km von der galizischen Grenze entfernt, gehört seit der dritten Teilung Polens zu Rußland. In diesem Augenblick (Juli 1916) tobt dort unaufhörlich der Kampf gegen die russische Offensive. Es scheint uns durchaus unerläßlich, selbst in dieser raschen Übersicht einige markante Züge dieser Schlacht hervorzuheben.

waffneten Massen, die durch Gebete des Patriarchen und seine pomphaften, wirkungsvollen liturgischen Veranstaltungen angefeuert wurden, versprach man sich einen sicheren Sieg. So groß war die numerische Kraft der beiden Horden, so gewaltig die Vorbereitungen dieser ungeheuren Invasion. Man hatte sich nicht nur auf rein militärische Vorbereitungen beschränkt: seit mehreren Monaten durchzog ein Schwarm als Bettler verkleideter Emissäre ganz Polen, um die Bauern auf den Todesstoß vorzubereiten, der die „Adelsrepublik“ treffen sollte und um einen allgemeinen Aufstand der Bauernmassen hervorzurufen, während der gesamte unter die Fahne berufene Adel um den Schutz seiner Heimstätten kämpfen würde. Mit einem Worte, die Schlacht von Beresteczko war ein grandioser Kampf mit wahrhaft symbolischen Zügen zwischen zwei feindlichen Welten, die sich wenn nicht die Herrschaft über Osteuropa, so doch zumindest ihr Existenzrecht auf diesem weiten Gebiete streitig machten.

Polen trug den Sieg davon und stieß auch diesmal noch die beiden Horden zurück; trotz der schrecklichen Erschütterung, die es durch die Kosakenkriege und die unmittelbar darauf folgenden Invasionen, die moskowitische (schismatische) und die schwedische (protestantische), erlitt, bewahrte es für den Augenblick genug Kräfte, um 32 Jahre nachher (1683) unter dem Oberbefehl des Königs Johann Sobieski vor den Toren Wiens zu erscheinen und dort die ottomanische Macht zu zerschmettern.

Doch nicht mehr als drei Jahre später nach dem ruhmreichen Sieg bei Wien (1686) fand sich derselbe König Sobieski, der berühmteste Feldherr seiner Zeit, genötigt, endgültig dem Zaren von Moskowien die ganze Ukraina jenseits des Dniepr wie auch am linken Ufer dieses Flusses die Hauptstadt dieser Provinz Kiew, die altehrwürdige Hauptstadt des ehemaligen Ruthenenlandes, abzutreten. Er mußte unter dem Druck dieser harten Notwendigkeit sich ergeben, um einen unvermeidlichen Kampf an zwei Fronten zu verhüten. Dies galt der Vollendung seines Lebenswerks, welches ein solches Opfer erheischte: der Wiedereroberung der südlichen Provinzen Polens, der südwestlichen Ukraina und Podoliens, wo auf den Türmen des Doms

von Kamieniec, der in eine Moschee umgewandelt wurde, seit 1673 der muselmanische Halbmond glänzte.¹⁾

Die türkische Eroberung dieser beiden Provinzen war die Frucht der Kosakenkriege, der Meuterei Bogdan Chmielnickis. Nicht die einzige Frucht. Neben unsäglichem Unheil, das sowohl die polnische Nation als auch den ruthenischen Volksstamm infolge der Kosakenkriege auf politischem Gebiete getroffen hat, bildet der „Ruin“ der Ukraina, die unmittelbare Folge der Erhebung Chmielnickis, eine Tatsache von weitreichender Bedeutung. Gab es doch wahrhaft in der Geschichte wenige Begebenheiten, in denen jahrelang die „menschliche Bestie“ sich in einer so schauererregenden Weise betätigt hätte, wie in den Kosakenkriegen des XVII. Jahrhunderts. Das Kosakentum, an und für sich nicht geradezu mild und idyllisch, dennoch eines gewissen ritterlichen Anstrichs nicht bar, wurde sozusagen von der Barbarei seiner tatarischen Bundesgenossen angesteckt. Es verschwand nicht nur spurlos das ganze im Fortschreiten begriffene Ansiedlungswerk der Ukraina, namentlich am linken Dnieprufer, mit all seinen reichlichen kulturellen Früchten, mit den Hunderten von Kirchen und Klöstern, mit den Tausenden von blühenden Dörfern und Meierhöfen, mit sämtlichen bereits stark befestigten Vorposten der abendländischen Kultur, deren Strahlen immer weiter nach Osten vordrangen. Schwer war dies wieder aufzubauen und es gelang nimmermehr, nie wenigstens auf denjenigen, scheinbar sicher festgelegten kulturellen Bahnen, auf denen sich bereits im XVII. Jahrhundert dieses gewaltige, durch die Natur zur Kornkammer Europas bestimmte Gebiet befand. Tiefer vielleicht als der äußere „Ruin“ des Landes war der innere „Ruin“ der Bevölkerung. Das Land erschien bald nach dem Ausbruch der Rebellion mit Galgen besät, auf denen Edelleute, katholische Priester und — Juden hingen. Glücklicherweise schätzten sich die auf Galgen ihr Ende fanden; die mit den wilden Tataren befreundeten Kosaken gefielen sich besonders daran, ihre Opfer zu pfählen und stundenlang unsäughen Martern auszusetzen,

¹⁾ Sobieski erlebte bekanntlich nicht mehr die Befreiung Podoliens und eines Teils der Ukraina von der türkischen Herrschaft, die erst drei Jahre nach seinem Tode als Ergebnis des Karlowitzer Friedens (1699) erfolgte, jedenfalls aber als Frucht seiner langen kriegerrischen Laufbahn betrachtet werden muß.

neben denen der Tod auf dem Galgen als Erlösung leuchtete. Daß diese Greuel die Seele des Kosaken vergiften mußten, daß die jahrelang angewöhnte Grausamkeit als erbliche Belastung auf Enkel und Enkelkinder überging, umsomehr als die Erinnerung an verübte Untaten durch Lieder wach gehalten wurde, in denen den „heldenhaften“ Kosaken Chmielnickis Bewunderung gezollt wurde — braucht nicht hervorgehoben zu werden, ebensowenig als die Reflexe all dessen, die bis in die heutigen Tage herüberreichen. Ein Glück, daß die reußische Bevölkerung der angrenzenden Länder sich nur im beschränkten Maße an der Rebellion Chmielnickis beteiligte — aus Rot-Reußen nur einzelne Überläufer.

10. Spaltung und Lähmung.

Zu den Folgen der Kosakenkriege gehört auch die Spaltung der Ukraina, und zwar nach verschiedenen Durchgangsstadien eine andauernde Spaltung in einen polnischen und einen russischen Teil. Parallel mit dieser mechanischen Teilung unter zwei Staaten lief eine sozusagen geistige Spaltung des Kosakentums, das am Vorabend der territorialen Teilung die Herrschaft über das Land erlangt hatte. Die erstere Begebenheit ist auch als mittelbare Folge der letzteren Erscheinung zu betrachten.

In ihrem Ausgangspunkte war die Erhebung der Kosaken unter Chmielnicki nicht gegen Polen als solches, nicht gegen den polnischen Staat gerichtet. Hieß es doch sogar, es gelte, den König gegen die ihn beherrschenden Oligarchen in Schutz zu nehmen. So war es auch ganz natürlich, daß man es anfangs an Versuchen nicht fehlen ließ, eine Verständigung herbeizuführen, zuerst noch mit Ladislaus IV., dann mit seinem Nachfolger und mit der „Republik“, an deren Spitze der König von Polen stand.

Die ersten Annäherungsversuche bewegten sich noch auf dem Boden der bisherigen realen Verhältnisse, als wenn es sich — trotz des entsetzlichen Blutbades — um nichts anderes handeln sollte und konnte, als um eine tunliche Befriedigung der langjährigen Wünsche des Kosakentums, namentlich in bezug auf die Erhöhung des Kontingents des regulären Kosakenheeres. Einen Augenblick schien es, daß man sich auf seiner Seite

mit Verdoppelung des Kontingents begnügt hätte (12.000 anstatt 6000); schwierigere, heiklere Fragen, wie etwa die religiöse, wurden gar nicht berührt, und von irgend etwas, was auf eine Sonderstellung der Ukraina innerhalb des polnischen Staatswesens hinausgekommen wäre, war überhaupt keine Rede, trotz aller so unerwarteter Erfolge der Kosaken — der schlagendste Beweis, wie weit entfernt die gewaltige Erhebung von all den vermeintlich „nationalen“ Bestrebungen entfernt war, die ihr von seiten einer durch und durch tendenziösen Geschichtsschreibung untergeschoben wird. Wenn es auf diesem Boden dennoch zu keiner Verständigung kam, so ist dies vorzugsweise dem Umstande zuzuschreiben, daß während des Interregnums feste Bestimmungen, mit denen das Kosakentum sich möglicherweise begnügt hätte, unmöglich getroffen werden konnten, und nach der erfolgten Wahl König Johann Kasimirs (Bruder des verstorbenen Ladislaus IV.) war bereits die Sachlage völlig verändert.¹⁾

Die Königswahl fiel nach dem Wunsche Chmielnickis aus, was doch auch als Zeichen einer in Polen vorherrschenden versöhnlichen Stimmung betrachtet werden mußte. Unterdessen hatte sich jedoch sowohl in Bogdan Chmielnicki als auch in den von ihm befehligten Scharen eine große Umwandlung vollzogen. So natürlich es auch gewesen wäre, wenn er die Königswahl abgewartet hätte — so sehr ihm dies sogar erwünscht erscheinen mochte — er konnte dies einfach nicht tun: der Zauberlehrling, der es verstanden hat, die dämonischen Kräfte der wilden *Tschern* heraufzubeschwören, ohne die allerdings unfindbare „Zauberformel“ zu kennen, die es ihm ermöglicht hätte, das barbarische Element zu ruhigem Verhalten zu zwingen. Mit Einstellung der Raub- und Plünderzüge war seine Macht dahin. Es mußte wieder losgehen — der auch diesmal unzureichende Widerstand wurde leicht gebrochen — die wieder

¹⁾ Während des Interregnum von 1648 handelte es sich nur um die Wahl zwischen zwei ernsten Gegenkandidaten: Johann Kasimir und Karl Ferdinand, den beiden Wasas, Brüdern des verstorbenen Ladislaus IV., Söhnen Sigismunds III. Der letztere galt für einen unversöhnlichen Feind der kosakischen Rebellen, ohne deren exemplarische Züchtigung er unmöglich vorwärts kommen zu können glaubte; Johann Kasimir war hingegen im Sinne der Bemühungen seines verstorbenen Bruders zu weitgehenden Zugeständnissen geneigt.

mit den Tataren verbündeten Scharen Chmielnickis ergossen sich nicht nur über die Ukraina, sondern auch über die angrenzenden Gebiete, Wolhynien und Podolien, erst in Rot-Regen hielt Lemberg der schrecklichen Invasion Stand. Bei der Belagerung von Zamość traf die Kunde von der erfolgten Königswahl ein; Chmielnicki zog sich nach der Ukraina, in die ruthenische Reliquienhauptstadt Kiew zurück.

Dies war aber schon ein ganz anderer Chmielnicki als bis dahin, zugleich bedeutend mächtiger und unendlich ohnmächtiger. Die gelungene Überrumpelung Wolhyniens und Podoliens konnte gewiß sein Selbstbewußtsein stärken, hat jedoch mächtig dazu beigetragen, seiner Erhebung ein ihr bisher ganz fremdes Gepräge zu verleihen. Es hatte auch bis nun an Überläufern aus diesen beiden ruthenischen Gebieten nicht gefehlt, die sich den Banden Chmielnickis anschlossen, wie auch unausgesetzt das wilde Steppenkosakentum von diesem Element genährt wurde. Erst jetzt aber, während der zur Zeit des Interregnum unternommenen Invasion Wolhyniens und Podoliens wurden unzählige Bauernmassen dieser beiden Gebiete von dem Kosakentum hingerissen und durch dasselbe aufgesaugt. Dadurch schwoll nicht nur die *Tschern* zu der gewaltigen Horde an, die dann erst auf dem Schlachtfelde von Beresteczko gebrochen wurde¹⁾, sondern es nahm auch ihr Wesen eine von den Kosakenbanden Chmielnickis bei ihrem ersten Auftreten verschiedene Färbung an. Die Bezeichnung „Horde“ — die wir diesen Scharen beizulegen nicht anstehen, auf die Gefahr hin, daß dies unzweifelhaft Anstoß erregen wird — diese Bezeichnung verdienen sie in einem noch entschieden volleren Maße als jene, mit denen Chmielnicki sein Unwesen begonnen hatte, da von nun an das Tschernelement darin noch bedeutend mehr alle halbwegs gesitteten Bestandteile des Kosakenheeres überwog. Waren es doch aufrührerische, von entfesselten Leidenschaften hingerissene Bauern, die von da an nichts zu verlieren hatten, nachdem sie, von eindringenden Kosakenbanden aufgereizt, ihre schlechtesten Instinkte im Blut ihrer Gutsherren gestillt hatten, die verbündeten Tataren, ihr Modell, an Grausamkeit und Verwilderung überholend. Das andere, wodurch seither

¹⁾ S. oben S. 298.

die Rebellion Chmielnickis infolge des Anschlusses der wolhynisch-podolischen Bauernmassen ein neues Gepräge angenommen hatte, bestand in Umgestaltung der Bewegung aus einer Erhebung der Kosaken in eine ungeheure ruthenische Meuterei mit dem Kosakentum an der Spitze.

So war auch das Gebaren Chmielnickis ein ganz anderes, als er in Kiew eingetroffen war: dasjenige eines „von Gott gesandten“¹⁾ Rächers der ruthenischen Volksmassen. Selbstverständlich konnte in Kiew, in der Stadt des „Apostelgleichen heil. Wladimirs“, bei den Gebeinen der unzähligen „heiligen Greise“ der Petscherska Lawra, das Erscheinen des unvermeidlichen Patriarchen von Jerusalem nicht ausbleiben, um die angeschwollenen Kosakenbanden und ihren „ruhmgekrönten Hetman“ zum Kampfe für die heilige orthodoxe Kirche, gegen die gottvergessenen lateinischen Häretiker zu segnen. Die längst fanatisierte *Tschern* wurde dadurch zu weiteren Bluttaten wirksam angespornt, ohne sich dadurch beirren zu lassen, daß die errungenen und zu erringenden Erfolge zumindest ebensoviel der Hilfe der wilden Muselmanen als dem Segen des Patriarchen von Jerusalem — ja, Jerusalem! — zu verdanken waren. Ebensowenig schien die Glorie des Befreiers „Rutheniens“ (*Russ*) — von der Ukraina war selbstverständlich keine Rede — durch die Tatsache verdunkelt, daß sein Werk mit Vernichtung des ruthenischen Adels, des echten Trägers des ruthenischen Nationalgefühls und Nationalbewußtseins, begonnen hatte. Die Enthauptung (*decapitatio*) der tschechischen Nation wurde von ihren erbitterten Feinden am 21. Juni 1621 vor dem Prager Rathause vollzogen²⁾; 37 Jahre darauf war es dem ruthenischen Volksstamm beschieden, dieses Herodesgeschenk aus der Hand seines vielgepriesenen „Befreiers“ zu empfangen.

Es waren tatsächlich nur Überreste des bis 1648 blühenden ruthenischen Adels gewesen, die wegen der engen Verflechtung der kosakischen Barbarei mit nationalen Bestrebungen in der Folgezeit dem ruthenischen Nationalwesen entfremdet, durch das Polentum aufgesaugt wurden; mit dem Grundstock der Klasse, die immer der Nation vorangegangen war, hat die

¹⁾ Bogdan — ruthenische Übersetzung des griechischen Theodor — Adeodatus — von Gott gegeben.

²⁾ Vgl. oben S. 37.

Rebellion von 1648 aufgeräumt.¹⁾ In den Reihen jener Überreste hat es 1648 und in den nächstfolgenden Jahren nicht an Elementen gefehlt, die, an der nationalen Sache festhaltend, indem sie ebenfalls ihr Wahrzeichen in der „orthodoxen“ *Disunion* erblickten, mit voller Kraftanspannung einen Ausgleich zwischen dem rebellischen, blutgesättigten Kosakentum und dem polnischen Staatswesen anzubahnen suchten; an ihrer Spitze stand der ehrwürdige Palatin von Kiew, Adam Kisiel. Die Weiterentwicklung der Verhältnisse hat wohl nicht ihnen, sondern vielmehr denjenigen ihrer Volks- und Standesgenossen recht gegeben, die von all diesen Ausgleichsversuchen nicht das geringste erhofften und unerbitterlich dem ihrer Meinung nach einzig möglichen Ziele zusteuerten, die Rebellion im Blut zu ersticken, worauf erst eine Regelung des gesamten Kosakenwesens mit Ausscheidung und Heranziehung dessen besserer Elemente hätte erfolgen sollen. Der angesehenste Vertreter der unversöhnlichen Richtung war der berühmte Feldherr Fürst Jeremias Wiśniowiecki, ein Rurikidensproß²⁾, Großneffe des abenteuerlichen Kosakenhelden, mit dessen Namen sich die Legende von den Anfängen der Ssitsch verflochten hatte, Vater des nachherigen Königs von Polen Michael Wiśniowiecki.

Auch in dem Kosakenlager hat es nicht an versöhnlichen Elementen gefehlt, von deren Seite Kisiel und Genossen auf wirksames Entgegenkommen rechnen konnten. Dies waren nicht nur einzelne verführte oder einfach durch grausamen Terrorismus hingerissene ruthenische Edelleute, die, längst des Blutbades, des „Ruins“ und all der verübten Greueltaten satt, sich aufrichtig nach dem Frieden sehnten. Im Schoße des Kosakentums selbst bestand seit jeher eine entschieden polenfreundliche Abart, von ruthenischem Nationalbewußtsein durchdrungen — und zwar viel stärker als die *Tschern*, die zu

¹⁾ In bezug auf manche geringfügige Ausnahmen in der Haltung des ruthenischen Adels der Rebellion Chmielnickis gegenüber s. unten Anhang VII, Nachtr. zu S. 229 ff. Hier soll nur bemerkt werden, daß Edelleute, die sich tatsächlich der Rebellion angeschlossen hatten, es größtenteils unter dem Druck eines unerhörten Terrorismus taten.

²⁾ Lange wurden die Wiśniowieckis für Gedyminiden gehalten, den neueren Untersuchungen zufolge scheint jedoch ihre Abstammung von ruthenischen Fürsten aus dem Rurikidengeschlecht festgestellt zu sein.

wild war, um sich auf das Niveau echt nationaler Ideale emporzuschwingen. Diese kriegerischen *gente Rutheni, natione Poloni*, hauptsächlich unter den regulären Kosakenregimentern zahlreich vertreten, haben nie aufgehört, Träger der glorreichen Traditionen eines Konaschewytsch-Sahajdatschnyj und so vieler ihm ähnlicher Helden zu sein. Konfessionell waren sie allerdings erbitterte Feinde der Union, schwärmten auch für das kosakische Ideal einer bedeutenden Erweiterung der Kader des regulären Kosakenheeres; in politischer Beziehung jedoch wie auch in der kulturellen standen sie Polen und dem Polentum fast ebenso nah, mitunter sogar näher, als ihre polenfreundlichen Volks- und Glaubensgenossen unter dem Adel. Gewiß haben sie sich 1648 in Reih' und Glied mit der *Tschern* und den Tataren erhoben; manche waren dazu durch den Wahn verleitet worden, ihre „Königstreue“ damit zu bewähren; die meisten wurden durch den mächtigen Strom fortgerissen, dem sie standhaft Widerstand zu leisten nicht Mut genug gehabt hatten: Helden im Kampf, Feiglinge in der *Ssitsch* auf einer Dnieprinsel.

Nach zwei, drei Jahren des Blutbads, dem „Ruin“, war ihr einziger Wunsch, einzulenken. Laut, überlaut riefen ihnen dies die Gewissensbisse über verübte Greuel zu; es ist so menschlich, bei erwachtem Gewissen sich an etwas zu klammern, was dem Schuldbeladenen irgend eine Erleichterung bietet. Wurden sie denn nicht vom Patriarchen gesegnet, haben sie nicht für die heilige Sache der „orthodoxen“ Kirche gekämpft? Je mehr es diese Leute drang, eine Versöhnung mit Polen anzubahnen, der „Königstreue“ gerecht zu werden, desto stärker ward in ihren Reihen das Verlangen, in dem ersehnten Frieden die Rechte der disunierten Kirche zu sichern und zu befestigen — dann konnten sie auf Gottes Erbarmen hoffen für all die unmenschlichen Grausamkeiten, für das in Strömen vergossene unschuldige Blut.¹⁾

¹⁾ Der gründlichste Kenner der Kosakenwelt des XVII. Jahrhunderts, der unlängst verstorbene Altmeister Alexander Jabłonowski (vgl. oben S. 285), sieht den größten Mißgriff der polnischen Politik in der Kosakenfrage darin, daß man sich auf polnischer Seite nicht zu einer großzügigen sozial- und agrarpolitischen Aktion emporgeschwungen hatte (allerdings nicht im Sinne der — *sit venia verbo* — demokratischen Ideen der heutigen „ukrainischen“ Historiker), zu einer weitgehenden Reform, etwa nach Art des sozialpolitischen Musters der Horodłower Union von 1413. Die polenfreundlichen Elemente unter den Kosaken vor 1648, gewissen

Blieb denn Chmielnicki, der polnische Edelmann vom Wappen Abdank, solchen Gedanken verschlossen? Urkundlich ist bewiesen, daß er durch entsetzliche Gewissensbisse gequält war, aber ebenfalls quellenmäßig bewährt, daß er sie durch Trunk und Rausch zu verscheuchen suchte und anstatt in die Bahnen, die seinen versöhnlich gesinnten Offizieren vorleuchteten, einzulenken, an ganz andere, völlig neue Wege dachte. Vor ein paar Jahren bescheidener Pächter in der Czehryner Starostei, nunmehr „Hetman“ der Kosaken, der kosakischen Ukraina, dem die offizielle Hetmanswürde von seiten der versöhnlichen polnischen Kreise wiederholt angeboten wurde, ein oder ein anderes Mal bereits von Souveränen mit Briefen beehrt — befand er sich gewiß in einer anderen Lage als ein Wyhowski oder Tetera. War es ihm um die Zukunft „Rutheniens“ zu tun? Das weiß man nicht. Sicher war ihm um seine eigene Person zu tun, vor allem um seinen Kopf — auch um die Machtfülle, zu der er sich so unverhofft emporgeschwungen hatte, die er samt unermeßlichen, erbeuteten Schätzen auf seinen jungen Tymoschko als Erbschaft zu überlassen wünschte. War dies durch einen Vergleich mit Polen zu erwirken? Nicht so leicht; sollte ihm

kulturellen Einwirkungen bereits nicht fernstehende und bildungsfähige Elemente, zumeist seit mehreren Generationen Kosakenoffiziere (Atamane, Essaule), hätten, nach Jabłonowskis Ansicht, in die Reihen des Adels aufgenommen und mit Güterdonationen in den Steppen bedacht, eine unerschütterliche Stütze des polnischen Staatswesens und des polnischen Kulturgedankens in der Ukraina auszugestalten vermocht. Zu bemerken ist noch, daß ähnliche polenfreundliche Stimmungen auch außerhalb der höheren (Offiziers-) Kreise unter dem alten Kosakentum stark vertreten waren: auch unter gemeinen Kosaken, namentlich der regulären Kosakentruppen und in den „herrschaftlichen“ Kosakeneskadrons waren sie immerdar weit verbreitet und tief eingewurzelt. Man kann von einer eigenartigen Abschattung von „Kosakentreue“ sprechen, die sogar während der furchtbaren Rebellion von 1648, namentlich in ihren ersten Anfängen, öfters zum Vorschein kam und sich auch inmitten späterer Haidamakenmeutereien nicht selten zur Ehre der echt ruthenischen Seele bewährt hat. Die Anhänglichkeit so vieler Kosaken an die *Polsha* (Polen) war in manchen Kreisen geradezu sprichwörtlich, und lief damit parallel ihre oft aufopferungsvolle Liebe zu ihren „Herren“ und deren Familien, so muß dies als Beweis betrachtet werden, daß es mit dem berüchtigten herrschaftlichen Druck im allgemeinen doch nicht so arg bestellt war, wie dies die tendenziöse oder die einfach nur irreführende unkritische Geschichtsschreibung auszumalen beliebt. Ohne die fanatischen Aufwiegelungen von seiten der gewissenlosen ignoranten *Tschernzen* (Mönche) wäre es sicher nicht zu der furchtbaren Rebellion der kosakischen *Tschern* (wilden Pöbels) und zu dem dadurch herbeigeführten „Ruin“ gekommen.

auch alles, was er angerichtet, vergeben und sogar durch Verleihung der Hetmanswürde — einer erblichen jedoch keinesfalls — belohnt werden. Denn würde es zu einem ernstern Ausgleich mit Polen kommen, so müßten — auch bei weitestgehenden Zugeständnissen von polnischer Seite — gewisse Bürgschaften für die Zukunft geboten werden, die zwar nicht allzu schwer urkundlich festzusetzen, um so schwerer jedoch, nach all dem, was geschah, zu verantworten waren. Chmielnicki kannte viel zu gut die *Tschern*, um zu wissen, daß er imstande war, sie zu bemeistern, aber nur während der Plünderungszüge oder wenigstens, solange es Aussichten gab, deren neue vorzunehmen. Hätte sich sogar zu Anfang der gewaltige Emporkömmling in dieser Beziehung gewissen Illusionen hingeben können, so wurde er nur zu bald, nach dem Vertrag von Zborow (1649), durch manche Anzeichen belehrt, wie sehr in Friedenszeit sein Walten über die *Tschern* versagte: ihr Abgott auf Plünderungszügen, war er im Frieden der Gefahr ausgesetzt, seine anscheinend unantastbare Herrschaft über die entfesselten dämonischen Kräfte mit seinem Kopf zu bezahlen. Auf die Dauer aber eine Räuberherrschaft festzuhalten, war auch in der Steppenwelt des XVII. Jahrhunderts eine Unmöglichkeit: auch Tataren fiel es schon schwer.

So blieb nichts übrig, als es mit etwas ganz anderem zu versuchen, im vollen Widerspruche mit allen Traditionen des ruthenischen Volksstamms, zu dessen erblichem Herrscher Chmielnicki sich emporzuschwingen entschlossen war. Am nächsten schien es zu liegen, das Kosakentum dem Zaren von Moskau zu unterwerfen, jener Macht, die, im Steigen begriffen, auf religiösem Boden seelenverwandt, einer Reihe von Kosakengenerationen dennoch so viel Gelegenheit geboten hatte, die an Polens Seite streitenden Kosakentruppen mit Glanz und Ruhm zu umstrahlen. Auch dies war jedoch bei weitem nicht so leicht, wie man, die Sache oberflächlich betrachtend, sich vorzustellen geneigt wäre. Der Zar Alexej Michajlowitsch (1645—1676), der zweite Romanoff, war viel zu klug, um Angeboten, an denen es Chmielnicki beinahe vom Anfang an nicht fehlen ließ, leichten Kaufs zugänglich zu sein. Zuerst glaubte er nicht an eine solche durch die Kosakenkriege herbeigeführte Erschütterung des polnischen Reichs, daß er gewillt

gewesen wäre, es mit diesem mächtigen Nachbarn aufzunehmen; es hätte doch um einen Kampf auf Leben und Tod gegolten. Sogar im Laufe folgender Jahre, als der Zar, auf Mitwirkung mächtiger Bundesgenossen vertrauend, zu einem Kriege mit Polen leichter zu bewegen war, lag es ihm noch eine Zeitlang ziemlich fern, sich für das Anerbieten, das ihm zu wiederholten Malen von seiten des ukrainischen Kosakenhetmans zugekommen war, besonders zu begeistern. Abgesehen davon, daß er einem Verräter nicht traute, kannte der Zar zu gut das unstete, gefährliche Kosakenelement, um durch dessen Unterwerfung das an und für sich gewiß sehr verlockende Dnieprgebiet, eins der herrlichsten „Reußen“, für das Zarat erwerben zu wollen. Mit den ukrainischen, den Saporoger Kosaken hatte das Zarat bis nun allerdings nichts zu tun — nur auf manchen Schlachtfeldern, wo es deren Tapferkeit zu erkennen Gelegenheit hatte. Hingegen stand Moskau seit lange in Beziehungen zu anderen Kosaken, namentlich denjenigen des benachbarten Dongebietes, und so weit auch der Abstand zwischen den Donkosaken und den Saporogern war, wurden die letzteren in Moskau nach dem Maßstab der ersteren bewertet, weshalb es nicht allzu verlockend erschien, das unbändige Element — wenigstens vorderhand — dem Gefüge des autokratischen Zarats anzuschließen.

Durch die abwehrende Haltung des Zaren enttäuscht, von dessen Oberherrschaft der ukrainische Kosakenhetman sich gegebenenfalls eine genügend mächtige Stütze gegen die *Tschern* versprechen konnte, wurde Chmielnicki an den verzweifelten Versuch gewiesen, die von seinen Kosaken beherrschte Ukraina der Türkenherrschaft zu unterwerfen. Meinte er dies im Ernst oder sah er bei diesem Versuch tatsächlich nur darauf ab, die Gelüste des Zaren zu reizen, das mag dahingestellt bleiben: der Versuch scheiterte ebenfalls. Erst dem dritten Nachfolger Chmielnickis in der Hetmanswürde war es 1666 beschieden, an diese seine Tradition anknüpfend, die Ukraina zeitweilig unter das muselmännische Joch zu bringen. Dies war der berühmte Doroschenko, der typischste der ukrainischen Chamäleone, bald Polenfreund, bald Zarendiener, bald freiwilliger Türkenklave, von der *Tschern* unter der unvermeidlichen Mitwirkung der Tataren zum Kosakenhetman ausgerufen.

In der Zwischenzeit jedoch, noch zu Chmielnickis Lebzeiten, volle 12 Jahre vor dieser Untat Doroschenkos, ist die berüchtigte Vereinbarung von Perejaslaw (1654) zustande gekommen, durch welche die kosakische Ukraina dem Zaren Alexej überliefert wurde. So sehr dieser Akt heutzutage von seiten der „ukrainischen“ Geschichtsschreibung als ein wirklicher, unter mehr weniger Gleichgestellten geschlossener Staatsvertrag dargestellt wird, müssen wir aufs entschiedenste behaupten, daß nach dem Wortlaut der bezüglichlichen Aktenstücke dies nichts anderes war, als einfache Unterwerfung Chmielnickis und der von ihm befehligten Kosakentruppen samt dem von ihnen faktisch beherrschten Gebiete unter die Zarenmacht. Allerdings wurde darin manches für das Kosakenheer, auch für die im ausgelieferten Gebiete befindlichen Städte und kirchlichen Behörden erwirkt, was man zu einer in der Folgezeit vielfachen Verletzungen seitens des Zarats ausgesetzten „Autonomie der Ukraina“ aufzubauschen beliebt. Will man jedoch zu einer objektiven Vorstellung gelangen, was nach den zeitgenössischen Begriffen als wirkliche Autonomie aufgefaßt wurde, so müßten gleichzeitige Aktenstücke — etwa der Vertrag von Hadiatsch (1658), auf den wir sofort zurückkommen — zu Rate gezogen werden, wobei der Subjektionsakt Chmielnickis vom Jahre 1654 unmöglich als etwas anderes erscheinen wird denn als Aufnahme der ukrainischen Kosaken in den Dienst des Zaren, die ihnen auf ihre Bitte in Gnaden gewährt wurde, mit Einschränkung mancher in der betreffenden Bittschrift enthaltenen Wünsche, unter Zusage der gewünschten Besoldung der Kosakentruppen, sowie ihrer Befehlshaber und unter Wahrung mancher Eigentümlichkeiten des Kosakenheeres. Die Saporoger wurden von dem Zaren wenig anders als die mit Moskau seit jeher in Berührung stehenden Donkosaken behandelt.¹⁾

Der Unterwerfungsakt von Perejaslaw lief auf eine so unerhörte Herausforderung sämtlicher, der alten Kosakentra-

¹⁾ Unsere auf dem Wortlaut der Aktenstücke gegründete Auffassung des „Vertrags“ von Perejaslaw entfernt sich dermaßen von der landläufigen, in der letzten Zeit namentlich von den „ukrainischen“ Publizisten in Kurs gesetzten Ansicht, daß wir uns eine eingehendere Erörterung dieses Gegenstandes für eine besondere Arbeit vorbehalten müssen, worauf der Leser im Vorworte aufmerksam gemacht wird.

dition treu gebliebenen Elemente hinaus¹⁾, daß er zu baldigem Umschlag im Sinne der polenfreundlichen Anwandlungen führen mußte. Dazu ist es denn auch sofort nach dem Tode Chmielnickis (1657) gekommen, zur Zeit der ersten vollständigen, auf dem Gebiete der entgegengesetzten Weltanschauungen erfolgten Spaltung des gesamten ukrainischen Kosakentums. Während nämlich von der *Tschern* der unmündige Sohn des verstorbenen „Väterchen Bogdan“ zu seinem Nachfolger ausgerufen wurde, hat die *Starschyna* (das Offizierskorps) den Hauptvertreter der polenfreundlichen Richtung, Wyhowski, zum Hetman gewählt. Dieser bahnte sofort eine Verständigung mit Polen an, durch die bald der Vertrag von Hadiatsch (1658) herbeigeführt wurde, der erste, bedauerlicherweise viel zu späte Versuch, das Verhältnis zwischen den Ruthenen und Polen auf einer verfassungsmäßigen, den reellen Tatsachen entsprechenden Grundlage zu regeln.

Es ist das ausgesprochen trialistische Prinzip, das im Wege dieses Vertrages, mit Beseitigung des historisch begründeten und bewährten dualistischen polnisch-litauischen Prinzips bei dem hiedurch in Angriff genommenen Umbau des polnischen Staatswesens zum Durchbruch kommt.²⁾ Neben Polen und Litauen sollte „Ruthenien“ den dritten, ebenbürtigen, autonomen Bestandteil des Gesamtstaates bilden. Unter dem autonomen „Ruthenien“ verstand man allerdings nicht alle ruthenischen Gebiete der polnischen „Republik“: weder Wolhynien und Podolien oder gar Rot-Reußen wurde von Polen, noch Polessien von Litauen abgetrennt. Als „Ruthenien“ nahm das die Ukraina beherrschende Kosakentum allein diejenigen Länder in Anspruch, die es tatsächlich in seiner Macht hielt

¹⁾ Auch nach Abschluß der Vereinbarung von Perejaslaw, das ist in der kurzen Zeitspanne von drei Jahren, machte Chmielnicki verschiedene verzweifelte Versuche, seine Stellung in irgend einer anderen Kombination zu behaupten, jedenfalls auf einer Basis, die vom moskowitischen Standpunkte aus unmöglich anders denn als Felonie aufgefaßt werden mußte. Dies waren Versuche einer Annäherung an Schweden, an Rákoczy, sogar an Polen. Da jedoch all dies fehlschlug, verharrte er bis zu seinem Tod formell in seiner beschworenen „Treue“ dem Zaren Alexej gegenüber.

²⁾ In bezug auf den Grundgedanken der „Union“ von Hadiatsch vgl. unten Anhang VII, Nachtr. zu S. 229 ff.

und aus denen es seit jeher seine Lebenskräfte zog: die Palatinate Kiew, Tschernihoff und Bratzlaw. Zu schwach waren jedoch die um diesen Gedanken zusammengescharten Elemente, um dessen Verwirklichung tatkräftig verteidigen zu können. Die Spaltung vollzog sich auch territorial; Wyhowski konnte sich nur auf dem rechten Dnieprufer halten, am linken hatte die *Tschern* im Anschluß an die dort hausenden moskowitischen Truppen die Oberhand. Dadurch wurde auch die Zweiteilung der Ukraina angebahnt: das rechte Dnieprufer, mit Ausschluß von Kiew, wovon sich Moskowien nicht mehr verdrängen ließ, verblieb bei Polen bis auf dessen Teilung — das linke mit Kiew wurde von dem Zarenreich verschlungen.

Vertragsmäßig ist dies erst 1667 geregelt (endgültig 1686 bestätigt) worden¹⁾, und zwar nach mannigfaltigen Umwandlungen von nur geringfügiger Bedeutung, auf deren monotone Einzelheiten es sich hier einzugehen um so weniger lohnt, als sie zu keiner wesentlichen Änderung der durch die erfolgte Zweiteilung geschaffenen Sachlage zu führen vermocht haben. Ihre prägnanteste Episode bildet die oben berührte Unterwerfung Doroschenkos unter die türkische Oberherrschaft, die nicht nur als kennzeichnende Beleuchtung der kosakischen Ideologie Beachtung verdient, sondern auch insofern sich über die erdrückende Monotonie aller übrigen aufeinander ablösender Nuancen von Verrat und Vertragsbruch erhebt, als dadurch die zeitweilige Herrschaft des Halbmonds über die südlichen ruthenischen Länder veranlaßt wurde.

Diese, in jeder Beziehung so überaus traurige, alles in allem an 20 Jahre umfassende Zeitspanne wird unglaublicherweise als Blütezeit des „eigenartigen ukrainischen Staatswesens“ betrachtet, welches, vom polnischen Drucke befreit, an dem Vertragsbruch des Zarats sein Ende gefunden hat. Sofern der oben in großen Zügen dargestellte Hergang der Ereignisse nicht genügt, sich über eine derart sonderbare „Selbsttäuschung“ Rechenschaft zu geben, sollen hiezu in einer besonderen auf diesen Gegenstand bezüglichen Arbeit, die im Vorworte erwähnt wird, die erforderlichen Behelfe geboten werden.

¹⁾ Vgl. oben S. 299.

Überblickt man die Folgen des zwanzigjährigen Zweikampfes zwischen dem Kosakentum und dem polnischen Reich, so dürften sie in folgenden wenigen Worten zusammengefaßt werden.

Wenn auch auf der einen wie der anderen Seite Fehler begangen worden sind, die diesen Kataklysmus hervorgerufen haben, so bezahlten sie beide Teile sehr teuer. Polen büßte seine Schuld mit der Erschütterung seiner Stellung in Europa; das war der Anfang von seinem Ende. Das Kosakentum bezahlte sie nicht minder teuer. Nachdem es mit Abscheu dasjenige abgestoßen hat, was ihm als unerträgliches Joch erschien — ein geregeltes Leben in der Eigenschaft eines friedlichen Bauernvolkes, das nötigenfalls unter die Waffen berufen werden konnte, mit Aussicht zum Range „königlicher“ Kosakenoffiziere zu steigen — mußte das ukrainische Volk dies gegen die unverblünte Leibeigenschaft unter russischer Herrschaft tauschen, in den Besitzungen seiner neuen moskowitzischen Herren, die sie als Geschenk von dem Zaren erhalten haben.

Es war aber die nationale ruthenische Sache, der dieser Kataklysmus des XVII. Jahrhunderts den unheilvollen und bis auf heute unheilbaren Stoß ins Herz versetzt hat. Wollte man selbst den ultrademokratischen Ideen folgen, welche die ukrainischen Führer von heutzutage sich auf jedem Schritt zu ihrer Ehre anrechnen, indem sie deren glorreiche Realisierung in dem trügerischen Glanz der angeblichen „Kosakenrepublik“ zu erblicken glauben, so wird doch schwerlich von irgend jemand bestritten werden können, daß es irgend einem Volke unendlich schwer ist, sich zum Niveau einer Nation zu erheben, solange es ihm an einer höheren sozialen Klasse gebricht, die einen günstigen Boden für die Pflege und weitere Entwicklung der in seinen Volksüberlieferungen verborgenen nationalen Kultur bieten würde. Am Vorabend der Meuterei Chmielnickis stand diese Klasse noch an der Spitze des ruthenischen Volksstammes, der die weiten, vom San bis ans Jenseits des Dniepr sich erstreckenden Gebiete bewohnte. Der ruthenische Edelmann, gleichviel, ob „uniert“ oder „disuniert“, immer voll Liebe für die ruthenische Volkskultur, für die Reize der orientalischen Liturgie, soweit er durch den hereingebrochenen „Ruin“ nicht vertilgt wurde, hörte bald auf, als der langjährig erhaltene

Typus der *gente Rutheni, natione Poloni* zu bestehen. Echt ruthenisch, aber politisch treu zu Polen und seiner föderativen Idee haltend, stellte sich der Adel von Wolhynien, Podolien, vom Pobereze und den südlichen Palatinaten Litauens mit Begeisterung bei Ausbruch des Kosakenaufruhrs im Jahre 1648 an die Seite Polens und kämpfte ruhmreich unter polnischen Bannern. Die nächste Generation, die berufen war, auf dem politischen Gebiete zu wirken, nachdem sich die Wellen der kosakischen „Sintflut“ beruhigt hatten, stellt sich als bereits vollständig mit dem polnischen Adel verschmolzen und vollkommen vom Polonismus durchdrungen dar. Dies geschah einfach in unmittelbarer Folge desselben patriotischen Ideals, welches die Seele der auf den Feldern der Ehre, in erbitterten Kämpfen gegen die Kosaken, Tataren und ihre moskowitischen oder schwedischen Verbündeten blutenden Helden eroberte. Gerade auch im Laufe der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts kehrte sich die Mehrzahl der adeligen ruthenischen Familien von der „Disunion“ ab, nicht um Unierte, sondern Katholiken lateinischen Ritus zu werden. Infolge der Meuterei von 1648 und im Laufe der folgenden zwanzig Jahre schien doch Polen verloren und in Fetzen zerstückelt, deren sich seine Nachbarn oder die Rebellen bemächtigen. Es vermochte sich jedoch diesmal dem Untergang zu erwehren. Von diesem einzigen Aufschwung des nationalen und zugleich religiösen Gefühls, welches das Vaterland von der schismatischen und protestantischen Invasion befreit hat, mitgerissen, verlor der ruthenische Adel die Anhänglichkeit seiner Vorfahren für den ihnen teuer gewesenen Ritus und, sich dem Katholizismus lateinischen Ritus zuwendend, kehrte er sich freiwillig von den nationalen ruthenischen Überlieferungen ab.

Doch dies war nicht der einzige Verlust, den der ukrainische Kataklysmus des XVII. Jahrhunderts den Ruthenen und ihrer nationalen Sache zufügte.

Es ist sicher leichter, eine höhere soziale Klasse zu entbehren, die sich schließlich aus den Volkswurzeln herausarbeiten kann, als alles zu vermissen, was mit intellektuellen Lebenskräften von nationalem Gepräge zusammenhängt, insbesondere mit ihrem höchsten Ausdruck: der nationalen Literatur. Volkslieder, reizende fantastische Erzählungen in Vers und Prosa,

treu von Generation zu Generation überliefert, Gebräuche, die so viel Poesie aufweisen, dekorative Volkskunst, die so reich an Motiven von durchaus nationalem Charakter sind, das entzückende typische Kostüm des Bauern, und trotzdem so verschieden in jeder ruthenischen Provinz, all dies ist zweifellos ein unschätzbarer Bestand an künstlerischen Hilfsquellen, an sozusagen latenten Lebenskräften, aus denen unter günstigen Bedingungen eine rege intellektuelle Bewegung erstehen könnte. Aber ohne Literatur bleibt ein Volk, mag es mit noch so viel Anlagen ausgestattet sein, nur ein Volk und kann seinen Platz in der Reihe der Nationen nicht beanspruchen. Um so bedauernswerter für die nationale ruthenische Sache war es, daß am Vorabend der Kosakenkriege es in ihrer Mitte fruchtbare Keime einer solchen intellektuellen Bewegung gab, von denen man sich viel versprechen durfte¹⁾, deren Entwicklung aber schroff durch den „ukrainischen“ Kataklysmus unterbunden wurde. In den ruthenischen Ländern des polnischen Reiches hat sie sofort aufgehört sich zu betätigen, und zwar infolge der rapiden, durch und durch spontanen Polonisierung der höheren Volksschichten — in der linksuferigen Ukraina hat sie nur eine kurze Zeit unter der russischen Herrschaft ihr kümmerliches Dasein gefristet, um bald vollends durch die russische Kultur und Unkultur aufgesaugt zu werden.

¹⁾ Vgl. oben S. 282f. und unten S. 325ff.

ANHANG VI.

Kulturelles.

1. Das Byzantinische.

Der Enkel des Gründers der warego-reußischen Monarchie hat bekanntlich daselbst im Jahre 988 das Christentum eingeführt, nachdem er eine byzantinische Prinzessin geheiratet hatte. Ein Zeitgenosse dieses Fürsten, Liutprand, Bischof vom Cremona, ein Longobarde von Geburt, der zweimal in Gesandtschaft nach Konstantinopel geschickt wurde (949 vom König Berengar und 968 vom Kaiser Otto I.), hinterließ uns zwei Berichte über seine Missionen nebst Beschreibung der Hauptstadt des byzantinischen Reichs und Hofes. Sein erster Bericht gehört zu den wertvollsten Geschichtsquellen dieses Zeitalters, nicht nur wegen der Fülle interessanter Einzelheiten über das Konstantinopel des X. Jahrhunderts, sondern hauptsächlich als treue Wiedergabe des gewaltigen Eindrucks, den die Größe der oströmischen Kaiserstadt und der byzantinischen Kultur auf die Seele eines Abendländers jener Zeit ausübte. Der Bischof von Cremona war gewiß nicht der erste beste Reisende; ein sehr geschätzter Schriftsteller, wurde er von seinen Herrschern aus den Reihen des italienischen Episkopats auserwählt, als derjenige, dem man am sichersten wegen seiner Intelligenz und seiner Gelehrsamkeit die schwere Mission zu den hinterlistigen Griechen anvertrauen konnte. Es ist außerordentlich anregend, in der Erzählung des gelehrten Gesandten zu verfolgen, wie ihm sogar sein Vaterland, welches doch auch zu jener Zeit im ganzen Abendlande bewundert wurde, armselig, unbeholfen, fast barbarisch im Vergleich mit Byzanz erschien, dessen Pracht und reiche Kultur den Italiener in Staunen versetzte.

Auf den ersten Blick kann dies seltsam erscheinen; zu sehr ist man gewohnt, von Byzanz und vom Byzantinismus mit Geringschätzung zu sprechen. Denkt man sich aber in das X. Jahrhundert hinein, so wird es nicht schwer fallen, sich in die Eindrücke Liutprands hineinzufinden. Hat doch das damalige Italien, das auch in jener Zeit als Juwel des Abendlandes betrachtet wurde, mehrere Jahrhunderte immer fortschreitenden Niederganges hinter sich gehabt, während dessen es lange aufgehört hat, das Italien des alten Roms zu sein — und Jahrhunderte sollten noch vergehen, bis es sich langsam zum Italien der Renaissance wieder emporgeschwungen hat. Man möge sich vergegenwärtigen, daß die einst gottgesegnete Halbinsel als Zentrum des Römerreichs seinerzeit am härtesten von dessen langsamem Siechtum und jähem Sturze betroffen wurde; sie war doch über ein Jahrhundert hindurch (IV. bis V. Jahrh.) von dem untergehenden Staate aufs entsetzlichste ausgesaugt und in völligen volkswirtschaftlichen Ruin gestürzt worden, bevor sie zur Beute der rohen Germanenscharen und Sarazenen wurde. So ragten dort zu Liutprands Zeit nur traurige Trümmer der abgestorbenen Antike und von all der glänzenden Hinterlassenschaft des alten Roms, worin zuletzt die verschiedenartigsten Elemente der gesamten Kulturwelt zusammengeschmolzen waren, fristeten deren karge, armselige Überreste ihr klägliches Dasein, während gerade auf italienischem Boden die jungen Sprossen neuer kultureller Werte des Abendlandes ihre Lebenskraft noch kaum zu betätigen vermochten. Dem gegenüber stand das stolze Byzanz da, als Heimstätte jener überreichen Kultur des Altertums, als Zufluchtsort ihrer großartigen Überlieferungen, die dort, von orientalischen, dem heimischen Boden entsprungenen Elementen überwuchert, aber durch keine jähe Erschütterung unterbrochen wurden und dem politischen Niedergange des oströmischen Reiches zum Trotze „das neue Rom“ am Bosphorus mit ihrem allseits bewunderten Prunke umstrahlten. Es war auch noch nicht der Zeitpunkt gekommen, wo man das langsame Siechen jener alten Kultur, die in Byzanz ihr Dahinschwinden im Abendlande überlebt hatte, zu erkennen imstande war.

Es war somit unstreitig der allerreichste Kulturboden jenes Zeitalters, woher die junge warego-reußische Macht die

Keime ihrer kulturellen Entwicklung in die weiten Ebenen Osteuropas verpflanzte. Zu Anfang erging es ihnen auch dort wie in einem Treibhause, so daß bald Reisende, die dorthin aus dem fernen Abendlande kamen, die stolze Residenz der warego-reußischen Herrscher als eine gelungene Kopie Byzanz' im verkleinerten Maßstabe bezeichneten. Als ein Seitenstück zu dem Bericht Liutprands von Cremona verdient ungeteiltes Interesse die Beschreibung dieser Stadt, die in der Chronik Thietmars, des Bischofs von Merseburg, enthalten ist; sie beruht auf Aussagen deutscher Krieger, die den Polenherrscher Boleslaw Chrobry 1018 als Hilfstruppen dahin begleiteten. Sie wurde also rund 30 Jahre nach der Bekehrung Wladimirs des Großen geschrieben: der Verfasser, den man unter die intelligentesten Vertreter des abendländischen Klerus seiner Zeit zählt, fühlt sich ebenfalls erdrückt durch die Erzählungen von der Pracht des neuen Byzanz an den Ufern des Dniepr.

Es sei aber daran erinnert, daß das waregische Reich nicht das einzige war, das die mächtigen Einflüsse der byzantinischen Welt auf die rasche Entwicklung der nationalen Kultur über sich ergehen zu lassen hatte. Zur Zeit der Taufe Wladimirs des Großen blühte noch die anglo-sächsische Kultur von ausgesprochen nationalem Gepräge, deren so reiche, aber so kurzlebige Literatur als die älteste Nationalliteratur Europas dasteht; es war die erste, die sich der eigenen Mundart an Stelle des Lateins bediente. Dieser starke und so äußerst begabte germanische Volksstamm verdankte seine Bekehrung Rom, den Bemühungen Gregors des Großen; doch die wesentlichen Elemente seiner früh emporgetriebenen Kultur kamen vielmehr aus Byzanz, vermittelt durch einen der ersten Erzbischöfe von Canterbury, Theodor von Thessalonik. Eine gewisse, wenn auch entfernte Analogie ist doch nicht zu verkennen, sogar in der parallel laufenden Tatsache der allzu raschen Erschöpfung des nationalen Schrifttums an diesen beiden entgegengesetzten Polen des mittelalterlichen Europas: in England befand es sich schon nahe ihrem Verfall, nach zwei Jahrhunderten einer blühenden Entwicklung, am Vorabend der normännischen Eroberung — in Rußland versiechte es vor der mongolischen Invasion.

In dem sächsischen England verdankte das rasche Emporkommen der nationalen Literatur seinen Ursprung der verständnisvollen Berücksichtigung, die von seiten des fremden Klerus der tiefen Anhänglichkeit dieses jüngst bekehrten Volkes an das germanische Idiom seiner Vorfahren entgegengebracht wurde. Noch wirksamere Triebkräfte für die schnelle Entfaltung eines Schrifttums in nationaler Sprache besaß Warego-Reußen in der slavischen Liturgie wie auch in der vollständigen Übersetzung der Heil. Schrift, die von den Schülern des heil. Cyrill und Methodius durchgeführt und nach Kiew von Missionären, nach der Bekehrung Wladimirs des Großen gebracht wurde. Die „Slavophilen“ beliebten stets diese Tatsache als einen besonders günstigen Vorteil des östlichen Zweigs der slavischen Völkerfamilie hervorzuheben, den er Byzanz und seiner Treue dem Patriarchat von Konstantinopel gegenüber verdankte. Und erst seit kurzer Zeit beginnt man diesen Gegenstand kritisch zu prüfen, ohne sich blind vorgefaßten Ideen hinzugeben, wobei sich die Frage aufwirft, ob es nicht vielmehr ein echtes Danaergeschenk gewesen sei, das diese Völker bei ihrem Eintritt in die christliche Familie von ihren byzantinischen Schutzherren erhalten haben.¹⁾

Als ein glänzendes Zeugnis des warmen Enthusiasmus der slavischen Apostel für ihr Werk, wie auch der an die äußersten Grenzen heranreichenden Nachgiebigkeit des Heiligen Stuhls trug die nationale Liturgie zweifellos viel zu einer beschleunigten Bekehrung eines Teils der slavischen Welt bei. Das orientalische Schisma, das um die Mitte des XI. Jahrhunderts ausgebrochen ist, hatte zur Folge die vollständige Abwendung der Slaven, welche sich auch weiterhin dieses Privilegs erfreuten, nicht nur von Rom, sondern auch von dem ganzen Abendlande.

Das byzantinische Griechisch, dessen literarische Kultur bald zum Stehen kam, konnte den Ostslaven nicht im geringsten als ähnliches Erziehungsmittel dienen, wie dies im Abendlande die lang andauernde Herrschaft des mittelalterlichen Lateins tat. Außerdem war das Griechisch in den Kreisen des reußischen

¹⁾ Man möge hierüber die staunend zutreffenden und geistreichen Erwägungen, die Skarga vor fast dreieinhalb Jahrhunderten über diesen Gegenstand ausgesprochen hat (siehe oben S. 256), vergleichen.

Klerus nur recht wenig bekannt, da dieser kein Bedürfnis hatte, es zu verstehen, wie die abendländische Geistlichkeit genötigt war, das Latein zu kennen, weil jener sich mit seinem liturgischen „Altslavisch“, der Sprache der alten Übersetzung der Heiligen Schrift und der beim Gottesdienst in Betracht kommenden liturgischen Werke, zufrieden gab. So ist die kulturelle Entwicklung der Ostslaven sozusagen doppelt stationär geworden, einmal wegen ihrer Abhängigkeit von Byzanz und dann wegen des Mangels jedes intellektuellen Elements, der in ihrer völligen Absonderung von dem christlichen Abendlande in der Folgezeit von dorthier hätte zufließen können. Die junge nationale Literatur der reußischen Welt, nachdem sie manche wahrhaft reizende Erzeugnisse zu Anfang ihrer überstürzten Entfaltung hervorgebracht hatte, ging bald, von einem vorzeitigen Marasmus betroffen, zugrunde. Dies ist sicher zum großen Teile darauf zurückzuführen, daß Reußen, noch bevor es sich endgültig in drei besondere Zweige teilte, dem byzantinischen Schisma gefolgt war. Auch ihre geographische Entfernung vom Abendlande erschwerte ihr gewiß jede Annäherung an die intellektuelle Entwicklung, die sich dort seit dem Anfang der Kreuzzüge vollzog, aber vor allem verschloß die Unterwerfung ihrer nationalen Kirche unter das Patriarchat von Konstantinopel hermetisch ihre Pforten all dem, woran das Abendländische, „das Lateinische“, somit vom byzantinischen Standpunkt „das Häretische“ zu erkennen war.

All dies tritt klar zum Vorschein, wenn man die wesentlichen Merkmale der Kultur von Nowgorod vor ihrer vollständigen Vernichtung durch Moskowien betrachtet. Das reiche Bürgertum von Nowgorod konnte seine Stadt verschiedenen abendländischen Einflüssen nicht entziehen, wegen ihrer weiten Handelsverbindungen und des unmittelbaren Verkehrs mit hanseatischen, belgischen, englischen und sogar italienischen Kaufleuten, die nach Nowgorod kamen. Diese Symptome der abendländischen Einflüsse sind vor allem in der Nowgoroder Architektur des Mittelalters nicht zu verkennen. Wollte man eine neue Kirche bauen, so war es gleichgültig, ob es von der weiten Ferne hergekommene „lateinische Ketzer“ waren, denen man diese Arbeit anvertraute; Hauptsache war, daß sie fähig wären, sich genau den Erfordernissen des „orthodoxen“

Kultus, wie auch den Grundlinien der Überlieferungen der byzantinischen Architektur anzupassen. Daher flossen die auffallenden Züge des romanischen Stils, welche in der Struktur und vor allem in der Ornamentierung der alten *Zerkwas* Nowgorods hervortreten, so daß der moskowitische Geschmack sie durch späteren Umbau seit dem XVI. Jahrhundert nicht zu verwischen vermochte. Weniger deutliche Spuren dieses abendländischen Einflusses sind in den plastischen Künsten festzustellen, weil die strenge Regel der byzantinischen Ikonographie fast gar keinen Spielraum der Begabung des fremden Künstlers ließ, der daher nichts anderes tun durfte, als die überlieferten Modelle zu kopieren. Vergeblich würde man in den nicht allzu reichen literarischen Erzeugnissen Nowgorods — zumeist Annalen — irgend eine, wenn auch noch so geringfügige Anwendung einer Einwirkung dieser Beziehungen der Nowgoroder Kaufmannschaft zu dem Abendlande aufzudecken suchen, etwa in bezug auf die Gedankenrichtung der Verfasser dieser schriftlichen Denkmäler.¹⁾ Auf diesem Gebiete verschloß sich jede reußische Seele mit peinlichster Sorgfalt dem Eindringen eines auch nur leisesten intellektuellen Hauches, wenn er der „lateinischen Häresie“ verdächtig erscheinen konnte.

2. Die Schriftsprache.

Was die spätere Nowgoroder Annalistik anbelangt, so findet sie sich vollständig außerhalb des Bereiches der zwischen den Russen und Ruthenen obwaltenden Streitfragen in bezug auf die ältesten Denkmäler ihres Schrifttums. Nowgorod das Große war unbestreitbar „groß-reußisch“, die ruthenischen Ansprüche reichen nicht bis dahin. Der Streit zwischen Jakob und Esau (Rußland und Klein-Reußen) auf literarischem Boden bezieht sich auf die Schriftdenkmäler, die auf das XII. Jahrhundert oder sogar bis auf das von der Taufe Wladimirs des Großen wenig entfernte Zeitalter zurückgehen. Ist das russische Literatur? Ist das ruthenische Literatur? Die eine, wie die andere, nimmt

¹⁾ Auch in der Halitscher Chronik des XIII. Jahrhunderts ist dies kaum zu beobachten, wenn man auch bei der Lektüre dieses Werkes merkt, daß sein heimatlicher Boden — Rot-Reußen — sich in jener Zeit dem Abendlande doch einigermaßen genähert hatte; vgl. oben S. 235.

sie für sich in Anspruch und man kann sich darob nicht wundern, weil diese Werke, obwohl sehr spärlich, von hohem Werte sind und mitunter den ansprechendsten Erzeugnissen der abendländischen Literatur jener Zeit angereicht zu werden würdig erscheinen. Behandelt man nun diese Frage ohne Voreingenommenheit, so könnte kein Salomonisches Urteil sie anders lösen, als daß es diesen wahren Ehrentitel der reußischen Welt zu ihrem gemeinsamen Eigentum aus einer Zeit erklärt, in der die Teilung in „Klein-Reußen“ und „Groß-Reußen“ noch nicht vollständig vollzogen war. Man könnte höchstens bemerken, daß die Ruthenen vielleicht das Recht hätten, diesen kulturellen Schatz eher für sich zu beanspruchen, weil sein Geburtsort Kiew war, ein vom Ursprung an und bis auf den heutigen Tag ruthenisches Gebiet.

Man könnte allerdings meinen: wenn dies Nationalliteratur ist, so müßte die Sprache der betreffenden Denkmäler entscheiden, welchem Zweige der reußischen Welt dieses wertvolle intellektuelle Eigentum zuzuerkennen sei.

Damit wird ein Punkt von höchster Wichtigkeit berührt, der bisher, soweit uns bekannt ist, weder mit erforderlicher Genauigkeit geprüft, noch in bezug auf die sich daraus ergebenden Folgerungen in einer solchen Weise eingeschätzt worden ist, wie er es unseres Erachtens verdient.

Die Sprache dieser literarischen Denkmäler des XI. und XII. Jahrhunderts ist entschieden weder ruthenisch noch groß-reußisch; es ist unmöglich, dort irgend eine Analogie z. B. zwischen Althochdeutsch bzw. Mittelhochdeutsch, Altniederdeutsch und dem modernen Deutsch zu finden. Es ist nicht eine Etappe in der geschichtlichen Entwicklung der beiden Schriftsprachen, des Russischen und des Ruthenischen, es ist eben das „Altslavisch“, eine tote und von Anfang an gewissermaßen künstliche¹⁾ Sprache, das Idiom der heiligen Bücher, die nach

¹⁾ Wenn ich nicht anstehe, das „Kirchenslavisch“ eine künstliche Sprache zu nennen, so glaube ich mich darin in vollkommenem Einklange mit dem heutigen Standpunkte in dieser allerdings lange Zeit bestrittenen und durch vielfache gelehrte Voreingenommenheiten verdunkelten Frage zu finden. Die Zöglinge der heil. Cyrill und Methodius sowie ihre Nachfolger bedienten sich bei der Übersetzung der Heiligen Schrift und der liturgischen Bücher nicht einer lebenden slavischen Sprache ihrer Zeiten, sondern, da sie verschiedener slavischer Mundarten kundig

der Bekehrung des warego-reußischen Reiches zum Christentum dorthin aus Bulgarien her hinüberggegangen sind. Oder, um sich keine Ungenauigkeit zu schulden kommen zu lassen, sollte man den sprachlichen Boden dieser Literatur als das „kirchliche Altslavisch“ bezeichnen, dessen sich die Schriftsteller bedienten, indem sie es auf solche Weise handhabten, daß es sich mitunter einigermaßen der lebendigen Sprache näherte, aber trotzdem davon weit entfernt stand. Dies ist auch leicht erklärlich, wenn man beachtet, daß die Schriftsteller dieser Zeit ausschließlich in der Sprache der heiligen Bücher bewanderte Kleriker waren und sich kaum vorstellen konnten, daß man sich in Schrif-

waren, die übrigens voneinander nicht stark abwichen, so bildeten sie daraus eine Art Amalgam, das allen Slaven jener Zeit verständlich war. Wegen des hohen Ansehens, das die heiligen Bücher genossen, blieb dieses sprachliche Amalgam im Gottesdienst unberührt und fast versteinert, während in der Entwicklung einzelner Schriftsprachen mehr oder weniger verschiedene, dem betreffenden heimischen Boden (dem ruthenischen oder moskowitischen, dem bulgarischen oder serbischen) eigene Sprachelemente Aufnahme gefunden haben, allerdings nur in einem beschränkten Maße. Deshalb sind viele dieser Versteinerungen des kirchlichen „Altslavisch“ in die lebenden Sprachen der Slaven orientalischen Ritus eingedrungen, und leider gibt es viele darunter von sehr problematischem Wert, weil sie auf einfachen Mißverständnissen oder Übersetzungsfehlern beruhen. Ein krasses Beispiel eines solchen Mißverständnisses liegt selbst in den Bezeichnungen „*Prawosławie*“, „*prawosławny*“, die „Orthodoxie“, „orthodox“ bedeuten sollten und deren sich die Schismatiker der katholischen Kirche gegenüber bedienen. Bekanntlich hat der griechische Ausdruck *ὁδός* eine ähnliche semasiologische Entwicklung durchgemacht wie in den romanischen Sprachen *opinion*, *opinione*. Er bedeutet also 1. „Meinung“, d. i. (subjektiv) dasjenige, was jemand über den betreffenden Gegenstand denkt, 2. (objektiv) die über jemanden oder über etwas herrschende „Meinung“. Im Griechischen hat bekanntlich das Wort *ὁδός* in dem letzteren Sprachgebrauch die Abschattung des Günstigen angenommen, so daß es einfach „Ruhm“ bedeutet. Die Übersetzer der griechischen Texte in das Altslavische, in ihrer peinlichen Sorge um eine vollkommen wörtliche Übertragung, übersetzten das Wort *ὁδοδόχος* in „*prawosławnyj*“ (recht und ruhmvoll) anstatt „*prawociernyj*“ (der richtigen Auffassung in religiösen Fragen gemäß). Auf ähnliche Weise wurde der Wortlaut des Englischen Grußes verunstaltet. Da der Imperativ *χαίρε* im Griechischen die Bedeutung „Sei begrüßt“ (gleich dem lateinischen *Ave*) angenommen hat, *χαίρειν* jedoch „sich freuen“ bedeutet, so beginnt dieses tägliche Gebet aller Christen im Altslavischen ebenso, wie im Munde von über 100 Millionen „orthodoxen“ Slaven mit den Worten „*Radujsia Maria*“ (freue dich, Maria). Eine recht interessante Beleuchtung der „Wohltat des Inventars“, der so vielen Slaven mit dem problematischen Vorteil ihrer nationalen Liturgie zugefallen ist. Diese beiden Beispiele sollen genügen; man könnte deren eine ganze Menge anführen.

ten, die zum Gebrauch ihrer Landsleute bestimmt wurden, einer anderen Sprache als des künstlichen „Altslavisch“, der „geheiligten Sprache“ bediene. Da aber der Wortschatz der Heiligen Schrift und der Liturgie völlig versagte, wenn irgend welche profane Stoffe aus dem Bereiche der Geschichte oder der Gesetzgebung in Angriff genommen wurden, so war man gezwungen, in manchen Schriften aus der vulgären Sprache stammende Ausdrücke einzuführen, was die literarische Sprache allmählich der lebendigen näherte, ohne jedoch den Abgrund, der sie voneinander schied, auszufüllen.¹⁾

Die Einsickerungen des vulgären Idioms waren wohl im Laufe der Jahrhunderte mit der Entwicklung der literarischen Sprache im Wachsen begriffen. Allerdings fällt es schwer, hier von der Entwicklung der Literatur im eigentlichen Sinne zu sprechen, weil diese seit dem XIII. Jahrhundert in allen Zweigen der reußischen Welt stockte; es war vielmehr eine weitere Entwicklung der Schriftsprache, weniger auf dem literarischen brachliegenden Gebiete, als im Bereiche des Kanzleiwesens.

Trotzdem, obwohl hier dieser Einfluß des heimischen Bodens nicht zu verkennen ist, z. B. beim Vergleich der Sprache der litauischen Kanzlei des XV. und XVI. Jahrhunderts mit jener der moskowitischen Kanzlei derselben Zeit — würde man im Irrtum sein, wenn man nach den offiziellen Dokumenten den Unterschied, der damals zwischen dem weiß-reußischen und groß-reußischen Idiom herrschte, beurteilen wollte.²⁾ Im Grunde ge-

1) Als ein philologisches Rätsel steht das vereinzelt, vielumstrittene „Gedicht von der Heerfahrt Igors gegen die Polowtzen“ da, reich an poetischen Schönheiten, dessen sprachliche Eigenarten jedoch eine ganze Literatur hervorgebracht und zur Anfechtung der Authentizität dieses schriftlichen Denkmals Anlaß gegeben haben. Es soll aus dem XIII. Jahrhundert stammen, ist aber erst zu Anfang des XIX. aufgetaucht und die einzige Handschrift wurde Opfer der Flammen während der Feuersbrunst Moskaus im Jahre 1812.

2) Die offizielle Sprache der litauischen Kanzlei des XV. und XVI. Jahrhunderts muß als ein ganz eigentümliches sprachliches Produkt wegen der dort reichlich angewandten Polonismen betrachtet werden. Es bestand dort damals gar keine literarische Sprache, nach welcher die Beamten bei der Abfassung dieser Dokumente sich hätten richten können, und da sie, insbesondere im XVI. Jahrhundert, ausgezeichnet die polnische Sprache im Sprechen und Lesen beherrschten, so führten sie immer mehr rein polnische Worte in die Kanzleisprache ein und

nommen findet man darin weder das eine noch das andere, sondern das kirchliche „Altslavisch“ und selbst die tatsächlichen Einsickerungen des vulgären Idioms lassen die Besonderheiten der beiden Sprachen, die zu dieser Zeit bereits voneinander weit auseinandergegangen waren, nicht klar genug hervortreten. Dies ist die Wirkung der darin angewandten etymologischen Rechtschreibung, die, im kirchlichen „Altslavisch“ eingebürgert, keiner Änderung unterlag und allen drei Zweigen des ehemaligen waregischen Reußens gemeinsam blieb. Man schrieb nach alter Art, sowohl die Vokale als auch die Konsonanten nach der in den heiligen Büchern bewahrten Überlieferung, während die Aussprache sich im Laufe der Zeit von derjenigen des X. Jahrhunderts weit entfernt hatte, und zwar sowohl in Weiß-Reußen als auch in den ruthenischen Ländern und in Groß-Rußland. Man könnte glauben, daß dank dem gemeinsamen altslavischen Boden der literarischen Sprache, dank der gemeinsamen Orthographie, die drei Zweige der reußischen Welt eine gemeinsame nationale Literatur zu Ende des Mittelalters und zu Anfang der Neuzeit hätten hervorbringen können. Doch dies war unmöglich aus dem einfachen Grunde, weil es zu dieser Zeit weder in Moskowien noch in Weiß-Reußen und in den ruthenischen Ländern etwas gab, worauf halbwegs die Bezeichnung „Literatur“ hätte angewandt werden können. In Moskowien wurde dergleichen Dingen kein Interesse entgegengebracht, die Weiß-Reußen aber und die Ruthenen, die genug gebildet waren, um sich für Lektüre zu interessieren, studierten und lasen Latein oder Polnisch. Die literarische Blüte des letzteren im XVI. Jahrhundert trug sogar überaus viel zur spontanen Polonisierung der höheren Klassen in diesen Ländern bei.

Der Aufschwung der polnischen Literatur in ihrem „goldenen Zeitalter“ verlockte allmählich die Weiß-Reußen und die Ruthenen, ihre polnischen Mitbürger auf diesem Gebiet nachzuziehen, umsomehr, als die religiöse Frage unmittelbar vor

arbeiteten sie nur auf Ruthenisch um, sei es phonetisch, sei es durch Anwendung der dieser Mundart eigenen morphologischen Formen. Deshalb macht diese Amtssprache durch zwei Jahrhunderte eine interessante Entwicklung durch, indem sie sich immer mehr von dem mit Elementen der lebenden Sprache durchtränkten Altslavisch entfernt und sich dem durch Assimilierung ans Ruthenische verderbten Polnisch nähert.

und noch mehr bald nach Vollzug der kirchlichen Union (1595) einen lebhaften Federstreit zwischen Unierten und Schismatikern, sogenannten „Disunierten“, entstehen ließ.¹⁾ Vorübergehend war es vielmehr das weiß-reußische Gebiet, welchem die Erstlinge der auferstehenden nationalen Literatur entsprossen sind, aber bald verschob sich der Mittelpunkt dieser literarischen Bewegung nach Wolhynien (Ostróg) und Kiew, was ihr immer mehr ein ruthenisches Gepräge aufdrückte. Obwohl es durchaus unmöglich schien, sich des althergebrachten literarischen Idioms, des „Kirchenslavisch“ zu entledigen, so durfte man erhoffen, in der weiteren Entwicklung dieser Bewegung eine nationale ruthenische Literatur im wahren Sinne des Wortes erstehen zu sehen, sofern die vitalen Elemente der Landessprache Oberhand über die versteinerten Überlieferungen der liturgischen Mundart zu gewinnen imstande gewesen wären. Jedoch die Kosakenkriege und ihre traurigen Folgen erdrückten bald diese junge Literatur, die kaum erst ihre ersten Schritte unter dem wohlthuenden Einfluß der abendländischen Kultur gemacht hatte.²⁾

Denn dies steht fest: die intellektuelle Bewegung, auf deren Boden diese Literatur entstand, war in einem so hohen Grade von abendländischen Einwirkungen beeinflusst, wie dies noch nie vorher in der kulturellen Entwicklung des ruthenischen Volksstammes zum Vorschein gekommen war. Die religiöse Polemik zwischen Unierten und „Disunierten“, welche sowohl den Ausgangspunkt als fast den einzigen Gegenstand dieser Literatur gebildet hat, nötigte unbedingt die beiden gegnerischen Lager, die Ausrüstung zu ihren Kämpfen von dort zu holen, wo sie zu finden war. Daher kam es, daß sowohl die Schismatiker als ihre unierten Gegner in ihrem Bildungsgange sich mit Eifer an die polnische Kulturwelt anzulehnen suchten³⁾, wovon sie umsoweniger von jeglichem

¹⁾ S. oben S. 257 ff., 282 ff.

²⁾ Vgl. oben S. 33 und 314.

³⁾ Das intellektuelle Erwachen des ruthenischen Volksstammes, welches aufs engste mit der Anregung und dann mit der Einführung der Kirchenunion zusammenhängt (vgl. oben S. 257 f.), hatte seit Ende des XVI. Jahrhunderts eine lebhafte Bewegung auf dem Gebiete des bis dahin völlig vernachlässigten *nationalen* Schulwesens zur Folge, die tatsächlich zur Ausbildung eines in-

Bedenken politischer Natur abgehalten wurden, als sie — die einen wie die anderen — gesinnungsfeste polnische Staatsbürger waren.

Die Sprache dieser Schriften — soweit sie, was oft geschah, nicht polnisch abgefaßt wurden — war allerdings kein Ruthenisch, sondern immer das alte Kirchenslavisch. Doch waren sicher in diesem Schrifttum der Ruthenen gewisse Ansätze zu allmählicher Ausbildung einer nationalen Schriftsprache vorhanden und es ist einfach undenkbar, daß eine derartige Entwicklung sich nicht vollzogen hätte, falls sie durch den in der Mitte des XVII. Jahrhunderts ausgebrochenen Kataklysmus in ihren Anfängen nicht erstickt worden wäre. Denn so fern es auch diesen Schriftstellern lag, dem Polentum abhold zu sein, Ruthenen waren sie doch, von ruthenischem Nationalgefühl tief durchdrungen und sie hätten es sicher vor-

sofern *nationalen* Schulwesens geführt hat, als es der nationalen Sache dienen sollte, wenn auch die nationale (vulgäre) Sprache damit nichts zu tun hatte. Die in jener Zeit errichteten und entweder von „disunierten“ Körperschaften (*Bratztwa*, vgl. oben S. 264) oder von unierten Bischöfen unterhaltenen ruthenischen Schulen waren zumeist dem Modell der zeitgenössischen polnisch-lateinischen Lehranstalten nachgebildet, indem sie sich von den letzteren nur dadurch unterschieden, daß darin neben Latein und Polnisch auch Kirchenslavisch und (im beschränkten Maße) Griechisch gelehrt wurde. Während sich die unierten Anstalten größtenteils an das Muster der zu jener Zeit auf ihrem Höhepunkt stehenden Jesuitenschulen anschlossen, wurde in dem gegnerischen Lager eine Zeitlang gesucht, davon Abstand zu nehmen und vielmehr griechische, mitunter an deutschen, protestantischen Hochschulen ausgebildete Lehrkräfte zu verwenden. Da dies jedoch nicht leicht vonstatten ging und die Gefahr drohte, von besser eingerichteten und geleiteten unierten Lehranstalten überholt zu werden, so ist bald davon abgekommen worden. Epochemachend war in dieser Beziehung die kulturelle Wirksamkeit des Kiewer Metropoliten Peter Mohyla (vgl. oben S. 282), dessen Schöpfung, die später zu einer Akademie ausgestaltete höhere Lehranstalt in Kiew, zum Vorbild des gesamten „disunierten“ Schulwesens geworden ist. Seinem ganzen Bildungsgange gemäß, als Zögling seiner Pariser Lehrer, hat Mohyla zielbewußt mit der Anlehnung an das unbeholfene byzantinische Schulwesen gebrochen, weil ihm als einem gesinnungsfesten „orthodoxen“ Kirchenfürsten der Gedanke vorleuchtete, in den „disunierten“ Lehranstalten derartige intellektuelle Verteidigungs- und Angriffswaffen gegen die Kirchenunion zu schmieden, von denen er sichere Erfolge in dem aufgenommenen konfessionellen Kampfe erhoffen konnte. Von jeglicher Voreingenommenheit gegen das Polentum frei, im Gegenteil stolz auf das erworbene polnische Indigenat und politisch dem polnischen Staatswesen aufrichtig ergeben, hat Mohyla kein Bedenken getragen, die von ihm so hochgeschätzten abendländischen Kulturelemente Polen zu entlehnen.

gezogen, sich vielmehr des geheiligten, traditionellen Kirchenslavisch als der Sprache ihrer polnischen Mitbürger zu bedienen, wozu sie sich so häufig genötigt sahen, weil das erstere in dessen Handhabung zu polemischen Zwecken einfach versagte. Wenn man aber doch befiessen war, sich des Kirchenslavisch zu bedienen, mußte fortwährend zu Entlehnungen aus dem Polnischen, aber auch, soweit dies tunlich erschien, zur Einführung einzelner Ausdrücke aus dem Wortschatze des Vulgärruthenisch gegriffen werden. Durch das letztere war der sichere Weg zur Ausbildung der nationalen Schriftsprache geebnet.

3. Die nationalen Literaturen.

Inzwischen erstand das Rußland Peters des Großen. Da man dort alles nach dem deutschen oder holländischen Modell neu schaffen wollte, wurde auch in der neuen deutschen Hauptstadt des verjüngten Zarats die Petersburger Akademie der Wissenschaften errichtet (1725), genau ein Vierteljahrhundert nach der Gründung jener von Berlin. Es war nicht sehr schwer, eine solche wissenschaftliche „russische“ Körperschaft bestehen zu lassen, da sie aus gut bezahlten, deutschen Gelehrten, die in die *Tschins* der Bürokratie des Zarats eingereiht wurden, zusammengesetzt war; doch dies genügte selbstverständlich nicht, um eine nationale Literatur zu schaffen, was nach dem Plane der Wiedergeburt des Reiches für das Werk Peters des Großen unerläßlich schien. Es fand sich aber ein armer Fischerssohn aus Archangelsk, also ein Kerngroßrusse, der diese Aufgabe zu erfüllen wußte. Es war Lomonossoff (1711—1765), ein Mann von seltener Begabung und von außergewöhnlichem Wissensdrang; Chemiker, Ingenieur, Dichter, Theologe, vermochte er einen wunderbaren Aufschwung der Entwicklung nicht nur dem wissenschaftlichen Studium in seinem Vaterland, sondern vor allem jener der nationalen Schriftsprache zu verleihen. Zugleich Gesetzgeber und Vollstrecker der festgelegten Gesetze, hatte Lomonossoff, der Vater der russischen Grammatik, den Mut, mit den störenden Überlieferungen des liturgischen „Alt-slavisch“ zu brechen, um an ihre Stelle die lebende Sprache seiner Mitbürger zu setzen; gleichzeitig gab er in seinen

Dichtungen, die freilich trocken und jedes poetischen Schwunges bar waren, fertige Muster, wie man die moskowitische, bisher allzulange zu einer vulgären Mundart herabgesetzte Sprache handhaben soll.¹⁾ Die grammatikalische Gesetzgebung Lomonossoffs — wenn man ihr auch ein großes Verdienst nicht absprechen kann, da sie den ersten Schritt auf einem ganz brachliegenden Gebiete darstellt, — erinnerte allerdings lebhaft an die Zwangsbestimmungen Peters des Großen; auch die Dichtungen in nationaler Sprache, die man seiner Feder verdankt, nähern sich noch zu sehr dem kirchlichen „Altslavisch“, ohne wahrhaft die lebende russische Sprache zum Ausdruck gelangen zu lassen. In der Tat bediente man sich dieser damals nur sehr wenig in der höheren russischen Gesellschaft, die selten anders als französisch sprach. Doch zum Glück für die russische Sprache und Literatur fand Lomonossoff in der nachfolgenden Generation wie auch in der dritten nach ihm von wahren Genie ausgestattete Nachfolger, die nicht, wie er, durch grammatikalische Gesetzgebung oder gar durch Verwaltung von Bergwerken in Anspruch genommen waren. Der Anfang des XIX. Jahrhunderts, in den die Regierung Alexanders I. fällt, brachte einen namhaften Prosaiker und einen hervorragenden Dichter: Karamsin (1765—1826) und Puschkin (1799—1837).

An diese beiden für jeden russischen Patrioten unvergeßlichen Namen knüpft sich der wunderbare Aufschwung der Literatur dieser Nation, die zu den Meisterwerken Gogols,

¹⁾ Die Mühe um die Schaffung einer nationalen großrussischen oder „moskowitischen“ Literatur war Lomonossoff bis zu einem gewissen Grade erleichtert durch die allerdings recht schüchternen Versuche seiner Vorgänger, die sich durch einige Jahrzehnte vor den Reformen Peters des Großen beflissen haben, in Moskau die schöne Literatur zu pflegen. Die recht unbedeutenden Erzeugnisse dieser zaghaften literarischen Bewegung, der es an Mut gebrach, mit den Überlieferungen des liturgischen „Altslavisch“ ein rasches Ende zu machen, bestanden fast ausschließlich in Übersetzungen aus dem Polnischen oder in Nachahmungen polnischer zeitgenössischer Werke, die mehr oder weniger nach moskowitischer Art umgearbeitet wurden. Es ist lebhaft zu bedauern, daß diese Entlehnungen gerade aus einer Zeit stammen, in der die polnische Literatur sich bereits stark von den wirklich erhabenen Mustern des „Goldenen Zeitalters“ (XVI. Jahrhundert) entfernt hatte und ebenso weit von ihrer Wiedergeburt in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts stand. Eine recht unfruchtbare Epoche, deren Geschmack so verdorben war, daß sie in der polnischen Literaturgeschichte die Benennung der „makaronischen“ führt.

Turgenjeffs und Tolstois führte. Und man darf auch nicht vergessen, daß es nicht nur die schöne Literatur ist, die diesen großen Schriftstellern eine so rasche Entfaltung verdankt, so daß man sich nur lächerlich machen würde, wenn jemand der russischen Literatur einen ebenbürtigen Rang unter jenen bestreiten wollte, welche die seit tausend Jahren an der Spitze der kulturellen Entwicklung stehenden Nationen hervorgebracht haben. Die von ihren ersten belletristischen Vertretern so meisterhaft gehandhabte russische Sprache hat sich zu einem solch ausgezeichneten Werkzeug für die Wiedergabe der feinsten Schattierungen des menschlichen Gedankens ausgebildet, daß man auch unmöglich ihre erfolgreiche Mitwirkung an dem Aufschwunge der russischen Wissenschaft, der sich während der letzten Jahrzehnte so glänzend betätigt hat, verkennen darf.

Was „Klein-Reußen“ anbelangt, so hatte es weder seinen Peter den Großen (worüber man schließlich nicht so sehr zu trauern braucht), noch einen Lomonossoff, einen Turgenjeff, einen Tolstoj. Gogol aber (1809—1852), Ruthene vom Herzen, einer langen Reihe ruthenischer Ahnen entsprossen, schrieb ebenfalls russisch und trug so gewaltig zu dem triumphreichen Vormarsch der russischen Literatur bei.¹⁾ Einer seiner Zeitgenossen, Kotlarewskij (1799—1838), versuchte das Beispiel der russischen Schriftsteller der vorhergehenden Generation nachzuahmen, indem er sich in seinen literarischen Werken des ruthenischen Volksidioms bediente. Doch diese Anfänge der ruthenischen Literatur sind vielmehr einer gewissen Sonderbarkeit Kotlarewskijs zuzuschreiben, wie ja schon der Gegenstand seiner Hauptdichtung, eine Parodie der Äneis in dem Volksidiom der ukrainischen Bauern, wunderlich genug ist. Es ist schwer, eine nationale Literatur mit solchen literarischen Anwandlungen erstehen zu lassen. Nichtsdestoweniger betrachtet man die epische Parodie des Kotlarewskij, wie auch einige volkstümliche Lustspiele, die er geschrieben hat²⁾, als den Ausgangspunkt der literarischen ruthenischen „Wiedergeburt“.

¹⁾ Vgl. oben S. 46.

²⁾ Volkstümliche Komödien (vielmehr Szenen aus dem Volksleben) wurden bereits am Anfange des XIX. Jahrhunderts auf den Bühnen mancher reichen Gutsbesitzer in der Ukraina, die sich den Luxus eines Haustheaters erlauben konnten,

Im Augenblick, als Kotlarewskij starb, begann Taraß Schewtschenko zu schreiben; damit begann die echte ruthenische Literatur. In bezug auf diesen Gegenstand verweisen wir den Leser auf unsere vorhergehenden Ausführungen (oben S. 45 ff.). Hier möge nur festgestellt werden, daß man unseres Erachtens Schewtschenko unrecht tut, wenn man ihm allein das Verdienst zuerkennt, die literarische „Wiedergeburt“ seines Vaterlandes eröffnet zu haben; er hätte gewiß das Recht, für sich den Titel der Vaterschaft zu beanspruchen.

Die ruthenische Literatur datiert zweifellos nicht länger als seit drei Generationen. Man muß diese Wahrheit als eine unleugbare Tatsache den entgegengesetzten Behauptungen gegenüber, die nur zu sehr geeignet sind, das Wesen des ruthenischen Problems zu verschleiern, mit Nachdruck betonen. Wir haben versucht zu beleuchten, bis zu welchem Punkt es gerechtfertigt wäre, die literarischen Denkmäler des XII. Jahrhunderts, deren Sprache das liturgische „Altslawisch“ ist, wie auch die in derselben Sprache in Kiew, 500 Jahre später, abgefaßten Schriften polemischen Inhalts als der ruthenischen nationalen Literatur angehörend zu betrachten. Der Leser wird hoffentlich selbst in der Lage sein, sich eine eigene Meinung über diese Frage zu bilden. Von der angeblichen Kontinuität der ruthenischen Literatur durch neun Jahrhunderte hindurch zu sprechen, sowie von ihren Anfängen in einem Zeitalter, wo es weder eine französische, noch eine englische oder italienische Literatur gab, ist mehr als ungenau. So etwas führt nur zu einer ungesunden Autosuggestion, welche für die Dauer selbst den Interessen der gerechten ruthenischen Sache schaden müßte.¹⁾ Glaubt man durch ein so blasses Traumbild das patriotische Gefühl in wirksamer Weise zu nähren: so sollte man dessen eingedenk sein, daß eine solche Nahrung mit gefälschten

aufgeführt. So hat auch Gogols Vater, der ein solches Haustheater leitete, dafür mehrere volkstümliche Komödien verfaßt. Man dachte aber nicht daran, derartiges drucken zu lassen.

¹⁾ Vgl. oben S. 130. Rudnytzkyj (Ukraina S. 232) meint ganz zutreffend: „Das ukrainische Volk hat vor einem Jahrhundert durch Kotlarewskij ein mächtiges *A* gesagt. Es hat nämlich den ersten Diamant auf seinem Wege gefunden, die reine Volkssprache. Leider hat sich bisher kein Ukrainer gefunden, welcher ein ebenso mächtiges *B* sagen könnte“, . . . worunter der Verfasser in

Elementen von sehr problematischem Wert ist. Wäre es wirklich berechtigt, das ruthenische nationale Schrifttum von Schewtschenko angefangen als literarische Wiedergeburt aufzufassen, dann müßte in der Tat jeder ruthenische Patriot vielmehr einer starken Entmutigung zum Opfer fallen im Hinblick auf das Wenige, was auf diesem Gebiet während der letzten 70 Jahre geschaffen wurde. Es möge nur der heutige Stand der ruthenischen Literatur mit jenem der tschechischen verglichen werden, für die es durchaus angebracht ist, von einer literarischen Wiedergeburt zu sprechen.¹⁾

Wir müssen gerade hier ein oben (S. 101) nur leicht berührtes Moment hervorheben, welches sich auf die bisherige Entwicklung der ruthenischen literarischen Bewegung bezieht, weil dies eng mit dem hier behandelten Gegenstand zusammenhängt. Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man dessen Bedeutung kaum in entsprechender Weise bewerten, und doch verdient es mit besonderem Nachdruck betont zu werden; die Ruthenen geben auch darauf sehr viel und vom nationalen Standpunkt aus haben sie vollkommen recht.

Es handelt sich um die radikale Reform der ruthenischen Orthographie, die in Galizien vor einem Vierteljahrhundert durchgeführt wurde. Lomonossoff hat, nachdem er mit der Tradition des literarischen „Altslawisch“ gebrochen und der nationalen lebenden Sprache zum Siege verholfen hatte, gar nicht daran gedacht, die alte Orthographie des Kirchenslawisch anzutasten; nach ihm hatte niemand den Mut, ernsthaft eine solche „Revolution“ anzuregen. Und es hätte in der Folgezeit sicher einer revolutionären Entschlossenheit dafür bedurft, nachdem so viele jedem russischen Intellektuellen teure Meisterwerke in dieser traditionellen äußeren Gestalt erschienen waren; dies alles von neuem wieder drucken zu lassen, um darin eine reformierte, der Aussprache besser angepaßte Rechtschreibung

weiterer Ausführung dieses Gedankens die literarische Ausnützung der Schätze der heimatlichen Volkskultur versteht. Wie sticht aber davon ab, was er wenige Seiten vorher (S. 192) sagt: „Die ukrainische Literatur ist eine allseitige Literatur einer großen Nation, eine Literatur, die auf eine schier tausendjährige Entwicklung zurückblickt und sich trotz aller Hindernisse mächtig entwickelt“ . . . usw. — „Tausendjährig!“

¹⁾ Vgl. oben S. 38 ff.

einzuführen, würde im Augenblick, wo die Sterne Puschkins, Lermontoffs, Gogols auf dem literarischen Firmament glänzten, eine Arbeit von unermeßlicher Schwierigkeit bedeuten. Man fand darin nicht allzu viele Übelstände, daß im Laufe so vieler Jahrhunderte nicht nur die Sprache selbst von ihrem früheren altslavischen Boden sich entfernt, sondern daß auch die Aussprache sich stark verändert hatte.¹⁾

Was nun das Ruthenische anbelangt, so hat sich dort die Aussprache von der etymologischen Orthographie des „Alt-slavischen“ ebenfalls entfernt, wenn auch nicht soweit wie im Russischen. Kotlarewskij bediente sich, wie seine russischen Zeitgenossen, der alten etymologischen Orthographie. Nach ihm rüttelten Schewtschenko und seine Nachahmer zu Anfang daran überhaupt nicht. Der ukrainische Bauerndichter war doch kein Analphabet, und weil er lesen gelernt hatte, bevor er noch eine Ahnung hatte, Schriftsteller zu werden, so hätte er sich gesträubt, *phonetisch*, das heißt die Worte so, wie man sie aussprach, zu schreiben.²⁾ In der Folge bediente man sich beim Fortschreiten — wenn auch in langsamen Schritten — der nationalen Literatur der etymologischen Orthographie in Galizien ohne weiteres, während in der Ukraina Kulisch die Initiative für eine radikale Reform der Rechtschreibung nach dem phonetischen Prinzip ergriff. Welche Folgen hatte nun der Gebrauch der nach alter Art auf dem etymologischen Prinzip aufgebauten Orthographie? Der Russe, wenn er z. B. Schewtschenko las, sprach auf russisch *gaława* anstatt *hołowa*, *arioł* anstatt *oreł*, *gawarit(i)* anstatt *howoryty* usw. aus.³⁾

Doch gleichviel, es gab niemals viele Russen, die geneigt gewesen wären, die Werke des ukrainischen Dichters zu bewundern. Was aber durchaus nicht mehr gleichgültig war, ist, daß die galizischen Russophilen von der etymologischen Ortho-

¹⁾ In bezug auf die Vokale spricht man die am häufigsten gebrauchten, d. i. *e* und *o*, durchaus verschieden aus, je nach der Stellung der Silbe und nach dem Umstande, ob der Akzent auf die betreffende Silbe fällt; z. B. man schreibt *e* und spricht auch ein reines *e* (sehr selten), häufiger aber *ié* oder *io* aus; man schreibt *o* und man spricht ebenfalls ein reines *o* oder (häufiger) *a* aus; der griechische Buchstabe *γ*, der in derselben Art im altslavischen und russischen Alphabet geschrieben wird, wird im Russischen als *v* ausgesprochen.

²⁾ S. oben S. 45.

³⁾ Vgl. oben S. 197 ff.

graphie Nutzen zogen, um zugunsten ihrer Ideen eine politische Propaganda zu machen. Die Orthographie — das scheinbar harmloseste Ding — eignete sich dazu zweifellos in einer ausgezeichneten Weise. Man brauchte nur für die moskowitische Aussprache — die Aussprache der sogenannten Elitekreise — einzutreten, und fast Zweidrittel des diesen beiden Sprachen gemeinsamen Wortschatzes hätten auf einmal russische Färbung annehmen können, obwohl die Worte ganz anders klingen, wenn man sie auf ruthenische Art ausspricht. Da die nationale Literatur sich damals erst in ihrem Anfangsstadium befand und die Volkssprache durchaus nicht genügte, um viele Begriffe, die den Gesichtskreis des Bauern übersteigen, auszudrücken, so war es notwendig, zu Neubildungen zu greifen.¹⁾ Es ist also durchaus nicht verwunderlich, daß die galizischen Russophilen anstatt solche Neologismen zu schaffen, in ihren Lemberger Druckschriften zu dem Fertigen griffen, was sie als passend in dem russischen Wörterbuch vorfanden. Mit Hilfe dieser beiden Mittel — Propaganda der russischen Aussprache und russische lexikologische Überschwemmung — fand sich das Ruthenische ernst der Gefahr gegenüber, ins Moskowitische umgewandelt zu werden.

Die ruthenischen Patrioten entschlossen sich daher zu einer radikalen Reform ihrer nationalen Orthographie, indem sie die reine „Phonetik“ an Stelle der traditionellen „Etymologie“ setzten. Es war entschieden ein schlechter Witz, wenn man sagte: „Glücklich, wer sich den Luxus einer rationellen Rechtschreibung leisten kann; abzudrucken ist da so wie so nichts, und eine neue Ausgabe der vier Bände Schewtschenkos ist schließlich kein großes Unternehmen.“ Die in Galizien in der „Ära Badeni“ unter Mitwirkung der Regierungsbehörden durchgeführte Reform der Orthographie hatte sicher ihre sehr ernste Seite: sie war im wahren Sinne dieses Wortes ein Mittel der nationalen Verteidigung. In der Folge dieser Reform unterscheidet sich seit 20—25 Jahren das geschriebene und gedruckte Ruthenisch so wesentlich vom Russischen, daß es durchaus unmöglich ist, die beiden Sprachen zu vermengen.

Wie die Reform der ruthenischen Orthographie einen wesentlich politischen Hintergrund hatte, offenbarten sich ihre

¹⁾ Vgl. oben S. 100 ff.

Folgen ebenfalls auf dem rein politischen Gebiet in einer sehr nachdrücklichen Weise.¹⁾ Die „altruthenische“ Partei in Galizien, die zur Zeit der Reform mehr oder weniger russophile Marke trug, wollte sich nicht ergeben; sie verdamnte die phonetische Orthographie als einen *barbarischen* Unfug und bediente sich fernerhin der alten etymologischen Rechtschreibung — der „tausendjährigen“ Orthographie, wie man sich in diesen Kreisen gerne auszudrücken pflegt. Allmählich begann die aufrichtig ruthenische Gruppe dieser Partei sich immer mehr zu vermindern, während die Reihen der ausgesprochenen Russophilen sich vergrößerten, so daß die letzteren, unter dem scheinbar harmlosen Banner der etymologischen Orthographie vereinigt, sich schließlich einfach als russische Partei bekannten.²⁾

4. Merkmale der Volkskultur.

In Ermangelung eines Lomonossoff, eines Puschkin usw. hatten die Ruthenen stets durch Jahrhunderte — zehn vielleicht oder sogar mehr — eine für alles Schöne und Poetische, für alles, was die Sinne und das Herz entzückt, empfindliche Seele. Und diese ruthenische Seele war stets nicht nur mit einer lebhaften ästhetischen Empfindlichkeit ausgestattet, sondern auch mit mächtigen schöpferischen Kräften, die geeignet waren, dieses Gefühl zu befriedigen und zum Ausdruck zu bringen. Von dort aus stammt der reiche Schatz der ruthenischen Volkskultur: ein wahrer Ruhmestitel, worauf dieser Volksstamm mit Recht stolz sein darf. Die Abneigung gegen den *Moskal* (Groß-Reußen), den *Kazap*, hat seinen Hintergrund vielleicht am stärksten darin, daß der letzte so durchaus prosaisch und jeder Empfindlichkeit für die poetische Seite des täglichen Lebens bar ist. Dies widert den Ruthenen instinktiv an, indem ihm die Nachbarn vom Norden, seine heutigen Herren, einfach unerträglich scheinen — viel mehr möglicherweise, als es die verblaßten Erinnerungen an die kosakische Herrlichkeit, die endgültig vom Rußland Peters des Großen und seiner Nachfolger vernichtet wurde — vielleicht mehr sogar, als alle Schikanen,

¹⁾ Vgl. oben S. 108.

²⁾ Vgl. oben S. 123 ff.

die er von seiten der *Tschinowniks* großrussischen Ursprungs zu ertragen hat.¹⁾

Wir müssen darauf verzichten, auch die wesentlichsten Merkmale dieser reichen Volkskultur, die einen besonderen Typus mit mehr oder weniger allen ruthenischen Ländern gemeinsamen Zügen darstellt und trotzdem mit verschiedenen reichlichen Nuancen in jedem einzelnen ausgestattet ist, zu besprechen. Es würde mehr Raum erfordern, als es uns erlaubt scheint, diesem Gegenstande in unserer Darstellung zu gewähren, wenn wir all die besonderen Reize, welche in den Erzeugnissen der ästhetischen ruthenischen Volksseele hervortreten, nur flüchtig berühren wollten. Von der volkstümlichen Ornamentik

¹⁾ Da die polnische Dichtkunst die Literatur dieser Nation auf den ersten Rang unter den slavischen Literaturen erhoben hat, wird man es vielleicht sonderbar finden, wenn ein Pole sich verpflichtet fühlt, die Ansicht vorzubringen, daß der Ruthene den Polen stark in Empfindlichkeit für alles Poetische überragt. Wir stehen aber keinen Augenblick an, diese unbestreitbare Tatsache hervorzuheben. Man muß jedoch dessen eingedenk sein, daß die polnische Seele, wie sie sich seit den letzten 2—3 Jahrhunderten ausgestaltet hat, vom Standpunkt der Rasse und der ererbten Merkmale gewissermaßen als eine Art Amalgam des Polnischen und des Ruthenischen zu bezeichnen ist: ein polnischer Stamm, in den der ruthenische Pfropfen eingepft wurde oder umgekehrt. Wir glauben uns der Aufgabe enthoben, diesen Gedanken näher auszuführen, indem wir den Leser auf die vorhergehenden Kapitel verweisen, wo von der spontanen Polonisierung einer so großen Masse des ruthenischen Elements die Rede war. Die Entnationalisierung dieses Elements zugunsten des Polnischen hat sich hauptsächlich in den oberen Klassen der Gesellschaft vollzogen; und deshalb ließen die Familienverbindungen in einem bei der gesellschaftlichen Struktur der polnischen Nation so weit ausgebreiteten Milieu, welches zur Zeit jener Entwicklung die Zahl von wenigstens einigen Tausenden Familien überschritt, das ruthenische Blut fast in jedes dieser Häuser eindringen. Das polnische Gebiet aber, welches davon am wenigsten berührt wurde, weil es am weitesten entfernt von den ruthenischen Ländern war, ist das ehemalige „Groß-Polen“ an der Warta (Posen), und es ist durchaus nicht schwer, die Wirkungen dieser Erscheinung in dem psychischen Charakter der Posener, wie auch überhaupt in jenem des polnischen Bauern zu beobachten. Erinnern wir daran, daß selbst unter [den großen Meistern der polnischen Dichtkunst, insbesondere seit Mickiewicz, die hervorragendsten ruthenischen oder weißrussischen Ursprungs gewesen sind. Was die großen russischen Schriftsteller anbelangt, so sei nur an die negroarabische Rasse Paschkins erinnert; in bezug auf Lermontoff, Turgenjeff, Tolstoj begnügen wir uns mit der Berührung dieses Problems, das sicher untersuchungswürdig ist, insbesondere ob ethnisch-heterogene Elemente nicht bei Erstehung dieser hervorragenden Künstlertalente aus dem großrussischen (moskowitischen) Stamme mitgewirkt haben.

an, die ein besonderes Gepräge einer jeden ruthenischen Bauernhütte aufdrückt, findet man sie überall: im nationalen Kostüm, das in jeder Gegend ein anderes und trotzdem unbewußt gewissen Hauptregeln des Volksgeschmacks untergeordnet ist, in den Sitten, deren auffallende Züge hauptsächlich bei großen Familien- und Kirchenfestlichkeiten zutage tritt — in allem, worin die Blüte und die Frucht einer solchen ästhetischen Empfindlichkeit zu erkennen ist, in Melodien, Liedern, Erzählungen und Volkslegenden. Es genügt, davon nur wenige Muster zu kennen, um durch diese Offenbarungen einer wunderbaren schöpferischen Einbildungskraft hingerissen zu werden, die in den reichhaltigen, mitunter in längst verschollene Zeitalter hinüberreichenden Kulturelementen schöpft¹⁾ und sie sinnig umzuarbeiten weiß, indem eine jede Generation den angesammelten Schatz durch immer neue Beiträge bereichert. Es genügt, eine ruthenische Melodie aus irgend einer Gegend zwischen dem Dniestr und dem Don zu hören und dann dem nationalen großrussischen Liede *Na matuschkje na Wolgje* das Ohr zu leihen²⁾, um sofort den Eindruck zu gewinnen, daß dies zwei grundverschiedene Völker sind, jenes vom Dniestr und Dniepr und dieses vom „Mütterchen Wolga“.

All diesen echten Juwelen der nationalen Kultur, die reichlich im volkstümlichen Boden aller ruthenischen Länder gesät sind, war nie beschieden, an die Oberfläche zu kommen, um von der Hand des Künstlers eingefast zu werden und Schätze einer nationalen Kunst und einer nationalen Literatur erstehen zu lassen. Man könnte geneigt sein, darin eine natürliche Folge dessen zu sehen, was die Ruthenen niemals Polen verzeihen können — der Entnationalisierung ihrer höheren Gesellschaftsschichten. Diese Tatsache hat sicher dazu viel

¹⁾ Es möge hiefür nur ein recht charakteristisches Beispiel angeführt werden. Der ruthenische Bauer gefällt sich bekanntlich darin, Ostereier mit Verzierungen zu bemalen, an denen seit jeher eine Fülle ansprechender Motive der volkstümlichen Ornamentik gefunden wurde. Neueren gewissenhaften Forschungen ist die interessante Beobachtung zu verdanken, daß darin häufig nichts geringeres als dieselben dekorativen Motive, die in sogenannten skythischen Gräbern Südosteuropas vorgefunden wurden, zu erkennen sind, u. zw. zumeist solche, die entschieden auf die griechische Antike zurückgeführt werden müssen.

²⁾ *An der Wolga dem guten Mütterchen* — ein altes beliebtes Volkslied, das in ganz Groß-Rußland verbreitet ist.

beigetragen, ohne jedoch der einzige Grund zu sein. Die Unterwerfung Reußens unter den Byzantinismus, der jeder Lebenskraft entbehrte und so wenig für die Schaffung einer nationalen Kultur geeignet war, ferner seine Entfremdung dem ganzen Abendlande gegenüber infolge des orientalischen Schisma: das sind die beiden Momente, welche die überreichen Ansätze einer nationalen Kultur der Ruthenen in ihrer Entwicklung in den ruthenischen Ländern hinderten, sowohl vor ihrer Angliederung an Polen, als in deren ersten Jahrhunderten, während ihre höheren sozialen Klassen noch nicht polonisiert waren. Außerdem und vor allem seit dem XVII. Jahrhundert drangen viele dieser Kulturelemente mit wesentlich ruthenischem Gepräge in die Weiterentwicklung der polnischen Kultur ein und mit dieser, mit deren urwüchsigen Elementen vermengt, trugen sie bedeutsam zu ihrer völligen Ausgestaltung bei. Diese Elemente, deren ruthenischer Ursprung nicht zu verkennen ist, wurden sozusagen vom polnischen Geist umgearbeitet, der sich unter den abendländischen Einflüssen gebildet hat, aber sie verleihen ein ganz eigentümliches Gepräge der gesamten polnischen Kultur, wie insbesondere der nationalen Kunst, die sich im XIX. Jahrhundert in dem geteilten Polen entwickelt hat.

Ist es zu bedauern, daß bisnun einzig allein oder fast nur auf diesem Wege das Ruthenische seinen Beitrag zur Entwicklung der Weltkultur zu liefern vermochte? Es wäre müßig, sich darüber aufhalten zu wollen, was aus dieser Volkskultur im Laufe der verflossenen Jahrhunderte sich ausgestaltet hätte, wenn die oben dargestellten ungünstigen Umstände ihre Entwicklung in dem rein nationalen Sinne nicht gehindert hätten. Unmöglich ist es jedoch nicht, sich darüber eine Vorstellung zu bilden, wenn nur die allerdings seltenen Erscheinungen dieser nationalen Kultur in Betracht gezogen werden, welche aus der Zeit stammen, wo die völlige Entnationalisierung der intellektuellen ruthenischen Kreise noch nicht vollzogen war. Man findet deren weniger in den literarischen Erzeugnissen des XVII. Jahrhunderts als auf dem Gebiete der plastischen Kunst, insbesondere der monumentalen Architektur. Was der Konstruktion und Verzierung einiger Kirchen orientalischen Ritus dieser Zeit (*Zerkwas*) einen besonderen und ganz originellen Reiz verleiht, sind die künstlerischen, durchaus ruthenischen

Motive, die unter dem Einfluß der zeitgenössischen Kunst des Abendlandes manchmal in wahrhaft genialer Weise entwickelt wurden: eine sinnige Auswahl byzantinischer Elemente, durch den ruthenischen Geschmack umgebildet und mit den Elementen der italienischen Renaissance vereinigt — man erkennt darin zugleich Byzanz, das alte Kiew und Florenz.

Leider sind hiebei die reellen Stützpunkte für die historische Einbildung nicht minder selten und schwer aufzufinden, als die heutzutage nur wenigen *Zerkwas* Wolhyniens und Galiziens, die ersteren zum Teil durch Rekonstruktionen nach russischem Geschmack verderbt. Doch sowohl in diesen beiden Provinzen, als auch auf der ganzen Oberfläche der ruthenischen Länder, findet man überall und in größerer Zahl Erzeugnisse des künstlerischen, durchwegs volkstümlichen künstlerischen Sinnes: kleine, bescheidene, ländliche *Zerkwas* aus Holz erbaut, die der Hand und dem Talent unbekannter Künstler, Bauern, sicher Analphabeten, zu verdanken sind. Man begegnet deren reizenden Mustern zwischen den Karpathen und jenseits der Pripet, doch sind sie im Verschwinden¹⁾, da sie Bauten aus Ziegel oder Stein, leider von ganz anderem Geschmack Platz machen müssen. Wo sie sich bewahrt haben — unterscheiden sich diese rührenden kleinen ruthenischen Kirchen mit ihren stufenweise konstruierten Holzdächern, unter denen ihre in gleicher Weise rührende Liturgie erschallt — aufs günstigste von ihren jüngeren Schwestern, die dem grellen moskowitischen Geschmack ihren Ursprung verdanken; betrachtet man die einen wie die anderen, so merkt man gleich den Abgrund, der das Ruthenische vom Groß-Rußischen scheidet.

Moskowien hat gewiß eine in ihrem innersten Wesen nationale Architektur geschaffen, deren glänzende Denkmäler die ehemalige Residenz der Zaren auf dem Kreml schmücken und so vielen Städten an der Wolga und ihren Nebenflüssen durch die zahlreichen *Sobors* (russische Kathedralen) ein eigenartiges Gepräge aufdrücken. Ihr Wahrzeichen ist bekanntlich die moskowitische zwiebelartige Kuppel, die so sehr von dem byzantinischen Modell, von dem sie herkommt, absticht; sie krönt

¹⁾ Viele von diesen Kirchen verschwanden in jüngster Zeit auf immer, als Opfer des jetzigen Krieges.

die Türme und Türmchen, die das Hauptgebäude zieren; die grellen Farben sowohl in der äußeren als auch in der inneren Ausschmückung kennzeichnen diese nationale Architektur, die einzige vielleicht, die in dem Maße diesen Namen verdient.

All dies ist imposant und manchmal sogar schön, insofern der betreffende Architekt ein wahrer Künstler war und nicht nur ein zum Bau von Kirchen abkommandierter *Tschinownik*. Doch kann man nicht umhin, darin eine auffallende Ähnlichkeit mit indischen Pagoden zu erkennen.

Man behauptet, daß die typische zwiebelartige Kuppel sich aus baulichen Rücksichten, und zwar aus den alten aus Holz konstruierten Gebäuden entwickelt hatte, dessen man sich im Lande *jenseits der Wälder* in Ermangelung von Stein und Ziegeln zu bedienen genötigt war, so daß dies durchaus als keine Entlehnung aus Motiven der orientalischen Kunst gelten soll. Aber selbst wenn diese so eigenartige Form nicht als unmittelbare Entlehnung aus dem Orient betrachtet werden sollte, so ist die Art, in der sie sich in den Holzbauten entwickelte, ein nicht minder charakteristischer Beweis, daß der moskowitzische Geschmack bei seiner Ausbildung sein Ideal darin erblickte, was der Moskowier in der Residenz der Khane der Goldenen Horde an der Wolga zu sehen bekam. Dieses bezeichnende Merkmal der Entwicklung der moskowitzischen Architektur und ihrer Ornamentierung tritt um so klarer hervor, wenn man beachtet, daß die Entwürfe dieser alten Bauten zumeist von italienischen Meistern herrühren, seitdem man auf die Holzkonstruktionen verzichten konnte. Die Schöpfungskraft der aus weiter Ferne berufenen Künstler, die gewohnt waren, ganz andere Kunstwerke in ihrem Vaterlande zu bewundern und zu schaffen, war hier durch den eigenartigen Geschmack derer gebunden, die sie als Baumeister gegen reichliche Belohnung gemietet haben. Dies beweist, wie sehr sich der spezifisch moskowitzische Geschmack von jenem des Nowgoroder Bürgertums oder der wolhynischen Machthaber sowie der *Bratztwa* und der Kirchenfürsten Rot-Reußens unterschied, deren Befehlen Folge leistend die italienischen Baumeister in verschiedenen Jahrhunderten romanische oder renaissanceartige *Zerkwas* an den Ufern des Peipus-Sees, des Horyń oder in Lemberg errichteten. Nichts weist so auffallend auf den mächtigen Einfluß des in

das Finno-Slavische eingepfropften Mongolischen, als diese moskowitzische Architektur. Vergleicht man sie mit der Architektur der ruthenischen Länder, und zwar sowohl jener von monumentalem, mit abendländischen Einflüssen behaftetem Gepräge, als auch jener der bescheidenen, dem Volksgeschmack entsprossenen Dorfzerkwas, so kann man sich wahrlich nicht desselben Eindrucks erwehren, der durch die verschiedenen Merkmale der ruthenischen und moskowitzischen Melodien hervorgerufen wird: es sind dies zwei Völker, die sich durchaus nicht ähnlich sind, obwohl sie beide Bestandteile einer und derselben kulturellen Gesamtheit, der reußischen Welt, bilden.

Werden sie so für immer bleiben oder wird sich eine Ausgleichung ihrer so verschiedenen Wesen vollziehen?

Das ist eines der großen Zukunftsprobleme.

ANHANG VII.

Exkurse und Nachträge.

Exkurs I: Zu S. 50—54.

Die galizischen Ruthenen vor 1848.

Die überaus bündige Darstellung dieses Gegenstandes auf S. 50—54 hat uns veranlaßt, bereits dort den Leser auf die Einzelheiten zu verweisen, die hier in den Nachträgen geboten werden sollten, und zwar mit Hinzufügung der ausdrücklichen Bitte, von ihnen Kenntniss nehmen zu wollen, da die im Kap. III ausgesprochene Auffassung der betreffenden, dort nur in ganz allgemeinen Umrissen dargestellten Tatsachen leicht den Verdacht der Parteilichkeit erwecken könnte. Da nämlich das Kap. III den Leser gewissermaßen als Einführung in eine Reihe von Fragen, die ihm größtenteils ziemlich fremd sein dürften, zu dienen bestimmt war, so schien es unratsam, sie durch mannigfaltige, an und für sich wenig interessante Details allzu sehr zu belasten, die übrigens eine gewisse Bekanntschaft mit dem im zweiten Teile dieses Buches behandelten geschichtlichen Stoff voraussetzen. Das Folgende möge den Leser in die Lage versetzen, sich eine vollkommen vorurteilsfreie Ansicht über diesen Gegenstand zu bilden.

Prof. Hruschewskyj schildert folgendermaßen die Anfänge des Erwachens des ruthenischen Nationalgefühls in Galizien¹⁾:

„Der Übergang der Westukraina — so bezeichnet er bekanntlich in seiner völlig unhistorischen Weise Rot-Reußen

¹⁾ M. Hruschewskyj, Die ukrainische Frage in historischer Entwicklung. Wien 1915, S. 35 f. Über Prof. Hruschewskyj vgl. oben S. 136 f., 144 f.

und die angrenzenden Landstriche — von Polen unter die österreichische Herrschaft hat ein neues Wiedererwachen des nationalen Lebens im Lande zur Folge gehabt. Die österreichische Regierung, die unlängst Gelegenheit gehabt hatte, die traurige Lage der ukrainischen (l. ruthenischen) Bevölkerung in Ungarn (Komitat Marmaros) kennen zu lernen, hat Maßnahmen zur Hebung des intellektuellen Niveaus und zur Besserung der materiellen Lage der griechisch-unierten Kirche nicht nur in Ungarn, sondern auch in Galizien ergriffen. Bei der Bedeutung, welche der unierten Kirche in diesem Lande im Laufe des XVIII. Jahrhunderts zukam, da diese Kirche in Galizien sich in eine ukrainische (l. ruthenische) umgewandelt hatte und das Schicksal ihrer Gläubigen in jeder Hinsicht teilte, haben diese Maßnahmen, wie auch die Pflege, welche die Regierung der Hebung der Bildung der städtischen und ländlichen Bevölkerung und der Besserung der sozialen und ökonomischen Lage des Volkes angedeihen ließ, wichtige Folgen gehabt. Wie bescheiden auch die wirklich durchgeführten Besserungen waren und wie kurzlebig auch sich die ruthenenfreundliche Strömung in der Politik der Regierung erwies, so hat sie doch den tiefen Eindruck gemacht und das Selbstbewußtsein des ukrainischen (l. ruthenischen) Volkes im Lande gehoben, indem sie dasselbe von dem Gefühl der Hoffnungslosigkeit befreite, welches in den letzten Jahren des polnischen Regimes platzgegriffen hatte. Das Ergebnis davon war, daß, nachdem die Regierung unter den Einfluß des polnischen Adels geriet und in ihrer Stellungnahme dem ukrainischen (l. ruthenischen) Element gegenüber eine peinlich empfundene Reaktion eingetreten war, die Energie der nationalen Bewegung nicht ins Stocken geriet und gewisse Fortschritte im nationalen Bewußtsein und auf dem Gebiete der nationalen Kultur in Galizien sich in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts immer mehr bemerkbar machten.“

Da diese Charakteristik der Anfänge des nationalen Wiedererwachens sich ausdrücklich auf die erste Hälfte des XIX. Jahrhunderts bezieht, so muß die Behauptung, die österreichische Regierung wäre in jener Zeit nach erfolgtem Dahinschwinden *der kurzlebigen ruthenenfreundlichen Strömung unter den Einfluß des polnischen Adels geraten*, wodurch

in deren Stellungnahme den Ruthenen gegenüber eine peinlich empfundene Reaktion eingetreten wäre — als krasse Unwahrheit bezeichnet werden. Die Aufstellung derartiger, der historischen Wahrheit hohnsprechender Behauptungen und ihre Verbreitung in Schriften, die für einen diesem Gegenstand völlig fernstehenden Leserkreis bestimmt sind¹⁾, ist umsomehr unqualifizierbar, als es doch einem Lemberger Universitätsprofessor, einem Gelehrten vom Schlage Prof. Hruschewskyjs unmöglich zugemutet werden kann, es wäre ihm dies aus Unwissenheit entschlüpft. Es kann ihm nicht unbekannt geblieben sein, wie es um die Beziehungen des polnischen Adels zu der österreichischen Regierung gegen das Ende des XVIII. und in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts bestellt war, und daß jede Regung des polnischen Nationalgefühls in Galizien damals von den Regierungsbehörden mit strengsten Maßregeln unterdrückt und geahndet wurde.

Zum Jahre 1848 übergehend (a. a. O. S. 45), fährt Prof. Hruschewskyj fort:

„Nach einer verlangsamten Bewegung des zweiten Viertels des XIX. Jahrhunderts — es war die Metternich-Ära und in Galizien war die Leibeigenschaft noch in voller Kraft²⁾, was bei dem bäuerlichen Charakter des ukrainischen (l. ruthenischen) Volkes in Galizien ein großes Hemmnis in der nationalen Wiedergeburt bedeutete — kam der Lenz der österreichischen Völker, das Jahr 1848. Die galizischen Ruthenen waren damals die Stütze der österreichischen Regierung in Galizien, was ihren Fortschritt begünstigte. Die endgültige Befreiung der Leibeigenen, die Anerkennung der kulturellen und politischen

¹⁾ Die Schrift Prof. Hruschewskyjs erschien im Verlage des Bundes zur Befreiung der Ukraina, was nicht nur in kleinen Lettern unter „Wien 1915“, sondern demonstrativ in Fettdruck über dem Titel auf dem Titelblatte verkündet wird.

²⁾ Dies ist ein Irrtum — hier wohl nichts anderes als Irrtum. Die Leibeigenschaft war in Polen nicht bekannt und wurde selbstverständlich auch nach der Annexion Galiziens daselbst von der österreichischen Regierung nicht eingeführt. Das Bauernvolk war dem Gutsherrn gegenüber zu Frondiensten im Feldbau und zu mannigfaltigen Abgaben verpflichtet, unterlag auch der patrimonialen Gerichtsbarkeit, die nach der österreichischen Annexion durch sogenannte „Mandatäre“, von Gutsbesitzern besoldete, aber von der Regierung eingesetzte Beamte, ausgeübt wurde — dies war aber keine Leibeigenschaft, wie sie in der authentischen Ukraina unter der russischen Herrschaft bestand.

Forderungen des ukrainischen (ruthenischen — setzt hier ausnahmsweise Hruschewskyj selber in Klammern hinzu) Volkes, die Errichtung der ersten ansehnlichen politischen und kulturellen Institutionen, die wichtigen Postulate kulturellen und politischen Charakters, welche von den Ukrainern (l. Ruthenen) aufgestellt und von der Regierung gutgeheißen wurden, die Nationalisierung der Schule einschließlich einer ukrainischen (l. ruthenischen) Universität in Lemberg, welche von der Regierung in sichere Aussicht gestellt wurde¹⁾ — das alles hat in dem Leben der österreichischen, speziell der galizischen Ukraina (l. Ruthenen) eine neue Epoche geschaffen. Der Völkerfrühling war aber bald vorbei, viele Hoffnungen und Erwartungen, die man an ihn knüpfte, mußten aufgegeben werden. In der darauffolgenden absolutistischen Ära konnten sich die österreichischen! Ukrainer (l. Ruthenen) als ein bäuerliches Volk, das keine Aristokratie und keine Bürokratie besaß, gegen die Konkurrenz der viel höher entwickelten Polen, bei denen es eine einflußreiche Aristokratie und städtische Intelligenz gab, nicht behaupten²⁾ und so geschah es, daß mit der Her-

¹⁾ Die fünf Worte sind im Texte der Schrift Hruschewskyjs gesperrt gedruckt, was wohl auch darauf berechnet ist, auf die dem Gegenstande fernstehenden Leserkreise einen Eindruck auszuüben. Was das Tatsächliche anbelangt, trifft dies mehrweniger allerdings zu, worin die grenzenlose Leichtfertigkeit, mit der solche Sachen behandelt wurden, in die Augen springt. Gewiß war es leichter, so etwas der wackeren Gefolgschaft des Grafen Stadion „in sichere Aussicht zu stellen“, um sie in ihrer unverbrüchlichen Haltung zu befestigen, als das Versprechen angesichts des Standes der ruthenischen Sprache (vgl. oben S. 99) und der unten erörterten, durch Aussagen der Pioniere der damaligen ruthenischen Bewegung beleuchteten Verhältnisse — zu halten.

²⁾ Es dürfte Prof. Hruschewskyj doch bekannt sein, daß gerade *in der auf 1848 folgenden absolutistischen Ära* (Regime Bach) es den im Jahre 1848 aufgekomenen Ruthenen im Gegenteile sehr leicht war — und zwar so leicht wie nie sonst — *sich gegen die Konkurrenz der Polen, d. i. deren Aristokratie und städtische Intelligenz zu behaupten*. Sie wurden doch in auffallender Weise verhätschelt, während der polnische Adel und die polnische städtische Intelligenz, immer revolutionärer Umtriebe verdächtigt, wegen ihrer im Jahre 1848 offen zum Vorschein gekommenen nationalen Bestrebungen ernster Verfolgung von seiten des damaligen Polizeiregimes ausgesetzt waren, denen auch diejenigen nicht entgingen, deren loyale Gesinnung Österreich gegenüber über allen Verdacht erhaben erscheinen sollte. Es mögen nur zwei Beispiele angeführt werden. Graf Adam Potocki, Reichstagsabgeordneter 1848, derjenige, dem das galizische Polentum vorzugsweise sein in den sechziger Jahren erfolgtes Einlenken

stellung des Parlamentarismus und Einführung der sogenannten Autonomie (Landes- und Bezirksautonomie) in den sechziger Jahren die ganze Verwaltung in polnische Hände übergang.“

Bis dahin Prof. Hruschewskyj. Seine Darstellung, die doch unmöglich einer den Ruthenen feindseligen Stellungnahme verdächtigt werden kann, möge uns als Hintergrund dienen, auf dem wir das für eine tiefere Erfassung des Gegenstandes erforderliche Detail, womöglich nach äußerst interessanten Aussagen der damaligen Pioniere der ruthenischen Bewegung, zu vervollständigen suchen werden.

Zuerst muß jedoch manches, was Hruschewskyj in bezug auf die der Bewegung von 1848 vorangegangenen Begebenheiten in einer ziemlich vagen Weise vorbringt, an der Hand des urkundlichen, vollkommen zuverlässigen Quellenmaterials beleuchtet und näher ins Auge gefaßt werden.

Was Hruschewskyj eigentlich damit meint, wenn er von der angeblichen *Hoffnungslosigkeit* spricht, die unter den Ruthen in das Geleise der dynastischen, unentwegt zu Österreich haltenden Politik verdankt, war in den fünfziger Jahren des Hochverrats angeklagt und hat längere Zeit in dem Krakauer Staatsgefängnis verbracht. Er war doch der Hauptvertreter der polnischen Aristokratie Galiziens — Vater des nachherigen, 1908 ermordeten Statthalters Andreas Potocki (vgl. oben S. 112 f.). Als Hauptvertreter der polnischen städtischen Intelligenz jener Zeit galt Franz Smolka, Präsident des Wiener und Kremsierer Reichstages 1848—1849, der in den fünfziger Jahren in Lemberg interniert war und sich auf seine Besetzung im Stryjer Kreise ohne eine von Fall zu Fall zu erwirkende Einwilligung der Polizei nicht begeben konnte. Noch 1862 oder 1863 wurde doch der spätere Finanzminister Dunajewski, dem Österreich soviel verdankt, auf eine recht merkwürdige Weise Österreich erhalten. Der Marquis Wielopolski war damals bekanntlich mit Errichtung der polnischen Hochschule in Warschau beschäftigt, die dann bald in eine russische Universität umgewandelt wurde. Da er von allen Seiten namhafte polnische Gelehrte für die Warschauer Hochschule zu gewinnen suchte, so hatte er für den Lehrstuhl der Nationalökonomie den damaligen Krakauer Professor dieses Lehrfachs Dunajewski in Aussicht genommen. In der schwarzen Liste der Krakauer Polizei stand jedoch Dunajewski mit folgenden Worten verzeichnet: „Ein Nationalpole — gehört zur Umsturzpartei.“ Dies genügte natürlich der russischen Regierung, um von der Berufung des nachher um die österreichischen Finanzen so verdienten Staatsmannes abzusehen. Weiß denn wirklich Prof. Hruschewskyj von all dem nichts und stellt er sich in der Tat die Verhältnisse der Bachschen „absolutistischen Ära“ in einem für das Polentum so günstigen, für die Ruthenen, die damals fortwährend in den Vordergrund geschoben wurden, so ungünstigen Lichte vor, wie dies die meisten, diesem Gegenstand fernstehenden Leser seiner Schrift, dem Lemberger Professor Glauben schenkend, sicher nicht bezweifeln werden?

thenen des 1772 Österreich zugefallenen Rot-Reußens *in den letzten Jahren des polnischen Regimes Platz gegriffen hatte* — ist bei seiner unbestimmten Ausdrucksweise schwer zu verstehen. Ein diesem Gebiete fernstehender Leser wird sich leicht vorstellen, daß gerade in den letzten Jahren vor der ersten Teilung Polens der angebliche, auf den Ruthenen lastende Druck des polnischen Regimes — von Klagen darüber wimmelt es doch in der ganzen der Schrift Hruschewskyjs sinnverwandten Literatur (vgl. oben S. 129ff.) — sich eben in jenen Jahren besonders verschärft hätte. Er wird von einer derartigen Vermutung kaum durch die Erwägung abgehalten werden, daß — sofern die Bedrückung des ruthenischen Elements in Polen überhaupt keine Fiktion wäre — das polnische Reich gerade unmittelbar vor der ersten Teilung zu ohnmächtig war, um seine Kraft in dieser Richtung betätigen zu können. Wenn daher die Erwähnung der angeblichen *Hoffnungslosigkeit* keine leere Redensart ist, so müßte sie sich auf eine etwas längere Zeitspanne vor 1772 und auf Verhältnisse beziehen, die mit der nationalen Lage des ruthenischen Elements in Rot-Reußen während der letzten Jahrzehnte vor der ersten Teilung Polens in keinem unmittelbaren Zusammenhange standen, dagegen die einzige obere Schichte dieses Elements recht nahe angingen.

Eine gewisse Mißstimmung hatte wohl unter der noch vor kurzem schismatischen Popenkaste Rot-Reußens Platz gegriffen, seitdem die beiden ruthenischen Diözesanbischöfe von Lemberg und von Przemyśl sich endgültig vom Schisma abgewandt und in ihren Sprengeln die den „Disunierten“ so verhaßte Union eingeführt hatten. Dies war auch ganz erklärlich: Rot-Reußen war doch über ein Jahrhundert das feste Bollwerk der „Disunion“ in Polen und nach dem Übertritt der rot-reußischen Bischöfe zur Union stellten sich die Aussichten für die „Disunion“ in diesem Lande unter dem polnischen Regime wirklich als ganz hoffnungslos dar. So gering auch der Eifer der höheren kirchlichen Behörden in bezug auf die Befestigung der Union im Lande war, kann man sich leicht vorstellen, mit welchem Widerwillen die nunmehr formell „unierte“ Popenkaste, die unzählige Generationen hindurch den in Rom residierenden „lateinischen Häresiarchen“ fanatisch verwünschte,

sich auf einmal verpflichtet sah, den *papa rimskij* in ihre Gebete einzuschließen und als Stellvertreter Christi auf Erden anzuerkennen.¹⁾

Wie niedrig das intellektuelle Niveau dieser Kaste im Augenblicke der österreichischen Annexion stand, ist aus den in österreichischen Staatsarchiven aufbewahrten offiziellen Berichten wie auch aus den infolge der Anordnungen des Kaisers Josef II. in Angriff genommenen Maßnahmen zu ersehen.

Der edle, überhaupt in seinen auf Beglückung seiner Untertanen gerichteten Bestrebungen, namentlich aber auf religiösem Gebiete auf Irrwege geratene Sohn Maria Theresias nahm es sich ganz besonders zu Herzen, die rohe ruthenische Geistlichkeit Galiziens zu zivilisieren. Es kann auch nicht in Abrede gestellt werden, daß in dieser Beziehung viel geschehen ist, und es kann nicht verwundern, daß Kaiser Josef mit Recht in der ruthenischen Überlieferung bis auf den heutigen Tag eine hohe Stelle einnimmt²⁾, ebensowenig wie, daß die von ihm eingeführten „josefinischen“ Reformen dem Klerus, der erst seit 2—3 Generationen aufgehört hatte, aus schismatischen Popen zu bestehen, eine Erleichterung brachten. Wurden doch die beiden Diözesanseminare aufgelöst, in denen den Popenöhnen und Popenenkeln, wenn auch nicht mit einem übertriebenen Eifer der Glaube an die dem Papste zustehende Statthalterschaft Christi eingeflößt wurde, und in den neuerrichteten, für die Erziehung des griechisch-katholischen Klerus bestimmten

¹⁾ Vgl. unten Nachträge zu S. 8. So übertrieben auch die phrasenhaften Beteuerungen des Erzbischofs Eulogius in bezug auf die schismatische Standhaftigkeit der „schwergeprüften Galitschina“ waren, ein gewisser Kern der Wahrheit kann ihnen nicht abgesprochen werden, namentlich in bezug auf das Popenmilieu des XVII. und XVIII. Jahrhunderts.

²⁾ Das Andenken Kaiser Josefs ist lange dem geistlichen Milieu der galizischen Ruthenen teuer geblieben und der Widerhall dieser Tradition erschallt auch in der oben angeführten Darstellung Hruschewskyjs, der, aus Kiew nach Galizien gekommen, sich in Lemberg diese Überlieferung im Verkehr mit seinen galizischen Volksgenossen angeeignet hat. Dies geschah nicht lange nach den demonstrativen ruthenisch-nationalen Manifestationen, die zu Ehren Josefs II. anlässlich des 100. Jahrestages seiner Thronbesteigung (30. November 1880) stattgefunden haben und mit denen die Veranstaltung des ersten allgemeinen national-ruthenischen Meetings in Lemberg verbunden wurde.

Anstalten wurde prinzipiell von dem Papste so wenig als möglich gesprochen.¹⁾

Die jungen Priestersöhne, die ihre Studien an dem im Jahre 1787 eröffneten ruthenischen philosophisch-theologischen Institut begannen, fanden wohl keinen Anstoß daran, daß ihnen der Lehrstoff in der polnischen Sprache beigebracht wurde, was ihren galizischen Altersgenossen polnischer Nationalität zu jener Zeit vorenthalten war. Es mußte nämlich von dem ursprünglichen Vorsatz abgegangen werden, in diesem Institut provisorisch, d. i. solange es an ruthenischer, der lateinischen Sprache kundigen Jugend gebrach, sich ihres eigenen Idioms zu bedienen, nachdem man sich überzeugete, daß Ruthenisch ein reines Volksidiom war, welches sich zu Unterrichtszwecken gar nicht eignete.²⁾ Wie gesagt, konnten die Zöglinge des ruthenischen Instituts dadurch nicht im geringsten unangenehm berührt werden, da sie selbstverständlich der polnischen Sprache vollkommen mächtig und von jeglicher, wenn auch so leichter Regung einer polenfeindlichen Stimmung frei waren.

Für das Erwachen irgendwelcher intellektueller Anwendungen in national-ruthenischem Sinne wurde jedoch durch all dies selbstverständlich kein Boden geschaffen und fern waren auch noch die Zeiten, bis es dazu kommen konnte. Um aber einen Einblick in das Innere des ruthenischen Instituts zu gewinnen, mußte man hiefür einen Anhaltspunkt an der Persönlichkeit des Peter Lody suchen, der bei dessen Errich-

¹⁾ Dies waren zwei speziell zur Ausbildung des griechisch-katholischen Klerus bestimmte Lehranstalten: 1. das bereits 1775 von Maria Theresia in Wien errichtete, 1784 von Josef II. abgeschaffte, 1804 von Franz I. wiederhergestellte Seminar *ad S. Barbaram*, wo 14 galizische Kleriker ihre Bildung genossen; 2. das Lemberger philosophisch-theologische ruthenische Institut, welches von Josef II. im Jahre 1787 gestiftet wurde und bis 1804 bestand. In dem auf die Errichtung dieser Anstalt bezüglichen Hofkanzleidekret vom 9. März 1787 heißt es: „Über die gemachten Vorschläge, wie dem allort besorglichen Mangel an Seelsorgern des griechisch-katholischen Ritus bei Zeiten vorzubeugen sei, haben Seine Majestät folgendes zu entschließen geruht. Es sei allerdings notwendig, daß insolange nicht eine hinlängliche Anzahl ruthenischer Kandidaten vorhanden ist, welche der lateinischen Sprache mächtig sind, eine besondere provisorische Lehranstalt in der ruthenischen Sprache errichtet werde.“ S. Zschokke: Die theologischen Studien und Anstalten in Österreich, S. 986.

²⁾ Vgl. Zschokke a. a. O. S. 988f.

tung den Unterricht der „philosophischen Fächer“¹⁾ übernahm und als Hauptstütze der jungen Anstalt galt. Lody, aus dem ruthenischen Gebiete Ungarns gebürtig, hatte seine Studien am Lemberger Generalseminar kurz nach der österreichischen Annexion absolviert. Als Josef II. mit seinen Ideen über die Ausbildung eines kultivierten ruthenischen Klerus beschäftigt war, erkundigte er sich bei seiner Anwesenheit in Lemberg über die begabtesten Zöglinge des Seminars, denen man die Leitung des zu errichtenden ruthenischen Institutes anvertrauen könnte. Es wurden ihm drei junge Leute genannt — unter ihnen auch Lody — alle drei waren jedoch bereits nach Rußland gezogen. Der einzige Lody war noch zu haben, der es inzwischen zum russischen Staatsrat und Inspektor der Petersburger Handelsschule gebracht hatte. An das Lemberger ruthenische Institut berufen, machte er sich sofort daran, einen Leitfaden für den philosophischen Unterricht herzustellen, übersetzte zu diesem Zwecke das damals vielbenutzte Lehrbuch von Christian Baumeister ins Russische²⁾ und bediente sich dessen in seinem Lehramt, ohne bei seiner Obrigkeit dadurch Anstoß zu erregen. Es lag auch gewiß dem rührigen Philosophieprofessor fern, an irgend etwas zu denken, was als wissentliche russische Propaganda bezeichnet werden könnte — am wenigsten hätte er hiezu eine Aufmunterung von Petersburg her in den achtziger Jahren des XVIII. Jahrhunderts mitbringen können. Er war doch vor wenigen Jahren in Petersburg angelangt, als Lomonosoff, der Schöpfer der russischen Schriftsprache, bereits im Grabe ruhte, als seit etwa zwanzig Jahren das in russischer Sprache geschriebene große Geschichtswerk von Tatischtscheff bewundert wurde, als Djershawins und Knjashnins Sterne am literarischen Firmament wie am Hofe Katharinas glänzten. Was Wunder, daß es ihm selbstverständlich erschien, den Ruthenen die Weisheit russisch

¹⁾ Im Jahre 1789 wurde angeordnet: „Zum ruthenischen Studium der Philosophie können nur jene zugelassen werden, die die Normalschule von der I. bis zur IV. Klasse mit Fortgang absolviert haben.“

²⁾ *Christiana Baumajstera Prawo jestestwjennoje. . . Iphiku i Palitiku s łatinskawo na rassijskij jasyk pjerewjedenna ot Piotra Lodiya. W Lwowi 1790.* (Chr. Baumeisters Naturrecht, Ethik und Politik, aus dem Lateinischen ins Russische übersetzt von Peter Lody. Lemberg 1790.)

beizubringen, wenn dies in ihrer Sprache geschehen sollte.¹⁾ Polnisch war doch nur ein Notbehelf an dieser „provisorischen“ Lehranstalt, solange es noch mit dem Latein viel zu schwierig ging. Bewußte Propaganda war — wie gesagt — darin gewiß nicht; ob unwillkürlich dadurch nicht unter der studierenden ruthenischen Jugend Gedanken geweckt wurden, die mit der Zeit dem österreichischen Staatsgedanken unbequem werden konnten, ist schwer zu sagen.

Jedenfalls ist der Zeitpunkt, wann das Lemberger ruthenische Institut aufgehoben wurde — 1804 — kennzeichnend. Es war gerade 1804 wenn nicht zu einer Spannung, so doch zu Symptomen gekommen, welche am Wiener Hofe ein gewisses Mißtrauen gegen den jungen Alexander I. zu wecken schienen und man mußte dieser Stimmung mit voller Dampfkraft entgegenarbeiten, um das Bündnis vom Jahre 1805, das nach Austerlitz geführt hat, zusammenzukleben. Das Treiben der russischen Flotte im Adriatischen Meere rief schon seit einiger Zeit in Wien ein Unbehagen hervor, das angesichts des Übergreifens in die österreichische Interessensphäre (Montenegro) sogar zu diplomatischen Vorstellungen in Petersburg Anlaß gab. Es war doch der Augenblick, da sich die prophetische Stimme Erzherzog Karls erhoben hatte: „Rußland, so es sich auch für den Moment an Österreich anschließen mag, ist von nun an Österreichs furchtbarer und nicht genug zu beobachtender Nachbar.“²⁾

Inwiefern mit all dem die im Jahre 1807 erfolgte Erhöhung des Lemberger griechisch-katholischen Bistums zum Range eines Metropolitanezbistums (mit Auffrischung der Reminiszenzen an den ephemeren Halitscher Metropolitansitz) im Zusammenhang gewesen sein mag, würde einer näheren Untersuchung bedürfen.

¹⁾ In den offiziellen Verzeichnissen des Lehrkörpers werden in den neunziger Jahren Lody und Zemantsek zuerst als *in russischer Sprache*, später als *in der Landessprache* Vortragende angeführt; bei Konkursen, die behufs der Besetzung der vakanten Lehrstühle veranstaltet wurden, sollte darauf geachtet werden, daß die Kandidaten imstande wären, *russisch oder polnisch* vorzutragen.

²⁾ Der Verfasser hat seinerzeit das reichliche, hiefür in Betracht kommende Material des k. u. k. H.-H.- u. St.-Archivs durchgeforscht, ohne es bis nun verarbeiten zu können. Vgl. übrigens Wertheimer, Geschichte Österreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des XIX. Jh. 2 Bände (1884—1890).

Seit 1784 waren gerade 20 Jahre vergangen, man mag daher geglaubt haben, die Ruthenen hätten inzwischen genug lateinisch gelernt, um ihr eigenes „provisorisches“ Institut in Lemberg zu entbehren. Der Zeitpunkt seiner Aufhebung scheint jedoch dafür zu sprechen, daß hiebei auch Beweggründe politischer Natur mitgewirkt haben, um so mehr, als Franz I. gleichzeitig das Theresianische Barbraeum in Wien wieder aufleben ließ. In der Residenz — glaubte man vielleicht — würde die Elite der ruthenischen Priestersöhne sich leichter rein schwarzgelbe Gesinnungen aneignen können, ohne in mißliebiger Weise „Russisch“ und „Ruthenisch“ zu verwechseln. Soweit dies tatsächlich zu wünschen war, wurde auch der Zweck vollständig erreicht. Den vielen Zöglingen dieses Instituts würde man in der Reihe von drei aufeinanderfolgenden Generationen¹⁾ eher alles vorwerfen können, als daß sie sich an entschieden schwarzgelber Farbe hätten fehlen lassen. Und es ist nicht in Abrede zu stellen, daß dieses Wiener Institut in der Entwicklung des ruthenischen Problems eine einflußreiche Rolle gespielt hat, da darin wahrhaft die Elite der galizischen Priestersöhne in bezug auf Intelligenz und die Stellung ihrer Väter ihre Bildung genossen, so daß die Aufnahme in das Barbraeum gewissermaßen als Vorbestimmung für das Fortkommen in der geistlichen Karriere galt.

In katholischer Gesinnung wurden hingegen die Zöglinge dieses Instituts erklärlicherweise nicht befestigt. Die Atmosphäre der Residenz bildete doch das stärkste Bollwerk des Josephinismus, worüber die vielen, anläßlich der Heiligsprechung Klemens Maria Hofbauers ans Licht getretenen Einzelheiten auch für diejenigen, die sich hierüber vollkommen Rechenschaft gaben, überraschende Aufschlüsse gewähren. Die erste Hälfte des verflossenen Jahrhunderts kann insofern als Blütezeit des Wiener Josephinismus betrachtet werden, als er bereits geraume Zeit hinter sich hatte, um sich tief in der Gedankenwelt der geistlichen Kreise eingewurzelt zu haben und die geistige Absonderung Österreichs zu jener Zeit jeden Zugang anders gearteter — sagen wir einfach kirchlich-römi-

¹⁾ Das Barbraeum wurde im Jahre 1893 aufgehoben.

scher Anschauungen — unüberwindliche Hindernisse in den Weg legte. Hierbei ist noch in Erwägung zu ziehen, daß die Ära Metternich anscheinend den Stempel allerstrengster Katholizität an sich trug, so daß auch die gesinnungsfestesten Katholiken, die in ihrem persönlichen Leben einen hohen Grad religiöser Vollkommenheit zu erreichen vermochten, es einfach nicht zu bemerken in der Lage waren, wie sehr sie sich in bezug auf das Kirchliche von rein *schismatischen* Anschauungen — es sei einmal offen gesagt — haben durchdringen lassen. Wie dies aber auf die Gedankenwelt ruthenischer Priestersöhne einwirken mochte, die sich unter dem Bann durch unzählige Generationen fortgepflanzter orthodox-schismatischer Traditionen befanden, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden.¹⁾

Das Barbaraeum gewährte ihnen keine Gelegenheit, mit allerdings damals sehr schüchternen Kreisen in Berührung zu kommen — etwa mit Redemptoristen u. dgl. — woher sie auf andere, ihren Überlieferungen fernliegende Wege hätten gebracht werden können — hingegen gebrach es ihnen nicht am Verkehr mit Studenten, Theologen oder auch Weltlichen anderer slavischer Volksstämme, was mitunter für manchen Zögling dieses Institutes in seinem Entwicklungsgange von Bedeutung war. Es war bekanntlich die Zeit erster nationaler Regungen unter den Tschechen, Slovenen, Slovaken. Den ruthenischen Priestersöhnen wurde dadurch einerseits ein gewisses Interesse für das Volkstümliche eingeflößt — darüber war man noch in jenen schüchternen Anwandlungen selten hinausgekommen — auch für Versuche, die Volkssprache zu literarischen Zwecken zu verwenden, daneben aber eröffneten sich allmählich ihre Augen auf das all diesen kleinen Volksstämmen gemeinsame „Slavische“. Es wird gewiß keine Übertreibung sein, wenn man feststellt, daß die Entdeckung des Slaventums gerade in die ersten Jahrzehnte des XIX. Jahrhunderts fällt; vorher waren sich weder etwa die „Illyrier“ ihres Slaventums klar bewußt (sogar den Tschechen war dies nicht vollkommen gegenwärtig) — noch hat man in ganz Europa an das slavische Problem gedacht, worüber manche komische Verwechslungen, die der damaligen Diplomatie in bezug

¹⁾ Vgl. oben S. 150 (Fußnote).

auf Einreihen der oder jener Völkerschaft unter die Slaven zustießen, recht interessante Aufschlüsse gewähren.¹⁾ Politisch hatte noch damals die erfolgte Entdeckung des Slaventums beinahe keine Bedeutung, da sein Bewußtsein sich größtenteils auf den engen Kreis der „studierten Leute“ der österreichischen Slaven beschränkte — nicht zu bestreiten ist es jedoch, daß darin Keime einer Gedankenentwicklung lagen, die in der Folgezeit eine ins Politische schillernde Färbung annehmen mußte. Parallel mit der erklärlichen Gemütsdepression wegen der dem Slaventum in der weltgeschichtlichen Entwicklung beschiedenen Zurücksetzung hob sich das „slavische Bewußtsein“ durch die Beobachtung, daß die Russen ebenfalls Slaven seien, daß somit eine gewaltige slavische Macht besteht, deren Glanz nach den Napoleonischen Kriegen im fortwährenden Steigen begriffen war.

Wenn nun Slovaken und andere österreichische Slaven hingerissen wurden, für die mächtigen „slavischen Brüder“ an der Newa zu schwärmen, was Wunder, daß im Verkehr mit ihnen die Priestersöhne der Wiener Erziehungsanstalt für den Hort der Kirchengemeinschaft, die ihnen, ihren Vätern und Ahnen immerdar teuer war, allmählich Bewunderung gewannen. Dies schien ihnen wohl nicht im geringsten mit ihrer stets bewährten, aufrichtig bekannten Eigenschaft als treue „Tiroler des Ostens“ im Widerspruch zu stehen, seitdem namentlich nach dem Münchengrätzer Kongresse (1833) der weiße Zar als der sicherste Bundesgenosse Österreichs, beinahe als der moralische Vormund des jungen Kaisers Ferdinand, von dessen Vater hiez zu erkoren, betrachtet wurde.

Wir haben uns solange bei dem aus dem Barbaraeum durch eine Reihe von Jahrzehnten hervorgegangenen Milieu aufgehalten, da dieses für die Entwicklung des ruthenischen Problems von ausschlaggebender Bedeutung war. Ihm wurden die ruthenischen Bischöfe entnommen, sowie ihre Umgebung,

¹⁾ Der Verfasser ist darauf gefaßt, daß diese Bemerkungen manchem Leser als gesucht und von Übertreibung behaftet erscheinen dürften. Dem gegenüber erlaubt er sich vorderhand nur festzustellen, daß er hier nicht versäumt hat, ein jedes Wort bedachtsam zu wiegen. Ohne an nähere Begründung des Gesagten in dieser Schrift denken zu können, hofft er darauf in einem besonderen Aufsatz zurückzukommen.

die Domherren der beiden griechisch-katholischen Kapitel in Galizien, die *Kryloschanje*, die sich traditionell eines geradezu erdrückenden Ansehens unter der ruthenischen Priesterkaste erfreuten — zumeist auch die Leiter und Lehrer der ruthenischen geistlichen Seminare, denen die Aufgabe oblag, die Seele der neuen Generationen zu formen.

Waren dies national gesinnte Ruthenen? Ja und nein — müßte man sagen — je nach der Bedeutung, die man dieser Bezeichnung beilegen würde — und dasselbe dürfte auch für diejenigen gelten, die, der Priesterkaste entstammend, ausnahmsweise sich nicht dem Beruf ihrer Ahnen, sondern der Beamtenkarriere zugewendet hatten. Die Zahl der letzteren war noch äußerst gering. Auf Schwierigkeiten stießen sie darin nicht, wenn sie durch ihren griechisch-katholischen Ritus von dem Verdacht bewahrt waren, sich als polnische Patrioten zu fühlen, und in die Lage kamen, hiefür genügende Garantien zu bieten. Sehr gering war ihre Zahl dennoch, aus dem einzigen Grunde, daß es den mit zahlreicher Nachkommenschaft gesegneten Geistlichen ungemein schwer fiel, einen Sohn durch das kostspielige juristische Studium durchzubringen sowie durch eine Reihe von Jahren, wo der absolvierte Jurist auf ein „Adjutum“ zu warten genötigt war. In nationaler Hinsicht waren alle diese Elemente — die zahlreichen Priesterfamilien und die wenigen griechisch-katholischen Beamtenfamilien — insofern schwer zu bestimmen, als sie ihrer Umgangssprache nach zu den Polen hätten gerechnet werden müssen, während sie sonst, von allerdings zahlreichen Ausnahmen abgesehen, mit dem Polentum nichts gemein hatten. Ruthenisch sprachen die Geistlichen mit ihren Pfarrkindern, die Beamten mit ihren Dienstboten. Es fiel ihnen aber nicht ein, miteinander ruthenisch zu sprechen. Sie hätten sich vielleicht gerne in ihrem Familienleben der deutschen Sprache bedient, die ihnen für das Höchste auf kulturellem Gebiete galt, dies war aber eine Unmöglichkeit, da die äußerst wenig gebildeten Frauen dieses Milieus selten ein Wort deutsch verstanden und auch die meisten Geistlichen — gewiß nicht der höhere Klerus — in dem *Der-Die-Das* nicht besonders bewandert waren. Im Schul-, teilweise auch im Gerichtswesen herrschte noch das Latein und das bescheidene Deutsch, welches sich der durchschnittliche

Dorfpfarrer in der Schulzeit anzueignen in der Lage war, verflüchtigte sich bald mangels der Übung, denn die deutschen oder deutsch-böhmischen Beamten fanden selten Beifall an dem Verkehr mit diesem Element.

Das Polnisch als Umgangssprache hat jedoch teilweise zu seiner bewußten Polonisierung, und zwar weniger in dem Milieu der griechisch-katholischen Beamtenfamilien, die davor durch die Angst, „schlecht angeschrieben“ zu werden, bewahrt wurden, als in vielen, recht vielen ruthenischen Pfarrhäusern, deren eine so große Anzahl, den Traditionen der Kaste sowie der ethischen Verkümmern, der sie ausgesetzt war, zum Trotz, sich durch mannigfaltige, recht ansprechende Charakterzüge auszeichnete.

Diese Entwicklung wurde überhaupt durch den freundschaftlichen Verkehr der polnisch sprechenden Ruthenen mit ihren polnischen Mitbürgern gefördert, besonders aber durch die Schule, wo die ruthenischen Priestersöhne auf einer Bank mit ihren polnischen Mitschülern saßen. So wenig die damalige galizische Schule durch ihre Einrichtung und den in ihrem Lehrpersonal herrschenden Geist dazu berufen schien, der Polonisierung der ruthenischen Jugend Vorschub zu leisten, sie wurde doch zu deren wirksamem Werkzeuge, ohne daß die leitenden Organe sich darüber Rechenschaft geben konnten. Der trockene, in einer wenig anregenden Weise behandelte Lehrstoff erweckte in der Jugend den Durst nach kulturellen Elementen, die von dem durch die Schule Gebotenen so himmelweit entfernt lagen und, von dem Reize einer verbotenen Frucht behaftet, jugendlichen Herzen und Gemütern Begeisterung einflößten. Darunter stand obenan die zeitgenössische polnische Literatur — eine durch und durch verbotene Frucht — deren großartige Erzeugnisse, Dichtungen eines Mickiewicz, Słowacki, Krasiński, auf heimlichen Wegen aus Paris bezogen wurden und von den jungen Leuten, in ihren ebenfalls „heimlichen“, vor dem Auge der Polizei geschützten Zusammenkünften verschlungen, den Ruthenen wie den Polen schlaflose, träumerische Nächte brachten. An eine solche Lektüre schloß sich bald der „heimliche“ Unterricht in der polnischen Geschichte, der von älteren Kameraden den jüngeren erteilt wurde, wobei oft Ruthenen die Lehrerpflichten versahen. Die Nachklänge

der zeitgenössischen polnischen Martyrologie, die in der großen Dichtkunst ihren begeisterten, kunstvollen Ausdruck fanden — der Widerhall dessen, was sich auf dem Abhange der Warschauer Zitadelle, unter den Hieben der Knute, im weiten Sibirien abspielte und auch viel näher oft ihr abgeschwächtes Gegenstück fand — all dies in der anregenden Atmosphäre der kameradschaftlichen Freundschaft, übte auf die edelsten jugendlichen Elemente der beiden Volksstämme einen gewaltigen, für das ganze Leben ausschlaggebenden Eindruck. Die Nüchternen hielten sich davon fern oder wurden wohlweislich mit Vorbedacht ferngehalten.

Es ist wahrhaft nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß sogar in dem alten Polenreich zu keiner Zeit so viele ruthenische Priestersöhne zu warmen polnischen Patrioten geworden sind, wie damals in Galizien, namentlich unter dem Regime Metternich. In der polnischen Adelsrepublik war einem *Popowicz* (Priestersohn) nicht leicht, es zu etwas zu bringen, und gelang ihm dies ausnahmsweise, so wurde er beinahe immer eben als ein *Popowicz* mit Geringschätzung behandelt. Im Galizien vor 70—100 Jahren verflocht sich das polnische Nationalgefühl zumeist so eng mit ausgesprochen demokratischen Anschauungen, daß ein für die polnischen Ideale begeisterter *Popowicz* nimmer der Unannehmlichkeit ausgesetzt war, wegen seiner Herkunft zurückgesetzt zu werden. Als moderner *gente Ruthenus, natione Polonus* — seitdem diese Abart nach vollständiger Polonisierung der einst ruthenischen Adelsfamilien beinahe verschwunden war — wurde ein ruthenischer Priestersohn, der sein polnisches Nationalgefühl nicht verleugnete, mit ungeteilter Sympathie in der polnischen Gesellschaft begrüßt.

Die Sympathie, die diesen Polen „griechisch-katholischen Ritus“ entgegengebracht wurde, mochte sozusagen instinktiv gewesen sein, sie war aber ethisch tief begründet. Denn Vorteile konnte sich damals in Galizien niemand von der Betätigung seines polnischen Patriotismus versprechen. All dies gehört bereits so lange der Geschichte an, daß man nicht anstehen kann, die bekannte Tatsache festzustellen. War nun der galizische Pole davon nicht abzubringen, das *beneficium inventarii* des Polentums zu tragen, so tat er nur seine Schuldigkeit, der

mit Blut und Gut geerbten Überlieferung treu; sonst hätte er seine Selbstachtung wie die Achtung seiner Landsleute verlieren müssen. War es aber ein ruthenischer Priestersohn, der unter den obwaltenden Verhältnissen sich freudigen Herzens all den mit offener Bekennung und Betätigung des polnischen Patriotismus verbundenen Gefahren aussetzte, und wurde er daran nicht gehindert, weder durch seinen Vater, einen armen Dorfpfarrer, dem dies Unannehmlichkeiten bereiten konnte, noch durch seine schlichte, aber für das Ideelle nicht unempfindliche Mutter, noch durch seine Geschwister, worunter junge Geistliche oder Priesterfrauen sein mochten, die dadurch den Ordinariaten und Domkapiteln gegenüber als kompromittiert erschienen — so lag darin eine solche Fülle ideeller, ethischer Werte, daß ihnen auch ein ganz Fernstehender, geschweige denn die polnische Gesellschaft jener Zeit, tiefempfundene Achtung zollen mußte. Und es waren nicht einzelne Individuen, es war derer eine Legion, die sich auf diese Weise wenn nicht den Weg nach den Staatsgefängnissen von Spielberg und Kufstein, wenn nicht den Heldentod auf den Schlachtfeldern von Grochów und Ostrołęka, so doch einen unvermeidlichen Verzicht auf jegliche erträgliche Zukunft erkaufen.

Unten, neben den beiden so grundverschiedenen Elementen — stand das ruthenische Landvolk, die großen Bauernmassen, bei denen selbstverständlich von Nationalgefühl, von seinen leisesten Anwandlungen keine Rede sein konnte. Der Bauer war seiner Kirche, ebenso wie dem *Zissar* (Kaiser) ergeben, hing mit Liebe an dem Gottesdienst seiner *Zerkwas*, hielt ihn sowie den ruthenischen Kalender für entschieden besser als den „polnischen“ und wunderte sich, als Rekrut in die Lombardei verschlagen, daß Italien von lauter „Polen“ bewohnt war. Unverdorben — der Byzantinismus war an ihm spurlos vorbeigeschlichen —, sonst, von den feurigen Huzulen der Ostkarpathen abgesehen, vielmehr apathisch, aus fast lauter Analphabeten bestehend, aber reich an Bauernverstand, herzensgut — war dies ein überaus dankbares, bildungsfähiges Element. Dies kam fast immer zum Vorschein, wenn ein ruthenischer Bauernjunge, von seinem Gutsherrn in die Stadt geschickt, um dort die Normalschule, dann das Gymnasium zu besuchen, sich später emporgeschwungen hat. Unter Geistlichen waren

solche Emporkömmlinge äußerst selten, denn die Kaste hatte zu viel eigene Sprößlinge zu versorgen; eine besondere Abart der damaligen *gente Rutheni, natione Poloni*, haben manche aus diesen Reihen eine Rolle in der polnischen Gesellschaft um 1850 gespielt.

Dies waren die Elemente, an die Graf Stadion mit seinen Experimenten herantrat, die ruthenische Nationalität zu bilden: sage die ruthenische, da zu jener Zeit, nicht wie 60 Jahre vorher, zur Lebzeit des braven Lody, „Ruthenisch“ und „Russisch“ bereits streng auseinandergehalten wurde.

Hatte aber Stadion nicht gewisse Ansätze einer nationalen Bewegung vorgefunden, wie etwa die schüchternen Anwendungen nationalen Gepräges, die damals unter den Slovaken Oberungarns zum Vorschein kamen, und den Organen des Bachschen Regimes die Förderung der „nationalen Wiedergeburt“ dieses Volksstammes so sehr erleichtern sollten. Es muß festgestellt werden, daß die Slovaken jener Zeit in dieser Beziehung den Ruthenen entschieden voran waren. Aus ihrer Mitte sind doch Kollar, Pálacky hervorgegangen, die zwar ihr enges, armseliges Slovakentum frühzeitig mit dem viel breiteren für Historiker wie Philologen mehr anziehenden Böhmentum vertauschten; jedenfalls kann daraus geschlossen werden, was für kulturelle Elemente in diesem Volksstamm vorhanden waren. Dies trifft auch auf die armen Slovenen zu, die sich schon damals ihres Kopitar (1780—1844), ihres Miklosich (1813—1893) rühmen konnten. Beide waren zwar in Wien tätig, Gelehrte ersten Ranges, denen es in ihrer slovenischen Heimat zu eng war. Sie verleugneten jedoch nie ihre Nationalität, so daß durch ihr Ansehen in der gesamten Kulturwelt immerhin das berechnete Selbstbewußtsein ihrer Volksgenossen gehoben wurde, und es brauchte nicht ein fremder Aristokrat in ihrer Mitte zu erscheinen, um ihnen autoritativ die Überzeugung beizubringen, daß sie eine besondere Nationalität wären, „sowohl von den Polen als von den Russen verschieden“.

Man behauptet, es seien drei Ruthenen gewesen, die selber darauf gekommen waren, und zwar kurz vor 1848: Markian Szaszkiewicz, Jakob Hołowacki (zuerst Głowacki, später als

„Russe“ Gaławatzkij) und Joh. Wagilewicz.¹⁾ In den dreißiger und vierziger Jahren wurde dieser enge Freundekreis in Lemberg „*die ruthenische Trias*“ genannt.

Wie schwer es aber diesen drei Freunden fiel, sich darüber zu einigen, auf welche Wege die ruthenische Nationalität bei ihrem Erwachen zu lenken sei — erhellt aus der Tatsache, daß sie gerade als Hauptvertreter von drei diametral entgegengesetzten Richtungen in der Auffassung des ruthenischen Problems bezeichnet werden müssen. Głowacki-Gaławatzkij ist bald Russe *sans phrase* geworden, Wagilewicz, immer viel mehr zu der Abschattung *gente Ruthenus* hinneigend, hat sich in seinen späteren Jahren beinahe gänzlich von den Ruthenen losgesagt und ist im Rufe eines *Perekintschyk* (Überläufer — Verräter) gestorben. Markian Szaszkiewicz verschied noch fünf Jahre vor der „offiziellen Verkündigung“ des Bestehens einer besonderen ruthenischen Nationalität, und wenn es auch keinem Zweifel unterliegen kann, daß er sie mit Begeisterung begrüßt hätte, so ist es schwer zu verantworten, welche eine Stellungnahme ihm bei so mannigfaltigen, unter seinen nächsten Freunden vorgegangenen Umwandlungen beschieden wäre, wenn er länger gelebt hätte. Nichtsdestoweniger wird sein frühzeitiger Tod als ein Unheil für die Ausgestaltung des ruthenischen Problems in echt nationalem Sinne betrachtet; es wird sogar behauptet, daß die späteren Verirrungen der Ruthenen hätten vermieden werden können, wenn Markian Szaszkiewicz in den fünfziger und sechziger Jahren gewirkt hätte. Von seiten der nationalen Richtung, namentlich aber ihrer milderen Tonart, wird er als der eigentliche Urheber der echt nationalen Bewegung betrachtet, die nach der Auffassung dieser Kreise bald nach 1848 durch die russophile Strömung verdrängt, erst in den achtziger Jahren wieder stark hervortrat. Szaszkiewicz war nämlich von dem edlen Bestreben beseelt, für die Ruthenen ein Lomonossoff zu werden,

¹⁾ Wir stehen nicht an, in bezug auf die heutigen „Ukrainer“ den Klang ihrer Familiennamen (Rudnitzkyj, Cehelskyj) genau so in der Transskription wiederzugeben, auch mit erfolgten phonetischen Umwandlungen — wie sie dies selber tun —, dagegen darf man bei einem Szaszkiewicz, Hołowacki usw. nicht von jener Schreibweise abweichen, deren sie sich selbst in ihren Unterschriften bedienten.

und betonte unentwegt den Grundsatz, daß man bei der Bildung der ruthenischen Schriftsprache zu dem Volksidiom greifen sollte. Viel hat er darin wegen seiner so überaus kurzen, auf einige Jahre beschränkten Tätigkeit nicht auszurichten vermocht, er hat nur den zu verfolgenden Weg durch einige nicht ungelungene Gedichte vorgezeichnet, sowie durch die Veröffentlichung eines Almanachs, der 1837 erschien und als die erste literarische Betätigung des Ruthenentums, namentlich des galizischen, angesehen wird. Kennzeichnend ist, daß dieses so schüchterne literarische Unternehmen im nationalen Sinne auf beinahe unüberwindliche Hemmnisse von seiten andersgesinnter Ruthenen stieß, die dessenungeachtet unter die wenigen Pioniere der ruthenischen Bewegung gezählt werden. Nicht weniger kennzeichnend ist die Tatsache, daß Markian Szaszkiewicz, trotz seiner schroff ausgeprägten nationalistischen Färbung, soweit er gelegentlich das poetische Gebiet verließ und in Prosa halbwegs wissenschaftliche Gegenstände behandelte (über die zu treffende Wahl zwischen dem lateinischen und russischen Alphabet), dies in polnischer Sprache tat.

Es ist sehr lehrreich, im Lichte der Erinnerungen eines der drei Genossen der ruthenischen Trias der dreißiger Jahre in ihre Seele einen Blick zu werfen, um sich zu vergegenwärtigen, wie unfertig, wie fließend ihr nationales Bewußtsein war, wie die schüchternen nationalen Anwandlungen als ein kaum durch die schärfsten Gläser zu erkennendes Pünktchen erscheinen, woraus sich infolge des energischen Eingreifens Stadions der ruthenische Nebelfleck am galizischen Firmament ausgestaltet hat.

„Im Seminar — berichtet Hołowacki — fingen wir an über das ruthenische Volk, über die Volksaufklärung im Volksidiom zu plaudern . . . Jeder dachte darüber nach seiner Art, es wurde jedoch dadurch eine starke Bewegung der jugendlichen Gemüter angeregt.“ Also ein recht löblicher Ausgangspunkt der Bewegung, wenn junge Kleriker, die in ländlichen Pfarrhäusern aufgewachsen waren und bald als Seelsorger mit dem Volke wieder in Berührung treten sollten, sich so lebhaft über das brachliegende Problem der Volksaufklärung unterhielten; dies war neu, wie aus dem Berichte Hołowackis erhellt. Schade, daß er hier so mit Worten geizt und der Nachwelt das interes-

sante Detail vorenthält, was die Einzelnen hierüber dachten und worin ihre Ansichten so weit auseinandergingen, *quot capita tot sensus*. Hier, auf dem Boden solcher Gespräche erstand die ruthenische Trias. „Wir kamen fortwährend zusammen — fährt Hołowacki fort — zu Hause, in den Hörsälen, auf Spaziergängen; überall da plauderten wir miteinander zu dritt; wir belehrten einander, stritten, lasen zusammen, kritisierten, unterhielten uns über Literatur, Volkstum, Geschichte, Politik und dergl., und beinahe immer sprachen wir miteinander ruthenisch.“ Dies war auch neu; daher auch das „beinahe“, es war doch Sitte, im ruthenischen Seminar nicht anders als polnisch zu sprechen. Recht neu und auch löblich war es, daß die jungen Leute sich über so ernste Themata unterhielten, da dies um 1830 spielte, während von oben her nicht nur der Jugend, sondern überhaupt einem jedem treuen Untertan eingeschärft wurde: „Nicht räsonnieren!“

Im Jahre 1833 stand die Trias unter dem mächtigen Eindruck eines jüngst erschienenen polnischen Buches. Dies war die erste, von dem Herausgeber eingeleitete Sammlung ruthenischer Volkslieder, das verdienstliche Werk Watzlaw Zaleskis, dem sogar der begabteste Genosse der Trias, Szaszkwicz, in seiner emsigen Sammlerarbeit behilflich war.¹⁾ Nichts lag ferner der Trias, als gegen die Polen Front zu machen. Was Hołowacki selbst anbelangt, befand er sich damals — der spätere Gaławatzkij, dessen leidenschaftlicher Polenhaß auch in seinen erst nach 1860 geschriebenen Memoiren scharf hervortritt — auf einem viel gefährlicheren polonophilen Wege, als die harmlosen Beziehungen seines Freundes Szaszkwicz zu einem k. k. Statthaltereibeamten polnischer Nationalität, der sich in seinen Mußestunden mit Sammeln von Volksliedern beschäftigte. Er läßt sich in bissigen Worten über die „polnischen Intrigen“ aus, durch die in seinen Jugendjahren so manche seiner Volksgenossen verführt wurden, zu polnischen Patrioten zu werden,

¹⁾ Watzlaw Zaleski (1800—1849), zu jener Zeit einer der wenigen galizischen Polen, die sich dem Staatsdienste zugewendet hatten und darin ausharrten — während des „Völkerlenzes“ 1848 zum (ersten polnischen) Statthalter von Galizien ernannt und bald darauf gestorben —, Vater des nachherigen Statthalters, dann Ministers Philipp Zaleski, Großvater des 1913 verstorbenen österr. Finanzministers Watzlaw Zaleski.

fügt auch dabei mit Unmut hinzu: „Ich ergab mich ungern (*oddawaksia njeochotno*) derartigen Einwirkungen¹⁾ und glaubte nicht den polnischen Schwärmern, indem ich mir bei Seite dachte: Lassen wir ihnen ihr aufrührerisches Treiben; mögen sie ihre Wege, wir die unsrigen gehen; wir werden unser Volk aufklären und unsere Nationalität zu erhalten suchen.“ Die guten Vorsätze, die er in Beziehung auf Volksaufklärung faßte, hinderten ihn nicht, es Wagilewicz zu verübeln, daß dieser Enthusiast anstatt an die Prüfungen zu denken, unter das Volk gegangen war; allerdings eine Unvorsichtigkeit in den dreißiger Jahren, die der polenfreundliche Kamerad Hołowackis mit Unannehmlichkeiten bezahlte, indem er auf dem Lande arretiert und seinem Vater zur Bestrafung überliefert wurde. Man merkt, daß Hołowacki eine durch und durch praktische Natur war, und dies muß wohl der Grund gewesen sein, warum er der polnischen „Schwärmerei“, in die er sich nur „ungerne“ hatte verwickeln lassen, so bald den Rücken gekehrt hat.

Nicht weniger interessant sind die Erinnerungen eines Freundes der Trias, Nikolaus Ustianowicz, der zu ihr in engen Beziehungen stand, ohne jedoch diesem Kreise als der vierte im Bunde anzugehören. Später ist er denselben Weg wie Freund Hołowacki gegangen, weshalb auch seine Erinnerungen in der „allgemein-russischen“ Sprache (ein recht schlechtes Russisch, das aber dennoch Russisch sein will) verfaßt wurden.

Nach seinem eigenen Bekenntnis „hat es wenig gefehlt, daß er sich Ende 1830 unter Chłopickis Fahnen eingefunden hätte“ — der polnische Aufstand habe ihm aber gerade „die Augen geöffnet“, so daß er sich zu seiner ruthenischen Nationalität bekehrte. Welch ein Zusammenhang das eine mit dem anderen verbindet, sucht er nicht zu erklären, man wird jedoch nicht irren, wenn man diese rasche Bekehrung auf dieselbe nüchterne, praktische Natur wie bei Hołowacki zurückführt. Es wurde ihm auf einmal klar, auf was für abschüssige Wege die polnische „Schwärmerei“ führt, und froh, daß er der Versuchung

¹⁾ Pypin (*Istoria russkoj etnografii* III. 228) fragt zutreffend, wenn auch in einer etwas naiven Weise: „Warum haben sie sich denn von den Polen beeinflussen lassen?“ Er macht sich auch lustig über den *terminus technicus* Hołowackis „die polnische Intrige“, auf die der einstige Polonophile, dann National-ruthene, zuletzt als Russe Pypins Konnationale alles Böse zurückführt.

entging, an der Seite so mancher seiner tapferen Volksgenossen Polen sein Blut zu opfern, fand er in seiner Bekehrung das sicherste Mittel gegen eine solche Gefahr. Um die Zöglinge des ruthenischen Seminars davor wirksam zu schützen, wurden „von Zeit zu Zeit feierliche Versammlungen veranstaltet, wo einzelne Kleriker von der Seminarleitung gutgeheißene Vorträge über die Pflichten der Untertanen dem Monarchen gegenüber hielten“. Es fiel der Seminarleitung nicht ein, diese Vorträge in ruthenischer Sprache halten zu lassen. „Szazskiewicz“ — hier folgt wieder der Bericht in seinem vollen Wortlaut — „regte den Gedanken an, warum sollte man nicht ruthenisch vortragen? Es gelang ihm schließlich, die Obrigkeit dafür zu gewinnen, und er bot sich an, selbst den ersten Vortrag zu halten. Die schriftliche Ausarbeitung wurde in derselben Sprache verfaßt, in der er seine Gedichte schrieb, der Rektor verweigerte nicht seine Zustimmung und die Sache fiel glänzend aus, das ganze Seminar war entzückt, das ruthenische Nationalbewußtsein stieg um 100 Prozent.¹⁾ Die Pastoralisten verpflichteten sich mit Ehrenwort, in den Lemberger griechisch-katholischen Kirchen nicht anders als ruthenisch zu predigen. Pleszkiewicz war der erste, der eine ruthenische Predigt für die städtische Pfarrkirche fleißig ausgearbeitet hat — nun hört, wie stark waren die eingewurzelten Vorurteile! Der Prediger erschien auf der Kanzel, bekreuzte sich, las den altslavischen Text vor, als er aber einen Blick auf das versammelte intelligente Publikum warf, vermochte er kein Wort auf ruthenisch vorzubringen. Aufs äußerste verwirrt, nahm er sein Heftchen in die Hand, übersetzte Wort für Wort aus dem Ruthenischen ins Polnische und nur mit der größten Schwierigkeit konnte er auf diese Weise zum Schluß der Predigt gelangen. Im Seminar wurde man daraufhin einig, daß es unmöglich sei, in Lemberg ruthenische Predigten zu halten, man solle darauf nur in den Dorfkirchen bestehen; Szazskiewicz erwirkte nur, daß niemand von den Seminaristen sich *auf polnisch* bekreuzen dürfe, daß der Prediger immer den Evangelientext altslavisch vorlesen müsse, und wenn dies auch in einer römisch-katholischen Kirche wäre, unter keiner Bedingung die Rochette an-

¹⁾ Dies sind alles Worte des Ustianowicz; so berechnet er die Wirkung des Vortrags seines Freundes — eine nüchterne, praktische Natur.

ziehen solle, daß mit einem Worte unser Prediger auf jedem Schritt als Ruthene erscheine und sich unter den Lateinern nicht *vertuschen* (*nje stuschowywatsa*) lasse. Zu jener Zeit hieß das einen nationalen Sieg erringen!“ — bemerkt zum Schluß Ustianowicz.

Gab es denn wirklich zu jener Zeit keine nationalbewußten Ruthenen außer dem kleinen Kreise der von Szaszkiewicz angefeuerten Seminaristen, deren Kühnheit, wie aus dem Fall Plezskiewicz erhellt, viel zu wünschen übrig ließ?

Wirkte doch bereits zu Ende der dreißiger Jahre am griechisch-katholischen Diözesanseminar in Przemyśl Prof. Anton Dobrzański (1810—1877, in seinen späteren Jahren Dobrjanskij) — den überschwänglichen Worten seines Biographen zufolge: „der würdige Sohn unseres Galitscher-Reußischen Heimatlandes, der prophetische Apostel der russischen (reußischen?) Wahrheit (*Prorokom-Apostolom russkoj prawdy*), Patriot und Vater des Vaterlandes“.¹⁾ Ihm zur Seite standen einige nicht viel ältere Genossen, die ihre Nationalität nicht verleugneten, wie der wissenschaftlich geschulte Philologe Josef Lewicki, ebenfalls Zögling des Wiener Barbraeum und des berühmten Slavisten Kopitar Schüler — wie Dionisius Zubrzycki, ein fleißiger Autodidakt, der sich mit historischen Studien beschäftigte — wie Lewickis Widersacher, Josef Łoziński, der Verfechter des Gebrauches des lateinischen Alphabets im Ruthenisch — wie schließlich der damals noch junge P. Anton Pietruszewicz, nachher Verfasser vieler verdienstvoller Untersuchungen historischen und archäologischen Inhalts. All die Genannten waren Schriftsteller, die sich in ihren literarischen Arbeiten

¹⁾ Eine Sensation war es, daß Dobrzański 1847 bei Einweihung einer neuen *Zerkwa* mit Zustimmung des Diözesanbischofs Sniegurski die feierliche Predigt nicht polnisch (wie dies sein begeisterter Biograph hervorhebt), sondern in der bauern-russischen (reußischen?) Sprache (*na chłopsko-russkom jasykje*) hielt. Der Biograph Dobrzańskis, der berühmte Lemberger Russophil älteren Typus B. Diedytkyj (vorher Dziedzicki) befaßigte sich, russisch zu schreiben (die Biographie erschien 1881, unmittelbar vor dem Prozesse Hrabar, s. oben S. 90), weshalb es so schwer ist, manchen seiner Ausdrücke in der Übersetzung genau wiederzugeben. Es ist wirklich Undank von seiten der russischen Schriftsteller, daß sie sich über das schlechte Russisch dieser galizischen russischen Patrioten der früheren Periode so erbarmungslos lustig machen.

selbstverständlich der polnischen Sprache bedienten, sonst aber bereits damals ihre ruthenisch-nationalen Anwandlungen hervorzukehren pflegten: eine sehr bezeichnende Erscheinung, wenn man dies der völligen Vernachlässigung kultureller Aufgaben nach erfolgtem „nationalen Erwachen“ des Jahres 1848 gegenüberstellt.¹⁾ „Ich zähl' die Häupter“ . . . außer den genannten vormärzlichen Nationalen würde es wohl schwer fallen ihrer, nicht allzu langen Reihe noch jemanden beizufügen.

Man könnte denken, daß auch außerhalb der ruthenischen Priesterkaste, d. i. unter den griechisch-katholischen Beamtenfamilien, die zwar aus dieser Kaste hervorgegangen waren, jedoch infolge ihrer Stellung mit ihr nunmehr nur durch verwandtschaftliche Beziehungen verknüpft waren, parallel mit den schüchternen, in dem Lemberger Seminar betätigten ruthenisch-nationalen Anwandlungen, ähnliche Regungen auch zum Vorschein gekommen wären. Dies war jedoch nicht der Fall — bis 1848 läßt sich dies wenigstens nicht beobachten. So lange man in diesem Milieu nicht wußte, wie „die hohe Regierung“ so etwas beurteilen würde, blieb es in nationaler Beziehung völlig indifferent, d. h. nach der Auffassung der Regierungskreise „korrekt“. „National“ — in irgend welcher Richtung — war nach oben hin überhaupt keine gute Empfehlung; auch viel zu deutsch, außerhalb des streng vorschriftsmäßigen, hat dasselbe Schicksal geteilt. „Ruthenisch“ im Sinne „Antipolnisch“ mochte auch vor Stadion eher als alles andere bei der „Landesstelle“ Gnade gefunden haben; sicher war dies immerhin nicht und indifferente Korrektheit erschien viel empfehlenswerter.²⁾ Was wunder, daß in Ermangelung jenes ideellen Triebes, von dem ein Szazskiewicz oder Wagilewicz beseelt waren, und dessen Einwirkung sogar einen nüchternen Głowacki oder Ustianowicz zu beeinflussen vermochte, das griechisch-katholische Beamtentum den ruthenischen Schwär-

¹⁾ Vgl. oben S. 54.

²⁾ Nachdem der von Szazskiewicz herausgegebene Almanach (*Dnistrowaja Rusalka*) 1837 erschienen war, ärgerte sich darüber der Lemberger Polizeidirektor Neumann. „Wir haben“ — rief er — „mit den Polen vollauf zu schaffen und diese Tollköpfe wollen noch die todbegrabene ruthenische Nationalität aufwecken.“ Es fehlte eben dem durchschnittlichen Bürokraten an der staatsmännischen Weisheit eines Stadion.

mereien gegenüber, wie allen sonstigen Schwärmereien, sich ganz gleichgültig — allerdings nur bis auf Stadions Zeit — verhielt.

Was dachten aber darüber die ruthenischen Bischöfe, die mit der Leitung der nationalen Kirche betraut, vor allen dazu berufen schienen die Nationalität, die in diesem Kirchenwesen ihren Ausdruck fand, zu fördern und zu schützen, sie väterlich zu pflegen?¹⁾ Waren sie denn auch insgesamt der „polnischen Gefahr“ zum Opfer gefallen, wie so manche in den Reihen der ihnen unterstehenden Geistlichkeit? Ihre Gebeine würden sich im Grabe rühren, wüßten sie, daß so etwas vermutet werden

¹⁾ Es bestand ein sichtlicher Unterschied zwischen den ruthenischen Bischöfen der zwei aufeinanderfolgenden Generationen, derjenigen, die noch aus der Zeit vor der Teilung Polens polnische Traditionen in die österreichische Zeit überbrachte, und der darauffolgenden, die bereits völlig den Stempel des Wiener Barbaereums trägt. Als typischer Vertreter der ersteren kann Harasiewicz (1763—1836) gelten. Sohn eines armen Pfarrers, sehr begabt und strebsam, seit der Errichtung des ruthenischen Instituts daselbst tätig, zur Zeit der Insurrektion Kościuszkos Redakteur einer patriotischen polnischen Zeitschrift, hat sich Harasiewicz später von jeglicher polnischer Schwärmerei losgesagt, erntete die Erhebung in den Freiherrnstand und starb als Harasiewicz Baron von Neustern und griechisch-katholischer Metropolit. Auf ziemlich gleichem Geleise bewegte sich weiter die Ideologie der ruthenischen Kirchenfürsten der zweiten Generation bis 1848. Dann aber, sozusagen autoritativ zur Führung der nationalen Bewegung berufen, mußten sie gerne oder ungerne ihren nationalen Indifferentismus aufgeben. Die Rolle des offiziellen Hauptes der nationalen Bewegung war dem jüngeren Bischof von Przemyśl anheimgefallen, der bald auf den Metropolitanstuhl gestiegen war. Er wurde in übertriebener Weise als ihr bedeutendster Vertreter, als Urheber der nationalen Wiedergeburt gefeiert. Sein Tod (1863) gab Anlaß zu Veranstaltung pomphafter Trauerandachten in den *Zerkwas*, durch die der nationale Geist gehoben werden sollte und die in Ermangelung anderweitiger ähnlicher Reizmittel den gleichzeitigen polnischen Manifestationen — dies war doch das Aufstandsjahr 1863 — entgegengestellt wurden. Bekanntlich hat aber Jachimowicz bis auf sein Lebensende nie anders als polnisch oder deutsch gesprochen und mancher bescheidene Pfarrer erlebte eine schroffe Zurechtweisung, wenn er es wagte, seinen Oberhirten auf ruthenisch anzusprechen. Dies war bei ihm gewiß keine Vorliebe für das Polentum, dem gegenüber er nach 1848 bei jeder Gelegenheit feindselig auftrat. Was könnte denn in einem grelleren Lichte das Künstliche, das Gemachte der ruthenischen Bewegung in der Ära Stadion und Bach hervortreten lassen? Der Nachfolger von Jachimowicz und zielbewußter Fortsetzer seines Werkes, Metropolit Litwinowicz (1863—1869), dessen Wirksamkeit in die sechziger Jahre fiel und für die Weiterentwicklung des ruthenischen Problems eine große Bedeutung hatte, würde eine besondere Besprechung erheischen, im Zusammenhange mit dem oben Kap. IV, S. 54—68 behandelten Gegenstande.

könnte. Bei diesen Musterzöglingen des Wiener Barbaraeums war dies zu Metternichs Zeit eine reine Unmöglichkeit. In ihren bischöflichen Palästen, mit ihrer ruthenischen Umgebung sprachen sie allerdings polnisch, denn welcher anderen Sprache hätten sie sich bedienen sollen, aber vor allem, was mit dem polnischen Nationalgefühl im Zusammenhang stand, so würden sie sich wie vor dem lebendigen Gottseibeius bekreuzt haben, wenn auch möglicherweise aus Gewohnheit *auf polnisch*. Wurde ihre Autorität in bezug auf Fragen in Anspruch genommen, die, wenn auch an sich harmlos, für die ruthenische Entwicklung von Belang waren, z. B. ob man sich für das lateinische oder für das slavische Alphabet entscheiden sollte — so wußten sie sich nur auf die Weise aus der Verlegenheit zu ziehen, daß sie abwechselnd einmal der einen, einmal der entgegengesetzten Ansicht recht gaben.

Und doch wäre es irrig, wenn man den ruthenischen Bischöfen vorwerfen oder nachrühmen würde — je nach dem Standpunkt, von dem man dies betrachten wollte —, daß sie dem Ruthenentum als solchem gegenüber gleichgültig gewesen wären. Darf dies nicht als Nationalgefühl bezeichnet werden, so waren sie wegen ihrer Stellung — die zwei einzigen offiziellen Führer ihres Volksstamms — von dem vagen Bewußtsein geleitet, daß es ihre „Pflicht und Schuldigkeit“ war, immerdar als Ruthenen aufzutreten. Wie aber dies anzufassen, was zur Hebung des Nationalbewußtseins nötig wäre — dies war ihnen nicht klar. Sie kannten von Wien her sicher den Spruch: „Wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren“ — um so mehr ein Bischof, zumal ein josephinischer. Sie hatten daran genug, ihr Ruthenentum durch Negation des Polonismus hervorzukehren, worin sie allerdings nicht so weit gingen, um sich der polnischen Umgangssprache zu entschlagen, weil dies praktisch viel zu unbequem gewesen wäre. Nur in politischer Beziehung gegen das Polentum Stellung zu nehmen — ihre geistliche Herde, soweit dies möglich war, vor der „polnischen Gefahr“ zu beschützen — daneben den orientalischen Ritus und die slavische Liturgie so engherzig als möglich zu wahren und allen etwaigen Anwandlungen der „Latinisierung“, die doch hie und da unter den ruthenischen Pfarrern zum Vorschein kamen, den Riegel vorzuschieben: dies schien ihnen

genug, um der ruthenischen Sache gegenüber den Aufgaben der ruthenischen Kirchenfürsten gerecht zu werden. Mehr verlangten auch die Regierungskreise nicht — mindestens bis auf Stadions Zeit — nachdem sie durch Erfahrung belehrt wurden, daß mehr von den Ruthenen auf nationalem Gebiete nicht zu erlangen war.

Und die Gesamtheit der ruthenischen Geistlichkeit — die Priesterkaste mit ihren Angehörigen beiderlei Geschlechts — stand sie denn so vollends im Bann der Eroberungen der „polnischen Gefahr“, daß auch ihr Boden für die nationale Bewegung — eine spontane, nicht von oben herab anbefohlene Bewegung — so ganz unempfänglich war? Gewiß nicht, wenigstens was die Fortschritte des Polonismus anbelangt, die, wenn auch weit gediehen, bei weitem nicht eine allgemeine Erscheinung darstellten. Es waren immerhin in diesem Milieu nur weiße Raben — allerdings bedeutend zahlreicher als die ornithologischen Exemplare —, denen das in jener Zeit so gefährliche polnische Nationalgefühl, zumeist durch ihre aus der Schule in das Pfarrhaus heimkehrenden Söhne vermittelt, in Blut und Seele übergegangen war. Die große Masse der Kaste war national indifferent oder doch von Anwandlungen nicht frei, die so manche Erscheinungen in der Weiterentwicklung des ruthenischen Problems nach Stadions Zeit erklärlich erscheinen lassen. Möge hierüber wieder unser Gewährsmann, der unvergleichliche Hołowacki, zu Wort gelangen.

In seinem Elternhause — seine Mutter war selbstverständlich auch eine Priesterstochter — wurde abwechselnd polnisch und ruthenisch gesprochen; was aber kennzeichnend ist, Hołowackis Eltern sprachen nach alter Gewohnheit untereinander polnisch, mit den Kindern dagegen ruthenisch. Bedenkt man, daß seine Kindesjahre in die Zeit gleich nach 1810 fielen, so darf daraus geschlossen werden, daß bereits in jener Zeit im Schoße der ruthenischen Priesterfamilien sich ein gewisser Anlauf zu nationalen Anwandlungen betätigt haben muß. Es wäre wohl zu gewagt, dies mit den charakteristischen Erscheinungen in Zusammenhang zu bringen, von denen oben bemerkt wurde, daß sie mit der Aufhebung des Lemberger ruthenischen Instituts und der Wiedererrichtung des Wiener Barbaraeums zu-

sammentreffen¹⁾ Hołowackis Vater war wohl ein Zögling des 1804 aufgehobenen ruthenischen Instituts, wo zwar bekanntlich der Unterricht vorwiegend in polnischer Sprache erteilt, aber „Ruthenisch“ und „Russisch“ verwechselt wurde. Der Alte erzählte seinen Kindern mit Vorliebe über Rußland, über den Krieg von 1812, über die russischen Truppen, die in Galizien zu sehen waren, „über die russischen Generäle, unter deren Verwaltung Galizien im Jahre 1809 stand (!)“ . . . „Mein Vater — sagt Hołowacki — erteilte mir den ruthenischen Unterricht nach einer gedruckten *kirchenslavischen* Fibel — es handelte sich darum, *po russki* zu lesen (soll man dies übersetzen: ruthenisch oder russisch?); ruthenisch (russisch?) zu schreiben habe ich nicht gelernt, weil weder mein Vater noch der *Djak* (Küster) die russische Kursivschrift kannten.²⁾ Was die Erinnerungen Hołowackis aus seinen Kindesjahren in bezug auf das Politische anbelangt, sind sie selbstverständlich recht dürftig — ein galizisches Dorf lag doch damals so weit von allem politischen Getriebe. Er verzeichnet, daß sowohl Polen als Ruthenen³⁾ mit dem griechischen Aufstand sympathisierten, sich über die Siege von Diebitsch und Paskjewitsch in dem türkischen Kriege freuten, während die Deutschen und die Juden sowohl den Griechen als den Russen abhold waren; daß die hier zusammentreffenden Sympathien der Polen einer-, der Ruthenen andererseits auf ganz verschiedene Beweggründe zurückgingen, entzieht sich der Beobachtung Hołowackis. Interessant ist folgendes, was sich wohl auch wörtlich anzuführen lohnt. „Zur Zeit der Krönung (Nikolaus I. zum König von Polen) in Warschau im Jahre 1829

¹⁾ S. oben S. 351.

²⁾ Die Kenntnis des ruthenischen Alphabets war in den Kindesjahren des alten „Głowacki“ so wenig verbreitet, daß im Jahre 1796 das Lemberger Gubernium sich veranlaßt gesehen hat, anzuordnen, in das ruthenische Generalseminar nur solche Zöglinge aufzunehmen, die ruthenisch lesen konnten. Diese Anforderung beschränkte sich jedoch auf die Druckschrift, es war auch nicht leicht, die Kursivschrift zu erlernen und ruthenisch zu schreiben. Der Vater Alexander Barwinskyjs, auch ein ruthenischer Pfarrer (ordiniert 1830), kannte die ruthenische Kursivschrift, was er jedoch nur einem glücklichen Zufall verdankte; er war Neffe des Archipresbyters des Lemberger Metropolitankapitels und griech.-kath.-erzbischöfl. Generalvikars Martin Barwiński. Seine Predigten schrieb er dessenungeachtet mit lateinischer Schrift in ruthenischer Sprache.

³⁾ Ruthenen waren griech.-kath. Pfarrer — Polen wahrscheinlich niedere landwirtschaftliche Verwaltungsbeamte, die mit den ersteren verkehrten.

waren die Polen entzückt; sie sprachen, Zar Nikolaus werde Posen zurückgewinnen und das Königreich, bis auf die Eisenpfähle (Grenzen des Reichs Boleslaw Chrobrys 1025) erweitert, wiederherstellen. Hier stießen die beiderseitigen nationalen Überlieferungen und Aspirationen aufeinander. Wir glaubten daran, daß der Zar Posen an sich reißen wird, aber für keinen Preis in der Welt wollten wir Wolhynien, Podolien, Weiß- und Rot-Reußen an Polen ausliefern; wir hielten fest an den ruthenischen (russischen?) Ländern, wir stritten darüber mit den Lachen (Polen), endlich erklärten wir unentwegt: *Keinen Span ruthenischen (russischen?) Bodens treten wir euch ab; soweit die Zerkwa¹⁾ reicht, ist alles unser* — als wenn dies von uns abhinge.“

Von einem bescheidenen ruthenischen Dorfpfarrer aus Metternichs Zeit, von seinen Nachbarn und deren Familien, auch von der Jugend, deren Vertreter in der Folgezeit bereits mehr darüber zu sprechen hatten — hingen diese Dinge gewiß nicht ab. Für die Weiterentwicklung der damit zusammenhängenden Probleme, an der dieser Jugend und ihrer Nachkommenschaft mitzuwirken beschieden war, war es und ist von Belang, was diesem Gedankengange auf dem Boden der geschilderten Verhältnisse zugrunde lag:

„Polnische Umgangssprache in der ruthenischen Familie — polnische Predigt in der ruthenischen *Zerkwa* — Verzicht auf alles, was als ruthenisches Schrifttum, ruthenisch-nationales Kulturwesen gelten könnte — all dies kann man sich, wenn nicht anders möglich, mit Resignation gefallen lassen; aber ein Span Rot-Reußen, Wolhynien, Podolien an Polen — nimmermehr, um keinen Preis der Welt!“

Damit ist so vieles, das meiste zu erklären.

Als im Jahre 1848 unter den Fittichen Stadions in Lemberg der „Ruthenische Nationalrat“ ins Leben gerufen wurde und zugleich der „Ruthenische Gelehrtenkongreß“ zusammentrat, um der wiedererwachenden Nation den Weg ihres kulturellen Entwicklungsganges vorzuzeichnen, erscholl die beachtenswerte Stimme des einzigen wahren Gelehrten unter den

¹⁾ Wohlgemeint ohne Unterschied zwischen der unierten und der russisch-orthodoxen *Zerkwa* (Kirche).

Versammelten, des damals noch recht jungen, vor kurzen im Greisenalter verstorbenen Anton Pietruszewicz:

„Laßt uns die Russen ihr von dem Kopfe ab begonnenes Werk fortsetzen, und wir werden von den Füßen ab hinaufsteigen. So werden wir einmal, früher oder später, im Herzen zusammentreffen.“

Wurde dies recht verstanden? Stadion hat dies gewiß unbemerkt vorübergehen lassen, und in seinen Berichten nach Wien dürfte sich schwerlich darüber etwas vorfinden. Dennoch war es stark übertrieben, wenn 18 Jahre darauf, gleich nach der Schlacht bei Königgrätz Głowacki-Hołowatzkij-Gaławatzkij unverblümt zu erklären angemessen fand:

„Wir haben uns beflissen, im Jahre 1848 zu versichern, daß wir keine Russen sind, sondern Ruthenen, um die Gunst der Regierung zu erlangen; die Geschichte wird uns diese Lüge verzeihen, denn im entgegengesetzten Falle, hätten wir die Wahrheit gesagt, man hätte uns nie erlaubt, Russen zu werden.“

Ich glaube, der nachherige Gaławatzkij war 1848 noch selbst unschlüssig, was aus ihm werden soll — höchstens Professor der ruthenischen Sprache an der Lemberger Universität, wozu er auch bald ernannt wurde. Insofern wäre er vielleicht samt seinen Genossen seitens der unbefangenen historischen Kritik gegen seine eigene Verleumdung in Schutz zu nehmen. Ohne dies hier zu versuchen, wollen wir nur zum Schluß feststellen, daß die Legende von der angeblich durch und durch nationalen Stellungnahme des ruthenischen Nationalrates von 1848, der dann schon im folgenden Jahrzehnt die Führer der ruthenischen Bewegung untreu geworden seien, und an deren Traditionen erst die „Nationale Partei“ der achtziger Jahre wieder angeknüpft hätte — tatsächlich nichts anderes als eine auf „Selbsttäuschung“ beruhende Legende ist.¹⁾

¹⁾ Die auf den Gegenstand dieses Exkurses bezügliche Literatur wird den deutschen Lesern, von wenigen Ausnahmen abgesehen, schwerlich zugänglich sein. Bei der Eigenart der hier behandelten Materien jedoch können wir nicht umhin, wenigstens die wichtigsten der einschlagenden Quellschriften, auf denen die hier gebotene Darstellung beruht, oder an deren Inhalt sie nachgeprüft werden kann, anzuführen. Die ruthenischen und russischen Titel werden in der Tran-

Was die Begebenheiten des Jahres 1848 betrifft, in denen sich tatsächlich „die Gunst der Regierung“ (Gaławatzkijs Worte) über die junge ruthenische Bewegung in Strömen ergossen hat, können wir um so leichter von einer Erörterung des betreffenden Tatsachenmaterials absehen, als die wesentlichen darauf bezüglichen Einzelheiten in einem leicht zugänglichen, in der deutschen Sprache unlängst erschienenen Werke fleißig zusammengestellt vorliegen. Ich meine damit: Helfert, *Geschichte der österreichischen Revolution im Zusammenhange mit der mitteleuropäischen Bewegung der Jahre 1848 und 1849*, 2 Bände (1907).

Der leichtfertige Dilettantismus Franz Stadions (1806 bis 1853) hat Österreich nicht nur auf dem Boden seines damals als Hinterland betrachteten und behandelten östlichen Kronlandes tiefe Wunden geschlagen. Wurde er doch in dem schwerwiegenden Augenblick, als nach der Wiener Oktoberrevolution über die Wege der Weiterentwicklung der Monarchie die zukunftschwangeren Entschlüsse gefaßt werden mußten, an die Spitze der Regierung gestellt, denn der leichtlebige Fürst Felix Schwarzenberg hatte ihr nicht viel mehr als seinen Namen gegeben, während von der Intelligenz Stadions die eigentliche Führung des Staates im Momente der furchtbarsten Krisis, die er je durchzumachen hatte, erwartet wurde. Der allzu schweren Aufgabe nicht gewachsen, hat Stadion die Kraftanspannung, welche die Sachlage erforderte, durch die Geistesstörung bezahlt, die ihn nach kurzer Amtswaltung aus

skription wiedergegeben, die in den auf die slavische Philologie bezüglichen wissenschaftlichen Schriften üblich ist.

Onyškėvič, *Ruska Biblioteka*, III. (Lemberg 1884).

Literaturnyj [Sbornyk vydawajemyj hałycko-ruskoju Matycęju (Red. B. Didytskij, Lemberg 1885).

Didytskij, *Antonij Dobrińskij, jego žižń i dējatėlnośt v Gałyckoj Rusi* (Lemberg 1851).¹

Finkel, *Historya Uniwersytetu lwowskiego do roku 1869* (Lemberg 1894).

B. Łoziński, *Agenor hrabia Gołuchowski*, Bd. I, Lemberg 1902.

Pypin, *Istoria russkoj etnografii*, III. (Petersburg 1891).

Die unschätzbaren Memoiren Alexander Barwinskyjs (*Spominki s moho žitja*, 2 Bände, Lemberg 1912—1913) umfassen zwar eine spätere Periode seit 1860, doch sind manche dort enthaltene Einzelheiten (über das Elternhaus des Verfassers u. dgl.) auch für die Zeit vor 1848 von Belang.

seiner Stellung zu scheiden genötigt und in den frühzeitigen Tod gestürzt hat.

Zu bedauern war und ist bis auf den heutigen Tag, daß seine galizischen Experimente nicht als vorzeitige Anzeichen der Geistesstörung erkannt, sondern im Gegenteil als die allein richtige staatsmännische Erkenntnis der in diesem Kronlande zu befolgenden Politik betrachtet wurden und demgemäß zur Richtschnur für eine lange Reihe von Jahren dienten. Angebahnt wurde dies bereits zu jener Zeit, als Stadion seit November 1848 Minister des Innern war. Eins seiner ersten Werke war der Erlaß, demzufolge die Zugeständnisse, die der polnischen Sprache zur Zeit des Völkerlenzes in dem galizischen Unterrichtswesen eingeräumt waren, entweder rückgängig gemacht oder wenigstens bedeutend eingeschränkt und die Mittelschulen Ostgaliziens den Ruthenen preisgegeben wurden. Eine Maßnahme, über deren Sinn und Berechtigung bei dem oben erörterten Zustande der ruthenischen Sprache es sich wirklich nicht lohnt, auch ein Wort weiter zu verlieren. Allerdings, da dies die Ruthenen selbst erklärlicherweise in große Verlegenheit versetzt hatte, hat dieser Umstand mehr als alles sonst eine Änderung der diesfälligen Erlässe zur Folge gehabt, viel mehr als die Gegenvorstellungen der Polen, denen gegenüber sofort eine unerbittlich feindselige Haltung eingenommen wurde — das letztere auch Stadions Werk, durch welches eine den tatsächlichen Verhältnissen entsprechende Entwicklung auf eine Reihe von Jahren hinausgeschoben wurde. Der Streit um die Mittelschule wurde, der überhandnehmenden germanisatorischen Strömung gemäß, durch das Salomonische Urteil geschlichtet, infolgedessen das galizische Schulwesen der Alleinherrschaft der deutschen Sprache überantwortet wurde, der — im Einklang mit der Reform der vormärzlichen Zustände — das alte Latein vollends weichen mußte. Kennzeichnend ist die Tatsache, daß die 1849 an der Lemberger Universität errichtete Lehrkanzel für die ruthenische Sprache und „Literatur“ einem Jakob Holowatzkij anvertraut wurde — sowohl für die Sach- als für die Menschenkenntnis der damaligen maßgebenden Kreise überaus kennzeichnend. Die neue Lehrkanzel erfreute sich in den fünfziger und sechziger Jahren einer ganz besonderen Fürsorge der Regierung, während Holo-

watzkij immer entschiedener und zielbewußt das „Ruthenisch“ in das Geleise des „Russischen“ zu schieben suchte. Inzwischen blieb die seit 1817 bestehende Lehrkanzel der polnischen Sprache und Literatur¹⁾ eine Zeitlang unbesetzt, und nachdem ihre Wiederbesetzung erlangt und als eine nationale Errungenschaft von vielverheißender Bedeutung lebhaft begrüßt wurde, suchte man den bedeutenden Mann, der auf diesen Lehrstuhl berufen wurde, zu bewegen, seinen Lehrstoff „vielmehr“ im Sinne der slavischen Philologie zu behandeln. Wie mächtig aber die Gedankenrichtung Stadions noch eine Zeitlang nach seinem Hinscheiden die Regierungskreise beherrschte, beweist der Umstand, daß im Jahre 1862, als in Lemberg an der juristischen Fakultät zwei Lehrstühle mit ruthenischer Vortragssprache errichtet wurden und die Polen ihrerseits auf ein ähnliches Zugeständnis vergebens Anspruch erhoben, in dem Ministerialerlaß vom 29. Juni 1862 als Motiv der erfolgten Maßnahme das Bedürfnis bezeichnet wurde, der ruthenischen Sprache die Gelegenheit zu ihrer Entwicklung zu gewähren.²⁾

Die Ruthenen hat Stadion gewiß nicht erfunden, wie man zu scherzen beliebte; die Erfindung des Mittels, in dem Lande den Nationalitätenstreit zu entfachen und zu schüren, kann ihm nicht abgesprochen werden. Dies war zielbewußt. Daß er hingegen unbewußt auch das Mittel erfunden hat, unter der kaisertreuen ruthenischen Bevölkerung Galiziens die auf konfessionellem Boden seit jeher glimmenden Funken eines halbbewußten Russophilismus zum Auflodern in hellen Flammen zu verhelfen — wird niemand leugnen können, wer diesen bis nun beinahe unberührten Gegenstand einer näheren, auf ernsten, quellenmäßigen Studien begründeten Betrachtung unterzieht. Zu seiner Entschuldigung dürfte ihm nur die mangelhafte Sachkenntnis und die davon herrührende völlig verfehlte Auffassung des schwierigen Problems gereichen. Auch die Vorakten (vgl. oben S. 351) hat er wohl nicht gekannt.

¹⁾ Die 1817 erfolgte Errichtung dieser Lehrkanzel stand im engen Zusammenhange mit den kurzlebigen Anwandlungen einer Annäherung an das polnische Element, die in der Politik Metternichs unmittelbar nach dem Wiener Kongreß zum Vorschein kam und durch das Gebaren Alexanders I. als „Wiederhersteller“ des Königreichs Polen hervorgerufen waren.

²⁾ Vgl. die oben S. 345 angeführte Meinung Hruschewskyjs über die Verhältnisse jener Zeit.

Die österreichische Regierung hat allezeit dem ruthenischen Element Galiziens ihr weitgehendes Wohlwollen angedeihen lassen und es hat auch vor 1848 nicht an Versuchen gefehlt, durch dessen nationale Belebung in ihm eine Stütze gegen das Polentum zu finden. So lange das Wesen des herrschenden Systems es nicht zuließ, die polnischen Staatsbürger Österreichs zu einem staatserhaltenden Element auszugestalten und zu verwerten, waren derartige Versuche, die sogar von einem Hruschewskyj mit Dank verzeichnet werden, von dem Standpunkte der damaligen Regierungskunst betrachtet, ganz natürlich und zweckentsprechend. Als jedoch das in Wien ausgesprochene Lösungswort „*Ruthenisch*“ in Galizien entweder keinen Widerhall fand oder kurzweg in „*Russisch*“ umgewandelt wurde, hatte man bald Abstand genommen, sich auf weitere Experimente auf dieser Bahn einzulassen. Kam es jedoch zu irgendwelcher Betätigung des Ruthenentums, so konnte dieses immer, auch vor 1848 auf mehr Vorschub seitens der Regierung rechnen, als dies den polnischen nationalen, wenn auch in den Grenzen der strengsten Loyalität gehaltenen Bestrebungen beschieden war. Der Ärger eines nervösen Polizeidirektors, daß noch eine Nationalität aufzutauchen schien¹⁾, kann gewiß nicht als Gegenbeweis angeführt werden, da er wohl nur der Besorgnis des biedereren Bürokraten zuzuschreiben ist, die Zahl der „Exhibiten“ könne dadurch anwachsen, und zwar ohne entsprechende Vermehrung des Beamtenpersonals. Trauriger war, daß in der Folgezeit ein derart schwieriges, in seiner Bedeutung weit den Bereich der momentanen Verlegenheiten überragendes Problem von Gesichtspunkten aus behandelt wurde, die nicht viel über das Niveau der bürokratischen Routine eines Lemberger Polizeidirektors der Ära Metternich erhoben waren.

Man darf jedoch, um nicht ungerecht zu sein, den Zeitverhältnissen Rechnung tragen. Großzügige Gesichtspunkte in der Auffassung innerpolitischer Probleme von Männern zu verlangen, die der Schule Metternichs entwachsen waren — sollte auch unter ihnen der eine oder der andere persönlich keinen Anlaß gehabt haben, sich für Metternich zu be-

¹⁾ S. oben S. 366.

geistern¹⁾ —, dies wäre einfach eine historische Ungerechtigkeit. Um so mehr sollte, um unheilbaren Fehlern vorzubeugen, die Geschichte — *magistra vitae* — weiterhin nicht geringgeschätzt werden.

Es wäre gewiß müßig, sich die Frage zu stellen, was denn aus dem ruthenischen Volksstamm geworden wäre, hätte Stadions staatsmännischer Dilettantismus nicht in seine Geschicke eingegriffen. Jedenfalls kann man sich vorstellen, daß in diesem Falle die Abart *gente Rutheni, natione Poloni* nicht so rasch dem Absterben verfallen wäre, wie dies unter dem durch die Ideen Stadions beeinflussten System der Fall gewesen ist. Dennoch ist es wohl ein Irrtum, sich einzubilden, daß ohne Stadions Eingreifen die ruthenische Bewegung nicht zum Vorschein gekommen wäre, wie man dies auf der polnischen Seite zu glauben so oft geneigt ist. So schwach und unsicher auch die nationalen Anwandlungen eines Markian Szaszkiewicz und seiner Genossen sein mochten, es ist doch schwer sich vorzustellen, daß daraus

¹⁾ Franz Stadions Vater, Graf Joh. Philipp Karl Stadion (1763—1824), nach einer glänzenden diplomatischen Laufbahn seit 1805—1809 Hof- und Staatskanzler, 1815—1824 Finanzminister (Schöpfer der 1817 errichteten Nationalbank, die nach dem Ausgleich mit Ungarn in die nunmehrige Österreichisch-ungarische Bank umgebildet wurde), einer der bedeutendsten Staatsmänner Österreichs, war der gefährlichste Gegner Metternichs, von dem er aus dem Posten des Staatskanzlers herausgedrängt wurde. Beide, Vater und Sohn, verdienen gewiß eine monographische Würdigung ihres Lebenslaufs, der erste im Hinblick auf seine in jener Zeit einzig dastehende, wirklich großzügige Politik und die wesentlichen Dienste, die er der Dynastie und dem Staate geleistet hat. Wäre eine solche monographische Bearbeitung dieses Stoffes vorhanden, so könnte man sich vielleicht Rechenschaft geben, inwieweit Franz Stadion, der seinen Vater in seinem 18. Lebensjahr verlor und somit in seiner geistigen Entwicklung von ihm unmöglich geleitet werden konnte, in seinen Handlungen immerhin von der geerbten Tradition des scharfen Antagonismus zwischen Philipp Stadion und Metternich bestimmt wurde. Manches scheint darauf hinzuweisen, seiner unüberlegten, oft leichtfertigen Art wäre der ehrgeizige Gedanke zugrunde gelegen, zu zeigen, daß er es doch besser verstanden hätte, die Sachen anzufassen als der alte, im März 1848 politisch zu Grabe getragene Kanzler. Dies würde vollkommen auch auf Stadions ruthenische Politik passen, der Tatsache gegenüber, daß Metternich fast volle vierzig Jahre die galizischen Ruthenen zur Verfügung hatte und sie gegen das Polentum nicht auszuspielen wußte. Überaus schätzenswerte Anhaltspunkte zur Würdigung der staatsmännischen Wirksamkeit der beiden Stadions findet man in den als Geschichtsquelle unschätzbaren, vor nicht lange veröffentlichten und zu wenig beachteten Memoiren Kübecks (1780—1855).

im Laufe der folgenden Jahrzehnte, parallel mit der Wiedergeburt anderer aus jahrhundertlangem Schlummer erwachten Nationalitäten sich nicht eine mit all diesen Erscheinungen zu vergleichende Bewegung entwickelt hätte, wenn sie auch seitens einer reaktionären Regierung in einer so gezwungenen Weise nicht begünstigt gewesen wäre. Die Eigenart eines Anton Dobrzański, eines Josef Lewicki, der Jünger des Slavisten Kopitar, führt zu Vermutungen, auf welchen Bahnen eine derartige *spontane* Bewegung sich wohl dann eingefunden hätte. Ohne diesen Gedanken weiter zu verfolgen, muß zum Schlusse im Zusammenhange damit eine Tatsache von unermeßlicher Bedeutung hervorgehoben werden. Es wäre den galizischen Ruthenen das einzig dastehende Geständnis aus dem Jahre 1866 erspart geblieben, sie hätten volle achtzehn Jahre gelogen —, so wurde doch dreist erklärt¹⁾ —, daß sie Ruthenen seien, während sie Russen waren oder wenigstens nichts versäumten, um zu Russen sich auszugestalten. War dies vielleicht auch übertrieben, im großen und ganzen stimmte es mit den Tatsachen überein und es ist nicht leicht zu bewerten, wie nachteilig die durch Jahrzehnte hindurch systematisch gepflogene Lüge auf einem seit Jahrhunderten vom Byzantinismus durchtränkten Boden gewirkt haben mochte.

So ist es noch fraglich, ob die bis nun zu einer Art Axiom versteinerte Ansicht über die Verdienste Stadions um die nationale Wiedergeburt des ruthenischen Volksstamms nicht einer Revision unterzogen werden sollte.

Exkurs II zu S. 106 ff.

Der Zusammenbruch des Ausgleichs von 1890.

Wiewohl gewichtige Gründe uns zu bedeutender Einschränkung der Detailausführungen, die im Anhang VII geboten werden sollten, nötigen (s. Vorrede), können wir nicht umhin, den in den neunziger Jahren erfolgten jähen Zusammenbruch des durch Badeni kaum angebahnten ruthenisch-polnischen Ausgleichs mit Hilfe mancher Einzelheiten zu beleuchten zu versuchen, da der in jener Zeit vollzogene Umschwung

¹⁾ Vgl. oben S. 371.

der ruthenischen Politik von ganz besonderer Bedeutung für die richtige Auffassung des ruthenischen Problems ist.

Von äußerst kurzer Dauer war allerdings die Annäherung der beiden Nationalitäten in der „Ära Badeni“. Auf ruthenischer Seite kann der erste schüchterne Anlauf hiezu unmittelbar nach dem Prozesse Hrabar im Jahre 1882 beobachtet werden (S. 91, 95) und Besorgnis erregende Anzeichen der herannahenden Abschwenkung von der betretenen Bahn kommen im Gebaren der versöhnlichen „Ukrainophilen“ bereits im Laufe des Jahres 1891 deutlich zum Vorschein.

Die ersten Jahre nach dem Prozesse Hrabar waren übrigens noch auch von Sphärenharmonie weit entfernt. Es ist bereits oben darauf hingewiesen worden, daß den ersten Annäherungssymptomen seitens der ruthenischen „Nationalen“ bald Anzeichen eines mitunter sogar schroffen Umschwungs folgten, u. zw. von Erscheinungen begleitet, welche auf Überhandnehmen der unveröhnlichen, von den verkappten oder offenkundigen Russophilen vertretenen Richtung schließen lassen.

Anfang 1885 erschien in dem Wiener *Fremdenblatt* ein kennzeichnender Artikel, der als eine an die damaligen „Ukrainophilen“ gerichtete, von den Regierungskreisen ausgehende Mahnung aufgefaßt wurde, wessen sie gewärtig sein sollten, wenn ihnen um die ungestörte, freie Entfaltung ihres Nationalwesens ernstlich zu tun sei. Es wird darin auf die Enunziation eines Lemberger russophilen Blattes (*Hałyckaja Ruś*, wenn wir nicht irren) hingewiesen, wo unverblümt beteuert wurde, Ruthenisch sei nichts anderes als verderbtes Russisch, man solle daher mit Sehnsucht dem Augenblicke entgegensehen, wann es dem einzig berechtigten, echten Russisch weichen wird. Es gebe keine zwei besonderen russischen Nationalitäten, sondern eine und dieselbe sowie eine und dieselbe orientalische Kirche, die dem russischen und ruthenischen Volke einzig und allein Heil bringen kann, usw., usw. Das *Fremdenblatt* zitiert bei Besprechung dieser Expektorationen zuerst in recht zarter Weise die Äußerung Montaignes: *La plupart de nos disputes sont grammairiennes*, weiter wird aber gegen derartige Anschauungen entschieden Stellung genommen, mit Hinweis darauf, daß Vieles, was die Ruthenen als solche zu erlangen imstande wären, für „österreichische Russen“ als unerreichbar betrachtet werden

müßte. Auch wird dabei stark die Unumgänglichkeit eines polnisch-ruthenischen Ausgleiches betont.

Es war jedoch um 1885 um die allseits erwünschte versöhnliche Stimmung der „Ukrainophilen“ noch ziemlich schlecht bestellt. Als eine prägnante Erscheinung in dieser Hinsicht darf ein literarisches Unternehmen betrachtet werden, welches gerade 1885 ins Leben gerufen wurde und — möglicherweise gegen die eigentlichen Absichten seines Begründers, eines der Führer der „Ukrainophilen“ jener Zeit — viel Unheil angerichtet hat. Dies war die heft- oder bändeweise erscheinende „Ruthenische historische Bibliothek“ (*Ruska istoryčna Biblioteka*), die zur Verbreitung des historischen Wissens unter der ruthenischen Bevölkerung, namentlich über die nationale Vergangenheit, somit zur Hebung des nationalen Bewußtseins bestimmt war. Die darin erscheinenden Schriften waren von einer derartigen Voreingenommenheit gegen alles Polnische, mitunter von so grellem Polenhaß durchdrungen, daß dieses literarische Unternehmen, das sich eines großen Zuspruchs seitens der ruthenischen Kreise erfreute, nicht nur für den Augenblick jeglichen Annäherungsversuchen entgegenwirkte, sondern überhaupt der Ausbildung einer durch und durch tendenziösen Geschichtsauffassung Vorschub leistete, die von der Schuld kräftiger Mitwirkung an der fortschreitenden Intoxifikation der ruthenischen, dann „ukrainischen“ Ideologie nicht freigesprochen werden kann.¹⁾

¹⁾ Ich behalte mir nähere Ausführungen über diesen meines Erachtens wichtigen Gegenstand der beabsichtigten Neuen Folge dieser Studien vor. Hier sei nur bemerkt, daß die in diesen Veröffentlichungen popularisierten Schriften zumeist oder fast ausschließlich Arbeiten russischer Schriftsteller waren und wenigstens die letzteren den darin enthaltenen populären Bearbeitungen zugrunde lagen. Ich stehe nicht an, Antonowytsch oder Kostomarov als russische Schriftsteller zu bezeichnen, wenn auch in der einen oder der anderen Periode ihrer chamäleonenhaften Laufbahn ihr Polenhaß in der „kleinrussischen“ Färbung zum Vorschein kam. Sie schrieben doch nur russisch, waren russische Universitätsprofessoren und, was mehr als alles andere bedeutet, sie haben sich in ihrem ganzen Bildungsgange so innig von der spezifisch russischen, byzantinisch-schismatischen Geistesrichtung durchdringen lassen, daß sie durch die galizische *Ruska istoryčna Biblioteka* geförderte Verbreitung ihrer Geschichtsauffassung den galizischen Ruthenen als das letzte Wort der Geschichtswissenschaft und zugleich als Richtschnur der politischen Orientation hingestellt, ihre bedeutsame Wirkung nicht verfehlen konnte. Vgl. darüber unten Nachtr. zu S. 265—315 (Schlußbemerkungen).

So kann man schwerlich behaupten, daß auf ruthenischer Seite ein für den vielerseits erwünschten polnisch-ruthenischen Ausgleich günstiger psychischer Boden vorhanden gewesen wäre, als Graf Kasimir Badeni, im Jahre 1888 zum Statthalter von Galizien ernannt, die Zügel der Landesverwaltung ergriff. Wenn es seiner gewiß bedeutenden Staatsklugheit in kurzer Zeit gelungen war, wenigstens für eine kurze Zeitspanne die „Ukrainophilen“ in das versöhnliche Fahrwasser hinüberzuleiten, so war dies einzig den „Reformen“ zu verdanken, die wir S. 99 ff. ausführlich besprechen und welche, vom sachlichen Standpunkte sowohl dem österreichischen Staatsinteresse, als auch dem ruthenischen und dem polnischen Interesse entsprechend, für die unleugbar nationale Richtung der „Ukrainophilen“ und deren Zukunft von unermesslicher Bedeutung waren.

In polnischen Kreisen — wo der Boden bereits seit mehreren Jahren hiefür günstig gestaltet war — überwog entschieden eine so weitgehende versöhnliche Stimmung, daß man es sogar mitunter an sentimentaler Übertreibung in dieser Richtung nicht fehlen ließ. Dennoch hat es auch — wie erwähnt — nicht an Pessimisten gefehlt, welche die den Ruthenen eingeräumten und weiter einzuräumenden Zugeständnisse abfällig beurteilten (S. 88), ohne sich jedoch der großzügigen Aktion Badenis zu widersetzen. Sie waren der Meinung, die Ruthenen würden nach wenigen Jahren den Mohren, der seine Schuldigkeit getan, gehen lassen. Begreiflich, wie sie nach tatsächlich wenigen Jahren ihre angebliche prophetische Gabe, die sich bewährt zu haben schien, hervorzukehren liebten. Meines Erachtens waren sie insofern im Irrtum, als es nicht zutreffend wäre, den Führern der „Ukrainophilen“ um 1890 zuzumuten, sie hätten mit Vorbedacht nur die Versöhnlichen gespielt, um nach Erlangung dessen, was sie angestrebt hatten, die Polen im Stich zu lassen und zu erbittert feindseliger Stellung überzugehen. Nach meiner Ansicht (S. 105 ff.) dürfte der bald erfolgte bedauerliche Umschwung vornehmlich dem Auftreten der ruthenischen Radikalen und der damit für die sogenannte „Nationale Partei“ verbundenen Gefahr zuzuschreiben sein. Dies erhellt aus den Tatsachen; das Jahr 1891 ist hiefür besonders lehrreich.

Zu Anfang 1891 schien noch alles gut zu gehen. Die für die ruthenisch-nationale, „ukrainophile“ Richtung so wesentlichen „Reformen“ auf sprachlich-literarischem Gebiete und im Zusammenhang damit auf dem Boden des öffentlichen Unterrichtswesens waren im vollen Gange. Unermüdlich arbeitete daran eine unter dem Vorsitze des damaligen Vizepräsidenten des Landesschulrates, nachherigen Statthalters Bobrzyński aus den Führern der „ukrainophilen“ Bewegung zusammengesetzte Kommission. Dies schritt selbstverständlich auch in den folgenden Jahren weiter vorwärts, während sich immer beunruhigende Anzeichen einer ruthenischen *volte-face* mehrten. Ganz erklärlich: man erhoffte immer eine Konsolidierung der ruthenischen Kreise im Sinne der versöhnlichen Strömung und je häufiger sogar Erscheinungen in entgegengesetzter Richtung zum Vorschein kamen, desto mehr waren die maßgebenden polnischen Kreise beflissen, so viel es von ihnen abhing, das Ausgleichswerk nicht ins Stocken geraten zu lassen. So ist es auch 1894 zur Berufung jenes Michael Hruschewskyj an die Lemberger Universität gekommen, von dessen Leistungsfähigkeit ein bedeutender Aufschwung der ruthenischen intellektuellen Bewegung erhofft wurde und der denn auch in dieser Beziehung den daran geknüpften Erwartungen vollauf entsprochen hat.

Badeni selbst, ein Optimist sondergleichen, war weit davon entfernt, eine ernstliche Gefährdung seines Lebenswerks zu befürchten oder die immer deutlicher auftretenden Symptome der beginnenden Umkehr seiner „ukrainophilen“ Vertrauensmänner tragisch zu nehmen. Er war geneigt, sie auf zweierlei zurückzuführen. Ließ es auch der offizielle und eine Zeitlang tatsächliche Führer der ruthenischen „Nationalen“ an öffentlichen, auf zahlreichen Meetings ausgesprochenen Beteuerungen nicht fehlen, daß er und seine Genossen in bezug auf die Errungenschaften ihres neuen Kurses sich enttäuscht fühlten, so hegte der Statthalter zwar keinen Zweifel, es sei der eine oder der andere tatsächlich bitter enttäuscht, nicht aber als Nationalruthene, sondern als Herr X oder Y. Die polnischen Widersacher des neuen Kurses sagten nämlich vom Anfang an voraus — ob richtig oder unrichtig, wollen wir nicht entscheiden — die „Ukrainophilen“ würden bald ihre versöhnliche Stellungnahme aufgeben, wenn sie sich in bezug auf erhoffte

persönliche Vorteile (Beförderungen usw.) enttäuscht sehen würden. Da nun der Statthalter weit davon entfernt war, das Gedeihen des in Angriff genommenen Werkes durch Mittel der politischen Korruption zu fördern, so erblickte er in vielen Anzeichen der beginnenden Umwandlung nichts mehr als Ungeduld, die nach tunlicher Befriedigung der persönlichen Wünsche und Ansprüche einer besonneneren Handlungsweise Platz machen würde. Auch da er bis zu seiner Ernennung zum Ministerpräsidenten (September 1895) fortwährend in Kontakt mit den Führern der ruthenischen Nationalen blieb und auf seine aufrichtigen Bemerkungen über manche ihrer öffentlichen Auftritte beschwichtigende Erklärungen zu hören bekam, man sollte darin nichts mehr als taktische Schachzüge angesichts des gewissenlosen Treibens der Russophilen und der Radikalen, die allmählich auf der Schaubühne aufzutreten begannen, erblicken und danach beurteilen, so glaubte er 1895 von seinem Posten ohne ernste Besorgnisse für die scheinbar vollzogene nationale Versöhnung scheiden zu können.

Die Hauptsache war, daß es im allgemeinen ungerecht wäre, den letzterwähnten Beteuerungen die *graeca fides* zu unterschreiben, wozu man bereits zu Ende der „Ära Badeni“, besonders aber im Laufe der folgenden Jahre so geneigt war. Die Führer der „Nationalen Partei“ mit Professor Romańczuk an der Spitze mögen anfangs tatsächlich durch Betätigung ihrer Enttäuschung nichts anderes bezweckt haben, als die Offensive ihrer konnationalen Widersacher zu parieren (S. 106 ff.); mitten in Bemühungen, auf diese Weise ihre führende Stellung in dem nationalen Lager zu behaupten, merkten sie vielleicht anfangs selber nicht, wie weit sie sich auf der betretenen abschüssigen Bahn von ihrem wirklich grundsätzlichen Standpunkte entfernten.

Als Schwanengesang der aufrichtig versöhnlichen Richtung kann der am 29. Jänner 1891 erlassene Aufruf der national-ruthenischen Wahlkomitees „an das ruthenische Volk“ vor den bevorstehenden Parlamentswahlen bezeichnet werden. Es wird darin die unverbrüchliche Treue der nationalen katholischen Kirche, der Monarchie und der Dynastie gegenüber hervorgehoben, mit Ausdruck fester Entschlossenheit nur auf diesen Grundlagen die weitere Entwicklung der ruthenischen Natio-

nalität anzustreben. Dann heißt es wörtlich: „Auf der Bahn dieser Entwicklung wollen wir in Eintracht mit der anderen Nationalität unseres Landes, mit der polnischen Nationalität, schreiten, indem wir überzeugt sind, daß diese beiden Nationalitäten auf gemeinsamem Boden der Interessen des Landes und der österreichischen Verfassung nebeneinander bestehen und sich entwickeln können, ohne Abbruch für ihre eigenen nationalen und politischen Rechte, im friedlichen Zusammenwirken zum Wohl der gemeinsamen Interessen des Landes und der Monarchie sowie ihrer eigenen nationalen Bedürfnisse.“

Drei Tage vor Verlautbarung dieses feierlichen Manifestes an die ruthenische Nation, dessen Inhalt ihren tatsächlichen Bedürfnissen in einer so besonnenen Weise Rechnung trug, hatte in Stanislaw das erste Meeting der kürzlich, vor wenigen Wochen organisierten ruthenischen radikalen Partei stattgefunden. Nachdem sich in ihren Anfängen, bei der im Werden begriffenen Organisation dieser Partei zwei entgegengesetzte Strömungen, die kosmopolitische und die nationale, betätigt hatten, wurde auf dem Stanislawer Meeting die Einigung der jungen Partei auf nationalem Boden erreicht, und zwar mit dem sofort entschieden ausgesprochenen Entschluß, in der nationalen Richtung viel weiter als „die sogenannten Nationalen“ zu gehen, nämlich nicht nur wie diese die sprachliche und ethnographische, sondern auch die politische Sonderstellung zu beanspruchen. Die Kolomeaer Fraktion der Radikalen suchte noch eine entschieden feindselige Stellungnahme der ganzen Partei den kirchlichen Behörden der griechisch-unierten Kirche zu erzielen¹⁾, ist aber damit nicht durchgedrungen und es wurde den einzelnen Mitgliedern freigestellt, in religiösen Sachen sich nach individuellen Überzeugungen zu richten.

Wie das Selbstbewußtsein der radikalen Partei in kurzer Zeit gestiegen war, erhellt aus dem der Reihe nach zweiten Allgemeinen Parteimeeting, das bereits am 3.—5. Oktober desselben Jahres nicht mehr in einer Provinzstadt, sondern in

¹⁾ Der damalige griechisch-katholische Metropolit (seit 1895 Kardinal) Sylvester Sembratowytsch hatte nämlich zu energischen Maßnahmen gegen die überhandnehmende schismatische Propaganda in Galizien gegriffen, was ihm von seiten seiner Konnationalen, darunter auch eines beträchtlichen Teiles des ihm unterstehenden Klerus, arg verübelt wurde.

Lemberg veranstaltet wurde. Die Beschlüsse dieser Versammlung wurden geheim gehalten, doch drang davon in die Öffentlichkeit manches durch. Es wurde beschlossen, die radikalistische Bewegung vor allem unter den ruthenischen Arbeitern zu verbreiten, aber auch womöglich auf dem flachen Lande durch Veranstalten von Bauernmeetings zu wirken, eigene Kandidaten für die Landtags- und Reichstagswahlen zu stellen, vornehmlich jedoch vorderhand die Beeinflussung von Gemeinde- und Bezirksausschußwahlen in Aussicht zu nehmen.¹⁾

Die Nationalen glaubten es sich überlegen zu müssen, ob man mit dieser so kühn auftretenden radikalen Bewegung nicht rechnen solle. Das erste, soviel uns bekannt ist, Anzeichen eines dadurch veranlaßten Rückschlags war in einem noch recht bescheidenen Volksmeeting zu beobachten, das zwischen die beiden radikalen Meetings des Jahres 1891 fällt. Die Versammlung wurde in Turka, einem kleinen Gebirgsnest, im August 1891 abgehalten, ohne besondere Reklame, mit ziemlich geringer Beteiligung von Vertretern sämtlicher ruthenischen Parteien, sie hatte aber insofern eine Bedeutung, weil sie der Initiative der „*Narodna Rada*“, der offiziellen Vertretung der „Nationalen Partei“, die Einberufung verdankte. Als Ziel der Versammlung wurde gestellt, eine nationale Einigung aller ruthenischen Parteien mit Unterlassung sämtlicher „literarisch-nationalen“ Differenzen (recht kennzeichnend) zu erlangen. Die Beschlüsse, die dort gefaßt wurden, liefen in national-radikaler Richtung weit über alles hinaus, was man seit einiger Zeit von seiten der „Nationalen“ zu hören bekam — im Grunde genommen auf völlige, ungeteilte Eroberung Ostgaliziens für das Ruthenentum. Ruthenisch, einzig und allein ruthenisch im gesamten Unterrichtswesen, von den untersten bis auf die höchsten Lehranstalten, ebenfalls im Gerichtswesen;

¹⁾ Interessant ist die seitens des zweiten radikalen Meetings dem griechisch-katholischen Kirchenwesen gegenüber eingenommene Stellung. Die radikale Partei einigte sich dahin, daß weder gegen eventuelle Einführung des Gregorianischen Kalenders, noch gegen das obligatorische Zölibat etwas einzuwenden wäre. Das letztere wurde ausdrücklich dahin motiviert, daß die Einführung des Zölibats zahlreiche junge Leute von der geistlichen Karriere abwenden würde, wodurch der schnelleren Ausbildung einer ruthenischen Intelligenz Vorschub geleistet wäre. Also nichts als krasser, irreligiöser Indifferentismus.

allgemeines Wahlrecht mit direkter geheimer Wahlordnung, Aufstellung eines gemeinsamen Wahlkomitees mit Vertretern aller ruthenischen Parteien. An die Abgeordneten, die mit der Regierung und mit den Polen in Berührung gekommen waren, wurde die Aufforderung erlassen, sofort die Verwirklichung der erwähnten Postulate zu veranlassen und im Falle eines Mißerfolgs ungesäumt zur Opposition überzugehen.

Ernste Politiker brauchten wohl nicht derart unreife Beschlüsse eines in Turka unter schwacher Beteiligung abgehaltenen Meetings sich besonders zu Herzen zu nehmen — es sind jedoch Nachklänge der daselbst betätigten national-radikalen Strömungen weder im Auftreten einzelner Abgeordneten, noch auch in der Stellungnahme des Organs der bis dahin versöhnlichen „Nationalen“ (*Dito*) im Laufe des Jahres 1892 und 1893 nicht zu verkennen — die radikale Färbung nimmt allda von Tag zu Tag immer grellere Nuancen an. Dies tritt schon ganz entschieden während des am 4. Juli 1892 in Stanislaw abgehaltenen Meetings der „Nationalen Partei“, wo der jetzige Obmann des „ukrainischen“ Klubs im Reichsrat Dr. Kost Lewitzkyj, mit dem politischen Referat betraut war. Der Abgeordnete Huryk fand es dort angemessen, mit Emphase zu erklären, daß wenn es weder den Tataren noch vorher den Petschenegen gelungen war, die Ruthenen aus der Welt zu schaffen, die fünfhundertjährige Polenherrschaft damit auch nicht fertig werden wird. Im Sinne der Stimmung, die sich Anfang Juli in Stanislaw betätigt hatte, wurde bald von dem Ruthenischen Nationalrat (*Narodna Rada*) eine ausführliche, aus 12 Punkten bestehende Denkschrift ausgearbeitet, die am 30. Juli an das Ministerium des Innern abgesandt wurde und sich in ihrem Inhalte in bezug auf die nationalen Ansprüche nicht weit von den Beschlüssen der vorjährigen Turkaer Versammlung entfernte. Bedenkt man, daß dieser Schritt zur Zeit des Kabinetts Taaffe, wenn auch schon nach dem Rücktritt Dunajewskis, getan wurde, so kann einem mit so vielen Eigenschaften eines Realpolitikers ausgestatteten Manne, wie dies der Obmann der „Nationalen Partei“, Julian Romańschuk, war, unmöglich zugemutet werden, daß er an die Verwirklichung der in dieser Denkschrift gestellten Postulate gedacht hätte. Es war ihm sowie seinen Genossen nur darum zu tun,

mit ihrer bis dahin befolgten Politik in einer schroffen Weise zu brechen. Dies tat er unumwunden Ende 1893 und im Laufe des folgenden Jahres, indem er die Verleugnung seiner politischen Grundsätze von 1888—1891 durch feierliche Ankündigung seiner neuen Politik zu beschönigen suchte, die er seither die „prinzipielle Politik“ zu nennen beliebte. Selbstverständlich erntete er bei seinem ersten Auftritte auf dem Boden seiner „prinzipiellen Politik“ ungeteilten Applaus seiner bäuerlichen Wähler in Dolina (November 1893); einige Monate darauf (Mai 1894) inaugurierte er die „prinzipielle Politik“ in der Vollversammlung der „*Narodna Rada*“. In einem ausführlichen daselbst vorgebrachten politischen Referat mußte er die Sache tiefer erfassen als vor den Dolinaer Wählern, er griff daher auf seine 1890 im Landtage gehaltene Versöhnungsrede und die damit ernst in Bewegung gesetzte Ausgleichsaktion zurück, worauf die nunmehr erfolgte Schwenkung durch mannigfaltige seither erlebte Enttäuschungen (selbstverständlich auf politischem Boden) begründet wurden. Dies war das der Versöhnungspolitik von deren Hauptvertreter gesungene *Requiem*.

Ich bin in der angenehmen Lage, obige Ausführungen durch die Worte Hruschewskyjs zu bekräftigen, der, wenn auch an den politischen Aktionen (Meetings, Wählerversammlungen und dgl.) aktiv nicht beteiligt, selbstverständlich der vollzogenen Umwandlung ein ganz besonderes Interesse entgegenbrachte und hiefür als klassischer Zeuge gelten dürfte.

Hruschewskyj äußert sich darüber folgendermaßen¹⁾:

„Von 1880 angefangen ist die volkstümliche — wie sie genannt wurde — ukrainische Richtung zur führenden Rolle in Galizien gelangt und hat sich einen großen Einfluß auf die Volksmassen erworben, was besonders in bezug auf den linken Flügel dieser Richtung, die im Jahre 1890 entstandene radikale Partei²⁾ gilt Wenn sich unter den galizischen Politikern jemand fand, der die Bereitwilligkeit bekundete, in dieser Richtung“ (d. i. eines Ausgleichs) „allzugroße Konzessionen zu machen, so rief das unvermeidlich unter den radikal gesinnten russischen Ukrainern eine laute Unzufriedenheit her-

¹⁾ Hruschewskyj, Die ukrainische Frage in historischer Entwicklung, Wien 1915, S. 46, 47.

²⁾ Radikale Partei im Originaldruck gesperrt.

vor. So war es in den neunziger Jahren, als die Führer der ukrainischen „Nationalpartei“¹⁾ ein Kompromiß mit der Regierung schlossen. Damals erhob sich unter den russischen sowie den österreichischen Ukrainern eine entschiedene Opposition, wodurch die Urheber des Kompromisses selbst gezwungen wurden, dasselbe rückgängig zu machen.“

Über etwaige, seitens jener „Urheber“ erlebte „Enttäuschungen“ weiß der „ukrainische“ Historiograph nichts zu berichten.

Exkurs III zu S. 183.

Das Chełmer Land.

Die Eigenarten des Gebiets von Chełm sowie der benachbarten Landstriche, wo die ruthenische Landbevölkerung mit der polnischen gemischt lebt, verdient schon aus dem Grunde eine besondere Beachtung, weil es nirgends sonst in einer so prägnanten Weise zum Vorschein gekommen ist, durch welche vortreffliche Eigenschaften sich der ruthenische Volksstamm auszeichnet, zu welcher unvergleichlichen ethischen Höhen er sich zu erheben vermag, wenn er den Einflüssen eines verderbten Klerus oder einer gewissenlosen sozialen Agitation entzogen bleibt.

Diese Bemerkung bezieht sich auf das ganze Gebiet, aus dessen einzelnen Teilen unmittelbar vor dem Kriege das russische, nunmehr von den österreichisch-ungarischen Okkupationsbehörden aufgelöste Gouvernement Chełm gebildet war. Sein Kern besteht jedoch in demjenigen Landstriche, welcher zur Zeit des unabhängigen polnischen Reiches eine besondere administrative, das *Chełmer Land* genannte Einheit bildete, so daß es aus zwei verschiedenen Gründen angezeigt erscheint, von dem Chełmer Gebiete zu sprechen, wenn man an die Gesamtheit jener, zur polnischen Zeit den Palatinaten Belz, Lublin und Podlachien, später den Gouvernements Lublin und Siedlee angehörenden Landstriche denkt.

Die konfessionellen Verhältnisse dieses Gebietes stellen sich nach den Erhebungen der offiziellen russischen Statistik vom Jahre 1906 folgendermaßen dar:

¹⁾ „Nationalpartei“ im Originaldruck in Anführungszeichen.

Bezirk	Bevölkerung		Bezirk	Bevölkerung	
	kathol.	orthodox		kathol.	orthodox
Krasnostaw .	81·7 ⁰ / ₁₀₀	5·9 ⁰ / ₁₀₀	Tomaszów . .	49·8 ⁰ / ₁₀₀	38·2 ⁰ / ₁₀₀
Zamość . . .	76·5 ⁰ / ₁₀₀	9·5 ⁰ / ₁₀₀	Konstantynów	77·9 ⁰ / ₁₀₀	7·6 ⁰ / ₁₀₀
Biłgoraj . . .	64·7 ⁰ / ₁₀₀	25·9 ⁰ / ₁₀₀	Biała	52·7 ⁰ / ₁₀₀	24·7 ⁰ / ₁₀₀
Chełm	38·8 ⁰ / ₁₀₀	32·1 ⁰ / ₁₀₀	Radzyn . . .	78·6 ⁰ / ₁₀₀	3·6 ⁰ / ₁₀₀
Hrubieszów .	36·4 ⁰ / ₁₀₀	47·6 ⁰ / ₁₀₀	Włodawa . .	39·1 ⁰ / ₁₀₀	38·6 ⁰ / ₁₀₀

Wie unzuverlässig jedoch diese auf offiziellen Erhebungen beruhenden Ziffern sind, erhellt nicht nur daraus, daß sie durch die russischen Regierungsbehörden behufs Durchführung der in der Duma und im Reichsrat eingebrachten Gesetzentwürfen in bezug auf die Errichtung eines aus dem „Königreich Polen“ auszuschneidenden russischen Gouvernements festgestellt worden sind, sondern auch aus folgender Tatsache. Nach dem Berichte des Gouverneurs von Siedlce betrug in seinem Gouvernement im Jahre 1907 die Gesamtzahl der russisch (d. i. ruthenisch) sprechenden Bevölkerung 23.293 (29·2⁰/₁₀₀) gegen 42.315 (53·1⁰/₁₀₀), die sich der polnischen Sprache bedienten. Zwei Jahre darauf, als die Finalisierung der Chełmer Angelegenheit mit besonderem Eifer betrieben wurde, hat sich derselbe Gouverneur veranlaßt gesehen, daselbst die Zahl der „Russen“ auf 50.598 (62⁰/₁₀₀), diejenige der Polen auf 18.261 (22·7⁰/₁₀₀) zu berechnen. Dies stand offenbar damit im Zusammenhang, daß 1907 der Ministerrat gewillt war, wahrscheinlich nicht ohne Zutun Frankreichs und Englands, um die Polen nicht allzusehr zu erbittern, das Chełmer Projekt fallen zu lassen, während dieses 1909 mit Beschleunigung wieder aufgenommen wurde.

Mit Bezug auf die in der obigen Tabelle angegebenen Ziffern ist zu bemerken, daß im Jahre 1906 in den betreffenden Gebieten der Begriff „orthodox“ sich mit „ruthenisch“ mehrweniger deckte, wenn auch bereits damals viele Ruthenen, die seit 1875 Kryptokatholiken geblieben waren, nach Verlautbarung des vorjährigen „Toleranzediktes“ auch offiziell sich zum Katholizismus bekannten. Um jedoch diese Seite der Chełmerfrage — gewiß die wichtigste — zu beleuchten, muß man sich die wesentlichsten Momente der im Jahre 1875 voll-

zogenen Abschaffung der Union in diesem Gebiete — einer in der Geschichte des XIX. Jahrhunderts einzig dastehenden Erscheinung —, die oben (S. 66, 183) nur mit wenigen Worten berührt wurde, vergegenwärtigen.

Das Chełmerland fand sich nach dem Wiener Kongreß 1815 samt den angrenzenden zweisprachigen Gebieten, in denen jedoch seit mehreren Jahrhunderten das polnische Element überwog, in den Grenzen des autonomen, konstitutionellen, mit Rußland nur durch eine Personalunion verbundenen „Königreichs Polen“. Wenn auch dieses Königreich infolge des Aufstandes von 1831 seine Verfassung verlor und seine Autonomie bedeutend eingeschränkt wurde, hat sich dort die unierte Kirche, nach deren Abschaffung durch Nikolaus I. in den polnischen Gouvernements des russischen Kaiserreichs, erhalten. Trotz der von feindseligem Geiste geleiteten Überwachung seitens der russischen Regierung erblühte die unierte Kirche Kongreßpolens in der Zeitspanne 1815—1875 auf eine Weise, welche diese kurze Periode als die glänzendste in ihrer ganzen, bereits mehr als 300jährigen Geschichte erscheinen läßt. Wenn es an Skeptikern nicht gebricht, die nach so vielfachen Erfahrungen prinzipiell die Vitalität der ruthenischen unierten Kirche in Abrede stellen und die geschichtlich erwiesene Unmöglichkeit zu konstatieren suchen, ihren katholischen Charakter vor Überhandnehmen schismatischer Strömungen zu bewahren, so müssen sie vor der glorreichen Betätigung ihrer Lebensfähigkeit, die aus der Geschichte der Union in Kongreßpolen in so beredter Weise spricht, die Waffen strecken. Allerdings sollte man aus den Eigenarten des Zustandes, in dem sich die unierte Kirche Kongreßpolens befand, die Lehre schöpfen, zu welchen Mitteln — *mutatis mutandis* — gegriffen werden müßte, um die schwer zu vertilgenden Krebschaden dieser Kirche zu beseitigen¹⁾, ihre Katholizität zu stärken und sie einer Verjüngung zuzuführen.

Der griechisch-katholische Bischof von Chełm, der einzige Kirchenfürst dieses Ritus in Kongreßpolen, unterstand dem römisch-katholischen Erzbischof von Warschau; anderes war unmöglich, sofern die einzige griechisch-katholische Diözese

¹⁾ Vgl. oben S. 157—170 und unten S. 411—413, sowie Nachtr. zu S. 165.

des Landes nicht in einen ausländischen kirchlichen Verband eingeschlossen werden sollte. Da die Diözese zu klein war, um auf ihrem Boden ein besonderes griechisch-katholisches Priesterseminar zu unterhalten, so erhielten die ruthenischen Kleriker Kongreßpolens in Warschau ihre Ausbildung. Man kann nicht behaupten, die geistlichen Lehranstalten der Warschauer Erzdiözese hätten sich in den dreißiger bis fünfziger Jahren zu einem hohen religiösen und wissenschaftlichen Niveau emporzuschwingen vermocht; dem stellten sich zu viele Hindernisse mannigfaltiger Art entgegen, vor allem das Verwaltungssystem eines Paskjewitsch. Doch um die wissenschaftliche Seite stand es damals in der Warschauer geistlichen Akademie (auch in dem dortigen Seminar) nicht schlechter als im Lemberger Generalseminar, und in religiöser Beziehung, trotz der dumpfen Atmosphäre, die daselbst herrschte, unvergleichlich besser; die Theologie in Warschau war von Febronianismus frei. Von nicht geringer Bedeutung war übrigens der allerdings sehr kurzlebige Aufschwung der theologischen Studien in Warschau, der sich an die Person Felińskis (Erzbischof von Warschau 1863, seit 1864 deportiert, 1895 in Krakau gestorben) knüpft, des unvergeßlichen Kirchenfürsten, dessen wenn auch äußerst kurze Wirksamkeit eine Epoche in dem religiösen Entwicklungsgange Polens bildet. Bei der Standhaftigkeit, durch die sich der unierte Klerus des Chełmer Gebietes während der religiösen Verfolgung der siebziger Jahre eine glorreiche Stelle in der Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts gesichert hat, mögen wohl auch die Einwirkungen der von Feliński in Warschau eingepflanzten Saat erkannt werden.

In der spezifisch „ukrainischen“ Tradition, wie sie sich in den letzten Jahrzehnten ausgestaltet hat, werden dem eigenartigen Milieu der ruthenischen Geistlichkeit Kongreßpolens keine wohlwollenden Gefühle entgegengebracht. Es heißt, sie hätten ihre Nationalität verleugnet, sie seien „polonisiert“ gewesen. Gewiß hat der Verkehr mit den Polen sowohl während ihrer theologischen Studien als auch in ihrer seelsorgerischen Wirksamkeit einen mächtigen Einfluß auf diese Geistlichen, sowie auf ihre Familien ausgeübt. Sie können gewissermaßen als die letzten Vertreter der *gente Rutheni, natione Poloni* betrachtet werden, als ein Überbleibsel jener einst so zahlreichen

Abart, in eine Zeit hinüberreichend, als sie in Galizien seit den im Jahre 1848 erfolgten Umwandlungen verschwunden war. Wie kann man dies ihnen jedoch verdenken, auch von ausgeprägt nationalistischem Standpunkte aus, daß sie nicht nur in ihren freundschaftlichen Beziehungen zu ihren polnischen Nachbarn, sondern auch untereinander und in ihrem Familienleben sich der polnischen Sprache bedienten und in ihren *Zerkwas* polnische Predigten hielten? Haben dies doch ebenfalls ihre Volks- und Berufsgenossen in Galizien vor 1848 getan¹⁾ — wie hätten sie sonst sprechen sollen? Wenn unter ihnen dergleichen Anwandlungen nicht zu bemerken waren, wie sie bei einzelnen galizischen griechisch-katholischen Geistlichen vor 1848 (Typus Dobrzanski und Typus Szaszkiewicz, s. oben S. 364 f.) zum Vorschein kamen, so darf dies nicht wundernehmen. Abgesehen von unverilgbaren schismatischen Traditionen, die unter dem galizischen Klerus zu wirken nie aufgehört hatten und die meisten aus dessen Reihen vom Polonismus abwandten, ist bei den letzteren die Einwirkung mancher Berührungen mit den „slavischen Brüdern“ während ihrer Wiener Studien nicht zu unterschätzen: an dem Einen wie an dem Anderen fehlte es gänzlich dem Chełmer Klerus. Von ganz besonderer Bedeutung war aber hiebei ein Umstand. Die ruthenischen Geistlichen Kongreßpolens und ihre Familien verkehrten mit den Polen, in den Häusern der Grundbesitzer, die das Patronatsrecht über ihre *Zerkwas* ausübten, vollkommen auf demselben Fuße wie ihre römisch-katholischen Berufsgenossen, was einerseits selbstverständlich ungemein viel zur Hebung ihres intellektuellen Niveaus beitrug, andererseits in ihren Kreis Gedankenrichtungen brachte, die der galizischen Priesterkaste völlig fremd waren. In Galizien bestand, mit geringen Ausnahmen, gar kein gesellschaftlicher Verkehr zwischen dem ruthenischen Pfarrhause und dem Edelhofe der Ortschaft. Dies zeitigte zumeist in dem ersteren eine Verstimmung, die nicht selten sogar die Färbung eines sozialen Hasses annahm, und — menschlich war das — sich durch Neid in mannigfaltigen Fällen dadurch bedeutend steigerte, daß manche ihrer Kollegen unter dieser Praxis nicht zu leiden hatten, sondern im Gegen-

¹⁾ Vgl. oben S. 364 ff.

teil sich des „Privilegiums“ eines immerhin anziehenden Verkehrs mit den Edelhöfen erfreuten. Das eine wie das andere stand im unmittelbaren Zusammenhange mit der Bildung, mit dem kulturellen Niveau einzelner Individuen.¹⁾

Es schien mir notwendig, diesen Einzelheiten Aufmerksamkeit zu schenken, die den bedeutenden Abstand zwischen dem griechisch-katholischen Klerus Galiziens und jenem des Chełmer-

¹⁾ Es sei mir gestattet — da dies zweifellos von weit größerer Bedeutung für die Entwicklung des ruthenischen Problems war, als es auf den ersten Blick erscheinen mag — auf meine persönlichen Erinnerungen zurückzugreifen, die aus dem Anfang der sechziger Jahre herrühren und mit voller Schärfe hervortreten. Wir verbrachten immer den Sommer auf dem Landgut meines Vaters bei Stryj. Trotz der besten Vorsätze, die man von Lemberg her in die Sommerfrische mitbrachte und wiewohl mein Vater darauf bestand, mit dem ruthenischen Pfarrhause nähere Beziehungen zu unterhalten — ging dies einfach nicht. Meine älteren Geschwister waren gewiß völlig frei von jeglichen Vorurteilen, die einen solchen Verkehr hätten erschweren können und gaben sich vollkommen Rechenschaft darüber, daß man angesichts der andauernden ruthenischen gegen das Polentum gerichteten Agitationen das ruthenische Pfarrhaus ja nicht verstimmen sollte. Dennoch kamen sie schließlich zur Überzeugung, es sei der Sache am besten gedient, wenn man sich auf eine konventionelle Begrüßungs- und Abschiedsvisite sowie auf etwa einen Besuch mitten in der Saison beschränkte, sonst kamen Erscheinungen auf die Tagesordnung, die recht oft geeignet waren, sozusagen automatisch die ungünstige Stimmung des Pfarrhauses in Groll auszugestalten. Dem gegenüber taucht in meinen Jugenderinnerungen auch der viel seltenere Typus eines ruthenischen Pfarrhauses auf, wo man sich nicht nur über Kochkunst und Zubereitung von Leckerbissen unterhalten konnte und wo auch die *Popadja* (Priesterfrau) und die zahlreichen *Popadjanki* (Priestertöchter), wenn auch wenig gebildet und in bezug auf das *savoir-vivre* mitunter nicht ganz einwandfrei, durch ihr anspruchsloses, sympathisches Wesen in dem gesellschaftlichen Verkehr sogar recht angenehm erschienen. Wer sich jener Zeiten erinnert, wird nicht in Abrede stellen, daß im allgemeinen der polnischen Gesellschaft nicht vorgeworfen werden kann, sie hätte den Häusern des letzteren Typus gegenüber sich Geringschätzung zu schulden kommen lassen. Als später, nach etwa 15 Jahren, Flüchtlinge aus dem Chełmerlande, ruthenische Geistliche, die ihre Heimat infolge der russischen Verfolgungen mit ihren Familien verlassen mußten, in Galizien erschienen und bei ihren dortigen Berufsgenossen (*ritus graeci*) eine sehr schlechte Aufnahme fanden, erinnerten wir uns lebhaft an jenen damals bereits beinahe ganz verschwundenen sympathischen Typus des alten ruthenischen Pfarrhauses. Mit dem neu auf gekommenen, dem von ungefähr 1880, war es bedauerlicherweise ganz unmöglich, gesellschaftliche Beziehungen zu unterhalten. Um so mehr bedauerte man in den polnischen Kreisen, daß mit der gewaltsamen Vernichtung der Union im Chełmerlande das alte ruthenische Pfarrhaus, an welches sich so viele gute Erinnerungen knüpften, wohl auf immer verschwunden ist.

landes so scharf hervortreten lassen, weil er zu der Charakteristik des letzteren nicht unwesentliche Beiträge liefert. Und ohne sich genau Rechenschaft zu geben, wie eigenartig der Bildungsgang und der Charakter der Chełmer Geistlichkeit war, würde es schwer fallen, sein Werk richtig zu beurteilen — sein Werk, d. i. die religiöse Erziehung, die das ruthenische Volk des Chełmer Gebietes der seelsorgerischen Tätigkeit dieses Klerus verdankte und deren Früchte in seiner heroischen Glaubensfestigkeit sich in unvergeßlicher Weise bewährt haben.

Dem gegenüber wird es von einem besonderen Interesse sein, wie Jakob Hołowatzkij über das Chełmerland dachte. In seinen Erinnerungen, wo er über den Streit berichtet, welchen Alphabets man sich in der zu schaffenden Nationalliteratur hätte bedienen sollen — des slavischen oder des lateinischen — macht er folgende charakteristische Bemerkung. „Dies war eine Lebensfrage: sollten die Ruthenen in Galizien weiter bestehen oder nicht; hätten die Galizier in den dreißiger Jahren das polnische (sic!) Alphabet angenommen, so wäre die ruthenische individuelle Nationalität verschwunden (*propała by russkaja indywidualnaja narodnost* — H. schreibt dies schon russisch), der ruthenische (russische?) Geist hätte sich verflüchtigt und aus Galizien wäre ein zweites Chełmerland geworden.“

So stand es mit dem Ruthenentum des Chełmerlandes doch nicht, als Hołowatzkij diese Worte schrieb, ungefähr in derselben Zeit, wo die russische Regierung die gewaltigsten Hebel in Bewegung gesetzt hatte, um der befürchteten Polonisierung der ruthenischen Landbevölkerung dieses Landes vorzubeugen und sie durch „Wiedervereinigung“ mit der orthodoxen Kirche dem echten Russentum zuzuführen.

Dies begann seit den ersten Jahren nach dem Aufstand von 1863 und wurde durch die Maßnahmen eingeleitet, die der damalige Leiter der inneren Angelegenheiten Kongreßpolens, Fürst W. A. Tscherkasskij, vom Jahre 1866 an in Angriff nahm. Als er von seinem Posten schied, fand er einen eifrigen Fortsetzer seines Werkes in dem Oberprokurator der „heil. Synode“ (vgl. oben S. 226) Graf D. A. Tokstoj. Es waren dies zuerst scheinbar harmlose Maßregeln, vorderhand auf nichts mehr abgesehen, als die gesinnungsfeste, dem Katholizismus und der althergebrachten nationalen Liturgie treu ergebene ruthenische

Bevölkerung der natürlichen Stützen ihrer religiösen Gefühle und Überzeugungen zu berauben. Zuerst wurde das Patronatsrecht der Grundbesitzer aufgehoben. Es galt doch, den katholisch gesinnten ruthenischen Klerus, soweit dies ging, einzuschüchtern, dessen ältere Elemente aussterben zu lassen und sofort durch neue, auf die man rechnen konnte, daß sie sich der Regierung gefügig zeigen werden, zu ersetzen. Zugleich wurden die unierten Basilianerklöster, ein Bollwerk der Union im Chełmerland, aufgehoben. Dies war übrigens nur die Anwendung einer allgemeinen, nach 1863 in ganz Kongreßpolen durchgeführten Maßregel, der sämtliche Klöster des Königreichs zum Opfer fielen, mit Ausnahme einiger weniger, wo die Ordensgeistlichen der aufgehobenen Klöster, sofern sie sich nicht säkularisiert hatten, auf den Aussterbeetat gesetzt, konzentriert wurden. Da nun gerade in dem Chełmerlande mehrere (römisch-katholische) Klöster verschiedener Ordensgemeinschaften bestanden, die eine rege Tätigkeit auf dem flachen Lande entfalteten und sich großen Ansehens auch unter der griechisch-katholischen ruthenischen Bevölkerung erfreuten¹⁾, so hoffte man, durch ihre Aufhebung der Propaganda des *Prawosławie* in wirksamer Weise Vorschub zu leisten. Diese einleitenden Schritte wurden schließlich durch die Verbannung des griechisch-katholischen Bischofs von Chełm Kaliński gekrönt, der seinen Widerstand gegen die seitens der Regierung angeordnete Purifikation des unierten Gottesdienstes, d. i. seine allmähliche

¹⁾ Es sei gestattet, an jedermann, der die Verhältnisse Ostgaliziens kennt, die Frage zu richten, ob es einfach denkbar wäre — sowohl jetzt als in den sechziger Jahren oder früher —, derart erbauende Beziehungen zwischen der römisch-katholischen Geistlichkeit und der unierten, sowie die Möglichkeit eines derartigen Einwirkens der römisch-katholischen Ordensgeistlichkeit auf die ruthenische Bevölkerung behufs deren Befestigung in der katholischen Gesinnung — u. zw. nicht nur ohne Hindernisse seitens des ruthenischen Klerus, sondern unter dessen freudiger Mitwirkung — sich wenn auch nur als ein Phantasiebild, ein Zukunftsideal vorzustellen. Jeder Versuch, etwas ähnliches anbahnen zu wollen, würde sofort die grimmigsten Proteste und Beschwerden über Polonisierung und Latinisierung, über ein der ruthenischen Kirche und dem ruthenischen Nationalwesen angetanes Unrecht hervorrufen. Man möge die oben angeführten kennzeichnenden Worte Hołowatzkijs unter diesem Schwinkel betrachten: er schrieb sie so ziemlich am Vorabend seines Übertritts zur russisch-orthodoxen Kirche unter unverblümter Verleugnung seiner „ruthenischen“ Nationalität.

Anpassung an die Liturgie der russisch-orthodoxen Kirche, durch Deportation nach Wiatka büßen mußte.

Zu seinem Nachfolger wurde der Lemberger Domkapitular *ritus graeci* Michael Kuziowski ausersehen, dessen Vergangenheit genügende Garantien zu bieten schien, daß er in seiner neuen Stellung den ihm auferlegten Aufgaben sich gewachsen erweisen wird und daß unter seinem Hirtenstabe die unierten Böcke des Chełmer Gebietes in orthodoxe Schäflein umgewandelt werden würden. Er hatte jedoch nicht das Zeug dazu — hat sich das Gewissen eines griechisch-katholischen, aber doch katholischen Priesters gerührt, der mit Genehmigung des päpstlichen Stuhls auf einen Bischofsstuhl gestiegen war, oder war es nur Mangel an Energie — genug, wie es in der darauf bezüglichen russischen Literatur heißt: „Kuziowski entsprach nicht den an ihn geknüpften Erwartungen“, er wurde nach zwei Jahren (1872) auf echt russische Art beiseite geschoben und der ruthenische Bischofssitz in Chełm mußte neu besetzt werden.

Woher denn anders sollte aber der zur endgültigen Durchführung des von Tscherkasskij und Tolstoj begonnenen Werkes bestimmte Mann bezogen werden, wenn nicht aus Galizien, aus der Mitte jener Kaste, die mit wenigen rühmlichen Ausnahmen unausgesetzt den schismatischen Traditionen treu geblieben war und in deren Reihen seit 1848 so viele verkappte Anhänger des orthodoxen Rußlands den Kreisen Pogodins und Genossen so gut bekannt waren? Wo anders gab es doch keine Unierte.¹⁾ Die Wahl fiel auf einen Kollegen des abgesetzten Bischofs Kuziowski, den Lemberger griechisch-katholischen Domkapitular Marzell Popiel, einen intelligenten Mann, den es wohl ärgerte, daß er bei seiner Begabung es in seiner Hei-

¹⁾ Die ungarischen Komitate, die von ruthenischer Bevölkerung bewohnt sind, konnten schwerlich in Betracht kommen, nicht nur wegen deren geringer numerischer Stärke, der damit zusammenhängenden geringen Zahl des griechisch-katholischen Klerus, der dort weniger entwickelten russischen Propaganda, aber besonders deshalb, weil dies sich bereits einige Jahre nach 1867 zutrug, d. i. nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich, nach dessen Zustandekommen unter dem neuen ungarischen Regime kein günstiger Boden mehr für Anknüpfung derartiger Beziehungen mit dem dortigen griechisch-katholischen Klerus vorhanden war, die zu einer entsprechenden Wahl eines für die Chełmer unierte Diözese passenden Bischofs hätte führen können.

mat nicht weiter gebracht hat, und — eine mehr unternehmende Natur als seine geistesverwandten Kollegen — durch keine Bedenken abgehalten wurde, der Berufung nach Chełm zu folgen. Popiel unterzog sich willig der ihm übertragenen Aufgabe, bei der beschlossenen Hinrichtung der Union in Kongreßpolen das Henkerswerk auszuführen. Nachdem er am 2. Oktober 1873 seine Amtswaltung übernommen hatte, erließ er strenge Anordnungen in bezug auf die völlige Anpassung des Gottesdienstes an den in der russisch-orthodoxen Kirche bestehenden, u. zw. mit dem bestimmt angesetzten Termin bis Neujahr 1874; mehr als ein Vierteljahr Aufschub durfte nicht geduldet werden. Das arme Volk jammerte; die wahrhaft „guten Hirten“ suchten es zu beruhigen, indem noch womöglich — soweit es dem Auge der Polizei entging oder ihr Eifer durch Geschenke der Gutsbesitzer beschwichtigt werden konnte — alte liturgische Gebräuche aufrechterhalten wurden. Im Juni 1874 kam Kaiser Alexander II. nach Warschau; eine Bauerndeputation aus dem Chełmerlande trat vor das Antlitz des Zaren mit der flehentlichen, unter reichlichen Tränen vorgebrachten Bitte, das Volk bei seinem „Glauben“ zu belassen. Es handelte sich um Hunderttausende; der Zar war nicht willig — wie einst sein gestrenger Vater in dem Fall der Familie Jaczynowski — den Volksmassen zu erlauben, daß sie in ihrem „Irrtum“ verharren sollten. Sie erhielten die Antwort, „sie müßten die unglückseligen Irrtümer los werden und die illoyalen Eingebungen abstoßen, durch die sie von dem rechten Weg abgelenkt werden“. ¹⁾

Popiel schritt schleunig vorwärts, durch Aufmunterung von oben getrieben. Es war den maßgebenden Kreisen erwünscht, die „unangenehme Sache“ zum Abschluß zu bringen, um etwaigen unliebsamen Zwischenfällen vorzubeugen, die eventuell das bereits Geschehene hätten rückgängig machen können; es waren Anzeichen vorhanden, daß sogar das indifferente — nach dem Sprachgebrauch der betreffenden Kreise das „im Ver-

¹⁾ Die Antwort lautet wörtlich im Original: . . . *oswoboditsa ot nėsčastnych zabluždėnij i nėbłagomėrennych wnušenij, sbiwajuščich ich s dołżnawo puti*. Die Familie Jaczynowski hatte von Nikolaus I. das Privileg erwirkt: *Astavit Jaczynovskich v zabluždėnii* (Die Jaczynowski dürfen im Irrtum belassen werden). Vgl. oben S. 211.

wesen begriffene Europa“ sich für das Chełmerland zu interessieren schien. So wurde einige Monate nach der Abweisung der Deputation in Warschau eine neue, ganz anders geartete Deputation aus dem Chełmerland nach Petersburg entsandt. Nichtswürdige Individuen, auf denen lange der Fluch der Chełmer Ruthenen lastete, wurden ausfindig gemacht, die sich unter Popiels Führung nach Petersburg begaben (März 1875), um von dem Zaren die Wiederaufnahme ihrer „verführten“ Volksgenossen in den Schoß der orthodoxen Kirche zu erbitten. Am 15. Mai 1875 erfolgte die „offizielle Wiedervereinigung“ des Chełmer bis dahin unierten Bistums mit der russischen Staatskirche (*officialnoje vossjoediněnie s Pravostawnoju Cerkowiu*).

Es begann das Chełmer Martyrium, das tatsächlich an die ersten Jahrhunderte des Christentums erinnert. Rührend war die heldenhafte Haltung des Volkes, das, von Überströmung der edelsten Gefühle hingerissen, ohne an die Nutzlosigkeit eines solchen Widerstandes zu denken, in vielen Orten sich wie feste Mauern vor ihren geliebten *Zerkwas* stellte, um sie vor Eindringen der schismatischen Popen — zumeist galizischer Apostaten, die mit Popiel in das Land eingewandert waren — zu schützen. Blut floß reichlich — überall wurden in den lebendigen Mauern, die aus Männern, Weibern und Kindern bestanden, durch Gewehrschüsse und Kosakenknuten Breschen erstürmt, und die am Leben gebliebenen „Widerspenstigen“ mußten ihr angestammtes Heim verlassen, um, „im administrativen Wege“ verschickt, nie in ihrer Glaubensfestigkeit wankend, in den weiten Wolgagebieten zu verkümmern. Viel erhebender war jedoch die langjährige unverbrüchliche Standhaftigkeit der Zurückgebliebenen — ihr stiller Heroismus, nicht mit elementarer Kraft der Größe des Augenblicks entsprungen, welche Märtyrer ihr Blut der heiligen Sache freudig opfern ließ, sondern mitten unsäglicher Leiden des Alltagslebens, allen Verfolgungen und Versuchungen zum Trotz, mutig aufrechterhalten. Tausende und abertausende waren so viele Jahre hindurch nicht zum Wanken zu bringen, indem sie durch ihre „Widerspenstigkeit“ immer frisches Kontingent für „Verschickung im administrativen Wege“ lieferten. Vergeblich suchte man sie mit Kosakenknuten in die nun leer stehenden *Zerkwas* einzupeitschen, von denen die zumeist aus Galizien bezogenen

schismatischen Popen Besitz ergriffen hatten. Sie hielten Stand, ließen sich durch kein Mittel bewegen, dem schismatischen Gottesdienst beizuwohnen, aus Popenhänden Sakramente zu empfangen; wer dies tat, fiel allgemeiner Verachtung anheim. Allmählich ließ man sie gewähren, wenn sie weder ihre Kinder von den Popen taufen noch über ihre Angehörige „orthodoxe“ Beerdigung ergehen oder von den schismatischen Eindringlingen ihre Ehen einsegnen ließen. Selten verging eine längere Zeit, daß nicht ein Missionär aus Krakau in der Gegend erschien, der dann nachts in einem sicheren Waldversteck insgeheim Messen lies, Beichte hörte, die heil. Kommunion reichte, predigte, die Unglücklichen in Glaubensfestigkeit bestärkte und über das durch solch unerhörte Zustände gebotene Verhalten belehrte. Es gab jahrelang ständige Missionäre — selbstverständlich keine Ruthenen, die sich diesem Martyrium ihrer Volksgenossen gegenüber völlig gleichgültig, wenn nicht feindselig verhielten — es gab aufopferungsvolle, selbstverständlich polnische Ordensgeistliche, die, ohne die größten Gefahren zu scheuen, sich verkleidet in verschiedenen Gegenden des Chekmerlandes niederließen, zum Schein ihr in der Eile angelerntes Handwerk von Tischlern oder Schustern trieben, um nachts in den Wald zu gehen und dort ihr Priesteramt auszuüben. Wenn so etwas Ende des XIX. Jahrhunderts möglich war; wenn der Waldgottesdienst immer zahlreiche Gläubige versammelte, die durch ihre Beteiligung daran sich der Gefahr aussetzten, nach Sibirien verschickt zu werden; wenn er jahrzehntelang vor den Augen der Polizei geheim gehalten werden konnte; wenn Eheleute, von einem Missionär im Walde oder ohne dessen Beistand nur im Beisein von Zeugen getraut, vor der Öffentlichkeit als im Konkubinat lebend und ihre Kinder als unehelich betrachtet und behandelt wurden — so darf all dies als stilles, unbemerktes und deswegen um so größerer Bewunderung würdiges Märtyrertum verzeichnet werden.

Gewiß, nicht alle haben ausgehalten. Die Zahl der Schwachen, die der Versuchung erlagen; sich zu fügen und in geregelte Verhältnisse einzulernen — diese zuerst durch eine Reihe von Jahren nach 1875 noch verschwindend geringe Zahl der Abtrünnigen stieg mit der Zeit immer beträchtlicher, je mehr die neue Generation heranwuchs, die sich nicht mehr

der blutigen Tage von 1875 erinnerte; je reichlichere Ernte in einem jeden Jahre der Militärdienst der „Orthodoxie“ einbrachte. Um die Jahrhundertwende kamen aus dem Chefmerlande, zumeist durch zurückkehrende Missionäre, immer düstere Nachrichten: die Zahl der „Widerspenstigen“ begann sichtlich zusammenzuschmelzen; der berüchtigte Eulogius, damals Bischof von Chefm, triumphierte. Da erschien nach den Niederlagen des japanischen Krieges das Toleranzedikt von 1905, volle dreißig Jahre nach der Apostasie Popiels. Man wollte nicht glauben — so schien der Begriff der Toleranz mit dem Begriff des Zarats unvereinbar; bald hat sich auch gezeigt, was Toleranz in Rußland bedeutet. Von „Widerspenstigen“, welche das blutige Jahr 1875 mit Augen reifer Männer, verheirateter Frauen angeschaut hatten, war nur eine kleine Schar von Greisen geblieben; aus ihren Reihen die meisten, nur mit ganz geringen Ausnahmen, von ihren Kindern recht viele meldeten sich zum offiziellen Übertritt zur katholischen Kirche, deren unverbrüchliche Bekenner sie inmitten der dreißigjährigen Verfolgung geblieben waren. Doch war es ihnen nicht vergönnt, zu der rührenden Liturgie ihrer Vorfahren zurückzukehren, welche die Alten in ihren Jugendjahren so liebgewonnen hatten, von der die Jüngeren nur aus Erzählungen ihrer Eltern vernahmen, daß es einst möglich war, in den *Zerkwas* mit goldbemalten Heiligenbildern zu beten, dem Gottesdienste in der altslavischen Sprache beizuwohnen, die Kommunion nach alter Sitte unter beiderlei Gestalten zu empfangen — ohne der katholischen Kirche untreu zu werden. Durch das Toleranzedikt war erlaubt, zur katholischen Kirche überzutreten — Unierte durften sie nicht werden, der Union war durch die russische Toleranz keine Duldung gewährt — sie mußten mit dem lateinischen Ritus vorliebnehmen. Es wird behauptet, daß die meisten, die jüngerer besonders, es nicht bereuten. Der Ritus, die Liturgie, die sie im Waldgottesdienste der teuren Missionäre kennen gelernt hatten, war ihnen selber schon teuer. Sind sie Ruthenen geblieben? Es würde schwer fallen, darauf eine zuverlässige Antwort zu geben. Die Älteren — ja, wenn auch sie, seit jeher der polnischen Sprache mächtig, in der Zeit der Verfolgung sich immer mehr des Polnischen zu bedienen begannen. Hatten sie doch polnische, von den kühnen Missio

nären heimlich gebrachte Gebetbücher; fanden sie doch nirgends sonst die Stütze, die sie so nötig hatten, als in den polnischen Edelhöfen, die sich — mit erklärlicher Vorsicht, um nicht nach Sibirien zu wandern — der religiösen Bedürfnisse der armen Unierten annahmen. So ist es nicht zu verwundern, daß unter der neuen Generation — um Hołowatzkij in seiner Ausdrucksweise zu folgen — das Ruthenentum sich bereits vollständig verflüchtigt hatte.

Aber auch von ihren Volksgenossen, die dem Druck der Regierung gewichen waren und sich längst zur „Orthodoxie“ bekannten, kann schwerlich behauptet werden, daß sich in ihren Reihen mehr ruthenisches Wesen ihrer ruthenischen Vorfahren erhalten hätte. Auf sie war unausgesetzt die Aufmerksamkeit sowohl der Regierung als auch der geistlichen Regierungsorgane gerichtet, von dem *Archierej* (Bischof) an bis zum *Diaken* (Küster), auf daß die neugewonnenen Schäflein durch die „polnisch-katholische Intrige“ (ein *terminus technicus*) der Orthodoxie ja nicht abspenstig gemacht werden könnten. Sie wurden auch in jeder Weise verhätschelt, der Fürsorge russischer Klosterfrauen, deren wahre Elite im Chełmerlande hiefür verwendet wurde, zahlreichen wohltätigen Anstalten, Versorgungs- und Waisenhäusern anvertraut, aus denen gesinnungsfeste Pioniere nicht nur der Orthodoxie, sondern auch des echten Russentums hervorgingen, die ihr kirchlich-politisches Apostolat auf flachem Lande betrieben. Jahr für Jahr wich immer mehr das Ruthenisch — das rohe Bauernidiot — der Sprache der Gebildeten, der Popen und *Tschinowniks*, ja des vergötterten Zaren. Und es ist nicht zu bestreiten: soweit es sich um das Chełmerland zu Anfang dieses Jahrhunderts handelte, haben die Gouverneurs, die in ihren statistischen Berichten nur den Unterschied zwischen Russen und Polen kannten, in dieser Beziehung so ziemlich Recht gehabt.

Als vor einem Jahre, beim Herannahen der österreichischen und deutschen Offensive die russischen Behörden das Land verließen und bekanntlich zum Abschied daselbst ihr Verwüstungswerk in echt tatarischer Weise vollzogen, nötigten sie die einheimische Bevölkerung, namentlich die orthodoxe, ebenfalls ihr Heim zu verlassen. Wir unterstreichen dies: namentlich die orthodoxe Bevölkerung — die katholische wurde

auch aufgefordert, mit den Truppen in die Fremde zu ziehen, hie und da sogar mit Strenge dazu angehalten, im allgemeinen jedoch duldete man eher ihr Zurückbleiben und stellte zumeist keine Hindernisse entgegen, wenn die Katholiken nach wenigen Tagereisen in ihre Heimat zurückzukehren suchten. Die Orthodoxen hingegen, willig oder unwillig, mußten insgesamt beizien auswandern, und wo vereinzelte Versuche wahrgenommen wurden, daß sie sich in Wäldern versteckten und auf diese Weise daheim zu bleiben trachteten, da wurde dies einerseits streng geahndet, andererseits versäumte man nicht, den heran nahenden „Feind“ als lebendigen Gottseibeiu in so abschrek kenden Farben zu malen, daß den armen Leuten tatsächlich die Lust verging, nicht zu flüchten und in des Teufels Klauen zu fallen.

Die Folge davon ist, daß die orthodoxe Bevölkerung, von äußerst seltenen Ausnahmen abgesehen, aus dem Chełmerlande verschwand: im Bezirk Hrubieszow z. B., wo sie wohl am stärksten vertreten war und in offiziellen Ausweisen von 1906 auf beinahe 50% berechnet wurde, fällt es heutzutage in der Tat schwer, einen Orthodoxen zu finden. Dies ist entschieden keine Übertreibung und kann nicht bezweifelt werden.

Es war also „System in dem Wahnsinn“ — aber was für ein System? Ohne die Motive zu kennen, durch die sich darin die russischen Behörden haben bestimmen lassen, dürften diese wunderlichen Maßnahmen doch der Rücksichtnahme auf die jüngst vergangene katholische Glaubens treue auch der nunmehr orthodoxen Bevölkerung, namentlich in der vorigen Generation, zurückgeführt werden. Man hat wohl mit Recht befürchtet, daß der frischgebackene Russe und Orthodoxe, dessen Eltern noch häufig Märtyrer der Union gewesen waren, nach Abzug der russischen Popen und *Tschinowniks*, sobald er merken würde, daß die goldene Zeit der Orthodoxie vorbei sei und von ihr keine Vorteile mehr zu erhoffen wären, sich an die Traditionen der Union erinnern könnte. War es Sorge um das Seelenheil der „Neubekehrten“, die man einer solchen Gefahr nicht aussetzen wollte — war es nichts als Besorgnis, der wieder zum Katholizismus bekehrte Chełmer Orthodoxe könnte gegebenenfalls nach Wiedereroberung des Landes sich nach Art seiner Väter als „Widerspenstig“ entlarven — er wurde genötigt aus

dem Lande zu ziehen, und es wird versichert, man werde ihn nicht zurückkehren lassen.

So hat sich Hołowatzkij's Prophetengabe bewährt: das Chełmerland ist nicht mehr ein Land mit gemischter Bevölkerung — es ist nunmehr ein polnisches Land und wird es hoffentlich bleiben. Allerdings ist dies nicht — wie sich Hołowatzkij einbildete — das Werk des *polnischen* Alphabets.

Eine Zeitlang nach der Okkupation des Chełmerlandes haben die galizischen „Ukrainer“ diese einstige „Perle des alten Romanidenreiches“ (XIII. Jahrhundert) in besonders scharfem Auftreten für ihren „Ukrainismus“ reklamiert. Nachdem es wahrgenommen wurde, daß daselbst nicht nur keine „Ukrainer“ zu finden wären, aber auch auf Ruthenen nicht leicht zu stoßen sei, dürften diese Ansprüche nachgelassen haben.¹⁾ Wie es denn auch sein mag, man kann dies den Führern des „ukrainischen“ Lagers nicht verdenken, daß sie es an solchen Versuchen nicht fehlen haben lassen; es ist doch bei ihnen Sitte, an dasjenige fest zu glauben, was man sich wünscht.

Etwas anderes ist es aber, wenn ihrerseits von dem Chełmerlande in bezug auf dessen religiöse Vergangenheit gesprochen wird. Der Heroismus der ruthenischen Bevölkerung dieses Landes wird immerdar einen Abschnitt der modernen Kirchengeschichte bilden, von dem jedermann, gläubig oder ungläubig, sein Haupt beugen muß. Welche Rolle darin das Polentum, welche das galizische Ruthenentum spielt, ist jedermann bekannt, der seinerzeit diesen blutigen Vorgängen sein Interesse

¹⁾ Das letztere muß leider berichtigt werden. Während uns diese Seiten im Bürstenabzug vorliegen, wird in den Zeitungen von den am 4. und 8. Juli l. J. abgehaltenen Sitzungen des „Allgemeinen ukrainischen Nationalrats“ berichtet, dessen Beschlüsse, wie dies das Lemberger *Dilo* hervorhebt, aus nicht näher anzugebenden Gründen sofortiger Verlautbarung vorenthalten wurden. Der I. Punkt dieser Beschlüsse soll lauten: „Der Nationalrat nimmt zur Kenntnis und anerkennt die Schritte, welche das Präsidium gegen die endgültige Einverleibung des historisch und ethnographisch ukrainischen (!) Chełmerlandes (wo die Ukrainer, teils Orthodoxe, teils Römisch-Katholiken, überwiegen) in das Kongreß-Polen bei maßgebenden Kreisen vorgenommen haben.“ Das Vorgeschickte wird vollkommen genügen, die Berechtigung derartiger Schritte zu bewerten. Angesichts der Rolle, welche die galizischen Ruthenen der vorigen Generation in den siebziger Jahren im Chełmerlande gespielt haben und dem sie auch den daselbst erworbenen Ruf verdanken, sollte sich die jetzige Generation über dieses Land der Märtyrer der Neuzeit des Stillschweigens befleißigen.

nicht versagte. Wenn daher in den „ukrainischen“, *ad usum Delphini* verfertigten Flugschriften die katholische Glaubensfestigkeit ihres Volksstamms hervorgehoben und sozusagen beispielsweise auf das heroische Verhalten des Chełmerlandes hingewiesen, auf derselben Seite aber oder auf der nächstfolgenden über das „Martyrium“ gejammert wird, welches ihre „schwergeprüfte Nation“ allezeit seitens der Polen zu erleiden gehabt hat — so möge dem Leser darüber das Urteil überlassen werden, was über eine derartige Flugschriftenliteratur und deren Urheber zu halten sei.

Exkurs IV zu S. 246.

Zur Union von Lublin 1569.

Dr. Oskar von Halecki, Privatdozent an der Universität Krakau, der seit längerer Zeit an einem größeren Werke über die Union von Lublin arbeitet, hat die Güte gehabt, uns die nachstehende Zusammenfassung seiner diesbezüglichen Forschungen zur Verfügung zu stellen. Bei besonders wichtigen Tatsachen, die den diesen Gegenstand behandelnden Historikern entgangen sind oder von ihnen absichtlich verschwiegen wurden, namentlich aber bei Behauptungen, die auf unbekannten archivalischen Quellen beruhen, hat der Verfasser die betreffenden Quellenzeugnisse angeführt.

Nachdem der Unionsvertrag von 1501 von Litauen nicht endgültig angenommen worden war, kam mehr als ein halbes Jahrhundert lang keine neue rechtliche Fixierung des Verhältnisses zwischen beiden Reichshälften des Jagellonenstaates zustande. Wenn auch in der äußeren Politik der damals bloß durch eine Personalunion verbundenen Länder die Gemeinsamkeit der Interessen immer stärker hervortrat und in der inneren Entwicklung des litauischen Staates die freiwillige Rezeption polnischer Einrichtungen und kulturelle Assimilation rasche Fortschritte machte, wollten seine Vertreter dennoch lange nicht auf die polnischen Vorschläge eingehen, die eine Festigung des staatsrechtlichen Bandes bezweckten. Bei diesem Gegensatz sind aber zwei Tatsachen festzustellen. Erstens unternahm man

von polnischer Seite nicht den geringsten Versuch, Litauen durch einen wie immer gearteten Druck zum Abschlusse einer neuen Union zu zwingen, sondern bezweckte, wie dies Polens erster Würdenträger, der berühmte Feldherr Johann Tarnowski, auf dem Reichstage von 1548 ausdrücklich betonte, eine allmähliche, freiwillige Annäherung. Zweitens hatte Litauens Zögern seinen einzigen Grund darin, daß der exklusive Kreis einiger weniger Magnaten, der damals dieses Land uneingeschränkt beherrschte, befürchten mußte, daß durch jeden engeren Anschluß an Polen in Litauen, ebenso wie dort, die Gesamtheit des bisher vollständig von ihnen abhängigen Adels den ersuchten Anteil an gleichen Rechten und Freiheiten, sowie an politischem Einfluß gewinnen würde.

Die Richtigkeit dieser Behauptung erhellt am besten daraus, daß, sobald nur die großen Massen des litauischen Adels unter polnischem Einfluß zu einem selbständigen Auftreten stark genug geworden waren und hiezu die erste günstige Gelegenheit fanden, sie in scharfem Gegensatze zu der zusammenschmelzenden Magnatenpartei vom gemeinsamen Herrscher, Sigismund August, dringendst eine engere Verbindung Litauens mit Polen verlangten. Diese Bitte, welche sie 1562 vorbrachten, ist uns im Wortlaute erhalten (Archiv des Fürsten Czartoryski in Krakau, Ms. 1604, pag. 58—74). Unter ausdrücklicher Berufung auf die älteren Unionsverträge und mit voller Würdigung des Nutzens, den ein Zusammenschluß mit den „polnischen Nachbarn und Brüdern“ für den litauischen Staat bedeutete, verlangen seine Vertreter schon damals genau dieselbe Fixierung des Verhältnisses zwischen Polen und Litauen, wie sie sieben Jahre später die Union von Lublin brachte! An dieser Bewegung nahm neben dem ethnographisch litauischen auch der ruthenische Adel des litauischen Staates regen Anteil. An der Spitze der Unionspartei von 1562 erscheint neben zwei litauischen auch ein wolhynischer Edelmann und die Vertreter Wolhyniens und Podlachiens sind es, die auch in den nächsten Jahren die Forderung, einen gemeinsamen polnisch-litauischen Reichstag einzuberufen, aufs nachdrücklichste wiederholen.

Die Gegenpartei, welche dies trotzdem lange zu verhindern wußte, bestand, wie aus den gleichzeitigen Quellen zweifellos hervorgeht, fast ausschließlich aus dem übermächtigen Ge-

schlechte der Radziwiß und seinem Anhange; wie grundfalsch es wäre, diese Opposition als eine nationale aufzufassen, beweist der Umstand, daß gerade diese Familie damals schon vollkommen polonisiert war und ihr Haupt, Fürst Nikolaus der Schwarze, während der Unionsdebatte auf dem Reichstage von 1564 offen erklärte, daß er sich eigentlich selbst als einen Polen betrachte!

Um bei den Unionsverhandlungen, die nach der litauischen Adelskonföderation von 1562 nicht mehr aufzuhalten waren, ja nicht die Gesamtheit des dortigen Adels, der sich mit den Bestrebungen Polens solidarisierte, zu Worte kommen zu lassen, wußte es die Oppositionspartei so einzurichten, daß lange kein wirklich gemeinsamer Reichstag beider Völker zusammenkam, sondern nur einzelne, größtenteils hochadelige Vertreter Litauens auf die polnischen Reichstage geschickt wurden. Während sich die Polen alsbald bereit zeigten, die staatliche Sonderstellung Litauens auch innerhalb des neu zu schaffenden Unionsverbandes anzuerkennen, scheiterten die Verhandlungen gewöhnlich an dem Widerstande der hohen litauischen Würdenträger gegen die Einführung jenes gemeinsamen Reichstages, den ihre eigenen Landsleute nicht minder ersehnten, als die Polen. Erst die große Reform der litauischen Verfassung in den Jahren 1564/6, welche die ausschließliche Macht der Magnaten brach, sowie das immer klarere Bewußtsein, daß der litauische Staat aus eigener Kraft dem Kampfe gegen Moskau nicht gewachsen war, ließ den gemeinsamen Reichstag zu Lublin 1569 zustandekommen.

Sein Werk, der Unionsvertrag vom 1. Juli, wurde nicht ohne Schwierigkeiten in halbjähriger Arbeit geschaffen. Anfangs hatte nämlich auf litauischer Seite die widerstrebende Magnatengruppe das Übergewicht zu gewinnen gewußt, bei der Wahl der litauischen Landboten gefügige, dem Hochadel nahestehende Kandidaten durchgesetzt, die Leitung der Verhandlungen einem Radziwiß übergeben und, als der König selbst im wohlgemeinten Interesse beider Staaten auf eine Verständigung drang, in der Nacht auf den 1. März die Litauer zur geheimen Abreise aus Lublin bewogen.

Erst als so der Abschluß der Union wieder ins Ungewisse hinausgeschoben schien, beschlossen die Polen, die schon seit 200 Jahren strittigen Grenzprovinzen Podlachien und Wol-

hynien nebst dem Gebiete Bratzław von Litauen abzutrennen und der polnischen Reichshälfte einzuverleiben. Allerdings dauerte es nun drei Monate, bis alle Vertreter dieser Provinzen diesen Beschluß anerkannten. Ihr Zögern war aber einzig und allein von zwei Motiven bestimmt: erstens machten die litauischen Oppositionisten die hartnäckigsten Bemühungen, um sie durch Drohung wie durch Überredung davon abzuhalten, und zweitens wollten sie sich vorher den vollen Anteil an allen polnischen Privilegien sichern lassen. Ein privates Schreiben des Fürsten Christoph Radziwiłł an seinen Vater (Archiv zu Nieśwież, IV. Abt.) beweist, daß die Wolhynier, die übrigens im Grunde über ihre Aufnahme in den polnischen Staat nicht minder erfreut waren (*egerunt Deo gratias, quod essent Regno adiuncti*; Archiv der Jagell. Bibliothek in Krakau, Ms. 28/II, fol. 136) als die großenteils schon polonisierten Podlachier, gleich zum ersten ausgeschriebenen Termine nach Lublin zur Eidesleistung gekommen wären, wenn die litauischen Magnaten sie nicht beeinflußt hätten, dies mehrmals zu verschieben. Als sie sich aber allmählich alle zur Rückkehr auf den Reichstag entschlossen hatten, genügte die Versicherung der Polen, daß sie die neuen Staatsangehörigen „als Brüder zum Anteile an allen Freiheiten einladen, sich mit ihnen als Gleiche mit Gleichen vereinen und Glück wie Unglück mit ihnen teilen wollen“, um sie zum Einverständnisse mit dem Übergange zur polnischen Reichshälfte zu bewegen. Es wird nun ständig behauptet, die Widerstrebenden habe man ihrer Ämter und Güter beraubt; die einzigen derartigen Fälle verhalten sich folgendermaßen: Zwei litauische Magnaten, die gegen den Willen Podlachiens dort die leitenden Senatorenwürden inne hatten, wurden durch zwei einheimische Herren ersetzt, aber sofort durch andere, noch höhere Senatorensitze im litauischen Rate entschädigt, einem Dritten wurde die Verwaltung von strittigen Krondomänen an der podlachischen Grenze entzogen, aber keine einzige seiner hohen Würden, seiner sonstigen Starosteien oder gar seines Privatbesitzes weggenommen! Als die Einverleibung Podlachiens und Wolhyniens vollzogen war, mußten die Führer der litauischen Opposition in ihrer vertraulichen Korrespondenz rückhaltslos zugeben, daß Polen diese Länder „nicht nur durch königliche Dekrete, sondern nicht minder durch deren eigenen, frei-

willigen Anschluß gewonnen habe“, daß „die Podlachier ohne jeden Zweifel selbst nach dieser Abtrennung von Litauen verlangten, aber auch die Wolhynier nicht so sehr hiezu bemüssigt waren, sondern selbst dies eilends vollzogen haben“ (*Archeograficzeskij Sbornik k'istorii siewierozapadnoj Rusi* VII. Nr. 26). Aber nicht genug damit: die ruthenischen Wolhynier waren es, welche unermüdlich drängten, auch die übrigen ruthenischen Provinzen Litauens an die polnische Reichshälfte zu bringen (ebendort, Nr. 22, 23, 24, 26), was ihnen auch in bezug auf das Palatinat Kiew gelang, während das Polesie, das Palatinat Brześć-litewski, bei Litauen belassen wurde, obwohl unter dem dortigen ruthenischen Adel eine starke Partei, deren Vertreter ebenfalls in der Korrespondenz der litauischen Magnaten genannt sind (*Archiv zu Nieśwież*, V. Abt., Wołowicz an Radziwiłł 2. Mai 1569), an Polen zu kommen wünschte. Somit ist es wohl begreiflich, daß, als 1572 nach dem Aussterben der Jagellonen die Radziwiłł jene 1569 verlorenen ruthenischen Länder für Litauen zurückgewinnen wollten, die Mehrheit unter den Litauern dies für aussichtslos erklärte, selbst wenn die Polen keinen Widerstand leisten würden, weil die Bewohner dieser Provinzen offenkundig lieber zu den Polen halten wollen als zu den Litauern (*Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien, Polonia*, 1. Dezember 1572).

Bald nach jenen großen territorialen Veränderungen war auf dem Lubliner Reichstage auch die Union der übrigen litauischen Gebiete mit Polen zur Vollendung gediehen. Mehrere Umstände hatten eine Verständigung ermöglicht. Zunächst siegte schon im März auf einer litauischen Ratsversammlung zu Wilno, ohne jede polnische Beeinflussung, die mit der Unionsidee sympathisierende Mehrheit: es wurde ein Unionsprojekt ausgearbeitet (*Archiv der Fürsten Czartoryski*, Ms. 77 Nr. 41), das genau von denselben Voraussetzungen ausging, wie ein am selben Tage in Lublin von den Polen angenommenes! Im Mai wurden dann in Litauen neue Abgeordnete gewählt, die von der Oppositionspartei weniger abhängig waren, und als anfangs Juni die Vertreter des litauischen Staates nach Lublin zurückkehrten, stand nicht mehr ein Radziwiłł, sondern ein Chodkiewicz an ihrer Spitze, der unter aller Wahrung der litauischen Sonderrechte dennoch ein Zustandekommen der Union wünschte.

Als schließlich doch noch formelle Schwierigkeiten auftauchten, kam ein lange von der Opposition geheim gehaltener Akt des litauischen Adels zum Vorschein, in dem er dem Könige ankündigte, daß er mit aller Rücksichtslosigkeit gegen jene Magnaten vorgehen würde, die ihn wieder um die ersehnte Union mit Polen brächten (Archiv der Fürsten Czartoryski, Ms. 1609, pag. 1623). So nahte endlich der denkwürdige Augenblick, an dem Litauens Vertreter erklärten: „Nicht aus Furcht vor Todesgefahr, die uns ja hier nicht droht, nicht aus Kleinmut oder persönlichem Ehrgeiz, sondern mit Rücksicht auf das Wohl des Staates, die gemeinsame brüderliche Liebe, um unseres Königs Huld und unserer Brüder, der Polen, Liebe zu gewinnen, erklären wir uns einverstanden“ (aus dem Reichstagsdiarium). In kurzen, aber deutlichen Worten wurde in den Unionsakten, trotz der Festigung des beide Staaten für immer einenden Bandes durch gemeinsame Herrscherwahl und gemeinsamen Reichstag, dem Großfürstentum Litauen seine staatliche Selbständigkeit mit eigener, von Polen in keiner Beziehung abhängiger Verwaltung, also eigenem Rechte, eigenem Heere und eigenen Finanzen, feierlich gesichert.

Nachträge.

Zu S. 4 f.

Mit Bezug auf die S. 4 und 5 angeführten und als unanfechtbar hingestellten Behauptungen der berühmten französischen Schriftsteller Anatole Leroy-Beaulieu und Melchior de Vogüé über die angebliche nationale „Kompaktheit“ Rußlands, möge an den seinerzeit Aufsehen erregenden Schritt des namhaften französischen Publizisten Casimir Delamarre erinnert werden, der 1869 im französischen Senat dasselbe Problem in einem, der später in Frankreich landläufigen Auffassung ganz entgegengesetzten Sinne anregte. Delamarre hat nichts weniger angestrebt, als daß man im öffentlichen Unterricht einmal von dem, „durch rein politische Tendenz eingegebenen Lügengespinnst“ abkommen möge, nach dem der 15 Millionen starke ruthenische Volksstamm zu den Russen gezählt wurde. Unter Berufung auf Autoritäten wie Henri Martin, Brullé, de Noailles usf. verlangte er, daß die unumgängliche Berichtigung

dieser krassen Unwahrheit auf der ganzen Linie in die Lehrbücher sowie in die betreffenden Instruktionen für das Lehrpersonal eingeführt werde. Dies geschah gerade 25 Jahre vor Erscheinen des ersten Bandes des zitierten Werkes von A. Leroy-Beaulieu, bei dessen Besprechung M. de Vogüé auf „den noch stark verbreiteten Irrtum“ usw. Bezug nimmt. Es war noch zu Delamarres Zeit das Frankreich des zweiten Kaiserreiches und der Schritt dieses Publizisten war gewiß nicht durch Belehrungen von seiten der Ruthenen bestimmt worden, von deren Existenz damals nur solche Männer, wie Henri Martin in Paris wußten, sondern die Anregung dazu ist gewiß aus den Kreisen der polnischen Emigration hervorgegangen. Diese Einzelheit bekräftigt unsere S. 4 ausgesprochene Behauptung, daß die Beurteilung dieses sich heutzutage so gewaltig der Aufmerksamkeit auch fernstehender Kreise aufdrängenden Problems allerzeit ausschließlich durch das politische Interesse des Augenblicks bestimmt wurde.

Zu S. 7 ff.

Der russische Gouverneur des (September 1914 bis Juni 1915) von den russischen Truppen okkupierten Galiziens, Graf Georg Alexandrowitsch Bobrinskij, Mitglied des Reichsrates und auf politischem Boden seit jeher als unerbittlicher Nationalist tätig, ist nicht mit seinem Vetter, Graf Wladimir Alexejewitsch Bobrinskij, einem der Urheber des jungen, aber bereits an Altersschwäche dahinsiechenden Neoslavismus, zu verwechseln. Der Letztgenannte hatte sich im Laufe der letzten Jahre vor dem Kriege durch seine vielen neoslavistischen Tournees, bei denen er auch Lemberg nicht zu vernachlässigen pflegte, mehr als sein viel nüchternerer und ernsterer Vetter Graf Georg Alexandrowitsch der allgemeinen Aufmerksamkeit aufgedrungen, weshalb es ratsam erscheinen mag, den Leser ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, daß S. 7 ff. von dem Reichsratsmitgliede Graf Georg die Rede ist. Der Generalgouverneur, den sein Vetter gewiß an Redseligkeit überbot, vermochte darin auch nicht wenig zu leisten, wodurch er sich angesichts des jähen Zusammensturzes der Russenherrschaft in Galizien eine Blöße gegeben hat, indem seine mit so viel Wortschwall verlautbarten Eröffnungen über die Zukunft dieses

Landes bald das Tragische der Wirklichkeit noch viel schärfer haben hervortreten lassen.

Noch viel stärkere Akzente als in dem Auftreten des russischen Generalgouverneurs von Galizien erschallen selbstverständlich in den Lemberger Expektionen des berüchtigten russisch-orthodoxen Erzbischofs von Wolhynien und Shitomir Eulogius. Die in Lemberg bereits in den letzten Jahren vor dem Kriege gegründete, nach Abzug der Russen erklärlicherweise eingegangene russophile Zeitung *Prikarpat'skaja Russ* brachte in ihrer Nummer vom 12. (25.) Jänner 1915 die während des russisch-orthodoxen, in der unierten (damals aber dem Schisma anheimgefallenen) Lemberger Kathedrale veranstalteten Gottesdienstes gehaltene Ansprache, deren Wortlaut wir hier auszugsweise in treuer Übersetzung wiedergeben.

Nach dem der anwesenden (bis dahin unierten) Geistlichkeit sowie den „Schirmherren und Pfarrkindern“ (*papjetschitjeli i prichoshanje*) der altehrwürdigen Kirche für ihre zahlreiche Versammlung abgestatteten Danke fährt der Erzbischof über die „erfolgte“ Einigung des Landes mit Rußland folgendermaßen fort:

„Nun, wie viel sprechen diese euere russischen Kirchen, „sowohl die Uspjenskische, in der wir gestern gebetet haben, „wie die Preobraschenskische, in der wir heute beten — wie „viel sprechen sie zu der russischen Seele, zum russischen „Gemüt und Herzen, von dieser unserer Blutsverwandtschaft, „von dieser unserer geistigen inneren Einigung. Die Kirche „der Mariä Himmelfahrt — die (ihr angeschlossene) berühmte „historische Lemberger *Stauropigie*, die durch die Hände der „Patriarchen des Orients Joachim und Jeremias befestigt „wurde — ist sie nicht das unzerstörbare, beredte Zeugnis der „Einigkeit des russischen Galiziens mit der orientalischen „orthodoxen Kirche, mit Byzanz (*Tsar-Grad* — Zarenstadt), „woher unser heilige Glaube dem russischen Volke durch den „Apostelgleichen Fürsten Wladimir gebracht wurde. Wer kennt „nicht jenen bewunderungswürdigen, „mannhaften, aufopferungs- „vollen Kampf der Lemberger Verbrüderung (*Stauropigie*)¹⁾

¹⁾ Vgl. oben S. 260, 264 über die „disunierten“ *Verbrüderungen* (*Bratztwa*), an deren Spitze tatsächlich um die Jahrhundertwende und im Anfange des XVII. Jahrhunderts die Lemberger *Stauropigie* stand.

„gegen den Okzident, gegen Rom, gegen den Latinismus, für die nationalen Heiligtümer, für die heilige Orthodoxie (*Prawoslawje*). Die Geschichte hat uns doch die ruhmgekrönten Namen eurer heldenhaften Kämpfen, eurer unverbrüchlichen Beschützer und Märtyrer des orthodoxen orientalischen Glaubens aufbewahrt.“

„Gewiß, auch dieses unerschütterliche Bollwerk der Orthodoxie mußte in der Folgezeit das gemeinsame Schicksal des schwergeprüften Galiziens (*Galitschina*) teilen, indem es sein Haupt unter das fremde Joch beugte; aber, meine Brüder, bis heute noch spricht nach 200 Jahren ein jeder Winkel, ein jeder Stein dieses unseres russischen Heiligtums von der orientalischen Orthodoxie; geht nur in das bewunderungswerte Museum der Uspjenskischen Kirche und schaut: Alles — Ikone (Heiligenbilder), Bücher, Kirchengeräte — all dieses Zubehör des orthodoxen orientalischen Gottesdienstes zeugt dort davon, daß Galizien in alter guter Zeit ein gemeinsames kirchliches Leben mit ganz Rußland verlebte.“

„Auch war diese historische Kirche, wie all die übrigen alten Kirchen Galiziens, kein totes und stummes Denkmal unserer kirchlichen Vergangenheit: dies waren immerdar lebendige Zufluchtsstätten des nationalen Geistes, die es vermocht haben, unter dem Volke dessen unschätzbare Reliquie — die orthodoxe Seele — bis auf den heutigen Tag unversehrt zu erhalten.“¹⁾

„Dem verdankt man, daß das galizische Volk, wenn auch durch die Union vor zwei Jahrhunderten verführt, in seinem Herzen immerdar orthodox (*prawoslawnyj*) geblieben und es auch heute ist.“

„Ja, meine Brüder, unsere Feinde haben lang und leidenschaftlich alle Hebel in Bewegung gesetzt, um uns zu teilen, zu entzweien. Auch in unsere Gotteshäuser haben sie den Geist der Zwietracht gebracht und in unsere Kirche, aber das Herz der russischen Nation zu teilen ist ihnen nicht gelungen; diese Entzweigung drang nicht in die Tiefe unserer Seele und nur an der Oberfläche vermochte sie sich zu zeigen, nur in den äußeren Formen des Lebens.“

¹⁾ Vgl. oben S. 347 ff., 371 f.

„Nun ist diese herzerreißende, jahrhundertelange, gewaltsame Scheidung zu Ende. Das Leben Galiziens mündet mit „lichem Strom in das uferlose gemeinrussische Meer“ . . . usw. Es fehlt da nicht an beliebten Redensarten, wie: „Ist in dem „ganzen russischen Volk, wo es auch lebt vom Großen Ozean „bis an die Karpathen, ein Herz und eine Seele, so soll es „auch durch einen und denselben Glauben, ein Gebet, eine „Kirche vereinigt bleiben, damit es ein Körper und eine „Seele sei.“

In bezug auf manche, die Vergangenheit, namentlich die jüngste, betreffende Äußerungen des Erzbischofs Eulogius kann nicht in Abrede gestellt werden, daß der Mann, in dessen Händen jahrelang die Hauptfäden der russischen Propaganda in Galizien zusammenliefen, als der kompetenteste Sachkundige betrachtet werden muß.

In letzterer Beziehung ist besonders das Manifest beachtenswert, welches von Eulogius im Dezember 1914 „an das galizisch-russische Volk und dessen Geistlichkeit“ erlassen wurde und in der Nummer 32 des Lemberger *Gołos Naroda* vom 11. Dezember 1914 zu lesen ist. Es heißt dort wörtlich in dem an die (griechisch-katholische, durch Eulogius daher eigentlich erst *zu bekehrende*) Geistlichkeit gerichteten Passus: „Gute Hirten des galizischen Rußlands! Ihr habt ein großes Verdienst um das Volk; hat das Volk bis auf heute die russische Seele unversehrt erhalten, so ist dies zumeist der Arbeit und den Bemühungen seiner Geistlichkeit zu verdanken“ . . . (usw.)

Zu S. 23.

Ich glaube der Notwendigkeit entbunden zu sein, zu den Ausführungen Hruschewskyjs (in dem I. Bande seiner Geschichte der Ukraina), in bezug auf die normännische Invasion, Stellung zu nehmen. Diese seinerzeit viel umstrittene Frage darf wohl seit langem als entschieden zugunsten der sog. „normännischen Theorie“ abgetan betrachtet werden, und es war für die Gelehrtenkreise eine Überraschung, als Hruschewskyj mit Auffrischung der vor 60 Jahren seitens Pogodin¹⁾ und Genossen so leidenschaftlich verteidigten „antinormännischen Theorie“

¹⁾ Vgl. unten S. 419.

aufgetreten ist. Dem ersten wie dem verspäteten zweiten Auftreten der „antinormännischen Theorie“ lag nichts anderes als unverhüllte politische Tendenz zugrunde, wenn sie auch bei Hruschewskyj von anderen Gesichtspunkten als seinerzeit bei Pogodin ausgegangen ist. Vgl. die zutreffenden Bemerkungen von Prof. Alexander Brückner in *Kwartalnik historyczny*, Bd. XX, S. 664 ff., sowie die bündige meisterhafte Behandlung dieser Frage in Klutschewskyjs *Kurs russkoj istorii*, I., 151 ff.

Zu S. 26.

Die Unterscheidung von Groß- und Klein-Reußen ist gewiß byzantinischen Ursprungs und dürfte auf den in der Kanzlei des Patriarchats von Konstantinopel üblichen Sprachgebrauch zurückgeführt werden; vgl. oben S. 229. Dieser Sprachgebrauch entsprach übrigens der in Byzanz üblichen Unterscheidung von Groß- und Klein-Wlachien, Groß- und Klein-Thrakien u. dgl., wovon schon bei Konstantin Porphyrogenetes (*De administratione Imperii*) manche Proben zu finden sind. Die älteste urkundlich beglaubigte Erwähnung von „Klein-Reußen“ findet man, soviel uns bekannt ist, in einer Konstantinopler Aufzeichnung, die aus den Jahren 1259—1282 stammt und auf die neulich Prof. Fijałek im *Kwartalnik historyczny* hingewiesen hat (εἰς τὴν Μικρὰν Ῥωσσίαν). Im XIV. Jahrhundert war in Byzanz die Unterscheidung von Μεγάλη Ῥωσσία und Μικρὰ Ῥωσσία in der später üblichen Bedeutung gang und gäbe, wie aus den von Fiedler herausgegebenen Akten des Patriarchats erhellt. Auf reußischem Boden hat, so viel bekannt ist, nur der letzte souveräne Fürst von Halitsch, Boleslaw Georg (vgl. oben S. 236), sich des Titels des Beherrschers *totius Russiae Minoris* bedient, woraus man folgerichtig schließen könnte, daß er diese Benennung nur auf Rot-Reußen und Wolhynien bezog. Doch mochte er dies wohl nicht so genau nehmen, gewiß nicht im Gegensatze zu dem damals bereits in Byzanz befestigten Sprachgebrauche; höchstens könnte man darin Ansprüche auf ganz Klein-Reußen nach byzantinischem Sprachgebrauch, in Erinnerung an die tatsächlichen einstigen Grenzen des Romanidenreichs (S. 233 f.), erkennen. Recht bezeichnend ist, daß sein Vetter und unmittelbarer Nachfolger in der Herrschaft über Rot-Reußen in seinen Beziehungen mit

dem Patriarchat von Byzanz — aber lediglich in den bezüglichen Schriftstücken — den Titel βασιλεὺς τῆς Ἀρχίας (Polen) καὶ τῆς Μικρᾶς Ῥωσσίας führt. Vgl. Haleckis Aufsatz in den Abhandlungen der Krakauer Akademie der Wissenschaften über „Litauen, Reußen und Samogitien als Bestandteile des Großfürstentums Litauen“ (*Litwa, Ruś i Żmudź etc., Rozprawy Wydz. hist.-fil.*, Bd. LIX, S. 219 f.). Allerdings könnte man ebenfalls auf die Analogie Großpolen — Kleinpolen hinweisen, wo eine ähnliche Unterscheidung selbstverständlich mit Byzanz nichts zu tun hatte und einem vollständig anderen Gedankengange entsprungen ist. Groß-Polen war die Wiege des Polenreichs (das Gebiet am Wartaufer mit Posen als Zentrum), von wo aus es sich über andere stammverwandte Gebiete (darunter als das bedeutendste das eigentliche Klein-Polen mit Krakau als Zentrum) verbreitet hat.

Schwieriger ist die Benennung Rot-Reußen zu erklären; sie bezieht sich bekanntlich gerade auf dasjenige Gebiet, über welches der den Titel *dux totius Russiae Minoris* führende Fürst geherrscht hat. Alten Erklärungen zufolge sollte dieser Name mit der dort befindlichen Fülle von Insekten, die zur Anfertigung von rotem Farbstoff verwendet wurden, im Zusammenhang stehen, was jedoch kaum als zutreffend erscheinen dürfte. Interessant ist, daß in der Folgezeit verschiedene, ein gewisses organisches Ganzes bildende reußische Gebiete im polnischen Sprachgebrauch mit Farben bezeichnet wurden: so Rot-Reußen, Schwarz-Reußen und Weiß-Reußen. Die letzte Benennung ist quellenmäßig für die zweite Hälfte des XIV. Jahrhunderts bewiesen: der polnische Chronist Janko von Czarneków, Vizekanzler Kasimirs des Großen, bezeichnet Połotzk — also den eigentlichen historischen Kern Weiß-Reußens — als *castrum Albae Russiae*. In Westeuropa jedoch, wo die geographische Terminologie in bezug auf Reußen allerzeit Schwierigkeiten bereitet zu haben scheint, nahm man mitunter nicht Anstand, die Benennung „Weiß-Reußen“ auf Moskau anzuwenden. Dies wäre wohl lediglich dem Umstande zuzuschreiben, daß, so sehr auch den Abendländern Moskowien im Lichte einer asiatischen Macht erschien, diejenigen, die mit jenem Halbasien des XV. Jahrhunderts in Berührung kamen, sein reußisches Gepräge doch nicht verkannten, und da ihnen „Weiß-Reußen“

als ein für ein weit entlegenes, nordöstliches Reußen anwendbarer Terminus bekannt war, so bedienten sie sich auch dessen zur Bezeichnung Moskowiens. Dies konnte noch um so bequemer erscheinen, da ihnen wohl die byzantinische Benennung „Groß-Reußen“ unbekannt blieb; so lange daher Nowgorod-Pskow noch selbständig war, konnte es unmöglich zu Moskowien gezählt werden, während es in den vagen geographischen Begriff *Alba Russia* (in der Bedeutung Nordost-Reußens) ganz gut fallen konnte. Deshalb dürfte man sich durch einzelne sporadisch in den Quellen des XVI. Jahrhunderts vorkommende Entgleisungen¹⁾ in bezug auf die Bedeutung des Terminus „Weiß-Reußen“ nicht beirren lassen: *Alba Russia*, *Biala Ruś* galt sicher, von einzelnen Mißverständnissen abgesehen, immer für eins und dasselbe, d. i. für jenes Weiß-Reußen im engeren Sinne, dessen Gebiet wir oben S. 202 bestimmten.

Reußischen Ursprungs dürfte diese Benennung kaum sein; dies erhellt schon daraus, daß sie in reußischen Texten erst spät auftaucht. Wie dies überall — mit der einzigen Ausnahme der heutigen „Ukrainer“ — der Fall war, rührt gewiß auch hier der Name des Volksstamms nicht von ihm selbst, sondern von seinen Nachbarn her. Ob er in Polen auftauchte oder von den

¹⁾ Vgl. Halecki a. a. O. Merkwürdig ist die Beobachtung, daß sogar dem Erzbischof von Gnesen Łaski auf dem Lateranischen Konzil die Benennung „Weiße Reußen“ zur Bezeichnung der Moskowiter ent schlüpfte. Noch interessanter ist der Zusammenhang, in dem dies geschah: den letzteren werden nämlich die Reußen des Jagellonen-Reiches, als „Rote Reußen“ bezeichnet, sowie die „Walachischen Reußen“ (also rein nach der Staatsangehörigkeit) entgegengestellt. Dies mag kein reiner Zufall gewesen sein, denn gleichzeitig werden in einem Schreiben König Sigismunds I. an Leo X. die dem Jagellonen-Reiche (d. h. sowohl Polen als Litauen) angehörenden Gebiete als *Rubra Russia* bezeichnet. Da so etwas als polnischer Sprachgebrauch vollkommen vereinzelt dasteht, dürfte daraus gefolgert werden, daß die feinen Humanisten der Kanzlei Sigismunds I. auf den Gedanken verfallen waren, den unliebsamen Mißverständnissen, die im Verkehr mit westeuropäischen Höfen in bezug auf die geographische Terminologie der reußischen Länder fortwährend zum Vorschein kamen, ein für alle Mal ein Ende zu machen, indem „Weiß-Reußen“ dem im Abendlande bereits teilweise eingebürgerten Sprachgebrauche gemäß für Groß-Reußen (also damals schon nichts anderes als Moskowien), „Rot-Reußen“ dagegen (*pars pro toto*) für die reußischen Gebiete Polens und Litauens in Kurs gesetzt wurden. Dies war aber so unnatürlich und mit dem polnischen Sprachgebrauche im Widerspruch, daß man davon nach einigen ganz vereinzeltten Versuchen bald abgekommen ist.

Litauern herübergenommen wurde — was wahrscheinlicher ist — wird kaum zu entscheiden sein und es lohnt sich nicht, darüber nachzugrübeln. Wichtiger ist, daß ein Teil des von der weiß-reußisch sprechenden Bevölkerung bewohnten Gebietes (s. oben S. 203) traditionell als „Schwarz-Reußen“ bezeichnet wurde, was sich im polnischen Sprachgebrauche noch bis auf heute erhält, allerdings immer weniger. Dies ist um so interessanter, als „Weiß-Reußen“ nach polnischem Sprachgebrauch mehrweniger mit dem historischen Kern Weiß-Reußens (vgl. oben S. 203—204), „Schwarz-Reußen“ dagegen mit den einst ethnographisch litauischen, aber bereits in sehr entlegenen Zeiten durch das weiß-reußische Element bevölkerten Gebieten (u. zw. infolge der Aufsaugung des Litauischen durch das Reußische) zusammenfällt. Hängt diese Unterscheidung in der geographischen Terminologie wirklich mit jenen historisch-ethnologischen Tatsachen zusammen, so dürfte sie ein ganz eigenartiges Interesse in Anspruch nehmen.

Was nun die Farben — Weiß — Schwarz — Rot — in dieser Terminologie bedeuten, wird wohl nie zu erklären sein. Das eine steht fest, daß es einfach auf eine Art historisch-ethnologische Farbenblindheit hinausläuft, sich über die tatsächlichen, dieser Terminologie zugrunde liegenden Unterschiede hinwegzusetzen: ein Leiden, von dem bis nun unheilbar die russische Geschichtsschreibung und Publizistik — aber nicht nur diese allein — behaftet ist.

Berichtigung zu S. 27.

Z. 9 von oben anstatt: „Osten und Südosten“ lies *Westen und Südwesten*.

Berichtigung zu S. 32.

Note 1 a. E. ist zu vervollständigen: §§ 6—10; Note 2 zu berichtigen: *Anhang V*, §§ 4, 5, 7, 10 und *Anhang VII*, *Exkurs IV*.

Zu S. 44—50.

Die Vorgeschichte des nationalen Erwachens der eigentlichen Ukraina würde eine ähnliche Beleuchtung verdienen, wie dies in bezug auf Galizien oben im Exkurs I geboten wird. Dies war auch beabsichtigt, mußte aber aus den in der Vorrede

(S. XIV) angeführten Gründen der Neuen Folge dieser Studien vorbehalten werden.

Zu S. 50—54.

S. oben Exkurs I, S. 342—378.

Zu S. 56.

Die kulturelle Unfruchtbarkeit der ruthenischen Bewegung, namentlich bis auf die neunziger Jahre, verdient um so mehr eine tiefer in das Wesen dieser Erscheinung eindringende Erörterung, als es nicht in Abrede gestellt werden kann, daß seit dem „nationalen Erwachen“ im Jahre 1848 sich dieser Bewegung manche nicht unbedeutende intellektuelle Kräfte angeschlossen hatten, deren Zahl in der Folgezeit immer im Wachsen begriffen war. Indem dieser Gegenstand eine ausführlichere Behandlung erheischt und der beabsichtigten Neuen Folge dieser Studien vorbehalten werden muß, möge hier nur auf das seinerzeit Aufsehen erregende Auftreten des Kulisch seinen galizischen Landsleuten gegenüber hingewiesen werden. Kulisch weilte im Jahre 1882 längere Zeit in Lemberg und ließ daselbst eine sehr beachtenswerte Schrift: „*Krašanka Rusynam i Polakam na Welykden 1882*“ (Osterei für die Ruthenen und die Polen) erscheinen, worin er diesen Gegenstand in zutreffender Weise behandelt.

Zu S. 59—61.

Es war meine Absicht, in den Nachträgen zu S. 59 ff. ausführliche Auszüge aus den Memoiren Alexander Barwinskyjs, namentlich die darin enthaltenen äußerst lehrreichen Erinnerungen an seine Jugendjahre (*Spomyny s moho žitja*, I, 22—70) wiederzugeben. Der ehrwürdige Verfasser, eine in seinem Milieu sich immer durch ruhiges Temperament und Leidenschaftslosigkeit auszeichnende Natur, scheint sich persönlich in seinen Jugendjahren an politischen Agitationen nicht beteiligt zu haben, wenigstens findet man in seinen Memoiren keine Anhaltspunkte dafür. Um so interessanter sind die in seinem schätzenswerten Buche enthaltenen Einzelheiten über den regen Anteil der ruthenischen Gymnasialjugend an der Weiterentwicklung der ruthenischen Bewegung zu Anfang der

sechziger Jahre. Da wir wegen der oben vielfach berührten Umstände auf Wiedergabe der betreffenden Abschnitte aus Barwinskyjs Memoiren verzichten müssen, mögen hiemit wenigstens die der ruthenischen Sprache kundigen Leser darauf aufmerksam gemacht werden.

Zu S. 61—66.

Die Anfänge der zielbewußten, vom Beginn an mit nicht unbeträchtlichen Mitteln ausgestatteten russischen Propaganda unter den Ruthenen Galiziens würden gewiß eine ins Detail eingehende Beleuchtung erheischen, für welche nach meinem ursprünglichen Vorsatze ein besonderer Exkurs von mindestens demselben Umfange wie der über die Ruthenen vor 1848 (S. 342 bis 378) bestimmt wurde. Hier sei vorderhand nur daran erinnert, daß diese Agitation sich hauptsächlich an die Person des berüchtigten Panslavisten Michael Petrowitsch Pogodin (1800 bis 1875, Professor der Geschichte an der Universität Moskau 1833 bis 1849) anknüpft. Pogodin verbrachte seit 1838 auf Staatskosten eine Reihe von Jahren hindurch die Sommerzeit in den österreichischen, namentlich böhmischen Kurorten und benützte dies zur Entfaltung einer weitreichenden panslavistischen Propaganda unter den Slaven Österreichs, selbstverständlich mit besonderer Berücksichtigung der Ruthenen, die er kurzweg als seine eigenen Landsleute, als reine Russen betrachtete. Da sein Treiben im Jahre 1838 begonnen hat, so reichen die von ihm auf galizischem Boden erzielten Erfolge bereits auf die Vorjahre des vermeintlich *nationalen* Erwachens nach Stadions Rezept, was z. B. in bezug auf Pietruszewicz mit Sicherheit festgestellt werden kann. Seine ungemein lehrreichen, von einem auch in dem panslavistischen Rußland unübertroffenen Haß gegen Österreich durchdrungenen Berichte und die auf seinen Beobachtungen beruhenden positiven Vorschläge, die er von Zeit zu Zeit dem Zarewitsch Alexander (nachherigem Kaiser Alexander II.) unterbreitete, sind seit längerer Zeit bekannt und wurden von Franz Smolka auszugsweise in seinen „Politischen Briefen über Rußland und Polen“ (II, 84 ff.) wiedergegeben. Lehrreich ist auch, was darüber Alexander Barwinskyj (a. a. O. passim) mitteilt.

Zu S. 74.

So sehr auch die Ansichten der Polen und Ruthenen in bezug auf die tatsächlichen Bedürfnisse des ruthenischen Schulwesens und der für seine weitere Ausgestaltung erforderlichen Maßnahmen auseinandergehen mögen, herrscht darin in Anbetracht des Volksschulwesens vollständige Übereinstimmung, so daß auch seitens derjenigen polnischen Fraktionen, die von den Ruthenen einer intransigenten Stellungnahme ihrem Volkstamm gegenüber gezeiht werden, das Prinzip der vollen Gleichberechtigung beider Nationalitäten nicht angefochten wird. Demgemäß muß festgestellt werden, daß es in Galizien relativ, d. i. im Verhältnis zur Gesamtzahl der Bevölkerung mehr ruthenische als polnische Volksschulen gibt, was in Anbetracht des Umstandes, daß die Leitung des Volksschulwesens sich faktisch seit beinahe 50 Jahren in polnischen Händen befindet, alle diesbezüglichen Rekrimationen der ruthenischen Parteiführer als völlig unbegründet erscheinen läßt. Dem letzten gedruckten Berichte des k. k. galizischen Schulrates zufolge bestanden im Lande 1912/13 insgesamt 5721 aus öffentlichen Mitteln unterhaltene aktive Volksschulen, darunter 3153 polnische, 2545 ruthenische, es fiel daher eine polnische Volksschule auf 1481 Polen, eine ruthenische auf 1260 Ruthenen. Wie reichlich dadurch den reellen Bedürfnissen der ruthenischen Bevölkerung Rechnung getragen wurde, erhellt aus der Tatsache, daß die Anzahl der polnischen Privatvolksschulen in dem Berichtsjahre sich auf 131, die der ruthenischen nur auf 8 belief. Was die Lehrerbildungsanstalten anbelangt, so wurden die männlichen (der Konfession nach) von 2529 römisch-katholischen, 1006 griechisch-katholischen, 11 evangelischen, 73 israelitischen Schülern — die weiblichen von 908 röm.-kath., 152 griech.-kath., 3 evang. und 14 israelit. Schülerinnen besucht.

Wollten wir den polnischen Standpunkt in bezug auf das Mittelschulwesen beleuchten, so müßten hiefür vielfältige statistische Daten herangezogen werden, die heutzutage zu verwerten unmöglich ist, da die der vorletzten Volkszählung 1900 entstammenden sich hiefür nicht mehr eignen, die der letzten (1910) aber noch nicht vorliegen. Es muß davon um so mehr abgesehen werden, als die Verwendung der ersteren zuungunsten des ruthenischen Elements ausfallen würde, dies

somit als parteilich und tendenziös erscheinen könnte. Die Anforderungen der beiden Nationalitäten in bezug auf Errichtung von Mittelschulen sollten dem polnischen Standpunkte gemäß, mit Rücksichtnahme auf die numerische Kraft jener gesellschaftlichen Kreise befriedigt werden, deren Jugend billigerweise berechtigten Anspruch darauf erheben kann, in den öffentlichen Mittelschulen Platz zu finden oder wenigstens infolge monströser Überfüllung der letzteren den Zweck des Schulunterrichtes nicht zu verfehlen. Die Überfüllung der galizischen Mittelschulen bildet bekanntermaßen ihren, allseits begründete Klagen veranlassenden Krebs Schaden. Die Gerechtigkeit erheischt daher, daß die Anzahl der bestehenden Mittelschulen in einem gewissen Verhältnis zu der Anzahl der intellektuellen Kreise der betreffenden Nationalität stehe. Würde man die Zahl der Gymnasien (von den Realschulen sprechen wir unten) ohne Rücksicht auf das oben berührte Prinzip, rein der numerischen Kraft der einen oder der anderen Nationalität anpassen wollen, so würde dadurch eine schreiende Ungerechtigkeit begangen werden, abgesehen von Bedenken sozialpolitischer Natur, auf die schon oben S. 74—75 hingewiesen wurde. Um daher objektiv beurteilen zu können, wieweit die in dieser Beziehung von den Ruthenen unausgesetzt gegen das „polnische Regime“ erhobenen Anklagen berechtigt sein mögen, müßte man eine Statistik der Berufe und Beschäftigungen mit Auseinanderhaltung von Polen und Ruthenen herstellen, was gewiß zur Abwehr dieser — sagen wir es unverblümt — verleumderischen Anklagen geschehen wird, sobald die Verarbeitung der bis nun infolge des ausgebrochenen Krieges größtenteils roh liegenden Ergebnisse der letzten Volkszählung dies erlauben wird. Was die Realschulen betrifft, stoßt man nur ganz vereinzelt auf derartige gegen die Leitung des galizischen Schulwesens gerichtete Anklagen, wiewohl es keine einzige ruthenische Realschule in Galizien gibt. Die Zahl der Schüler ruthenischer Nationalität, welche in den bestehenden Realschulen Galiziens verstreut sind, beläuft sich auf kaum 300. Wenn man sie daher in einer und derselben Anstalt mit ruthenischer Unterrichtssprache konzentrieren wollte — was selbstverständlich wegen der persönlichen Verhältnisse unmöglich wäre —, würde diese Zahl mit Rücksicht auf die durchschnittliche Frequenz

der galizischen Mittelschulen zur Errichtung einer besonderen Anstalt nicht ausreichen.

Zu S. 79—80.

Julian Ławrowski gehörte im Jahre 1848 jener Gruppe angehender Staatsbeamten griechisch-katholischen Ritus an, die sich nach den Wiener Märztagen der ruthenischen Bewegung angeschlossen haben. Er wurde auch Mitglied des unter Stadions Auspizien gebildeten Obersten Ruthenischen Nationalrats. Beteuerte er aber damals, die Ruthenen seien Ruthenen und keine Russen¹⁾, so war ihm dies wirklich ernst, ebenso wie manchem seiner Freunde und Gesinnungsgenossen, etwa Josef Zajczkowski, Stephan Kaczała und mehreren anderen, was bekanntlich nicht von allen Mitgliedern des Stadionschen Nationalrats behauptet werden kann. Ławrowski, mit einer Polin verheiratet, infolgedessen nie durch eine undurchdringliche Scheidewand — wie die meisten der ruthenischen Priestersöhne — von den polnischen Gesellschaftskreisen getrennt, hat sich in der Folgezeit nicht nur von jeglichen russophilen Anwendungen frei zu halten gewußt, sondern zeichnete sich immer durch eine vielmehr polenfreundliche, versöhnliche Stimmung aus und bildete in dieser Beziehung eine gewisse Ausnahme unter den ruthenischen Patrioten der fünfziger und sechziger Jahre. Er war weder ein *gente Ruthenus, natione Polonus*, noch ein verbissener Nationalruthene der Stadionschen schwarz-gelben Marke, deren Vertreter, von der russophilen Strömung noch nicht hingerissen, den Polen gegenüber eine nicht minder feindselige Stellung einnahmen wie Hołowatzkij, Ustianowicz und Genossen. Wird aber Ławrowski als einer der Vorkämpfer des nachherigen Ukrainismus hingestellt, so ist dies auch unrichtig. Wir irren nicht, wenn wir meinen, daß er der Ukraina sogar weniger Aufmerksamkeit schenkte, als ein durchschnittlicher polnischer Leser der in jener Zeit beliebten Kosakenromane von Michael Czajkowski; ein biederer Landesgerichtsrat, der viel zu lesen keine Zeit hatte, war er in jedem Zoll ein typischer galizischer Ruthene, allerdings von der schon zu seiner Zeit seltenen Abschattung, welche die Existenzberechti-

¹⁾ Vgl. oben S. 80 f., 372.

gung des Ruthenentums nicht einzig und allein im Polenhaß erblickte.¹⁾

Nachdem daher das schwarzgelbe Ruthenentum durch die monströse Enunziation des *Ślōwo* während des Krieges mit Preußen im hohen Grade kompromittiert erschien²⁾, andererseits aber auf dem Boden der Neugestaltung der Monarchie, die sich infolge dieses Krieges vollzog, für das Polentum neue, seit der Annexion Galiziens nie geahnte Aussichten sich eröffnet hatten, war Ławrowski mehr als irgend wer dazu berufen, einen neuen ruthenischen Kurs anzubahnen. Was den ersteren der erwähnten Faktoren anbelangt, so muß man sich vergegenwärtigen, daß die Stellungnahme des *Ślōwo* vom Jahre 1866 für das gesamte Ruthenentum eine politische Schlappe sondergleichen war. Konnte sie doch nicht einer Fraktion zugeschoben werden, die als Sündenbock die Folgen einer derartigen Taktlosigkeit hätte tragen können, da das *Ślōwo* damals das einzige in ruthenischer Sprache erscheinende Blatt war, und — soviel wir uns erinnern können — nach den beiden berüchtigten Erklärungen des *Ślōwo* keine Gegenenunziation zum Vorschein gekommen war, welche wenn auch halbwegs den Eindruck der politischen Untat zu verwischen versucht hätte. In bezug auf eine Annäherung an die Polen, die unter den obwaltenden Umständen als politisch angezeigt gelten konnte, ist zu bemerken, daß Ławrowskis persönlicher Freund, Franz Smolka, für diese Strömung unter seinen Landsleuten einen günstigen Boden zu schaffen und hiefür seinen ganzen Einfluß einzusetzen bereit war. Zu bedauern ist, daß dieser Politiker, der allezeit, also auch in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre, als einer der Führer der galizischen Polen betrachtet wurde, nicht mehr der Franz Smolka von 1848—1849

¹⁾ Ich muß hier wieder meinem aufrichtigen Bedauern Ausdruck geben, daß ich in den Nachträgen zu S. 59—61 auf die Wiedergabe ausführlicher Auszüge aus den Jugenderinnerungen Alexander Barwinskyjs verzichten mußte (s. oben S. 418), weil darin so mannigfaltige, äußerst charakteristische Einzelheiten geboten werden, die grell die polenfeindliche Stimmung der ruthenischen Schulkjugend um 1860 beleuchten. Eine jede in der Tat wenig feinfühlende Herausforderung der polnischen Nationalgefühle erschien diesen jungen Leuten geradezu wie eine nationale Heldentat, wenn dies auch von der Obrigkeit gutgeheißene Heldentaten waren.

²⁾ Vgl. oben S. 80 f.

oder 1860—1862 und noch nicht derjenige von 1880—1893 war, was unmöglich zu erklären ist, ohne auf Einzelheiten einzugehen, die nicht hierher gehören. Dies mußte jedoch erwähnt werden, um darauf hinzuweisen, daß die der Aktion Ławrowskis von seiten Franz Smolkas mit Begeisterung gebotene Förderung gerade in jener Zeit von keiner Wirkung war.

Nur im Lichte oben erörterter Tatsachen ist dies erklärlich, daß es Ławrowski im Jahre 1869 gelungen war, sämtliche ruthenischen Landtagsabgeordneten um sich zusammenzuscharen und zur gemeinsamen, einen polnisch-ruthenischen Ausgleich anstrebenden Aktion zu bewegen. Unter denjenigen, die seinen darauf hinzielenden Antrag unterzeichnet haben, fehlen somit auch dergleichen Namen nicht, wie Naumowicz, Basilius Kowalski, Pawlikow, Malinowski, Guszalewicz, Pietruszewicz, auch der berühmte Kowbasiuk nicht.

Der Antrag, vom 23. Oktober 1869 datiert, wurde im Landtage am 26. Oktober während der ersten Lesung durch folgende, wirklich erhabene Worte des ehrwürdigen Antragstellers beleuchtet.

„Ich habe die Ehre zu erklären, daß wir von nun an unsere bisherige Politik, der wir uns bis dahin euch gegenüber beflissen haben, nicht länger fortzusetzen gewillt sind: wir betreten einen neuen Weg. Seit 1866 hat unsere Monarchie ihre weitere Ausgestaltung auf neuen Grundlagen, denjenigen der gegenseitigen Verständigung, gefunden, um so mehr sollen wir uns untereinander verständigen. Die Polen und die Ruthenen sind Brüdernationen, durch tausendfache Bande vereinigt, durch Familienbeziehungen, gesellschaftliche und so vielfältige anderweitige Verhältnisse. Auch der Tod vermag uns nicht zu trennen, denn nebeneinander liegen unsere Gräber und der Katholizismus, dessen treue Söhne wir sind, erhält diesen Bund auch über das Grab hinaus.“

„Es wird uns von ruthenischer Seite vorgeworfen, daß wir — die wir in bezug auf prinzipielle Fragen uns allezeit in der Minorität finden — dennoch die Hand zu einer Verständigung reichen.“

„Die Ruthenen gingen früher von dem Grundsatz aus, Westgalizien wäre ein polnisches, Ostgalizien hingegen ein ruthenisches Land, und verlangten deshalb eine Zweiteilung

Galiziens. In unserem vorliegenden Antrage verlangen wir nicht die Zweiteilung Galiziens und erkennen unser Land als ein gemeinsames an, wo wir auf gemeinschaftlichem Boden in Reih und Glied arbeiten wollen. Wir streben die Gleichberechtigung unserer geliebten Nationalität an und in dieser Beziehung sind wir zu derartigen Zugeständnissen bereit, welche die Gemeinschaftlichkeit (wörtlich) unseres Landes mit sich bringt (wörtlich), z. B. wir willigen ein, daß die Statthalterei und sämtliche Landesbehörden (*uprządytelstwo krajowe*) sich der polnischen Amtssprache bedienen, weil unser gemeinschaftliches Zusammensein eine gemeinschaftliche Zentralbehörde erheischt.“

... „Nach außen werden wir keine zwei besondere Lager, um so weniger zwei gegen einander streitende Lager (*dwa protywni tabory*) darstellen, sondern wir werden Vertreter (*zastupnykamy*) eines und desselben Landes sein. Innere Differenzen sollen uns nicht nach außen uneinheitlich erscheinen lassen.“

„Ich bin fest überzeugt, daß eine solche Konsolidierung unserer gegenseitigen Beziehungen zum Wohl unserer ganzen Monarchie beitragen wird. In ganz Österreich herrscht Unzufriedenheit. Die ganze Politik muß umgestaltet werden. Die Politik Österreichs darf keine deutsche, sondern muß eine österreichische sein, sie soll dem Gedeihen Österreichs, dem Wohl der Dynastie, nicht dem Wohl einzelner Volksstämme, die über die anderen zu herrschen bestrebt sind, dienen.“

„Eine wirksame Pression (wörtlich) in dieser Richtung könnte von seiten unseres Landes auf die Politik unserer Monarchie nur dann ausgeübt werden, wenn dessen beide Nationalitäten gleichgestellt wären, denn nur in diesem Falle könnten wir zum Wohl Österreichs gemeinsam und solidarisch auftreten.“

„Wir verfechten nicht die Interessen des Deutschtums. Wir wollen nicht die deutsche Sprache beseitigen (wörtlich). Deutsch ist doch eine europäische Sprache, deshalb wollen wir deutsch lernen und werden dies tun, aber wir wollen dies nicht als Grundsatz hinstellen (wörtlich) und für einen solchen Grundsatz eintreten.“

„Was die übrigen Punkte anbelangt, so haben wir uns wesentlich an diejenigen Grundsätze gehalten, die 1848 auf dem Prager Slavenkongresse unter den Ruthenen und Polen besprochen wurden ... Manche Grundsätze jenes Ausgleichs (?)

haben wir fallen lassen, um die gegenseitige Verständigung zu ermöglichen“

Die wesentlichsten Punkte des Antrages Ławrowski dürften folgendermaßen präzisirt werden.

Die Polen und Ruthenen sind in dem ganzen Königreich Galizien und Lodomerien samt dem Großherzogtum Krakau in jeder Beziehung gleichberechtigt. Einem jeden Landesangehörigen steht es frei, sich der polnischen oder der ruthenischen Sprache in seinen Beziehungen sowohl mit den Staats-, als auch mit den autonomen Landesbehörden zu bedienen (Art. I); die Behörden sind gehalten, jedes Einschreiten mündlich oder schriftlich in derselben Sprache zu erledigen, in der sich der Betreffende an sie wendet (Art. IV). Alle amtlichen Verkündigungen müssen in sprachlich gemischten Bezirken in beiden Landessprachen verlautbart werden (Art. IV), auch amtliche Aufschriften in öffentlichen Gebäuden sollen daselbst zweisprachig sein (Art. II). Die Statthalterei und die ihr unterstehenden politischen Behörden, die Oberlandes-, Landes- und Kreisgerichte sowie der Landesausschuß bedienen sich im inneren Dienste der polnischen Sprache, die Bezirks- und Friedensgerichte hingegen derjenigen Landessprache, die in dem betreffenden Amtssprengel überwiegt (Art. V). Die in sprachlich gemischten Bezirken angestellten Beamten und Lehrer müssen beide Landessprachen beherrschen (Art. VI, VII).

Die Unterrichtssprache in den Volksschulen wird durch denjenigen Faktor, auf dem die Unterhaltungskosten der betreffenden Schule lastet, bestimmt (Art. X). Wird aber eine Schule aus öffentlichen Fonds subventioniert, so bestimmt zwar auch die betreffende Gemeinde, in welcher Sprache der Unterricht stattfinden soll, dieser Beschluß unterliegt jedoch der Genehmigung seitens des Landesschulrats (Art. XI). In allen Ortschaften mit sprachlich gemischter Bevölkerung bildet von der dritten Klasse der Volksschule angefangen die andere Landessprache, von der vierten Klasse an die deutsche obligaten Lehrgegenstand (Art. XII). In Lemberg, Przemyśl und Stanislaw werden ruthenische Lehrerseminare, jedoch mit Polnisch als obligatem Lehrgegenstand errichtet werden. In bezug auf die öffentlichen gänzlich oder teilweise auf Staats- oder Landeskosten erhaltenen Mittelschulen werden vom Jahre 1871 an

folgende Vorschriften gelten: 1. In einem der Lemberger Gymnasien bleibt Ruthenisch als Unterrichtssprache bestehen; 2. in Przemyśl, Stanislaw, Sambor, Brzeżany und Tarnopol sind bei allen Klassen des Untergymnasiums ruthenische Parallelklassen zu unterhalten — im Obergymnasium werden für einige Gegenstände (Griechisch, Geographie und Geschichte, Naturgeschichte) ruthenische Parallelkurse eingerichtet; 3. künftighin werden die Schulbehörden gehalten sein, auf Verlangen der Eltern von wenigstens 25 Schülern parallele ruthenische Klassen bzw. ruthenische Parallelkurse für einzelne Lehrgegenstände einzurichten; 4. in Ortschaften mit gemischter Bevölkerung, wo Realschulen bestehen, wird darin der Unterricht in Geschichte und Geographie sowie Naturgeschichte ruthenisch erteilt (Art. XVI); 5. in sämtlichen Ortschaften mit gemischter Bevölkerung bildet die andere Landessprache obligaten Lehrgegenstand (Art. XVII).

Nicht bedeutungslos sind die Vorschläge betreffend eine besondere zu errichtende Kommission für die Prüfung ruthenischer Schulbücher in bezug auf ihre sprachliche Seite; es galt doch erst eine zu Unterrichtszwecken sich eignende ruthenische Sprache zu bilden und es war von großem Belang, daß es nicht Russisch sei, was in die Lehrbücher unter dem Deckmantel des Ruthenischen eingeschmuggelt wäre. Die Kommission sollte bestehen: 1. aus einem Delegierten des Landesschulrats als Vorsitzendem; 2. aus dem Professor der ruthenischen Sprache und Literatur an der Lemberger Universität¹⁾; 3. aus je einem Delegierten des *Narodnyj Dim*, des *Stawropigianischen Instituts* und der *Hałycko-ruska Matycia*²⁾; 4. aus zwei wegen ihrer literarischen Arbeiten bekannten, von der Kommission zu kooptierenden Mitgliedern. Der Punkt 3 bot in bezug auf das Einschmuggeln des Russischen nur recht geringe Garantien.

¹⁾ Diesen Posten bekleidete 1849—1866 Jakob Hołowatzkij. Nachdem er 1866 Galizien zu verlassen genötigt wurde und sich nach Rußland begab, wo er in Wilno die Stelle eines Bibliothekars und Archivdirektors erhielt, übernahm 1868 die Lehrkanzel Hołowatzkij's Emilian Ogonowski (auch griech.-kath. Geistlicher), zuerst als supplirender, dann als wirklicher Professor.

²⁾ Vgl. oben S. 59 und 411. Das dritte der genannten ruthenischen Nationalinstitute wurde 1849 oder gleich nachher gestiftet und erfreute sich namentlich in den fünfziger Jahren vieler Begünstigungen von seiten der Regierung, wurde jedoch bald zu einer Pflanzschule der russophilen Strömung.

An der Lemberger Universität sollten an der juridischen Fakultät für sämtliche den Gegenstand der II. Staatsprüfung bildenden Lehrgegenstände, an der philosophischen Fakultät für verschiedene Fächer neun ruthenische Lehrkanzeln errichtet werden. An der Lemberger technischen Akademie wurden drei ruthenische Lehrkanzeln sowie Ruthenisch als Lehrgegenstand in Anspruch genommen (Art. XXIII).

Im Landesausschusse sollte ein Mitglied und ein Mitgliedvertreter ruthenischer Nationalität, *der sich im Landtage der ruthenischen Sprache bedient* — also nicht etwa ein *gente Ruthenus* — Sitz haben (XXVII).

Dem ruthenischen Nationaltheater in Lemberg — ein ständiges bestand nicht — sollte eine im Landesbudget zu bestimmende Jahressubvention zugesichert werden (Art. XXX).

Man wird es begreiflich finden, daß es mir persönlich schwer fallen würde, mein Urteil über das Scheitern der Aktion Ławrowskis auszusprechen, wiewohl ich nicht umhin kann zu bemerken, daß die in seinem Antrage gestellten Postulate trotz einer gewissen, die ganze Aktion kennzeichnenden Bescheidenheit, namentlich in bezug auf das höhere Unterrichtswesen bei weitem die Grenzen überschritten, die den Ansprüchen der Ruthenen durch das damalige Entwicklungsstadium ihrer Sprache angewiesen waren. Ohne mich auf die Beurteilung einzelner Punkte des Antrages sowie seines Ganzen einzulassen, will ich möglichst treu die Stimmung zu bezeichnen suchen, mit welcher die Aktion Ławrowskis von polnischer Seite aufgenommen wurde.

„Man merkt die Absicht und man ist verstimmt“ — in diesen wenigen Worten läßt sich zusammenfassen, was man darüber hielt. Die Zusammensetzung der Gefolgschaft Ławrowskis, anstatt Hoffnungen Raum zu geben, daß die Konsolidierung sämtlicher ruthenischer Landtagsabgeordneter unter seiner Führung zur sicheren Aufrechthaltung des angestrebten nationalen Friedens beitragen dürfte, erweckte vielmehr Mißtrauen. Soll denn — fragte man — den Elementen, die sich vor drei Jahren durch ihre brutale Aufrichtigkeit so grenzenlos kompromittiert haben, auf uneigennützige, echt polnische Weise zu ihrer Rehabilitation verholfen werden, um dann auf dem Boden des geplanten Ausgleiches ihre *graeca fides* unge-

stört walten zu lassen? Wir kennen doch die Pawlikows, die Malinowskis etc., wir haben ja bis zur letzten Stunde Beweise genug gehabt, wie sie alle uns hassten und was sie faktisch anstreben — wäre es nicht zu naiv, an ihre über die Nacht erfolgte Bekehrung zu glauben? Die Herren sind doch im Grunde Russen, und alles, was man ihnen gewährt, wird nur zum Frommen des Zaren aller Reußen gereichen.

Außerst kennzeichnend ist, daß in der ganzen Aktion Ławrowskis nicht nur von „Ukrainisch“ keine Rede war — von niemandem konnte verlangt werden, daß er 1869 hätte ahnen können, wie seine „geliebte Nationalität“ nach 40 Jahren heißen wird —, man merkt darin auch keinen wenn auch leisesten Anklang an das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit des Volksstammes, dessen Sprache von den Karpathenabhängigen bis an den Kuban erschallt und nicht weniger vor 50 Jahren erschallte. Wäre man geneigt, sich vorzustellen, diese Retizenz sei nach den Enthüllungen vom Jahre 1866 auf taktische Rücksichten oder auf Taktgefühl zurückzuführen, auf den Gedanken, nicht über die schwarzgelben Grenzpfähle hinauszublicken, so würde man die Sachlage irrtümlich beurteilen. Unter den 29 ruthenischen Notabeln, welche den Antrag Ławrowski unterzeichnet haben, gab es wohl keinen einzigen, der sich in jener Zeit für die Ukraina interessiert hätte.

Julian Ławrowski starb nicht lange nach der Landtags-session, in der er seinen Antrag gestellt hat, im Jahre 1873. Manche sind geneigt zu meinen, daß die Weiterentwicklung des ruthenischen Problems andere Wege gegangen wäre, wenn er in den achtziger Jahren gelebt hätte. Er hatte kaum das fünfzigste Lebensjahr überschritten.

Zu S. 82 ff., 101 ff.

In bezug auf die ersten Rührungen ukrainischer Wandlungen unter der ruthenischen Jugend Galiziens in den sechziger und siebziger Jahren sei auf die Erinnerungen Alexander Barwinskyjs (a. a. O.) hingewiesen, wobei wir wiederum unser Bedauern nicht unterdrücken können, daß es uns nicht möglich ist, reichliche Auszüge aus diesen interessanten Memoiren hier in deutscher Übersetzung zu bieten (vgl. oben S. 418, 423). Was die weitere Ausgestaltung der ukrainischen Strömung

in den achtziger Jahren und die ihr damals von der polnischen Seite entgegengebrachten Sympathien anbelangt, verfügen wir über schätzenswerte ungedruckte Erinnerungen einer Persönlichkeit, die an den damals stattgefundenen Versöhnungsversuchen rege beteiligt war. Wir werden dieses Material in einer ausführlicheren Behandlung dieses Gegenstandes, die wir uns für die Neue Folge dieser Studien vorbehalten, verwerten.

Hierauf ist auch in der Fußnote S. 142, Z. 2 v. u. Bezug genommen, wo auch ein Druckfehler (18 statt 82) zu berichtigen ist.

Zu S. 115 ff. und 146 ff.

Bei der Unsicherheit, was man über den Umfang und die inneren Kräfte der seit Anfang dieses Jahrhunderts jedenfalls im Fortschreiten begriffenen nationalen Bewegung in der „authentischen“ Ukraina denken soll, mögen folgende, uns von gut unterrichteter Seite zugekommenen Mitteilungen über deren äußeren Hergang nicht ohne Interesse sein. Sie stimmen übrigens damit, was oben S. 115 ff., sowie S. 146 ff. zur allgemeinen Charakteristik dieser Bewegung und deren Ziele gesagt wurde, vollkommen überein.

Eine kräftigere Betätigung des nationalen Bewußtseins ist erst zu Anfang dieses Jahrhunderts unter der akademischen Jugend der Universität Charkoff hervorgetreten, und zwar bekanntlich mit einem durch und durch sozialistischen, sogar stark revolutionären Gepräge. Es wurde die stramm organisierte *Ukrainische revolutionäre Partei* gebildet, die eine planmäßige agitatorische Aktion unter den Volksmassen begann. Dank vielfachen, sehr verzweigten Verbindungen mit den „ukrainischen“ Sozialisten Galiziens erhielt die Parteileitung von dort her beträchtliche, oft zentnerschwere Sendungen von Druckschriften, die auf Schmuggelwegen die Grenze passierten und sich rasch unter dem Landvolke der Ukraina verbreiteten. Sie wurden gierig verschlungen, gelesen oder den Analphabeten vorgelesen und das Volk war — nach dem Wortlaut eines Berichtes der Parteileitung — hocherfreut, „einmal doch die sozialistische Wahrheit im Idiom des *Mužik* kennen zu lernen“. Die konkreten Folgen einer so rührigen Agitation ließen nicht lange auf sich warten. Nachdem die Parteileitung die Überzeugung

gewonnen hatte, der Boden wäre hiefür bereits gehörig vorbereitet, wurde zur planmäßigen Organisierung agrarischer Streiks geschritten, die im Jahre 1903 in den Gouvernements Charkoff und Połtawa zum Ausbruch bedeutsamer Unruhen geführt haben und, von der Parteileitung in ihrer Bedeutung hoch angeschlagen, gewissermaßen als eine Art Einleitung zu der bald darauf, während des japanischen Krieges ausgebrochenen russischen Revolution betrachtet werden.¹⁾

Im Jahre 1905 wurde ein Kongreß der ukrainischen revolutionären Partei abgehalten. Die Partei schloß sich dem maximalistischen Programm der deutschen Sozialisten an, dessen Grundsätze sich mehrweniger mit dem Minimalismus der russischen Sozialisten decken. Die bis dahin wenig hervortretende nationale „ukrainische“ Färbung der Bewegung wurde in den Beschlüssen dieses Kongresses insofern unterstrichen, als unter die Ziele der Partei das Anstreben einer „demokratischen Autonomie“ in den ethnographischen Grenzen der Ukraina (also recht vag) sowie voller Bürgerschaften für eine freie Entwicklung nationaler Minoritäten innerhalb dieses Gebietes offiziell aufgenommen wurde. In bezug auf die zu befolgende Taktik hat der Kongreß beschlossen, jene des linken Flügels der russischen Sozialdemokratie (*Bolschewiki*) einzuschlagen. Schließlich wurde auf demselben Kongresse die Namensänderung der Partei vollzogen: anstatt *Ukrainische revolutionäre Partei*, nennt sie sich seither bis auf den heutigen Tag: *Ukrainische sozialdemokratische Arbeiterpartei*.

Den eigenen Aussagen der Führer zufolge ist die Partei seit der Bewältigung der russischen Revolution im Niedergange, während die bürgerlichen Parteien in den Vordergrund der nationalen Bewegung getreten sind. In den uns zugekommenen Mitteilungen werden zwei besondere bürgerliche Parteien unterschieden: die demokratische und die radikale, so daß diese Differenzierung sich ziemlich mit den galizisch-„ukrainischen“ Parteiunterschieden decken würde. Von den beiden bürgerlichen Parteien der Ukraina wird behauptet, daß sie sich bis 1905 von der durch die Sozialisten angeregten Bewegung „mit Mißachtung“ fernhielten. Bitter wird dies seitens der sozialisti-

¹⁾ Vgl. O. Hoetzsch, Rußland (Berlin 1913), S. 187.

schen Parteileitung hervorgehoben, die bürgerlichen Parteien, die an der revolutionären Bewegung gar nicht beteiligt waren, hätten sich dann deren Errungenschaften zu Nutzen gemacht. Die namhafteste Betätigung der nationalen Bestrebungen der beiden bürgerlichen Parteien ist in der Massenpetition zu sehen, die im Herbst 1906, mit etwa 10.000 Unterschriften versehen, die Nationalisierung des Unterrichtswesens in der Ukraina verlangte. Im nächstfolgenden Jahre vereinigten sich die beiden bürgerlichen Parteien zu einer einzigen nationalen Partei, worauf die Erklärung folgte, jeglichem Parteizwiste soll ein Ende gemacht werden; es erging sogar an die sozialistischen Journalisten die Aufforderung, gemeinschaftlich auf nationalem Boden mitzuwirken, dem auch die Mehrzahl der letzteren entsprochen hat. So ein Parteiburgfrieden scheint sich auch bis zum Ausbruch des Krieges erhalten zu haben.

Gleich zu Anfang des Krieges hat die Regierung in der Ukraina zu strengen Repressivmaßregeln gegriffen: die „ukrainischen“ Schulen wurden geschlossen, manche „*Djejatjeli*“ (Persönlichkeiten, die sich durch eine tätige Beteiligung an der nationalen Bewegung hervorgetan haben) wurden in weite Gouvernements deportiert; seit Anfang 1915 ist wieder, wie vor 1905, die Drucklegung von Schriften irgend welchen Inhalts in der „ukrainischen“ Sprache verboten. Das einzige „ukrainische“ Organ, welches nunmehr innerhalb der russischen Grenzen (in russischer Sprache) erscheint, ist die seit Beginn des Krieges in Moskau herausgegebene *Ukrainskaja Žizn*. Ihre Haltung ist selbstverständlich eine patriotisch-russische, und unter obwaltenden Umständen wäre es gewiß völlig unangebracht, nach ihrer — aufrichtigen oder geheuchelten — Stellungnahme die im nationalen Lager der Ukraina vorherrschende politische Strömung zu beurteilen.

Nichtsdestoweniger sind unsere Gewährsmänner der Ansicht, die Moskauer *Ukrainskaja Žizn* wäre ein viel treuerer Ausdruck der politischen Orientierung der ukrainischen Nationalen, als die vielfältigen Druckwerke, die, von dem „*Bunde zur Befreiung der Ukraina*“ publiziert, sich in Mitteleuropa einer weiten Verbreitung und in zahlreichen Kreisen einer regen Teilnahme erfreuen. Dem „Bund zur Befreiung der Ukraina“, der gleich nach Beginn des Krieges gebildet wurde

und selbstverständlich im Auslande wirkt, scheint die tatsächliche Ukraina wirklich kein Wohlwollen angedeihen zu lassen. Über sein Entstehen äußert sich der offizielle Bericht der obengenannten sozialistischen Organisation der Ukraina (in Lausanne, also nicht unter der russischen Zensur gedruckt) folgendermaßen: „*La Ligue pour la libération de l'Ukraine a été créée par quelques socialistes originaires de l'Ukraine russe, qui se sont attribué le droit de représenter l'Ukraine russe auprès des gouvernements des empires centraux*“ . . .

Was dort weiter über diesen „Bund“ geschrieben wird, kann hier unmöglich wiedergegeben werden. Bei unbefangener kritischer Beurteilung der betreffenden Anschauungen über den „Bund zur Befreiung der Ukraina“ muß vorzugsweise ein Umstand als ausschlaggebend gelten. Sie mögen — worüber wir uns kein Urteil anmaßen — lediglich auf parteiliche Leidenschaften zurückgeführt und darnach bewertet werden. Eins unterliegt jedoch keinem Zweifel: sie sind nicht von der russischen Regierung (oder irgend einer) inspiriert, wie dies etwa über die Enunziationen der *Ukrainskaja Zizn* behauptet werden kann. Die Schlußfolgerungen der in Rede stehenden Schrift, die seitens der ukrainisch-sozialistischen Parteileitung dem im Mai dieses Jahres in Holland abgehaltenen Internationalen Sozialistenkongreß unterbreitet wurde, sind von einem solchen Haß des Zarats durchdrungen, daß in bezug darauf der russen- und zarenfeindliche „Bund zur Befreiung der Ukraina“ damit schwerlich rivalisieren könnte. Nichtsdestoweniger denkt diese, trotz ihres relativen Niederganges nach 1906 in der Ukraina immerhin mächtige Partei über die Urheber des „Bundes zur Befreiung der Ukraina“ gerade deshalb so abfällig, weil sie die Verwirklichung ihrer Ziele einzig und allein auf russischem Boden im Zusammenwirken mit den geistesverwandten russischen Parteien anstrebt. Deshalb hält sie ihre Volksgenossen, in bezug auf soziale Probleme auch Gesinnungsgenossen, die den Bund ins Leben gerufen oder sich ihm angeschlossen haben — vielleicht vollkommen ungerecht — für gewissenlose Abenteurer, welche ihre galizischen Konnationalen sowie deren Gönner irreführen und selber ein unqualifizierbares Geschäft betreiben. Wenn dies die Meinung der ukrainischen Sozialisten ist — eine berechtigte oder unberech-

tigte — so dürfte nicht in Zweifel gezogen werden, daß sie von ihren bürgerlichen Konnationalen in der Ukraina vollkommen geteilt wird. Unsere Gewährsmänner verbürgen diese Tatsache in ihrem vollen Umfange, woraus auch zu schließen ist, daß Hruschewskyj nicht zu viel gewagt hat, wenn er seine oben angeführte Kundgebung in bezug auf die politische Orientierung der (authentischen) Ukraina (S. 145) feierlich im Namen seiner „Landsleute und Gesinnungsgenossen in Rußland“ der Öffentlichkeit zuführte und ausdrücklich betonte, „daß die österreichische Orientierung über die Gemüter der ukrainischen Gesellschaft keine Macht besitzt und in keinem Falle auf ihre Mitempfindung rechnen kann“.

Dem könnte allerdings nicht ohne den Schein einer gewissen Berechtigung entgegengehalten werden, daß die Richtigkeit der Beteuerungen dieses bewährten ukrainischen Patrioten angesichts der harten Maßnahmen, welche die russische Regierung seit Beginn des Krieges gegen den „Masepinismus“¹⁾ in Anwendung gebracht hat und immer aufrecht hält, immerhin bezweifelt werden dürfte. Was könnte sie dazu bewegen, gerade während des Krieges durch diese repressiven Mittel sich ein reichstreues Element zu entfremden, wenn kein Grund vorhanden wäre, seine loyale Gesinnung zu verdächtigen und bei ihm Sympathien für die feindlichen Mächte vorauszusetzen?

Befragt man hierüber die Sachkundigen, so bekommt man zumeist zu hören, die russische Regierung wäre, namentlich in der Kriegszeit, von der Richtschnur nicht abzubringen: *Sicher ist sicher*.²⁾ Man glaubt jedoch, und zwar gerade von

¹⁾ S. oben S. 17.

²⁾ Es wird übrigens versichert, daß diese Maßnahmen größtenteils auf die allbekannten Handlungsmethoden der russischen Bürokratie zurückzuführen seien, die gewissenlos und dem Staatsinteresse keine Rechnung tragend, in allfälligen Repressivmaßnahmen eine Quelle einträglicher Einnahmen findet. Einerseits dient der Eifer der *Tschinowniks* in Aufdeckung staatsgefährlicher Strömungen gegen oben hin als Mittel, Beförderungen und Belohnungen zu erlangen — andererseits versagt er nie als bewährtes Erpressungsmittel denjenigen gegenüber, die wegen ihrer offenkundigen Gesinnungen in Verdacht kommen können. Und die jüngst vergangene Periode 1905—1914, während der die ukrainisch-nationale Gesinnung gefahrlos zur Schau getragen wurde, läßt ohne mühsame Nachforschungen leicht diejenigen auffinden, gegen die derartige Erpressungsmittel mit Erfolg angewandt werden können.

diesem Standpunkte aus, daß dies nur als ein vorübergehender Zustand zu betrachten wäre, der nach dem Kriege wieder durch die Rückkehr der Sachlage von 1905—1914 abgelöst werden könnte. Die Betätigung des russenfeindlichen Eifers seitens der Urheber des *Bundes zur Befreiung der Ukraina* wird übrigens in der Ukraina so geringgeschätzt, daß man sogar nicht befürchtet, er könnte nach dem Kriege die Aufrechterhaltung der repressiven Maßregeln gegen den Ukrainismus zur Folge haben.

Während diese Zeilen mir im Bürstenabzug vorliegen, wird in den Zeitungen wieder über „*Die revolutionäre Bewegung der Ukrainer in Rußland*“ berichtet. Es soll eine Proklamation im Umlauf sein, deren erste Worte lauten: „Ukrainer! Die Stunde der Befreiung naht“ usw. . . . Die Polizei soll in Kiew anläßlich einer Hausdurchsuchung auf die Spuren einer ukrainischen Organisation gekommen sein. . . . Die Verhaftung der Redakteure Wolfsohn und Stembo steht jedoch — wie zugleich festgestellt wird — mit der ukrainischen Verschwörung (darüber wurde vor einigen Tagen gemeldet) in keinem Zusammenhange.

Da wir auf Grund bisheriger Erfahrungen sowie im Hinblick auf das vollkommen zuverlässige informative Material, auf dem sich unsere Darstellung stützt, es nicht für ausgeschlossen halten, es werde sich bald herausstellen, daß die aufrehrerischen Proklamationen ebenfalls mit der ukrainischen Verschwörung in keinem Zusammenhange stehen, so würden wir es als eine viel zu weit gehende Vorsicht betrachten, die obigen bereits gesetzten, aber noch nicht abgedruckten Seiten (430—435) auszuschalten.¹⁾

Zu S. 129.

Zu berichtigen: Z. 4 v. o. 700 anstatt 800 und weiter Z. 12 v. o. 7 anstatt 8, was übrigens aus dem Zusammenhange hervorgeht.

Zu S. 132.

Eine ausführliche Besprechung der vielsprachigen „ukrainischen“ Flugschriftenliteratur aus der Kriegszeit will ich

¹⁾ Vgl. oben S. 141, Z. 20 v. o. bis 5 v. u.

nicht bis zum Erscheinen der beabsichtigten Neuen Folge dieser Studien aufschieben, und da hier davon aus mannigfaltigen Rücksichten Abstand genommen wird, so wird darüber demnächst eine besondere Schrift erscheinen.

Zu S. 139 (und 77).

So oft in dem ruthenischen Lager eine gewisse, an Größenwahn streifende Geistesrichtung Oberhand gewinnt — was jedesmal mit der Zuversicht zusammenhängt, in den maßgebenden Faktoren eine mächtige Stütze zu finden — tritt immer in schroffer Weise das Verlangen nach der Zweiteilung Galiziens in zwei Provinzen (eine polnische und eine ruthenische) zum Vorschein. Dies war auch in allerletzter Zeit der Fall.

Die faktische Zweiteilung Galiziens in administrativer Hinsicht, wenn auch nicht in der von den Ruthenen gewünschten Form von Bildung zweier besonderer Kronländer, wurde unter dem Regime Bach vorübergehend durchgeführt und seitens der Polen mit der größten Erbitterung als das härteste ihnen seit der Annexion Galiziens zugefügte Unrecht hingenommen. Galizien war nämlich in 20 Kreise eingeteilt, deren 19 aus den bei der ersten Teilung Polens annektierten polnischen Ländern bestanden, der 20., das Gebiet der Bukowina, mit ihnen seit 1786 zu einer Provinz verbunden war. Auf Grund des Kabinettschreibens vom 31. Dezember 1851 und der darauf folgenden Erlässe aus den Jahren 1853 und 1854 und im Zusammenhang mit der Neuorganisation des Gerichtswesens, worin die Bildung zweier Oberlandesgerichtssprengel Lemberg und Krakau angeordnet wurde, ist die Bukowina als ein besonderes Kronland eingerichtet worden, während sieben westliche Kreise Galiziens der unmittelbaren Verwaltung durch die Lemberger Statthalterei entzogen und einem besonderen, in Krakau festgesetzten Landespräsidium unterstellt wurden. Graf Mercandin war der Landespräsident von Krakau. Beim Anbruch der konstitutionellen Ära 1860 wurde diese vorübergehende administrative Zweiteilung des wieder als eine historische Einheit anerkannten Kronlandes aufgehoben.

Berichtigung zu S. 152.

Z. 2 v. u. (Fußnote) nach § 9 zu vervollständigen: *und § 10.*

Zu S. 160.

Die vom griechisch-katholischen Bischof Chomyschyn für die Stanislauer Diözese verfügte Einführung des Gregorianischen Kalenders hat in den „ukrainischen“ Kreisen Galiziens Verstimmung und Widerspruch hervorgerufen. Angesichts dessen hat Bischof Chomyschyn bald ein zweites Rundschreiben erlassen, welches als höchwichtiges Dokument zur Beurteilung des Zustandes der ruthenischen Kirche unserer Zeit bezeichnet werden muß. Wir können darauf nicht verzichten, den Inhalt dieses Dokuments hier zur Beleuchtung unserer im IX. Kapitel enthaltenen Erörterungen, unter Anführung dessen wichtigster Bestandteile in wörtlicher Übersetzung wiederzugeben.

Einleitend beklagt das Rundschreiben, daß „die Kirche und der Glaube den nationalen Fragen untergeordnet und diese höheren Faktoren als Mittel zu geringeren Zwecken erkannt wurden. Dadurch wurde die, von dem offenbaren und natürlichen Gesetz Gottes eingesetzte Ordnung ins Gegenteil verkehrt. In weiterer Folge haben die Angelegenheiten des Glaubens bei uns den geringeren Raum eingenommen. In die kirchlichen Angelegenheiten haben sich gänzlich ungeeignete Leute, ja sogar Feinde der Kirche eingemengt. Die Autorität der Kirche ist untergraben worden, die Freiheit ihrer Bewegungen eingeengt. Sie wurde in Ketten gelegt, der Mund wurde ihr geschlossen“.

Der Bischof bemerkt weiters, daß, als er nach der russischen Invasion in Wien weilte, wo sich die ganze westliche Intelligenz und Hunderte von Geistlichen versammelten, die Erniedrigung der Kirche beim ruthenischen Volk noch auffälliger wurde. Nach der Vertreibung der Russen wurden in der ruthenischen Gesellschaft neue Zukunftspläne entworfen, an die Kirche hat aber niemand gedacht. Da verkündete aber Bischof Chomyschyn seinen Hirtenbrief über die „Mission des ukrainischen Volkes“ und traf die Verfügungen betreffend die Ersetzung des Julianischen Kalenders durch den Gregorianischen.

„Ich habe den Hirtenbrief verfaßt und die Verfügungen getroffen, nicht um jemanden zu Gefallen zu tun, nicht unter dem Einfluß oder dem Druck anderweitiger Faktoren, und habe mich auch nicht von versteckten Rücksichten leiten

lassen. Nur mein Gewissen allein und die Beweggründe des heiligen Glaubens, sowie das Wohl meines Volkes haben mich dazu veranlaßt. Auf einen Widerstand von seiten der patriotischen ukrainischen Kreise war ich auch nicht gefaßt, höchstens auf einen solchen seitens der verkappten Russophilen oder der beschränkten und unvorsichtigen Leute. Ich war daher nicht wenig erstaunt, als am 27. Februar eine Abordnung des ukrainischen Bezirks-Komitees bei mir erschien und um einen Aufschub der beabsichtigten Reform des Kalenders für eine gelegeneren Zeit ersuchte.“

Die Abordnung hat dem Bischof eine Denkschrift überreicht, worin gegen die Einführung des Gregorianischen Kalenders die Einwendung erhoben wird, daß dadurch eine Abänderung zwischen den galizischen und den jenseitigen Ruthenen eintreten und „eine Scheidemauer zwischen uns und den Orthodoxen“ errichtet werde; daß das ruthenische Volk sich jetzt im Zustande einer Aufregung und Überreizung befinde, daß man mit dem Konservatismus der breiten Masse und ihrer Anhänglichkeit an die bestehende Feiertagsordnung rechnen müsse, daß die Reform sich direkt gegen die politischen und militärischen Interessen des Staates richte und daß sie verschiedenen Elementen zur Verletzung des während des Krieges unter den Parteien geschlossenen Friedens Anlaß geben könnte.

Darauf erwidert der Stanislauer Bischof:

„Was die Absonderung von den Orthodoxen anbelangt, strebt die Reform eben an, die Ukrainer dem wahren Glauben zuzuführen. Wiewohl die Allgemeinheit überreizt ist, werden alle aktuellen und Lebensfragen erörtert, warum sollte man also nicht die religiösen Angelegenheiten berühren? Wenn es sich um den Konservatismus der Massen handelt, soll man darum auch dem Aberglauben Rechnung tragen?“ Weiters bemerkt der Bischof: „Viele unserer Tribunen aus dem liberalen und radikalen Lager tragen dem Konservatismus der Massen gar nicht Rechnung, so oft sie ihre, der Religion und der Ethik feindlichen und schädlichen Ideen verbreiten, weil sie behaupten, dies des Fortschrittes wegen zu tun und der Kirche die hartnäckige Beharrlichkeit vorwerfen, weil sie heilige, ewige und unsterbliche Angelegenheiten bewacht und bewahrt. Jetzt aber, da die Kirche notwendige Lebensver-

fügungen festsetzt und kundmacht, wird ihr von denselben Herren der Vorwurf gemacht, daß sie den Konservatismus der Massen nicht in Betracht zieht.“

In Wirklichkeit geht der Hauptwiderstand gegen die Reform des Kalenders von den radikalen Elementen aus, bei welchen der Kampf gegen die Kirche den Bestandteil des politischen Programms bildet.

Die Einwendung, die Interessen des Staates verletzt zu haben, widerlegt der Bischof mit dem Hinweis, daß das Verlangen nach der Kalenderreform gerade von den politischen Faktoren gestellt wurde.

Trotz dieser Aufklärung ließen die Ukrainer von ihren Einwendungen nicht ab.

„Ich erfahre — schreibt der Bischof — daß die ukrainischen „maßgebenden Faktoren“ in den Lemberger weltlichen und geistlichen Kreisen, die unter dem Kommando der ukrainischen Patrioten in Wien stehen, meinen, in den kirchlichen, mir als Bischof zustehenden Wirkungskreis verfügten Anordnungen, Widerstand entgegensetzen, daß sie Einwendungen erheben und Proteste vorbereiten. Ebenso ist die ukrainische Presse, deren unfreundliche, ja feindliche Stellung der Religion gegenüber bekannt ist, bestrebt, meine Anordnung herabzusetzen und zu diskreditieren, indem sie nicht einmal den Text meines Rundschreibens wiedergibt oder wenigstens die darin enthaltenen Beweggründe und Aufklärungen mitteilt.“

Bischof Chomyschyn fragt nun:

„Hätte Rußland den Gregorianischen Kalender früher oder jetzt angenommen, wäre es bei uns zu einem solchen Widerstand gegen den neuen Kalender gekommen? Zu dieser Frage werden wir große Augen machen, eine Antwort wird uns aber nicht über die Lippen kommen, weil es schwer und schmähhch ist, den Fehler zuzugeben, von dem wir beherrscht sind. Weil es schwer ist zuzugeben, daß, wenn Rußland den Gregorianischen Kalender annehmen würde, diese Reform auch bei uns die volle Anerkennung finden würde. Da würde niemand den Mut haben, die Einwendung zu erheben, daß der Bischof zur Einführung dieses Kalenders in seiner Diözese nicht berechtigt ist, daß dadurch die nationale Sache gefährdet wird, daß das Volk nicht vorbereitet ist; alle Zweifel und Befürchtungen

würden uns dann lächerlich und unbegreiflich erscheinen. Man würde es sogar dem Bischof übelnehmen, wenn er diesen Kalender, den Rußland angenommen hat, in seiner Diözese nicht einführen wollte. Um mich nicht lange dabei aufzuhalten, behaupte ich, daß der orientalische Byzantinismus jene geheime Kraft ist, die uns an den russischen Leichnam kettet, daß sein Einfluß, der von unserer Seele Besitz genommen hat, dort noch immer spukt und jeder Annäherung an die katholische Kirche, wenn auch nur in der Form der Einführung des neuen Kalenders, sich widersetzt.“

Der Bischof betont weiters, daß durch das leere und tote Zeremoniell der orthodoxen Kirche der Geist des Glaubens erstickt und dasselbe auch bei den Ukrainern bewirkt wird. Daher kommt es, daß die russophilen und liberal-radikalen Strömungen bei ihnen ein geeignetes Feld gefunden haben.

„Nur damit — fährt das Rundschreiben fort — läßt sich die Erscheinung erklären, daß die ukrainischen Kreise, wiewohl sie sich zu den Russophilen feindlich stellen, mit ihnen dann in Reih' und Glied treten, wenn es sich um eine antikatholische Aktion handelt. Zum Beweise führe ich einige Momente an. Als es sich um die Reform des Ordens vom heiligen Basilius handelte, da haben alle Ukrainer und Russophilen gemeinsam den Protest erhoben, obwohl jetzt niemand bestreitet, daß die Reform in bezug auf die Kirche und den katholischen Glauben wohltätige Folgen für unser Volk hatte.

Und waren es nicht die Ukrainer und Russophilen, die die Tätigkeit des Kardinals Sembratowicz bekämpft haben? Waren es nicht die Ukrainer, die sich gegenüber den Schwestern Basilianerinnen in Stanislaw Nichtswürdigkeiten zu Schulden kommen ließen, als sie ihr Kloster vernichten wollten? Waren es nicht die Ukrainer und die Russophilen, die mit vereinter Kraft gegen das geistliche Seminar in Stanislaw deshalb den Kampf aufgenommen haben, weil es auf katholische Grundlagen gestellt wurde. Und wer hat einen russophilen Geistlichen, der betrunken sich auf seinen Bischof stürzte und ihn tätlich beleidigen wollte, in Schutz genommen und ihn als den „Märtyrer des bischöflichen Despotismus“ hingestellt? Waren es nicht ukrainische Kreise gemeinsam mit den Russophilen? Und war es nicht ein ukrainischer Organisator der radikalen

Partei, der das von den russischen Agenten in einer der hiesigen Pfarren angeregte Schisma unterstützte? Der Widerstand gegen den Gregorianischen Kalender von seiten der ukrainischen Kreise stellt sie schließlich klar in eine Linie mit den Russophilen.“

Dem obigen Rundschreiben wurde vom Bischof Chomyschyn ein „Anhang“ beigefügt, in welchem er einige mit der Angelegenheit dieser Verordnung im Zusammenhange stehende Tatsachen anführt. Unter anderem wird da gesagt:

„Ich erkläre, daß meinen Schritt niemand von den Regierungsfaktoren beeinflußt hat; meine Verordnungen habe ich in die bei uns herrschende ungesunde Gärung in das Chaos der Ansichten mit der Absicht geschleudert, einen Anstoß zu der Vereinigung aller guten Elemente zu einer Kraft zu geben, um die gesunden Strömungen von den ungesunden zu scheiden. Erst nach der Drucklegung meines Rundschreibens habe ich davon die zuständigen Behörden benachrichtigt und es wurde mir mitgeteilt, daß es mit ihren Wünschen übereinstimme. Es zeugt davon ein Brief des verstorbenen Statthalters Colard, der mir geschrieben hat, daß die von mir angebahnte Reform des Kalenders den besten Eindruck in den Wiener Regierungskreisen und in der Armee gemacht habe, und daß es der Wunsch dieser Kreise sei, die Reform des Kalenders so rasch als möglich auch in der Lemberger und Przemyßler Diözese durchgeführt zu sehen.

„Um die Geistlichkeit und die Gläubigen zu terrorisieren, verbreiteten die ukrainischen „maßgebenden Kreise“ das Gerücht, als ob einflußreiche Persönlichkeiten, und zwar Prinz Liechtenstein, der gewesene Minister Gessmann, wie auch der Landespräsident der Bukowina Graf Meran, bei der Regierung in Wien gegen die Einführung des Gregorianischen Kalenders protestiert hätten. Als ich eine solche Nachricht in den ukrainischen Blättern vorgefunden habe, interpellierte ich den Grafen Meran in dieser Angelegenheit, der mir offiziell erwiderte, daß er niemals einen Einspruch gegen die Reform erhoben habe und daß die betreffende Notiz im „*Dito*“ unwahr sei. Man kann daher ohne weiteres annehmen, daß auch die Nachricht über den Prinzen Liechtenstein und Exzellenz Gessmann erfunden sei.“

Seine Ausführungen schließt Bischof Chomyschyn wie folgt: „Es sind bereits Beweise vorhanden, daß die Geistlichkeit sich ihrer heiligen Sendung würdig zeigen wird. In der ganzen Diözese wurde der neue Kalender vollkommen ruhig eingeführt. In vielen Orten wurde ich benachrichtigt, daß die Gläubigen sich gerne der neuen Ordnung der Feiertage fügen, und sie sandten mir sogar aus diesem Grunde Danksagungen. Es möge sich also die Geistlichkeit nicht terrorisieren lassen, sie trete mutig zur Verteidigung ihrer Ehre und Würde auf, und gestatte es nicht, daß ihren Händen die Leitung der Gläubigen, welche ihr durch göttliches und menschliches Recht anvertraut wurde, entwunden werde.“

Wir bedauern unendlich, daß es uns nicht vergönnt war, das Rundschreiben des Bischofs Chomyschyn, der doch als die kompetenteste Autorität in der Beurteilung der im IX. Kap. dieses Buches erörterten Verhältnisse betrachtet werden muß, verwerten zu können. Das angeführte Kapitel befand sich im März 1916, als das Rundschreiben des Bischofs Chomyschyn verlautbart wurde, bereits unter der Presse, und es war uns nur möglich, eine darauf hinweisende Fußnote S. 160 einzuschalten. Unser Kapitel IX ist im September 1915 in Neapel geschrieben worden.

Zu S. 183.

Die S. 183 (Fußnote) in Aussicht gestellten Erörterungen über das Chełmerland und die daselbst stattgefundene gewaltsame Überführung der dortigen Ruthenen zur russischen Orthodoxie sind im Exkurs III (S. 388—404) enthalten. Der deutsche Leser möge in bezug auf diesen Gegenstand auf dessen äußerst lehrreiche Behandlung in den Münchener Historisch-politischen Blättern, Bd. 106, S. 641 ff., 730 ff., 801 ff. aufmerksam gemacht werden (Prof. W. Chotkowski, „Die katholischen Glaubenszeugen in der Verbannung im Uralgebirge“).

Zu S. 186 f.

Die auf S. 186 f. gebotenen Prozentsätze der ruthenischen und polnischen Bevölkerung, die auf Grund der letzten Volkszählung von 1910 berechnet sind, werden, so oft man daraus Folgerungen zu ziehen sucht, von ruthenischer Seite in zwie-

facher Beziehung bemängelt und als unzuverlässig dargestellt. Zuerst wird ihre Glaubwürdigkeit aus dem Grunde angezweifelt, weil die statistischen Erhebungen von „polnischen“ Behörden durchgeführt worden sind, somit tendenziös zurechtgemacht seien. Wollte man diesen Standpunkt in bezug auf die offizielle Statistik gelten lassen, so müßte überhaupt darauf verzichtet werden, sich über die Nationalitätenstatistik Rechenschaft zu geben, und Galizien steht bekanntlich in dieser Beziehung als tendenziöser Zurechtmachung der betreffenden Angaben verdächtig nicht ganz vereinzelt da. Es sei jedoch gestattet, zu bemerken, daß die Volkszählung auf dem flachen Lande — und auf die Bauernbevölkerung kommt es doch beinahe ausschließlich in diesem Falle an — von Dorfvorstehern durchgeführt wurde, also in ruthenischen Gemeinden von Ruthenen, somit dürfte die Verdächtigung der Fälschung des Tatbestandes, die gewiß in einzelnen Fällen zutreffend erscheinen könnte, größtenteils nur auf Ortschaften sich beziehen, wo im demselben Dorfe Ruthenen mit Polen zusammenwohnen. Diese Erscheinung kommt selbstverständlich zuweilen vor, ist aber im großen und ganzen selten, so daß die daselbst möglicherweise stattgefundene Verunstaltung des wirklichen Tatbestandes für die Gesamtziffern von geringer Bedeutung wäre. Daß übrigens die von Ortsvorstehern durchgeführten statistischen Erhebungen nicht immer zuungunsten der Ruthenen ausfielen, wird durch folgende Tatsache in prägnanter Weise beleuchtet. Die darauf beruhenden Ergebnisse der offiziellen Statistik weisen nämlich über Hunderttausend Ruthenen israelitischer Religion auf. Wer nun einigermaßen die Verhältnisse kennt, wird gewiß zugeben, daß es in Galizien nicht einmal 1% dieser Gesamtziffer von Juden gibt, die sich wirklich zur ruthenischen Nationalität bekennen dürften. Da jedoch die offizielle Statistik in Österreich bedauerlicherweise bis nun nicht die einzelnen Nationalitäten auseinanderhält, sondern lediglich auf Erhebungen in bezug auf die Umgangssprache gerichtet ist, so ist es leicht erklärlich, auf welche Weise — gewiß zum Erstaunen der „Ukrainer“ selbst — so viele Juden die Gesamtziffer des ruthenischen Elements erhöht haben. Der betreffende Ortsvorsteher — gleichviel ob „Ukrainer“ oder „Russe“ (denn an letzteren hat es bereits 1910 in Galizien nicht gefehlt) — hat sich keine Skrupeln gemacht,

die in der Ortschaft ansässigen Juden, mit denen er sich auf ruthenisch verständigen konnte, unter die sich der ruthenischen Sprache bedienende Bevölkerung einzureihen.

Damit wird jedoch ein wichtiger Punkt berührt, der bei Aufstellung einer Nationalitätenstatistik Galiziens auf Grund der letzten wie der vorherigen Volkszählungen nicht unwesentliche Korrekturen, und zwar sicher zuungunsten des polnischen Elements, erheischen würde, soweit man sich redlich darüber Rechenschaft geben wollte, in welcher tatsächlichen Stärke das letztere in Galizien erscheint. Dies ist auch der wichtigste Vorwurf, der von ruthenischer Seite in dieser Beziehung gegen die offizielle Statistik erhoben wird; die galizischen Juden, soweit sie nicht ausdrücklich Deutsch als ihre Umgangssprache angegeben haben, wurden der Bevölkerung, die sich der polnischen Umgangssprache bedient, beigezählt, weil sie der polnischen Sprache mächtig sind und der jüdische Jargon, der tatsächlich die Umgangssprache dieser Bevölkerung bildet, mit bedauernswerter Außerachtlassung des wirklichen Tatbestandes von der offiziellen Statistik prinzipiell ignoriert wird.

Da es gewiß im Interesse der Polen liegt, ihre numerische Stärke in Galizien in einer von jeglicher Verunstaltung freien Weise bewerten zu können, so hat es auch an Versuchen nicht gefehlt, diesen Mangel der offiziellen Statistik durch entsprechende Korrekturen zu beheben. Dies ist aber ungemein schwierig und die betreffenden Versuche stellen sich als eine ziemlich unfruchtbare Sisyphusarbeit dar, über deren zweifelhafte Ergebnisse zu berichten es sich wahrhaft nicht lohnt.

Dem gegenüber sind die „Ukrainer“ entschieden im Vorteil, indem sie mit Emphase behaupten, die offizielle Statistik könne in bezug auf die Nationalitätenverhältnisse Galiziens keine stichhaltigen Anhaltspunkte gewähren. So schlecht ist es darum dennoch nicht bestellt, und da dies eine Frage von ganz eminenter Bedeutung ist, können wir nicht umhin — ohne selbst etwaige Korrekturen vorzunehmen — dem Leser feste Anhaltspunkte zu kritischer Bewertung der S. 186 angegebenen, der offiziellen Statistik entnommenen, somit sich auf die unglückselige „Umgangssprache“ beziehenden Ziffern zu bieten.

Die Gesamtzahl der Juden in Galizien beträgt nach der letzten Volkszählung 871.895, macht somit 12·9% der Bevöl-

kerung aus. Das jüdische Element ist in den westlichen, rein polnischen Bezirken schwächer, in den östlichen, gemischten stärker vertreten, was wir ausdrücklich erwähnen, damit uns der Vorwurf erspart werde, als wenn wir diesen Umstand dem Leser vorenthalten wollten. Doch müssen wir ausdrücklich bemerken, daß er bei der genauen Berechnung der bezüglichen Perzentsätze bei weitem nicht derart auffallende Unterschiede zwischen West- und Ostgalizien hervortreten läßt, wie man dies, durch allgemeinen Eindruck verführt, ohne die Ziffern zu Rate zu ziehen, vorauszusetzen geneigt wäre. Auffallende Unterschiede springen dagegen in die Augen, wenn man die Perzentsätze der jüdischen Bevölkerung in manchen, auch aneinander angrenzenden Bezirken vergleicht, wo in dem einen sich eine größere Stadt findet, in dem benachbarten nur kleine Städtchen oder Marktflecken vorhanden sind. So sind die Juden am stärksten in dem Lemberger Bezirk vertreten, wo ihr Perzentsatz sogar auf 19·4%, d. i. beinahe auf das Doppelte des durchschnittlichen Perzentsatzes in den benachbarten Bezirken steigt. Nun kann es sogar von den entschiedensten Skeptikern in bezug auf das polnische Nationalbewußtsein des jüdischen Elements in Galizien nicht in Abrede gestellt werden, daß von den 57.387 israelitischen Einwohnern Lembergs ein recht bedeutender Perzentsatz aus entschieden national gesinnten Polen besteht. Dasselbe gilt von Przemyśl (Gesamtzahl der Einwohner 54.078), Kolomea (46.676), Drohobycz (34.665)¹⁾, Tarnopol (33.871), Stanislau (33.228), Stryj (30.942), Neusandez (25.004), Jaroslau (23.965), Sambor (20.557).

Was nun die sprachlich gemischten Bezirke anbelangt, die in bezug auf Perzentsätze der beiden Nationalitäten behufs einer allgemeinen Charakteristik der betreffenden Verhältnisse auf S. 186 f. angeführt worden sind, so möge zur kritischen Beleuchtung der bezüglichen Angaben folgende Berechnung von Perzentsätzen der daselbst wohnenden israelitischen Bevölkerung dienen: Bohorodczany 10·8% Juden, Brzeżany 10·25%, Brzozów 12·6%, Buczacz 12·5%, Cieszanów 12·4%, Gorlice 8·6%, Grybów 5·5%, Husiatyn 11·6%, Jasło 6·5%, Krosno 7·5%,

¹⁾ Genauigkeitshalber möge bemerkt werden, daß in Kolomea und Drohobycz Juden, die sich aufrichtig als Polen betrachten, verhältnismäßig eine unbedeutende Minorität bilden.

Lisko 14·1%, Neusandez 9·3%, Peczenizyn 9%, Sanok 10·3%, Skalat 13·1%, Tarnopol 13·17%, Trembowla 8·9%, Zbaraż 7·5%, Złoczów 11·4%, Żółkiew 9·55%, Żydaczów 8·24%.

Bedenkt man noch dabei, daß von der auf 90.114 angegebenen galizischen Bevölkerung, die als ihre Umgangssprache Deutsch bezeichnet, wenigstens die Hälfte auf die Juden fällt, zählt man dazu die merkwürdigen 127.000 angeblichen Ruthenen israelitischer Religion sowie die beträchtliche Anzahl von Juden, denen man entschieden Unrecht tun würde, wollte man ihr polnisches Nationalbewußtsein, das sie zuletzt auch glänzend durch ihre Beteiligung an den heldenhaften Kämpfen der polnischen Legionen betätigt haben, in Zweifel ziehen, so würde die Anzahl der jüdischen Bevölkerung Galiziens, die man billigerweise als der polnischen Nationalität angehörig nicht betrachten dürfte, jedenfalls bedeutend zusammenschrumpfen. So würde zwischen den auf die Umgangssprache bezüglichen Gesamtziffern und denjenigen, welche die tatsächliche numerische Stärke des nationalen polnischen Elements in den ostgalizischen Bezirken ausdrücken würden, bei weitem nicht ein so bedeutender Unterschied zu konstatieren sein, wie dies von „ukrainischer“ Seite behauptet wird. Wir sind hoffentlich von der nächsten Volkszählung nicht so weit entfernt, und da darin wohl nicht mehr das unhaltbare Prinzip der „Umgangssprache“, sondern dasjenige der individuell zu bekennenden Nationalität zum Ausdruck gelangen wird, so können wir getrost erwarten, daß diese Bemerkungen sich darin in einer nicht mehr zu bezweifelnden Weise bewähren werden.

Zu S. 212.

Über die gewaltsame Überführung der unierten Weiß-Rußen zur russischen schismatischen Staatskirche sowie über die Apostasie des Metropoliten Sjemaschko möge der deutsche Leser die lehrreiche Abhandlung Prof. W. Chotkowskis in den Münchener Historisch-politischen Blättern, Bd. 104, S. 530—554, 569—592 u. d. T. „Über die russische Jubiläumsfeier der Vernichtung der griechisch-unierten Kirche in Litauen und Weißruthenien 1839“ vergleichen. Sehr empfehlenswert ist auch hiefür wie in bezug auf die damit zusammenhängenden Fragen die Schrift desselben Verfassers „Über die russische Jubiläums-

feier in Kiew 1888“ (Jubiläum der Einführung des Christentums durch Wladimir den Großen und die Enthüllung des Denkmals Bogdan Chmielnickis in Kiew) ebd. Bd. 102, S. 440—470.

Schlußbemerkungen.

Zu S. 228—315.

Aus mannigfaltigen, im Vorwort eingehend erörterten Gründen sehe ich mich genötigt, auf Ausführung mancher Einzelheiten in bezug auf den im Anhang V behandelten Gegenstand vorderhand zu verzichten, indem ich hier nur versuchen werde, diesen sowieso stärker, als ich dies vorausgesetzt hatte, angewachsenen Band mit einigen Bemerkungen zu schließen, die sich eben auf Anhang V (S. 228—315) beziehen. Als Schluß des vorliegenden Buches geradezu unentbehrlich, mögen sie zugleich gewissermaßen als eine Art Einleitung zu der beabsichtigten Neuen Folge dieser Studien dienen, wo ich in der Lage sein würde, den hier nur flüchtig berührten Stoff einer eingehenderen Betrachtung zu unterziehen.

Der Anhang V ist dazu bestimmt, dem deutschen Leser einen rapiden Überblick über die Schicksale des ruthenischen Volksstamms bis auf den großen Kataklysmus des XVII. Jahrhunderts — die Kosakenkriege — zu bieten. Es finden darin ihren Ausdruck vorzugsweise die Ergebnisse der polnischen Geschichtsschreibung, wenn ich es auch wohl nicht ausdrücklich zu bemerken brauche, daß ich keine Mühe gespart habe, zugleich den Forschungen der russischen Gelehrten sowie des Prof. Hruschewskyj in genügender Weise Rechnung zu tragen. So sehr meine Auffassung in wesentlichen Punkten von der ihrigen abweicht, hoffe ich, daß mir der Vorwurf erspart werden dürfte, ich hätte es unterlassen, in der synthetischen, auf die allgemeinsten Umrisse eingeschränkten Behandlung des Gegenstandes die konkreten Ergebnisse der reichhaltigen russischen Literatur sowie der Untersuchungen Hruschewskyjs in dem Maße in Erwägung zu ziehen, daß meine allerdings größtenteils abweichenden Ansichten der Außerachtlassung desjenigen, was durch sie für die historische Wissenschaft tatsächlich gewonnen wurde, billigerweise nicht zugeschrieben werden

könnte. In einem derartigen Überblick, der sich auf 88 Druckseiten über sechs Jahrhunderte erstreckt, konnte selbstverständlich von vornherein nicht daran gedacht werden, die Ansichten, die darin zum Ausdruck gelangten, durch kritische, auf Anführung der betreffenden Quellenzeugnisse und deren methodische Untersuchung begründete Beweisführungen zu unterstützen. Doch muß ich es sehr bereuen, daß ich davon Abstand nehmen mußte, manche wesentliche Punkte — namentlich dort, wo meine Ausführungen auch den in der polnischen Geschichtsschreibung bewanderten Fachkreisen möglicherweise neu erscheinen dürften — durch Hinweise auf das bezügliche Quellenmaterial sowie auf die bei dessen Verwertung leitenden Gesichtspunkte wenigstens auf eine derartige Weise kritisch zu beleuchten, auf daß sich daran eine wissenschaftliche Diskussion leichter anknüpfen könnte. In der Erwartung, daß die beabsichtigte Neue Folge dieser Studien nicht allzu lange auf sich wird warten lassen, hoffe ich diesem Bedürfnis, welches mich auch persönlich nahe angeht, bald Genüge zu leisten. Jetzt sei es mir nur erlaubt zu bemerken, daß ich den auf den oben zitierten Seiten behandelten Problemen beinahe die Hälfte meines Lebens oder sogar etwas darüber zugewendet habe und es immer lebhaft bedauerte, so wenig davon in einer völlig ausgearbeiteten Form der Öffentlichkeit überantworten zu dürfen. Zuletzt durch anderweitige Arbeiten in Anspruch genommen, glaubte ich schon darauf verzichten zu müssen, die Frucht der langjährigen Studien, soweit ihr ein gewisser Wert beigemessen werden dürfte, auf eine andere Weise sicherzustellen, als daß ich sie — sozusagen als eine Art Vermächtnis — einer jüngeren Kraft zu angemessener Verwertung hätte überlassen können. Der welthistorische Augenblick, auf den mir am Abend meines Lebens zu schauen vergönnt ist, hat mich jedoch veranlaßt (oder besser gesagt: erkühnt), das in reichlich drei Jahrzehnten Durchforschte und Durchdachte in einer wenn auch so ungenügenden Weise synthetisch zusammenzufassen.

Noch eins bedauere ich überdies lebhaft: ich mußte — zum Abschluß dieser Arbeit gedrängt — auf eine, wenn auch in ganz allgemeinen Umrissen gehaltene Erörterung von zwei Punkten verzichten, die den Schlußstein des Anhangs V bilden

sollten. Sie wären für einen polnischen Historiker um so anziehender, als sie ihm einerseits von nationalem Standpunkte viel Genugthuung zu bieten vermögen, andererseits von der polnischen Geschichtsschreibung beinahe unberührt geblieben sind und der russischen sowie ihren Satelliten viel zu viel Spielraum ließen, Auffassungen geltend zu machen, die meines Erachtens jeglicher ernster wissenschaftlicher Begründung entbehren. Wenn ich mich auch auf eine sogar etwas eingehendere Erörterung dieser beiden Punkte in der beabsichtigten Neuen Folge dieser Studien vertröste, so ist dies in meinem Alter — so sehr ich ihr Erscheinen beschleunigen möchte — immerhin unliebsam, mich eine Zeitlang nur mit diesem Trost begnügen zu müssen. Dies wären: 1. ein Studium über die Subjektion von Perejaslaw und über den Vertrag von Hadiatsch; 2. eine Darstellung der Zustände der linksufrigen Ukraina und des Kosakentums um die Jahrhundertwende sowie im Laufe des XVIII. Jahrhunderts. Der Gegenstand dieser beider Studien, die ich sozusagen dem Leser schuldig geblieben bin, berechtigt mich jedoch — dies glaube ich wenigstens — zu der Hoffnung, daß dadurch meine Arbeit keinen wesentlichen Abbruch erleidet. Der Vertrag von Hadiatsch ist doch zu unserem unendlichen Bedauern auf der geschichtlichen Schaubühne eigentlich nur wie ein schöner, nicht verwirklichter Traum aufgetreten und die Schicksale der linksufrigen Ukraina im XVIII. Jahrhundert sind meines Erachtens — trotz Masepa und die wechselvolle Agonie des alten Kosakentums — für die Entwicklung des ruthenischen Problems von geringer Bedeutung gewesen.

Zum Schlusse will ich versuchen, so kurz als möglich die unüberbrückbare Divergenz der geschichtlichen Grundauffassung, die in bezug auf die im Anhang V behandelten Materien zwischen der polnischen Geschichtsschreibung einerseits, der russischen sowie Prof. Hruschewskyj andererseits obwaltet, zu berühren. Es genügt hiefür nicht die übliche Redensart, das Gebiet der Geschichte sei weder eine mathematische noch eine experimentale Wissenschaft, und wenn sogar in den letzteren (höhere Mathematik, Geologie, Biologie) so mannigfaltige einander widersprechende und gegenseitig ausschließende Theorien herrschen, umsoweniger alle in der Geschichtsauffassung hervortretenden Gegensätze verwundern dürfen; ist doch darin

so vielfältigen, von religiösen, politischen und nationalen Gesichtspunkten beeinflussten Meinungen auf Grund eines und desselben Tatsachenmaterials ein so weiter Spielraum geboten, daß zwischen diesen unmöglich der vom wissenschaftlichen Standpunkte aus erwünschte Einklang erwartet werden kann, Abgesehen von all dem ist in bezug auf den Gegenstand, der hier in Betracht kommt, der Ausgangspunkt der obwaltenden krassen Divergenzen auf ein ganz eigenartiges, in der gesamten Historiographie einzig dastehendes Moment zurückzuführen.

Die russische Historiographie — man muß wohl sagen: die russische, „reußisch“ würde hier schwerlich passen — hat vor nicht langer Zeit ein Machwerk hervorgebracht, dem kein ähnliches an die Seite gestellt werden kann. Dieses Unding hat nämlich nicht nur die wissenschaftliche Behandlung der Vergangenheit des ruthenischen Volksstamms völlig verwirrt, sondern zugleich in wirksamer Weise zum Aufkommen einer nationalen Ideologie verholfen, die auf seine weiteren Schicksale einen sonst wohl nie durch ein literarisches Werk gezeitigten Einfluß ausgeübt hat und fortwährend auszuüben nicht aufhört. Ganz zutreffend drückt dies ein Schriftsteller, der sich zuletzt mit diesem Gegenstand beschäftigt hat, aus: „In verschiedenen Literaturen sind Fälschungen angeblich alter Schriftdenkmäler vorgekommen, aber auf ruthenischem Boden wurde mit einem Schlage die ganze nationale Geschichte verfälscht und das Fabrikat, durch welches dies vollzogen wurde, hat sich eine lange Reihe von Jahren des Ansehens eines glaubwürdigen, altertümlichen Quellenwerks erfreut.“¹⁾

¹⁾ So äußert sich L. Janowski in seiner unlängst über die *Istoria Russow* erschienenen Schrift (*O tak zwanej „Historyi Rusów — Kraków 1913*). Der der polnischen Sprache kundige Leser möge auf diese Schrift, wo er auch bibliographische Hinweise auf die bereits reichhaltige, auf die *Istoria Russow* bezügliche Literatur finden wird, aufmerksam gemacht werden. Weder der Verfasser der *Istoria Russow* noch der Zeitpunkt ihres Entstehens ist bekannt. Als sie kurz vor 1830 auftauchte und anfangs längere Zeit nur in sehr zahlreichen Abschriften verbreitet war, wurde ihre Autorschaft dem „disunitischen“ Erzbischof Koniski zugeschrieben und der Zeitpunkt ihres Entstehens etwa in die siebziger Jahre des XVIII. Jahrhunderts gesetzt. Insofern war dies eine scheinbar harmlose Fälschung, da die Zeit, wo ihr Auftreten urkundlich beglaubigt erscheint, wenig mehr als um ein halbes Jahrhundert von den letzten darin verzeichneten Ereignissen entfernt ist, und es sogar nicht ausgeschlossen sein mag, daß sie schon im XVIII. Jahrhundert verfaßt wurde und eine Zeitlang unbemerkt ge-

Dies ist die berüchtigte anonyme *Istoria Russow*. Sagt man „berüchtigt“, so läuft man nicht mehr Gefahr, auf Wider-

blieben war. Wenn auch zwingende Gründe gegen die Autorschaft Konisskis sprechen, ist es doch möglich, daß sie in einem diesem schismatischen Kirchenfürsten und eifrigen Vorkämpfer des Schisma geistesverwandten Milieu entstand und unter seinem, in gewissen Kreisen sehr populären Namen verbreitet wurde, um durch seine Autorität an Ansehen zu gewinnen. Als ein Haufen von Lügengespinsten steht die *Istoria Russow* in der Tat einzig da. Wie aus ihrer Überprüfung an der Hand zeitgenössischer Quellen erhellt, ist selten an ihren Erzählungen eine Silbe wahr: Kriege, Schlachten, unglaubliche Heldentaten werden da erlogen, die bei Heranziehung zeitgenössischer Quellen sich als völlig unmöglich erweisen; nur die auf der Schaubühne auftretenden Personen sind historisch, das von ihnen Berichtete aber zumeist vollauf aus der Luft gegriffen. Das Perfidie der Fälschung liegt darin, daß als das dem Fabrikat zugrunde liegende Quellenmaterial die Papiere eines Klosters bezeichnet werden, wo der zum Mönch geschorene Sohn Bogdan Chmielnickis das ganze Archiv seines Vaters niedergelegt haben soll. Der damalige Stand der geschichtlichen Forschungen macht es erklärlich, daß — gleichviel um 1770 oder um 1830 — derartige infame Lügen aneinandergereiht werden konnten, ohne dem Verfasser die Besorgnis einzufloßen, man würde die Schamlosigkeit seiner Fälschung erkennen. Es muß übrigens zugestanden werden, daß er sich nicht verrechnet hat; er wurde hierin gewissermaßen vom gesunden Menschenverstande geleitet. Hätte er noch so viel Mühe darauf verwendet, durch eine sorgfältige Verwertung des zu Gebote stehenden Materials — was zu seiner Zeit kaum möglich war — sich weniger von der historischen Wahrheit in bezug auf das rein Tatsächliche zu entfernen, um auf diese Weise seinem Fabrikat ein größeres Ansehen in gelehrten Kreisen zu sichern, so wäre es ihm doch nicht gelungen, die Merkmale der Fälschung so zu vertuschen, daß sie über kurz oder lang nicht erkannt werden sollten. Wenn er aber durch keine Rücksichten oder Bedenken davon abgehalten wurde, seiner lediglich durch eine ungebundene Leidenschaft geleiteten Phantasie völlig freien Lauf zu lassen, so war es ihm unendlich leichter, seinen Zweck zu erreichen. Lügen auf Lügen häufend, hat er, durch nichts gehemmt, die Kosakenwelt zu verherrlichen und das katholische Polen in einer so gehässigen Weise zu verunglimpfen vermocht, wie dies ihm unmöglich gewesen wäre, hätte er nur halbwegs den historischen Tatsachen Rechnung getragen. Das elende Fabrikat hat nicht im geringsten dadurch seine Wirkung verfehlt, daß es lange ungedruckt blieb und nur in zahlreichen Abschriften kursierte. Im Gegenteil: der Reiz einer gewissermaßen verbotenen Frucht verhalf ihm nur zu einer um so größeren Popularität, und wäre sogar der Eine oder der Andere, der dazu befähigt war, in der Lage gewesen, darin manche besonders krasse Lügen in ihrem Gehalt zu erkennen, so neigte er leicht der Meinung zu, so Manches dürfte lediglich auf die Rechnung der Unzulänglichkeit einer ihm zu Gebote stehenden Abschrift — Verunstaltung des Textes, Interpolationen und dgl. — zu setzen sein. Man vertröstete sich auch lange damit, das Original des „Meisterwerkes“ von Konisski, wenn es nur aufzufinden wäre, dürfte all derartige Zweifel beheben; erst als dessen Auffindung

spruch zu stoßen, denn als eine unverschämte Fälschung ist dieses in seiner Art einzige Lügengespinnst in der Wissenschaft seit mehreren Jahrzehnten erkannt worden und niemand würde es bereits heutzutage wagen, sich darauf zu berufen. Was aber besonders merkwürdig ist und eine völlig vereinzelte Erscheinung bildet: hält auch ein jeder Historiker — auch ein russischer oder „ukrainischer“ — die *Istoria Russow* für ein infames Falsifikat, die russische Geschichtsschreibung bleibt noch immer zum Teil und die „ukrainische“ vollauf im Banne der Geschichtsauffassung, der durch dieses nichtswürdige Lügenwerk vor kaum hundert Jahren mächtig Vorschub geleistet wurde, und es ist ihnen unmöglich, namentlich der letzteren, sich von dieser Hypnose zu befreien. Wenn es nur auf die Historiographie ankäme! Was jedoch bedeutend unheilvoller ist, die falsche Lehrmeisterin des Lebens hat in diesem Falle so stark auf die gesamte Gedankenwelt des ganzen Volksstammes eingewirkt, daß es in der Tat schwer fällt, sich vorzustellen, wie und wann das Gift, das diesem Fabrikat in Strömen entsprungen und in den psychischen Organismus des Volkes, und zwar aller seiner Schichten eingedrungen ist, aus ihm herauszubringen wäre.

allzu lange auf sich warten ließ, erschien die *Istoria Russow* im Jahre 1846 im Druck — also noch in der Blütezeit der strengen Zensur Nikolaus I. Der Titel lautet: *Istoria Russow, sočinenie Georgija Konisskavo*. Moskva 1846. Der Herausgeber Bodianskij, Professor der Slavistik an der Universität Moskau, hielt an der Autorschaft Konisskis fest und verteidigte sie hartnäckig bis in die siebziger Jahre, was zur Aufrechterhaltung der bereits angefochtenen Autorität des Falsifikats nicht wenig beigetragen hat. Georg Konisski (1717–1795) entstammte einer angesehenen Bürgerfamilie der Stadt Nieżyn (im Tschernihower Gebiet), die sich unter der russischen Herrschaft durch Militär- und Staatsdienst zum Adel emporgeschwungen hatte. Die erste Hälfte seines Lebens verbrachte er in seiner „kleinreußischen“ Heimat, verdankte seine Bildung der Kiewer Akademie, wurde 1744 Mönch und wirkte zugleich an der genannten Akademie, zu deren Rektor er bald ernannt wurde. Im Jahre 1755 erstieg er den „disunierten“ Bischofssitz von Mohilew und wurde zum Haupt der „disunitischen“, von Katharina II. angestifteten Bewegung, die in der Vorgeschichte der ersten Teilung Polens eine wichtige Rolle gespielt hat. Seitdem seine Diözese 1772 an Rußland gefallen war, erfreute er sich eines großen Ansehens am Hofe Katharinas II. und wurde zum einflußreichen Mitglied der „Heil. Synode“ in Petersburg. Seine Angehörigen, „kleinreußische“ Edelleute, genossen eine große Achtung in der Ukraina, mit der Konisski, auch nachdem er seine Heimat verlassen hatte, immer lebhaft Beziehungen unterhielt.

Es gereicht zur Ehre der russischen Geschichtsforschung, daß sie den Wahn, die *Istoria Russow* wäre ein Geschichtswerk, vernichtet hat — ohne allerdings der Zaubermacht, welche dieses Fabrikat sich über die Gemüter errungen hatte, Abbruch getan zu haben. Der Glaube an seine Echtheit wurde schon bald nach seinem Erscheinen im Druck durch die nüchternen kritischen Erörterungen S. Sołowiews ins Wanken gebracht (1848), doch galt es noch volle zwanzig Jahre darauf oder mehr in den „klein-reußischen“ Gelehrtenkreisen als eine Art Ketzerei, sich den „hyperkritischen“ Ansichten Sołowiews anzuschließen, bis endlich sein Schüler Karpow dem Evangelium der ukrainischen Geschichtsauffassung den Todeshieb versetzt hat.

Nichtsdestoweniger wurde der Zweck, den sich der Fälscher in seinem leidenschaftlichen Phantasiebilde gesteckt hatte, im vollsten Maße erreicht. Zwei Generationen sind aufeinander gefolgt und die dritte an der Reihe hat bereits deren geistiges Erbe übernommen: Großeltern, Eltern und Söhne wurden von der Gedankenrichtung, die durch die *Istoria* in den innersten Gründen ihrer Seelen eingepflanzt wurde, beherrscht. Dies wurde selbstverständlich nicht allein durch die Lektüre des Machwerks bewirkt. Das Lügengewebe der Fälschung, die selber der Vergessenheit anheimfiel, wurde unbewußt zum Nationalheiligtum des belogenen Volkes emporgehoben, nachdem kein Geringerer als Gogol¹⁾, von den darin anschaulich erzählten Schauerlichkeiten tief ergriffen, sein herrliches Schriftstellertalent guten Glaubens in den Dienst der ihr innewohnenden Gedankenrichtung gestellt — nachdem diese in dem Vater der nationalen Dichtkunst, Tarass Schewtschenko²⁾, ihren begeisterten Apostel gefunden —, während zugleich durch die zahlreichen *Dumka's* (historische Lieder), welche alten, authentischen Volksdichtungen nachgebildet, sich als solche unter den Volksmassen verbreiteten, den Lügen der *Istoria* im poetischen Gewande überall begeisterte Aufnahme errungen wurde.

All dies war begreiflicherweise nur dadurch ermöglicht, daß die unerloschenen Kosakentraditionen für das enthusiastische Entgegenkommen, welches diesem Fabrikat zuteil geworden

¹⁾ Vgl. oben S. 45, 330.

²⁾ Vgl. oben S. 44 ff., 331.

ist, einen so überaus empfänglichen Boden bildeten. Die *Istoria* — dies ist nicht zu bestreiten — kann als der in seiner schrankenlosen Leidenschaftlichkeit unübertroffene Exponent der Gesinnungen und Strömungen bezeichnet werden, die, durch den großen Kataklysmus des XVII. Jahrhunderts angefacht, in der linksufrigen Ukraina nie aufgehört hatten, unter der Asche der durch seine Flammen aufgezehrten Kosakenherrlichkeit zu glimmern. Sie glimmerten da — dies ist wohl der richtige Ausdruck; zu einem organischen Ganzen, das sich bald auf die Oberfläche des erwachenden Nationalbewußtseins emporgerungen, wurde diese Gedanken- und Gefühlsrichtung erst durch die geistige Bewegung, die sich an die gewaltige Wirkung der *Istoria Russow* anschloß, ausgestaltet. Und dies ist nicht zu leugnen: viel, recht viel guten Glaubens war dabei immerdar, besonders infolge des Ansehens, das der verruchten Fälschung durch die Gelehrsamkeit Konisskis zuteil wurde. Unter den Fittichen seiner Autorität hat sie doch ihr Unwesen begonnen — der Autorität der irregeführten gelehrten Epigonen Pseudo-Konisskis verdankt sie bis auf den heutigen Tag, da niemand mehr an ihre Echtheit glaubt, ihre andauernde, sozusagen posthume, nie versagende, mächtige Wirkung.

Der Fluch der bösen Tat bewährt sich oft auf historio-graphischem Boden.

Nirgends springt dies so sehr in die Augen wie auf dem Gebiete der slavischen Altertümer. Nimmt man noch heutzutage eine neu erschienene, auf emsigen Einzeluntersuchungen beruhende, methodisch einwandfreie Arbeit, die in diesen Bereich gehört, in die Hand, so stoßt man noch immer häufig auf Ansichten, die unmöglich auf fleißig zitierte Quellenzeugnisse zurückgeführt werden können und lediglich als verspätete Nachklänge der Fälschungen Hankas gelten müssen. Würde man den Verfasser zur Rede stellen, ob er denn noch immer an die Echtheit der Königinhofer Handschrift glaubt, so würde er dies sicher als eine beleidigende Zumutung mit Entrüstung zurückweisen. Und doch merkt man oft auf jedem Schritt, daß der Ausgangspunkt mancher seiner Anschauungen in vorgefaßten Meinungen ruht, denen nichts anderes als unverilgbare Reminiszenzen der Lektüre dieser Fälschungen zugrunde liegt. So schwer ist es, sich von dem Banne falscher Anschauungen

zu befreien, die für die vorigen Generationen als mächtige Hebel des nationalen Aufschwungs galten, in denen sie mit einem Worte ihr unantastbares Nationalheiligtum erblickten.

Nur besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen den psychischen Wirkungen der slavophilen und der kosakischen Hypnose, wie zwischen der zwar bedauerlichen, jedoch im Grunde harmlosen Fälschung, welche den altslavischen Zuständen ein pastellartiges, halb idyllisches, halb heroisches Kolorit zu verleihen gesucht hat, und dem entsetzlichen Fabrikat, durch welches die von Blut triefende Kosakenherrlichkeit vermittelt schamloser Lügen auf die schlechtesten Instinkte der menschlichen Seele mächtig einzuwirken vermochte. Wäre der ukrainischen Geschichtsauffassung nur die echte Volksüberlieferung zugrunde gelegen, möge in dieser auch so viel Leidenschaft und Voreingenommenheit gewaltet haben — hätte ihre gelehrte Bearbeitung sich redlich an die ungefälschten Quellenzeugnisse eines „*Samowidetz*“, Welitschko, Hrabianka angelehnt, denen es auch an ausgesprochen verherrlichenden Tendenzen nicht gebricht, die aber den Vorzug der Echtheit für sich haben: so wäre es sicher nie zu einer derartigen Verunstaltung der nationalen Tradition gekommen, wie sie durch die Fälschung des Pseudo-Konisski hervorgebracht wurde.

Es wäre jedoch ein großer Irrtum zu meinen, daß die ukrainisch-russische Geschichtsschreibung sich in ihrer Geschichtsauffassung blindlings der Knechtschaft der *Istoria Russow*¹⁾

¹⁾ Es möge nur ein Beispiel zur Beleuchtung der einzig dastehenden Methode der *Istoria Russow* angeführt werden. Im Jahre 1638 brach in der linksufrigen Ukraina eine Kosakenrebellion unter der Führung des Häuptlings Ostranitzza aus, die vom Fürsten Jeremias Wiśniowiecki (vgl. oben S. 305) in zwei nacheinanderfolgenden Schlachten niedergeworfen wurde. Ostranitzza gelang es, mit vielen Kosaken in die Grenzen des moskowitischen Reiches zu flüchten; später ließen sie sich in den herrenlosen Steppen nieder. Bis daher die durch echte Quellen beglaubigte Geschichte. Nach der *Istoria Russow* dagegen hat sich die Geschichte Ostranitzzas folgendermaßen abgespielt: Die Kosaken errangen in beiden Schlachten glorreiche Siege (denn in dieser Quelle kämpfen sie nie ohne zu siegen) und erwirkten einen annehmbaren Frieden. Ostranitzza wurde jedoch in Kaniów (in der rechtsufrigen polnischen Ukraina, wo er als Sieger weilte) auf hinterlistige Weise mit seinem ganzen Stabe gefangen genommen und nach Warschau geschleppt. Die Erzählung über das Warschauer Martyrium des Ostranitzza und seiner Kosaken, in der schauerlichsten Weise ausgemalt und in jedem Wort schamlos erlogen, bildet in der *Istoria Russow* einen Abschnitt, der vorzugs-

überantwortet hätte. Sagen wir „die ukrainisch-russische Geschichtsforschung“ und meinen darunter Maksimowitsch, Kostomaroff (auch Kulisch, der übrigens der *Istoria* allezeit vielmehr skeptisch gegenüberstand), Antonowitsch usf., zuletzt Hruschewskyj — so geschieht dies nicht nur aus dem Grunde, weil sie, den letzteren ausgenommen, russisch geschrieben haben; sonst traten sie alle, von Hruschewskyj ebenfalls abgesehen, bald als „Klein-Reußen“, bald als Russen schlechtweg auf die Schaubühne. Die Hauptsache ist, daß alle diese Schriftsteller — was auch auf Hruschewskyj zutrifft — wenn auch stärker oder schwächer „klein-reußisch“ angehaucht, echte Geisteskinder der russischen Kulturwelt waren, bei der sie in die Schule gegangen sind. Sie haben insgesamt keine Mühe gespart, die Geschichtsauffassung der *Istoria Russow* einer Revision *sui generis* zu unterziehen, durch die übrigens nicht weniger Unheil angerichtet wurde, als durch den langjährigen Glauben an die Echtheit des verruchten Falsifikats.

weise zu ihrer Popularität beigetragen hat, selbstverständlich in die verfälschte Volksüberlieferung eindrang und jahrelang die schöpferischen Talente namhafter Schriftsteller (auch Puschkin und Gogol) befruchtete. Man weiß nicht, was mehr Staunen erregen soll: die wilde Einbildungskraft des Fälschers, welcher derart unerhörte Greuel zu erdichten fähig war — oder die kaltblütige Lügenvirtuosität, die Namen auf Namen, konkrete Einzelheiten auf Einzelheiten häufte und dadurch seinem Berichte einen Stempel der Glaubwürdigkeit verlieh, der niemandem auch den geringsten Zweifel zu hegen erlaubte, all dies könne der verbrecherischen Phantasie des Pseudo-Konisski entsprungen sein und nicht auf unumstößlichen Zeugnissen des Chmielnickischen Archivs beruhen. Um nicht volle Seiten mit Wiedergabe dieses Schauerberichtes auszufüllen, beschränken wir uns nur auf Erwähnung einiger charakteristischen Züge, die selbstverständlich jeden Eindruck verfehlen, wenn davon das epische Detail abgestreift wird. Das öffentliche Marterschauspiel wurde durch einen pomphaften Zug eröffnet; an der Spitze schritt eine endlose Prozession der katholischen Priester, „welche die auf den Hinrichtungsplatz geschleppten *Klein-Reußen* zu überreden suchten, sich zum katholischen Bekenntnisse zu bekehren, um den Martern des Fegefeuers“ — daran glauben die Orthodoxen nicht — „zu entgehen; umsonst, sie antworteten nichts und beteten zu Gott nach ihrem Glaubensbekenntnis“. Der „Hetman“ und seine 37 Genossen — Oberste, Essale, Ssotniks und Fähnriche — wurden, unsäglichen Qualen ausgesetzt, getötet: teils gerädert, teils mit Lanzen durchstochen noch lebend gepfählt, teils mit Nägeln an hölzerne Bretter angeheftet, dann mit Teer begossen und auf langsam brennendem Feuer verbrannt, teils mit raffiniert ausgedachten Instrumenten (eiserne Bärenklauen) geviertelt. Man kennt vielfältige Foltermethoden, die gerade im XVII. Jahrhundert blühten, auf so etwas stoßt man

Zuerst gilt dies von der ganzen Periode vor dem Auftreten des Kosakentums im offenen Aufruhr gegen Polen. Da hat der Pseudo-Konisski so viel lächerliche Albernheiten zusammengehäuft, daß man diesen Teil seines Machwerks unmöglich ernst nehmen konnte. Dies vermochte jedoch seine Autorität in bezug auf die Kosakenzeit keineswegs zu erschüttern, denn wie hätte man verlangen können, daß seine vermeintliche Hauptquelle, das verschollene Archiv Chmielnickis, über die Urzeit des ruthenischen Volksstammes und seine Weiterentwicklung bis auf die dem „Hetman“ näher liegenden Zeiten zuverlässig Aufschluß hätte gewähren sollen. Es hat aber auch an der psychischen Prädisposition nicht gefehlt, gerade auf diesem Gebiete einen „kritischen“ Standpunkt einzunehmen, weil die Geschichtsauffassung der *Istoria*, wenn auch in bezug auf die *Chmielnitschina* und deren Vorgeschichte von einem so leidenschaftlichen Polenhaß durchdrungen, bei der Schilderung der ruthenischen Vorzeit sich von dieser Richtschnur weit entfernt

jedoch weder in Beschreibungen des damaligen Henkerhandwerks noch in den aufbewahrten Werkzeugen der Folterkammer. Deshalb sagt auch die *Istoria*: „Diese Foltern waren in solch einer Weise zum erstenmal in der Welt angewandt und sind einzig in ihrer Art geblieben, einzig in ihrer Grausamkeit und Barbarei, auch wird die Nachkommenschaft all dem nicht glauben wollen, denn einem wildesten und grausamsten Japaner würde es nie einfallen, so etwas auszudenken, und vor Ausführung derartiger Einfälle würden sogar Tiere und Ungeheuer zurückschrecken.“ Die Krone der Ungeheuerlichkeiten bildete aber das Schicksal der Weiber der Gefolterten, die ihren Männern aus der fernen Ukraina gefolgt waren, um durch ihre Tränen die polnischen Henker zu erweichen. Sie wurden auf den Richtplatz zugelassen; dort hat man sie insgesamt niedergemetzelt, dann aber mit ihren abgeschnittenen Brüsten ihre sterbenden Männer ins Gesicht geschlagen; ihre kleinen Kinder, die sie mitgebracht hatten, wurden alle auf eiserne Stangen, unter denen Feuer brannte, vor den Augen ihrer Väter geröstet. Man denke, daß dieses ganze krankhafte Erzeugnis einer verwilderten Phantasie von Anfang bis Ende erlogen ist, — daß es dank der Autorität des gelehrten Konisski und seiner erlogenen archivalischen Quellen jahrzehntelang ernst genommen wurde und bis auf heute zum Unheil des belogenen Volkes in unzähligen Erzählungen seine besonders beliebte geistige Nahrung bildet! Die Foltern Ostranitzas und seiner Genossen wie das auf ähnliche Weise erlogene Martyrium Nalewajkos, der in einem eigens dazu gegossenen ehernen Stier lebendig verbrannt werden sollte — alles Werk der verbrecherischen Einbildungskraft des Pseudo-Konisski — wurden zu einem nie versagenden Hebel der Entfachung nationaler Leidenschaften und verrichten ihren Dienst bis auf den heutigen Tag, jetzt vielleicht weniger am Dniepr als am Dniestr.

hat. Ihr zufolge hatte bis auf Báthoris Zeit (1576—1586) lange ein ungetrübtes goldenes Zeitalter gedauert und erst als die bösen Jesuiten mit ihrer verdamnten Union kamen, hätte sich alles sofort umgedreht, das bis dahin kosakenfreundliche Polen wäre über die Nacht zum blutigen Henker des heldenhaften Kosakentums geworden.

Für die hiefür erforderliche Korrektur wurde seitens der ukrainisch-russischen Schriftsteller auf eine gar zu leichte Weise gesorgt. Als Schüler der russischen Wissenschaft, brauchten sie nur im Schlepptau der russischen Geschichtsschreibung zu schreiten, die seit Karamsin es sich zu einer ihrer vornehmsten Aufgaben gemacht hatte, zu beweisen, daß West- und Süd-Reußen urwüchsige russische Gebiete gewesen seien, deren historisches Unheil jahrhundertlang in ihrer Vergewaltigung durch das national wie religiös immer so unduldsame Polen bestand.

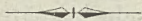
Dies ist aber nicht alles. Wenn Polen bis auf Báthoris Zeit vor den Augen eines Pseudo-Konisski so viel Gnade gefunden hat, so war dies kein Zufall, auch keine persönliche Laune des Fälschers. Auch in dieser Beziehung ist er entschieden als Exponent der ukrainischen Ideologie seiner Zeit und der ihr innewohnenden Tradition zu betrachten. Unter den Nachkommen der alten Kosakenhäuptlinge, die im Laufe des XVII. Jahrhunderts zu ansehnlichen Grundbesitzern und in die entsprechenden *Tschins* eingereihten russischen Edelleuten (*Dwarjanje*) der linksufrigen Ukraina geworden waren, erhielt sich unausgesetzt eine kennzeichnende Schwäche für die Tradition der polnischen Adelsrepublik — eine Schwäche, die sich gerade in der vagen landläufigen Überlieferung Luft machte, vor Báthori sei dort alles glänzend und herrlich gewesen. Bekanntlich gebrach es in ihren Reihen nicht an echten einst polnischen Edelleuten, an Nachkommen jener *gente Rutheni, natione Poloni*, die sich wenn auch nur in geringer Zahl der Rebellion Chmielnickis angeschlossen hatten. Die große, erdrückende Majorität jenes Milieus bestand jedoch aus Nachkommen rein kosakischer Atamane und Essaule, mit deren adeliger Herkunft es recht übel aussah, deren Vorfahren aber bereits im XVII. Jahrhundert in das Fahrwasser der polnischen Adelstraditionen geraten waren. Daran hielten erklärlicherweise um so fester diese meist recht wohlhabenden Parvenüs; es galt doch so lange

in ihren Reihen als eine Marke der Vornehmheit, womöglich polnisch zu sprechen und auf gesellschaftlichem Boden polnische Überlieferungen aufrecht zu erhalten. Infolgedessen kommt auch in dem Gesamtbilde der *Istoria Russow* die gewaltige *Tschern* eigentlich gar nicht zum Vorschein, wodurch dieses so arg verunstaltet wird: alle Kosaken sind da Helden und zum Helden-tum gehört Adel. Der Nachkommenschaft der *Tschern*, den schwer geprüften, in die Leibeigenschaft verfallenen Bauern der Ukraina gegenüber waren denn auch jene Enkel der Atamane und Essaule äußerst gestrenge, oft erbarmungslose Herren. Und dies war gerade das Milieu, wo die *Istoria Russow* entstanden ist.

Mit all dem also, was sich an diese Richtung ihrer Ideologie anschloß, mußte um so unerbittlicher aufgeräumt werden, als dies nicht nur infolge der Stellungnahme der Antonowitsch usw. dem Polentum gegenüber, sondern in einer ganz besonderen Weise durch ihren ausgesprochenen Demokratismus geboten war. In bezug auf die Kosakenzeit schien die Sache ganz einfach: die *Tschern* wurde nach 200 Jahren mit einem Federstrich sozusagen moralisch nobilitiert; alles ist da gleich, die *Starschyna* (Atamane, Essaule) nichts mehr als ein der Gesamtheit stramm dienendes Offizierskorps einer demokratischen Republik. Dieselbe Korrektur wurde systematisch und im vollen Umfange auf das Geschichtsbild der nationalen Vergangenheit in einer unerhört gezwungenen Weise, mit unvergleichlicher Vergewaltigung der historischen Wahrheit angewandt und der „kleinrussische“ (späterhin „ukrainische“) Volkstamm zu dem seit undenklicher Zeit bewährten Träger der demokratischen Ideen gestempelt. Darin hat namentlich Hruschewskyj Unglaubliches geleistet.

Diese Darstellung wird wohl genügen, um die schroffen Gegensätze zwischen der ukrainisch-russischen und der polnischen Geschichtsauffassung zu erklären. Die letztere ist naturgemäß von Beeinflussung durch die Ideologie der *Istoria Russow* sowie der daran vorgenommenen Korrekturen unberührt geblieben; vereinzelte Entgleisungen, welche hierin auch die polnische Geschichtsschreibung infolge übereifrigen, sentimentalen Strebens nach vermeintlicher Unparteilichkeit nicht zu vermeiden vermochte, sind von keiner Bedeutung.

All dies, was hier über die *Istoria Russow* gesagt wurde, mag einem fernstehenden Leser beinahe märchenhaft klingen und es wäre nicht zu verwundern, wenn man mich einer Übertreibung verdächtigte, so unerhört ist wirklich diese Fälschung und alles, was damit zusammenhängt. Nichts wäre mir gewiß erwünschter, als ein lebhafteres Interesse hiefür anzuregen und manchen Leser zu veranlassen, meine Behauptungen an der Hand des Textes der Fälschung sowie der reichhaltigen darauf bezüglichen wissenschaftlichen Literatur zu überprüfen. Dies wäre aber bedauerlicherweise nur in ganz vereinzelt Fällen möglich und die Sache ist zu wichtig, als daß es mir liebsam wäre, den Leser in Ungewißheit zu lassen, ob ihm denn doch nicht Übertreibungen unterbreitet worden wären. Er möge daher meinerseits nur die Versicherung entgegennehmen, daß ich alles, was ich hier über die *Istoria Russow* behaupte, mit meiner Stellung, die ich meiner bereits 44jährigen wissenschaftlichen Laufbahn verdanke, vollauf verbürge und verantworte. Ich bin mir vollkommen dessen bewußt, daß ich mich arg gegen die vier Akademien der Wissenschaften, deren Mitglied ich zu sein die Ehre habe, versündigen würde, wenn ich diese Worte ausgesprochen hätte, ohne sie ernst überlegt zu haben.



Druck von Gottlieb Gistel & Cie., Wien, III., Münzgasse 6.
